L 70000 1917-1918
9 1./XI.-27./IV.

Arbeiterzeitung
1./XI. 1917.

Der Damenhut, der Primsenkäs und die beiden Lehrmädchen.

Wenn es auch den Anschein hat, als würden sich diese drei Dinge in ihrer Gesamtheit nicht zusammenreimen, da man wohl die beiden Lehrmädchen mit dem Damenhut oder mit dem Primsenkäs in Zusammenhang bringen kann, niemals aber eine gedankliche Verkettung zwischen dem Damenhut und dem Primsenkäs herzustellen in der Lage ist, so wird man sofort eines Besseren belehrt werden, wenn man den schlichten Vorgängen dieser einfachen Geschichte folgt.

Ich habe vergessen, zu bemerken, daß diese Begebenheit im Wirkungskreis eines großen Delikatessengeschäftes spielt, das in einer der lebhaftesten Straßen der Stadt gelegen ist. Vor dem Schaufenster dieses Delikatessengeschäftes standen eines Nachmittags zwei kleine Lehrmädchen und guckten mit ihren großen, hungrigen Augen nach den guten Dingen, die es hier zu sehen gab. Ein großer Kübel Primsenkäs fesselte ihre Aufmerksamkeit in hohem Maße, denn er war das einzige, was für diese beiden kleinen armen Mäuse als Kaufobjekt da in Betracht gekommen wäre. Fünf Deka von diesem Primsenkäs, so verkündete eine Preistafel, die in dem fetten Quark steckte, kosten siebzig Heller.

„Du," sagte das eine der beiden Mädchen, „schau einmal, da ist der Primsen billiger als bei uns drin im Geschäft."

„Wirklich wahr," erwiderte die andere, „du, weißt, am Rückweg kaufen wir uns fünf Dekagramm zum Nachtmahl . . ."

Darauf nahmen sie ihre großen Schatzkeln und eilten mit ihnen in die Unbestimmtheiten ihres armen Lebens hinaus, das sie augenblicklich irgendwo eine Lieferung ausführen hieß.

Eben als sie das Schaufenster verließen, trat eine dicke, reifere Dame in den Laden, rauschte durch den Kundenraum und landete im Allerheiligsten des Chefs, einem Glasverschlag, wo sie den Herrn Gemahl, der dort hinter seinen Rechnungen saß, mit den Worten anredete: „Also weißt du, Ignaz, mit diesem Hut kann ich nicht mehr länger umlaufen. Er ist einfach altmodisch . . ."

„Was hast du gegen den Hut?" fragte der Beherrscher der Käsefässer, Gurkengläser und Marmeladetöpfe, indem er von seinen Rechnungen aufsah.

„Kein Mensch trägt diese kleinen Hüte mehr."

„Aber sie sind dir doch recht gut gestanden?"

„Darauf kommt es nicht an. Man muß das tragen, was die anderen tragen, sonst macht man sich lächerlich. Also, Ignaz, gib mir Geld auf einen neuen Hut."

„Was wird denn dieser neue Hut kosten?" forschte der Käsemann, der bei dieser Frage argwöhnisch nach seiner Gattin blickte.

„Unter hundert Kronen kriegt man jetzt keinen anständigen Hut. Die neuen großen und hohen Hüte . . ."

„. . . ich weiß schon, die aussehen wie die Hüte der Apenninräuber auf den alten Landschaftsbildern . . ."

„. . . die kosten an die hundertfünfzig Kronen . . ."

„Hundertfünfzig Kronen, das ist ja ein Vermögen . . ."

„Mein Gott, es ist eben alles teuer. Ich weiß nicht, wie du dich über diesen Preis aufhalten kannst. Als Geschäftsmann solltest du doch wissen, daß im Kriege alle Artikel fortwährend steigen . . ."

Dem schwergeprüften Gatten blieb nichts übrig, als aus dem Kassenportefeuille die drei blanken Fünfzigkronenscheine zu nehmen und sie seiner Gattin einzuhändigen, die sie mit den Worten zu sich steckte: „Du mußt eben sehen, daß du mit deinen Sachen auch hinaufgehst . . ."

Mit diesen Worten rauschte die üppige Dame, die ihre Reize in ein modernes Mantelkleid gepreßt hatte, aus dem Glasverschlag und durch den Laden nach der Straße hinaus.

Nachdenklich saß der Beherrscher der Käsekübel da und gab dann seinem ersten Kommis einen Wink, in den Glasverschlag zu kommen.

„Sie, Moritz," sagte er, „wir sind zu billig. Wir müssen mit den Sachen hinaufgehen . . ."

„Aber, Herr Chef, wir haben erst vorige Woche die Preise erhöht . . ."

„Macht nichts. Wer, glauben Sie, sollte denn den neuen Hut meiner Frau zahlen als die Leute? Ich doch nicht . . ."

„Vielleicht, Herr Chef, mit den Sardinen, die würden noch eine kleine Preiserhöhung vertragen."

„Hören Sie mir mit den Sardinen auf, die kauft kein Mensch."

„Dann wäre wohl der Primsen noch, aber . . .

„Bravo, der Primsen . . . Sie haben recht. Das ist ein Artikel, an dem man etwas verdienen kann, den kauft die Masse. Er kostet jetzt zu fünf Deka siebzig Heller!"

„Ganz richtig."

„Das ist einfach geschenkt, mein lieber Moritz. Dabei zahl' ich direkt darauf . . . Bin ich ein Geschäftsmann oder ein Wohltäter der Menschheit . . .?"

„Wir verkaufen doch das Kilogramm, das wir um neun Kronen in der Hand haben, bei diesem Preise mit vierzehn Kronen . . ."

„Reden Sie mir nichts drein, Moritz. Sie sind immer ein Gefühlsmensch. Wie oft verkaufen wir fünf Dekagramm Primsen im Tag?"

Der erste Kommis dachte nach und sagte dann: „Gegen dreihundert Kunden werden es wohl bei halbwegs gutem Geschäftsgang sein. Aber es kommt wohl vor, daß noch mehr Primsen kaufen, denn er ist der einzige Artikel, den die Leute noch erschwingen können . . ."

Der Chef hörte nicht auf diese Bemerkungen, denn in seinem Sinne liefen bereits lange Zahlenreihen herum. Er addierte, multiplizierte, subtrahierte und dividierte auf das eifrigste. Die Zahlenreihen ordneten sich in seinen Gedanken zu bestimmten Bildern und drückten gewisse Effekte aus, die er zu wissen wünschte. Er überlegte, daß, wenn er diese fünf Dekagramm Primsen nur um zehn Heller teurer verkauft, bei den dreihundert Kunden die Kosten des Hutes für seine Frau in fünf Tagen herinnen sind. Und dann wieder formten sich die Zahlen zu anderen Reihen, aus denen man erkennen konnte, um wie viel das Erträgnis des Geschäftes durch diese ganz kleine Maßnahme im Monat gebessert werde, und schon wieder trieb er die Zahlen an, sich zu neuen Gebilden zusammenzutun, die ihm sagten, was er sich dafür an Kapital in einem Jahre zurücklegen könne oder was für weitere Anschaffungen er für dieses Stück Geld zu machen in der Lage sei. Alles dies befriedigte ihn auf das höchste, so daß er seinen Entschluß in die Weisung zusammenfaßte: „Sie, Moritz, von heute an kosten die fünf Dekagramm achtzig Heller bei mir. Schreiben Sie dies gleich hinaus . . ."

Der Kommis vollzog den Auftrag und erhöhte den Preis.

Bald darauf kamen die zwei kleinen Lehrmädchen vorbei und als sie wieder in das Schaufenster mit dem billigen Primsenkäs sahen, waren sie nicht wenig überrascht, als sie fanden, daß er seit einer Stunde teurer geworden war. Lebhaft besprachen sie in ihrer Art dieses unerhörte Ereignis, denn bei der Geringfügigkeit ihrer Mittel bedeutete eine solche Erhöhung einen empfindlichen Eingriff in ihre Lebensführung, eine böse Verschlimmerung ihrer Kaufkraft. Sie erkennen, daß sie sich nun neue Entbehrungen werden auferlegen müssen, und das macht sie traurig und niedergeschlagen. Ihre Gedanken richten sich in diesem Augenblick auf die Zukunft und in ihrem Unterbewußtsein dämmert es ihnen, wie oftmal weniger sie nun werden Primsenkäs kaufen können und wie oftmal weniger sie das Behagen einer guten Mahlzeit werden haben. Es warten auf sie neue Entbehrungen. Sie treten still ein, kaufen ihren Primsenkäs und gehen still fort, denn alle freudigen Gedanken sind in ihnen erstorben und alle Fröhlichkeit ist dahin.

Man sieht aus dem Gange dieser Begebenheiten, daß es recht merkwürdige Zusammenhänge zwischen einem Damenhut und einem Faß Primsenkäs geben kann, nur machen sie dem Damenhut keine besondere Ehre und bringen den Primsenkäs durch die üble Art ihrer Wirkungen in Mißkredit, da ihm allein alle Schuld zufällt, wenn er teurer wird, denn niemand sieht den Damenhut, der dahinter steckt. So ist es aber im Leben stets — gegen den Primsenkäs wendet sich der öffentliche Unmut, die schuldtragenden Damenhüte gehen aber ungeschoren aus allen schlimmen Verwicklungen heraus, die sie angezettelt haben . . .

Alois Ulreich.

3./XI. 1917

2

[Uebersiedlung in der eigenen Wohnung.]

„Rechter Hand, linker Hand, alles vertauscht, Wohnung, wie wunderlich nimmst du dich aus!" Diese Abänderung des alten deutschen Studentenliedes ist in Wien beim Herannahen des vierten Kriegswinters recht zeitgemäß geworden. In den Wohnungen des Mittelstandes bis hoch hinauf zu den oberen Zehntausend hat man sich zu radikalen Aenderungen entschließen müssen. Man übersiedelt in der eigenen Wohnung. Ueber das Nichtige und das Gleichgültige, das Notwendige und das Ueberflüssige hat sich, wie jedermann aus eigener Anschauung weiß, unser aller Ansicht von Grund auf geändert. Die räumliche Ausnützung in unseren Behausungen ist eine ganz andere geworden, als sie es in seliger Friedenszeit war. In den Kriegsmemoiren der „Wiener Hausfrau" — und dieses Buch, lehrreicher und interessanter als so manches Buch der Saison, müßte wirklich geschrieben werden — wird eine Kapitelüberschrift enthalten sein: „Der Salon als Speisekammer." Darin ist die ganze soziale Revolution des Wiener Haushaltes im Kriege inbegriffen. Es gibt jetzt nichts Ueberflüssigeres, nichts Inhaltsloseres, nichts, was uns schon angesichts der Kohlenknappheit so kalt läßt, wie der Salon, und es existiert anderseits nichts, was mit so gutem Grund die Stellung des Familienallerheiligsten beanspruchen darf wie die Speisekammer. Vor Kriegsausbruch mag es gar viele Frauen des Mittelstandes gegeben haben, die sich mit gutem Grund für vorzügliche Hausfrauen hielten und deren Stolz auf den geräumigen Salon durch die Beschränktheit der „Speis" nicht beeinträchtigt wurde. Der Salon, in dem das Klavier stand, wo die Möbel unter Leinenüberzügen ein Aschenbrödeldasein führten, auf dessen Mitteltisch Klassikerausgaben mit Goldschnitt und Familienalbums malerisch gruppiert waren, galt durchaus nicht als der gemütlichste Raum der Wohnung. Er war auch nicht der am meisten benützte. Seine Würde und Hoheit entfernte die Vertraulichkeit. Aber der Salon war ja gar nicht dazu da, um bewohnt zu werden. Er hatte einen ganz anderen Existenzgrund. Er war so etwas wie ein selbstverliehener Hausorden, ein Zeugnis der sozialen Stellung, das man sich selbst ausgestellt hatte. Schließlich aber kamen doch auch Familienfesttage, an denen die Ueberzüge fielen und die ganze nur wenig verblaßte Damastpracht der Möbel ans Sonnenlicht gelangte, an denen sogar der Ofen geheizt wurde und die Kinder die Erlaubnis erhielten, den Raum zu betreten, nachdem ihnen früher gründlich eingeschärft worden war, sich die Schuhe gut abzuputzen, damit dem Parkettboden und dem Perserteppich kein Leid geschehe. Wie weit liegt das alles hinter uns! Familienfesttage, Einladungen, Bewirtungen, das klingt beinahe märchenhaft. Man denkt an die Beheizungs- und Beleuchtungsvorschriften, an die Schwierigkeiten, die Tischwäsche waschen zu lassen oder sich Papierservietten zu verschaffen. Wenn schon ein Gast unausweichlich ist, so ist man beinahe versucht, unten auf der Einladung den Beisatz zu machen: „U. B. w. g." (Um Brot wird gebeten). Dagegen ist die „Speis", die früher ein schier unbeachtetes Schattendasein neben der Küche führte, zu hohen Ehren gekommen. Gott behüte, wir denken gar nicht an die Möglichkeit, daß es wirklich so etwas wie sogenannte Hamster geben könnte, Leute mit aufgestapelten Vorräten, die sie sich auf unerklärlichen Wegen der Vorsehung der Kettenhändler verschafft haben. Quod non est in actis, non est in mundo. Was die Verordnungen nicht ausdrücklich zulassen, existiert ja bekanntlich überhaupt nicht, aber es gibt auch ganz legale, durch Stattheitereierlaß zugebilligte Vorräte. Man denke beispielsweise an die 80 Kilo Erdäpfel, die per Kopf zugestanden sind. Das macht bei einem Hausstand von sechs Personen etwa zehn Sack Kartoffeln. Wo ist die Wiener „Speis", die eine solche Erdäpfelfülle beherbergen könnte. Der Wiener Haushalt war nie auf die Vorratswirtschaft aufgebaut. Er lebte sozusagen aus der Hand des Greislers in den Mund der Familie. Und es wäre ganz interessant, der Frage nachzugehen, ob die Bauart der Wiener Häuser mit ihren unzulänglichen Speisekammern der Abneigung der Wienerin gegen die Vorratswirtschaft entspringt oder ob etwa die Wiener Hausfrau durch die allzu kleine „Speis" geradezu gezwungen wurde, beim Greisler ihre tägliche Zuflucht zu suchen. Das ist im Kriege ganz anders geworden. Der Greisler versagt und wer Vorräte hat, übersiedelt eben in der eigenen Wohnung. Nur allzuoft mag es vorkommen, daß der Salon zur Speisekammer degradiert oder, wenn man lieber will, befördert wurde. Die Aesthetik und der einheitliche Einrichtungsstil der einzelnen Zimmer regen uns ohnehin schon längst nicht mehr besonders auf.

Zweckmäßigkeit ist Trumpf. Man überschlagt die Kohlenvorräte, studiert die Beleuchtungsvorschrift und das Klavier übersiedelt aus dem ungeheizten, finsteren Salon in das Speisezimmer, wo es zu seiner freudigen Ueberraschung den breiten Diwan aus dem Schlafzimmer und den bequemen Familienfauteuil vorfindet. Kriegswirtschaft, Horatio, Kriegswirtschaft!

Österr. Volkszeitung

4./XI. 1917

4

Im Stammbeisl.

Trübselig und verdrossen saß heute Schwasser an seinem Platz. Er, der sonst so Heitere, war schweigsam und machte den Eindruck eines Menschen, den eine schwere Sorge bedrückt; in die Unterhaltung, die er sonst so gern durch einen, wenn auch schlechten, so doch gutgemeinten Scherz zu würzen liebte, griff er überhaupt nicht ein, vielmehr brütete er stumm vor sich hin und ließ die anderen reden.

Oberberger, der sein Gehaben schon geraume Zeit beobachtet hatte, wendete sich endlich mit der Frage an ihn:

„Was hast denn, alter Freund und Zwetschkenröster? Is Dir net gut?"

„Es muaß eahm was über 's Leberl g'lossen sein," meinte Stichler, „weil er nix red't und nix deut't. Alsdann red', was hast denn? Bist marod? A Wunder war 's ja net, bei dem G'fraß, was der Mensch heutz'tag' abischlickt: zum Frühstuck Kaffee-Ersatz, z' Mittag Fleischersatz, auf d' Nacht Zuaspeisersatz; und dazwischen Ruaben, Ruaben, nix als Ruaben. Gelbe Ruaben, greane Ruaben, weiße Ruaben, rote Ruaben — a ganz's Farbenkastel. Wann 's so weitergeht, werd' i sölber no a Ruaben."

„Geh', sei froh, daß D' wenigstens dös hast," sagte Spannagl, „Ruab'n san besser wia nix; ma muß si' nur d'ran g'wöhna, dann san s' net amal so schlecht."

„Aber schlecht kunnt an werd'n," sagte Oberberger; „i denk' ma immer: G'rad a Gott'swunder is 's, was so a Mag'n in der Kriegszeit all's vertragt; Surrugater kannst eahm einführ'n, von denen ka Mensch net waß, aus was s' g'macht san — und er frißt 's, mehr no, dös Zeug schmeckt eahm sogar. Allerweil guat aufg'legt is er, der Mag'n, der früher amal a haltiger Herr war, von aner Verstimmung is nia ka Red' net. Wia oft sagt d' Meinige zu mir: „Früher hast Dir alle Augenblick 'n Mag'n verdurb'n und jetzt'n no net!" Und sie hat ganz recht. D' Mag'nkartarrh'n san aus der Mod' kommen und d' ganze Menschheit leid't dafür an an ewigen g'segneten Appetit. Is 's net a so?"

Spannagl nickte eifrig und zustimmend.

„Dös nämliche hab' i mir scho oft denkt," sagte er; „i siech 's a ein — früher hab' i alle Augenblick mit 'n Mag'n z' tuan g'habt und hab' mannig'smal zwa, drei Tag' nix essen mög'n. Jetzt'n — ka Spur davon. Aber Du," wandte er sich an Schwasser, „Du bist heut' net recht beisammen, kommt ma vor. Fehlt Dir was?"

Schwasser, der es mit Mißvergnügen bemerkt hatte, daß das Gespräch sich von seiner Person unversehens wieder entfernt hatte, nahm mit Genugtuung wahr, daß man ihn nunmehr wieder zu beachten begann und erwiderte:

„Mir fehlt gar nix und marod bin i a net, aber — meine Schuah san 's; und dös und nix ander's is der Grund von mein heut'gen Grant. — Was gibt 's denn da z' lachen?" begehrte er auf, als er merkte, daß seine Mitteilung mehr Heiterkeit als Bedauern weckte, „dös is a sehr a ernste Sach'! I kann Euch sag'n, wie i heut' in der Fruah bemirk', daß meine Staatsstiefletten, denen i a Lebensdauer bis ins nächste Frühjahr geb'n hab', an Trumm Riß kriagt hab'n, da hat 's ma sölber an Riß geb'n, der net klaner war, als der von d' Schuah. Früher amal, Du liaber Gott, da war dös a anfache Sach', da is ma zu an Schustermasta gangen und d' G'schicht' hat si g'hob'n g'habt. Aber heut'? Wo lebt denn der Schustermasta, der an Menschen seine z'rissenen Schuah repariert? Und wer si neuche kaufen will, muaß a Kriegslieferant oder a Kettenhandler mit Manufakturwaren sein; unseraner kann si den Luxus net derlaub'n."

Oberberger nickte zustimmend.

„Hast ja recht," sagte er, „aber trotzdem man i, a Jungg'söll, so wia Du, hat no kan Grund net, si z' beklag'n. Was soll denn a armer Familienvater sag'n? Von mir red' i no net amal. i hab' nur ihnerer zwa daham. Aber was macht a Famüli mit fünf, sechs, acht Kinder? So a Riß in Schuah is wir a ansteckende Krankheit, dös is a alte Erfahrung; wenn d' Mizzerl vormittag mit an hamkommt, kann ma Gift drauf nehma, daß scho nachmittag bau Schanerl sane Stiefeln 's nämliche der Fall is, und auf ans zwa hab'n alle sechse d' Sohlen durch. I frag': Was tuat so a armer Familienvater? Wie soll er den sechs Paar Stiefel herschaffen, wo er net amal 's Geld für a anzig's hat und wo Schucherln fürs klanwinzigste Bauxerl scho ihnere fuszehn, zwanz'g Gulden kosten? Na, lieber Schwasser, ihr Jungg'söll'n derfts euch wirkli net beklagen, euch geht 's no immer ganz passabel; d' kinderreichen Familien, die haben 's größte G'frett. D' Orgelpfeifen werd'n jetzt'n requiriert, wo d' Kinder wie Orgelpfeiferl'n ang'ordnet san, dort g'höret a so a bisserl a staatliche Bewirtschaftung hin. Der anzelne kann 's wirkli nimmer richten, wann eahm net g'holfen wird. Schuah beispielsweis', die braucht der Mensch; aber woher nehma, wann net stehl'n!"

„D' Schuah werd'n net nur allerweil teurer," sagte Spannagl, „a rarer werden s' von Tag zu Tag. Ueber kurz oder lang kriegst überhaupt kane mehr in der Weanerstadt, und d' Schuahkarten, von der d' Red' is, kommt wieder amal z' spät."

„Was kriagt ma denn überhaupt no auf der Wölt? Nix!" sagte Oberberger; „von der Kriegszeit red't ma allerweil; is gar net richti, „Nix-Kriegs"-Zeit sollt ma s' haßen."

Er sprach 's und beglich seine Zeche. Nachdem die anderen das gleiche getan hatten, verließen sie gemeinsam das Lokal.

Thomas Berger.

Der Abend
10./XI. 1917

6 A 10

Denen der Krieg gut anschlägt.

Die Eisenwerke A. G. Rothau-Neudek wird eine Dividende von 20 v. H. bezahlen; die Höhe des Gewinnes wird noch nicht bekanntgegeben. Wie sich ein Unternehmen dank der Kriegsgelegenheit entwickelt, mögen folgende Ziffern zeigen; die stumme Sprache ihrer Anklage gegen den Krieg und die Wirtschaftsordnung, die das ermöglichen und gestatten, ist beredt genug. Es betrug die Dividende, von Jahr zu Jahr zurückgerechnet: 18 v. H., 12 v. H., 5 v. H. und der Reingewinn: K 4,217.322, 2,274.716, 769.848, hat sich also vom Frieden zum Kriege auf das 5½fache erhöht. Und da wagen es Verteidiger des Großkapitals, wie der Abg. Dr. von Licht, im Kampfe gegen die Steueranträge des Dr. Steinwender noch immer mit der Behauptung zu kommen, Zuschläge wie die vorgeschlagenen seien für die Aktiengesellschaften unerträglich, die Entwicklung des Assoziationswesen würde unterbunden oder gar, wie ein anderer Schwärmer für hohe Dividenden, Abg. Dr. v. Oberleithner, zu behaupten wagt, die Aktiengesellschaften seien schon jetzt in ungebührlicher Weise der Besteuerung unterzogen und der Vorschlag des Dr. Steinwender würde die heimische Industrie zum Teil konkurrenzunfähig machen. Welche Verdrehung der Wahrheit! Man stelle sich das entsetzliche Unrecht vor, wenn die Aktionäre des Eisenwerkes Rothau-Neudek nicht innerhalb drei Jahren das 5½fache gewonnen und ihr Aktienkapital mit 35 v. H. verzinst erhalten hätten! Wahrlich, bewundern muß man den Mut, der in Zeiten, wo das Volk doch schon einigermaßen über diese Dinge nachdenken gelernt hat — ein Verdienst, auf das der „Abend" mit Recht stolz ist —, mit solchen Spiegelfechtereien zu kommen; die übereifrigen Anwälte des Großkapitals schaden ihm dadurch mehr, als sie ihm jemals nützen könnten. Die Gesellschaft gehört zum „Konzern" der Kreditanstalt, die ihre Macht im Verwaltungsrate durch die Direktoren Adolf Engländer, Ludwig v. Neurath und Paul Lechner ausübt.

Es trifft sich sohin ungemein glücklich, daß das Subkomitee des Finanzausschusses einen anderen Direktor dieser Bank, Dr. Hammerschlag, als Sachverständigen einzuvernehmen beschlossen hat. Den Bock darüber zu befragen, wie man den Garten am besten vor gefräßigen Tieren schützt, gilt seit jeher als ebenso klug wie zweckfördernd. C.

11./XI. 1917

Im Stammbeisl.

„Wann ma lest, wie d' Unsern und die Deutschen jetzt'n d' Katzelmacher vor sich herjauken," sagte Schwasser, „grad an Hexerei kunnt' ma glaub'n. Wann dös so weiter geht, is bald d' ganze italienische Armee g'fangt."

„G'spaßi san d' Menschen," meinte Oberberger, „a jed's g'freut si d'rüber, aber auf a andere Art und Weis' als früher. Im Anfang vom Kriag hat ma, wann a so a große Sach' war, nach nix weiter g'fragt als wie viel Land derobert word'n is und wie viel daß G'fangene g'macht word'n san. Jetzt'n haßt 's glei: Wird was z'essen aufsaschaun? A jedes tüpfelt si 's aus: In Oberitalien wachst dös und jen's, Weizen, Hafer, Kukuruz; alsdann kunnt möglicherweis' unser klanwunzige Brotration a wengerl auf'bessert werd'n. In Görz und da umadum, hat 's sei Lebtag Obst und Zuaspeis' geb'n, — wia war 's alsdann, wann der Weaner Markt, der an chronischen Zuaspeismangel labariert, a bisserl was von den Reichtum kriaget? Limonien, Pomeranzen, Makkaroni, Reis, das all's gibt 's im Katzelmacherlandel drunt, rechnen si d' Leut' aus, und der Mund wassert eahna scho nach alle die guaten Sachen, von die unserans kaum mehr recht was, wia s' ausschau'n. D' Lieb' geht mannigsmal durch 'n Magen und die Freud' a; gar heutz'tag, wo der Herr von Mag'n die Hauptperson im menschlichen Leben is und quasi der Punkt, um den si all's draht."

„Im Parlament," sagte Spannagl, „hat 's g'haßen, daß d' jetzige Offensiven die Friedensoffensiven is. Herrgott im Himmel drobnet, wann 's so war, wann 's uns wirkli 'n Frieden bringen tat! I verzicht' dann gern auf all's andere: Auf 's Mehl, auf d' Zuaspeis', auf d' Pomeranzen — auf all's."

„Du bist a Schlaucherl," meinte Schwasser; „wann amal der Frieden da is, dann kannst leicht drauf verzichten, weilst da dös all's eh' wieder auf anfache Art kriagst. Im Frieden is a Limoni ka Rarität net, bei an jeden Greißler kriegst welche."

„In Italien kracht d' Armee z'samm' und in Rußland kracht 's im Innern," sagte Oberberger; „i hab' so a G'fühl, als ob jetzt'n der Frieden nimmer weit war."

„Aha, Du g'spürst eahm wieder amal in d' Healneraugen, was?" spottete Stichler; „dös war jetzt'n bei Dir scho oft gnua der Fall, aber kommen is er no allerweil net."

„Lass' eahm do," sagte Spannagl, „er hat ja recht. Wann ma scho an Frieden net hab'n kann, soll ma wenigstens mannigsmal von eahm reden derfen."

„Dös ane waß i," sagte Schwasser, „wann der Frieden kommt, dann is dös erste, daß i ma an Hektoliter Bier kauf und eahm auf an Sitz aussauf'; dazu raukʼ i a paar Dutzend Virginierln, um die i mi net hab' anstell'n brauch'n und weil 's nachdem a ka Polizeistund' mehr gibt, so wia heutz'tag, so komm i an dem Abend erst am ander'n Tag in der Fruah ham."

„J," sagte Stichler, „i ess' z'erst, bevor daß i sauf'; a fettes Schweinernes, dazua a gute Zuspeis' und 'n Saft tunk' i mit an halben Dutzend echte Kaisersemmeln auf. Nach 'm Fleisch kommt a Mehlspeis', zu der der Mensch Sie sagt, weil s' aus 'n besten Nullermehl g'macht is, und nach 'n delikaten Essen geh i in 's Kaffeehaus auf an Friedensschwarzen mit an Spritzer Milli eine und drei Würfel Zucker; und dann ..."

„Hör' auf, hör' auf!" stöhnte Spannagl, „mach' an Menschen d' Zähnt net lang! An echten Schwarzen — drei Stückel Zucker eine, Jessas Marand Josef, gibt 's denn so was no auf der Welt und wird wirkli amal a Zeit kommmen, wo 's es wieder gibt?"

„Vielleicht früher als D' manst," meinte Schwasser; „aber daß i Euch weiter sag': Am ander'n Tag is dann 's erste, daß i mein' Friedensrausch ausschlaf', dann steh' i auf, wasch' mi mit aner tad'llosen, extratetten Friedenssaf' und dann geh' i zan Fruahstuck. Auf nix g'freu' i mi so, als wia auf dös erste Fruahstuck: A Melansch, mehr licht, passiert mit Doppelschlag, dazua a ganz's Kölber, gupft voll mit Weckerln, Paunzerln, marbe Kipferln und Schirafferln. Von die such' i mir aus, was ma am besten g'fallt, und ruaf' dann: „Pst, Ferdinand, a Doppelpurtion Butter!" „Bitte sehr, bitte gleich!" sagt der Ferdinand und in der nächsten Sekunden is er scho do mit der Sach'. „Soll i mir a Blatterl Schinken a nehma, damit daß 's Fruahstuck mehr ausgibt? Warum denn net — alsdern, Ferdinand, her damit."

„A Phantasie hast Du," wendete sich Spannagl bewundernd an Schwasser, „scho großarti. Ma sieht ordentli 's g'müatliche Kaffeehaus, so wia 's früher amal war, wia 's kan' Kaffee-Ersatz oder kane Sacharintabletten geb'n hat."

„Geb'n hat, da hast recht," sagte Schwasser, „jetzt'n gibt 's net amal die mehr und wer auf 'n Kaffee no immer net verzichten will, der muaß eahm bitter obischlicken. Aber laß guat san, ewi' hat in der Weltg'schicht no nie ka Krieg net dauert, alsdann muaß a der amal gar san. Nach 'n Friedensfruhstuck — wißt's was i dann tua? Neu equipier'n — wie ma's auf deutsch haßt — tua i mi: Schuah um acht Gulden Friedenspreis, Hemaden ohne Bezugskarten, die ma heutz'tag so schwer derglengt, daß ma lieber mit z'risserne Hemaden durchs Leben stiefelt, bevor ma si neuche derkämpft; an neuchen Anzug kauf' i ma, an Mantel — mit an Wurt, all's was zu an Schentelmann dazuag'hört. Na, und der Oberberger? Was redet denn der nix? Sitzt da, lacht vor sich hin und sagt kan Ton."

„Sei net bös, aber i muaß lachen über Euch," erwiderte der also Angeredete, „weil's Oes gar so g'spaßi seid's. Wann wieder Frieden is — die liabe Zeit! Glaubt's denn Ihr wirkli, daß dann auf ja und na all's wieder so sein wird wie's in Vierzehnerjahr g'west is? Dös wird, man i, recht pomali geh'n und für's erste wird ma gar nix vom Frieden g'spür'n. Vom Friedensschluß bis zu d' marben Kipferln is a langer Weg und bis zu d' Schuah um acht Gulden a no längerer — g'setzt, daß ma den Zuastand überhaupt no amal derleb'n. I glaub' net recht dran; die heut' jung san, die vielleicht, aber mir Alte net."

„Geh' weiter," ärgerte sich Schwasser, „d' ganze Illusion mußt an nehma; i hab' mi scho förmli einabeißen sehg'n in d' Butterssemmel — bumsti! Aus is 's wieder mit der Herrlichkeit."

„Dös hab' i net woll'n, na, wirkli net," bedauerte Oberberger, „i g'hör' g'wiß net zua d' Pessimisten und Schwarzseher, i man nur, gar z' viel derf ma si von d' ersten Friedenswochen net derwarten. Desweg'n bin i do a Mensch, der gern auf bessere Tag hofft und in der millilosen Gegenwart denk i oft g'nua a an Oberskaffee mit Schlag'. — Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

11./XI. 1917

8

Tarnopol in Wien.

Der Bahnhof der Galizianer.

So könnte man ihn derzeit ruhig benennen, den Wiener Nordbahnhof. Was sich dort täglich, insbesondere abends vor der Abfahrt des Schnell-, bezw. Personenzuges nach Krakau und Lemberg abspielt, spottet jeder Beschreibung. So mag es in Tarnopol zugegangen sein zwei Tage vor dem Russeneinfall. Schon um 8 Uhr abends ist die Halle mit Menschen so überfüllt, daß es einem beträchtliche Mühe kostet, sich einen Weg zu bahnen. Und dieser Trubel, dieses Gewirr, dieser Lärm! Bei den Kassen ein Stoßen und Drängen, rucksackschleppende Soldaten, Offiziere, reisefertig an die Front, rückkehrende Urlauber, Juden in großer Menge, schmierige, aber auch bessere, feinere mit schweren langen Pelzen von einem Werte, der in die Tausende geht, Männer, Weiber und Kinder — Kinder ohne Zahl, herumtollende, schreiende, lachende, weinende, essende — vereinzelte Gepäcksträger, viel zu wenig im Verhältnis zu dem Riesenbedarf, Wachleute, Posten mit Gewehr, Soldaten mit gelber Armbinde, österreichische und reichsdeutsche — Auskunftspersonen für durchreisende Militärs — ein dichtes Kunterbunt, wie man es in diesem Maße auf keinem der übrigen Wiener Bahnhöfe bemerken kann.

Im Warteraum dritter Klasse harrt eine Menge in drangvoller Enge ein, zwei, drei Stunden lang auf den Zugsverkehr, größtenteils Juden. Und so oft die Tür auch nur ein wenig von außen an der Schnalle berührt wird, hebt ein Drängen an, Streiten, Schimpfen, Frauenkreischen und Kindergeschrei. Das Fenster auf den Perron hinaus ist eingedrückt. Zwei Galizianer steigen durch diese Oeffnung hinaus und suchen so in die Halle zu gelangen. Aber schon laufen Pfadfinder herbei und Militärposten und die zwei „Ausflügler" werden rasch wieder hineinbefördert. Fast scheint es, als ob man allen Ernstes daranginge, das Betreten des Bahnsteiges auf diese etwas osteuropäische Weise unmöglich zu machen. Aber es scheint nur so. Die Verhältnisse sind stärker als die Macht, die Ordnung schaffen will. In dem engen Warteraum hebt neuerlich ein Drängen an, die Vorderen, gepreßt von allen Seiten, beginnen zu schreien und um Hilfe zu rufen, in der stickigen Luft werden ein paar Frauen ohnmächtig, — was will man tun? — die Erlaubnis wird erteilt, die Ohnmächtigen und noch ein paar heraus zu lassen, damit Luft wird. Aber durch die Tür ist es unmöglich, dort stehen die Menschen wie eine Mauer. Also muß es durchs Fenster gehen. Und richtig, zwei stämmige Pfadfinderburschen besteigen die Fensterbrüstung und ziehen die paar Ohnmächtigen zu sich hinauf. Die andern aber, die das sehen, wollen auch auf diesem Wege folgen. Jeder will der erste sein und da greifen halt die beiden Jünglinge zu und packen einen nach dem andern, heben sie aus der Masse heraus und stellen sie wie Puppen auf den Bahnsteig hinaus. Jedem dieser „Glücklichen" folgt sein Gepäck. Hoch im Bogen kommt es geflogen, erst eine Tasche, eine Kiste, ein Paket, ein Sack, eine Rolle. Ende nie ... Und so wiederholt sich die Geschichte ein paarmal, bis drinnen mehr und mehr Luft und Platz wird für neue Fahrgäste. Die wenigen Leute auf dem Perron sammeln sich an und belachen dieses Schauspiel. Hat der Schnellzug die Halle verlassen und werden die Tore des Wartesaales endlich zum Personenzug geöffnet, dann erst beginnt eine wilde Jagd nach den Plätzen. Alles rennet, rettet, flüchtet, man sieht Leute stürzen, andere drüberfallen, sie bei den Einsteigstufen sich balgen, wieder andere verlieren ihr Gepäck oder schleppen eine vollbeladene Tasche, aus der ein Weinquell hervorspringt, dem einen fällt ein Sack aus der Hand und Kaffeebohnen quirlen hervor, dem andern löst sich der Knoten und zwei Kistchen Schichtseife werden sichtbar. Es gehört für den Geschäftsbetrieb in Galizien. Mehl und Zucker, Schokolade, Kakao, Gewürze, Stoffe, Tabak, alles Mögliche kommt da gelegentlich zum Vorschein. Man sollte gar nicht glauben, wieviel noch in Wien zu ergattern war. Endlich ertönt in der Halle das Abfahrtssignal, das die bunte Gesellschaft ins Dunkel der Nacht entführt. Und alles wäre noch zu ertragen, wenn es nicht Zilge gäbe, die so viele wiederbringen ...

Maurer.

11./XI. 1917

Kriegsgäste im Kaffeehaus.

Im Zeichen der Knappheit und des Ersatzes.

Die Zunahme der Milchknappheit sowie die Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Tee und Süßstoffen haben es mit sich gebracht, daß das Bild des Wiener Kaffeehauslebens sich vielfach verändert hat. Der Stammgast, dessen Gewohnheiten der Jean schon so genau kannte, ist nur mehr ein vereinzelter Fels in dem Wogen der kommenden und gehenden Gäste, der „Eintagsfliegen", wie sie von den Kellnern und Kellnerinnen genannt werden, die heute da, morgen dort einkehren und ihren Kaffee dort nehmen, wo eben Milch zu haben ist.

Die Zeit des gemütlichen Heimfrühstücks ist vorbei, der ersten Mahlzeit des Tages, zu der man sich zu Hause in aller Bequemlichkeit hinsetzte, um den guten Oberskaffee zu schlürfen und dazu resch gebackene Buttersemmeln oder mürbe Kipferln zu verzehren. Wirklicher Kaffee ist ein Genußmittel geworden, das nur noch in der Erinnerung besteht, und Milch ist überaus selten erhältlich. Wer dennoch auf das Frühstück nicht verzichten will, muß zeitig vom Hause forteilen und ein Kaffeehaus suchen, das an diesem Tage Milch erhalten hat. Daher kommt es, daß gegenwärtig Mütter mit ihren Kindern, die sie zur Schule führen, mehrköpfige Familien, die man sonst nie oder nur sehr selten in einem Kaffeehause angetroffen hat, jetzt diese Lokale bevölkern, nicht um in Ruhe dort ihr Frühstück zu verzehren, dann ihre Zeitung zu lesen und wie es unter befreundeten Stammgästen der Fall ist, noch ein Weilchen mit einander zu verplaudern. Dazu haben die neuartigen Kaffeehausgäste am frühen Morgen keine Zeit. Die Pflicht des Berufes, die Sorge um die Kinder, die rechtzeitig zur Schule kommen müssen, sowie die jetzt so schweren Aufgaben für den Haushalt lassen ein längeres Verweilen nicht zu. Es wird das Frühstück in aller Hast verzehrt und die Enteilenden machen den Platz frei für jene, die später kommen können, weil die Pflicht des Alltags erst zu einer späteren Stunde an sie herantritt. Um 10 Uhr vormittags ist dieser Frühstückrummel beendet, denn mit dieser Stunde schließt die behördlich festgesetzte Zeit für den Ausschank von Kaffee.

Die Notwendigkeit eines Jausenkaffees hat die Behörde nicht vorgesehen und erst um 8 Uhr abends darf — das Vorhandensein von Milch vorausgesetzt — wieder Milchkaffee ausgeschenkt werden. Nun entbehren unsere Wiener Frauen den Jausenkaffee besonders stark und da hat die Not der Zeit, die so erfinderisch macht, einen Ausweg geschaffen, der von gar vielen begangen wird. Das Volkskaffeehaus macht nämlich eine Ausnahme von den allgemein geltenden Bestimmungen, denn während in den übrigen Lokalen der abendliche Kaffeeausschank an die Zeit von 8 bis 10 Uhr gebunden ist, darf in den sogenannten Volkskaffeehäusern die Verabreichung von Milchkaffee schon um 6 Uhr nachmittags beginnen. Diesen Umstand machen sich viele Damen zunutze und sind Jausengäste im Volkskaffeehaus geworden. Statt der eleganten Bequemlichkeit der modernen Lokale findet man hier althergebrachte Einfachheit. Die Räume sind nieder. Kein großer Saal bildet den Sammelplatz der Gäste, sondern in kleinen, zimmerartigen Gevierten sind die Tische mit den Holzsesseln untergebracht. Der Spiegel an der Mauer ist erblindet von dem Dunst, der sich durch Jahrzehnte auf das Spiegelglas gelagert hat. Dienstmädchen, Arbeiterinnen, die aus den verschiedenen Betrieben kommen und einen Kaffee verzehren, der Jause bilden und das Nachtmahl ersetzen soll, der Dienstmann von der Straße, der sich ein wenig erwärmen will, der Einspännerkutscher, welcher mittlerweile Pferd und Wagen der Obhut des Wasserers anvertraut hat, Leute aus dem Volke, die nicht sehr anspruchsvoll in ihrem Verlangen sind, sondern für wenig Geld gut bedient sein wollen, bilden die Gäste.

Es wäre übrigens weit gefehlt, wenn man glauben würde, in diesen Volkskaffeehäusern weniger Gutes zu erhalten, als in anderen Lokalen. In der Zeit vor dem Kriege war es hier gar nicht schlecht. Man erhielt eine ausgiebige Portion nach Wiener Art zubereiteten Kaffees, der langsam durch die Maschine gelaufen war und aromatisch duftete. Eine Melange oder eine Portion gab es hier nicht, sondern ein „Tipferl", womit man eine schon ziemlich ausgewachsene Schale bezeichnete, die soviel von dem braunen Trank faßte, daß man sich damit wirklich sättigen konnte. Und dazu gab es Hausbäckereien, Gollatschen von jetzt nur mehr erträumten Dimensionen. Gar viele Professoren oder hohe Staatsbeamte werden sich noch an ihre Studentenzeit erinnern, als ihnen der Kaffee und das „Buchtl" das Mittagessen ersetzen mußte, das sie zwischen einer Vorlesung an der Universität und einer Privatstunde, die sie als Hauslehrer gegeben haben, im Volkskaffeehaus verzehrten.

Heute hat unter den Begleiterscheinungen des langen Krieges natürlich auch das Wiener Volkskaffeehaus gelitten. Die Portionen sind kleiner geworden, die Preise sind nicht mehr so billig wie einst, hausgebackene Buchtl gibt es nicht mehr. Aber Kaffee ist hier schon um 6 Uhr zu haben, während er in den anderen Lokalen erst von 8 Uhr abends an verabreicht werden darf. Daher kommt es, daß man heute im Volkskaffeehaus auch viele andere Gäste finden kann, als jene, die früher hier zu dem ausschließlichen Stammpublikum gehörten. Die Sehnsucht nach dem Jausenkaffee hat zuerst die eine und dann die andere Dame veranlaßt, es einmal zu versuchen, und heute finden sich schon vor 6 Uhr nachmittags ganze Damengesellschaften zusammen, die früher wohl kaum gewußt haben dürften, wie ein Volkskaffeehaus innen aussieht. Sie machen wohl einen ganz eigenartigen Eindruck diese Damen, die aus der ärmlichen Umgebung der angestammten Gäste des Volkskaffeehauses sich abheben. Rechtzeitig vorher finden sie sich schon hier ein und erwarten voll Sehnsucht die sechste Abendstunde, die Zeit für den Jausenkaffee. Haben sie diesen einmal verzehrt, dann leidet es sie wohl nicht länger, dann machen sie Platz, um irgendwo ein fashionables Lokal aufzusuchen, wo sie den gewohnten Plausch nach dem vorher genossenen Kaffee halten können.

E. B.

Reichspost
13./XI. 1917

10

* Das Respektblatt. Ja, wie sagt man das nur gleich deutsch, um eindeutig auszudrücken, was gemeint sei? Bleiben wir also vorläufig bei dem doch all- und altbekannten Worte. Das Respektblatt ist als ein herkömmlicher Zopf der Papiernot zum Opfer gefallen. Nicht schade darum. Aber woher stammt es? Nach einer Mitteilung der „Graphischen Rundschau" aus der Zeit, da der Briefumschlag noch nicht erfunden war. Da bildete das zweite Blatt des Briefbogens beim Zusammenfalten, das in der guten alten Zeit oft recht kunstvoll ausgeführt wurde, die äußere Hülle, auf die Anschrift und Siegel angebracht wurden. Dieses zweite Blatt behielt man im persönlichen Verkehr als vermeintlichen Höflichkeitsbeweis bei; im geschäftlichen Verkehr ist es längst verschwunden. Daß man überhaupt darauf verzichtet, einem Brief ein leeres Blatt anzuhängen, wird wohl jetzt allgemein werden. Natürlich haben Sparmeister sofort ausgerechnet, wieviel da gewonnen würde, und ganz hübsche Summen herausgebracht.

17./XI. 1917

12

[Bitte um Feuer.] Wenn sich gegenwärtig jemand in der Straßenbahn eine Zigarre oder eine Zigarette anzündet, so ist er sofort Gegenstand der intensivsten Aufmerksamkeit seitens der übrigen Fahrgäste. Man drängt sich um ihn und stellt eine Art lebenden Bildes dar, ein Pendant zu jenem Reklameplakat, das vor einigen Jahren überall zu sehen war. Eine alte Dame schlürfte mit entzückter Miene irgendein Getränk und ein gut genährtes Baby sah schwärmerisch zu ihr empor. Die Inschrift des Plakats aber lautete: „Großmütterchen, mir auch!" Ganz ebenso geht es dem Mann, der eine wirkliche Zündhölzchenschachtel aus dem Sack nimmt und ein veritables Streichholz anbrennt. Von allen Seiten heißt es: „Großmütterchen, mir auch!" Einer entzündet seine Zigarre an der des anderen. Das ist die neueste Wiener Spezialität: Der Kettenraucher. Wir sind im Alphabet dessen, was uns fehlt, glücklich beim Z angelangt, bei Zwirn und Zündhölzchen. Das schließt natürlich nicht aus, daß wir morgen eine neue alphabetische Reihe wieder mit A beginnen. Die schönen Dinge, die wir nicht kriegen und an denen wir die von Wilhelm Busch gerühmte Freude des Entsagens lernen können, wird eben immer größer und umfangreicher. Robinson Crusoe, der die Steine aufeinanderschlug und die Hölzer rieb, bis sie Funken sprühten, könnte jetzt in Wien mit einem populären Unterrichtskurs zahlreiche Schüler finden; denn der Mangel an Zündhölzern hat einen peinlichen Höhepunkt erreicht. Die Sache fing schon vor geraumer Zeit an, als eines schönen Tages in den öffentlichen Lokalen die vertrauten Zündhölzchenständer verschwanden und durch nüchterne Aschenschalen ersetzt wurden. Damals gab es noch einiges Murren und Kopfschütteln bei den Stammgästen, namentlich bei jenen brummigen älteren Herren, die in der Friedenszeit imstande waren, auf der Straße einen Bittsteller, der sie um Feuer anging, mit dem billigen Ratschlag abzuschnauzen: „Ein anständiger Raucher hat immer Feuer bei sich." Das war einmal. Heute brächte wohl niemand den Mut oder die Hartherzigkeit auf, die Bitte um Feuer in so schnöder Weise abzuschlagen. Man kann der anständigste Raucher sein, sogar Zigarren oder Zigaretten haben und kein Streichhölzchen besitzen. Als die Zündhölzchen in Gast- und Kaffeehäusern ausgestorben waren, gab es noch solche in den Trafiken. Schon längst hing an deren Tür die Tafel: Nichts Rauchbares, Anstellen zwecklos. Aber es blieb jedem unbenommen, mit der Bitte um Zündhölzchen einzutreten und so lange zu brodeln, bis sich der Laden schließlich doch geleert hatte und man der Verkäuferin mit einem seelenvollen Blick zuflüstern konnte: „Eine Trabuko für mich!" oder „fünf Aegyptische, weil ich es bin!" Heute gehört der Mann, der Zündhölzchen erstehen will, ebenso auf den Steinhof, wie der Trafikkunde ohne hochmögende Protektion, den es plötzlich nach einer Virginia gelüsten würde. Was jedoch der Grund der Zündhölzchennot ist, darüber gibt es verschiedene Ansichten. Es sollen freilich auch Zündhölzchenhamster unter uns existieren, die in üppiger Fülle schwedischen Besitzes schwelgen. Die Hauptsache aber sind angebliche Fehler in der Organisation. Zündhölzchen gibt es in den Fabriken dem Vernehmen nach in schwerer Menge. Dafür ist es um den Transport schlecht bestellt. Transportb[illegible] sind nicht so leicht zu erhalten. Der Weg ist lang und [illegible]. Zuerst muß der Magistrat die Sendung als dringend bestätigen, dann die Statthalterei die Transportbewilligung erteilen und endlich die Transportleitung Waggons hergeben. Augenblicklich petitionieren die Fabrikanten darum, daß Zündhölzchen den Lebensmitteln gleichgestellt werden, das heißt von Transportbewilligungen unabhängig gemacht werden. Bis dahin verhallt freilich die Bitte um Feuer vielfach ungehört und ein Wiener Prometheus wird gesucht, der den göttlichen Funken, gleichgültig ob vom Himmel herab oder sonst irgendwoher, uns brächte.

18/XI. 1917

[Das nüchterne Wien.] Auf einem Spaziergang in den äußeren Bezirken unserer Stadt kann man noch Wirtshausschilder in Hülle und Fülle sehen, auf denen der wohlbeleibte Bierkönig Gambrinus abgebildet ist, im wallenden Purpurmantel, den Goldreif im lockigen Haar, das schäumende Bierglas in der Hand. Sein Pendant ist der fröhliche Götterknabe Bacchus, der in der glücklichen Lage ist, auf Bezugsscheine verzichten zu können, ist er doch ausschließlich mit Weinlaub bekleidet, und der so pausbackig und wohlgenährt dreinsieht, daß ihm deutlich anzumerken ist, wie wenig er darauf angewiesen ist, ob die Fettkarte auch entsprechend honoriert wird. Wind und Wetter haben beider Farbenglanz einigermaßen zugesetzt und ihre Züge sind ein wenig verschwommen, wie es bei überzeugten Alkoholikern nicht sonderlich zu verwundern ist. Jahrzehnte hindurch haben sie treue Wirtshauswacht gehalten und könnten einiges erzählen von der Trinkfestigkeit befahrter Stammgäste. Bei einiger Phantasie mutet einen Gambrinus an wie einer der Ententekönige im Exil, und Bacchus sieht so verdrossen drein, als hätte er die Höhe der Richtpreise für Wein zu verantworten. Wien ist nüchtern geworden. Es ist just keine moralische Läuterung, keine überzeugungsvolle Bekehrung zu antialkoholischen Grundsätzen, aber die Tatsache läßt sich nicht aus der Welt schaffen: Trinkers Neujahrsfest, der Leopolditag, ist beinahe unbemerkt vorübergegangen. Die überwiegende Mehrzahl der Wiener dürfte darüber im unklaren sein, ob heuer im vierten Kriegsjahr in Klosterneuburg überhaupt ein Fasselrutschen stattgefunden hat, ob nicht das Riesenfaß, der Tausendeimer, an jenem nebelgrauen verregneten Novembertag einsam und verlassen dalag und von zweihundertjähriger Vergangenheit voll der schönsten Kanonenräusche träumte. Es fehlt heuer die liebevolle Aufmerksamkeit, mit der in Friedenszeit das Aufblühen des Mostes zum Sturm und dessen Läuterung zum Heurigen verfolgt wurde. Dabei war 1917 ein glänzendes, ein gesegnetes Weinjahr, wie man es lange nicht erlebt hat. Angeblich soll es vielen Wein und guten Wein geben; aber die Weinpreise sind dafür so affenartig in die Höhe geklettert, daß der Konsument nicht nachkommen konnte und dieser natürliche Biererſatz für die breiten Schichten der Bevölkerung nicht in Betracht gezogen werden darf. Das Bier hat sich nämlich schon viel früher von uns verabschiedet. Zuerst wurde eingeschränkt und gestreckt. Nur bestimmte Stunden hindurch war der Ausschank gestattet und die Wirte mußten eine zwangsweise Rationierung durchführen. Jedem ein Glas, auch der bravste Schweppermann bekam nicht deren zwei. Freilich mußte erst die Verordnung gefunden werden, die man nicht umgehen kann, und es soll vorgekommen sein, daß der erpichte Biertrinker sich eine ganze Gesellschaft ins Gasthaus mitnahm, von der ein jeder ein Krügel Bier hingestellt bekam, es aber bei Leibe nicht austrinken durfte. Das besorgte ihr Führer und Patron, der sie sonst durch freie Zeche schadlos hielt und derart schließlich doch zur gewohnten Bettschwere gelangte. Auch das ist heute bereits so ziemlich ein überwundener Standpunkt. Als die Biermengen immer kleiner und kleiner wurden, sahen sich die Biertrinker zur Rolle des Klügeren verurteilt. Sie mußten, ob sie wollten oder nicht, nachgeben. Die Antialkoholiker aber hätten allen Grund zur Siegesfreude, zu üppigen Festmählern, bei denen die Humpen voll Mineralwasser aneinander klirren. Wir haben es schon einmal gesagt: Wien ist eine nüchterne Stadt geworden. Einen großen Teil des Tages über sind die Wirtshäuser der Mehrzahl nach überhaupt gesperrt. Jene Mitbürger, die außerhalb der Speisestunden sich in Friedenszeiten nicht lange überlegten, wenn es hieß, auf einen Gespritzten oder auf ein Viertel Wein ins Gasthaus zu gehen, haben wenig Gelegenheit, solcher übler Gewohnheit zu fröhnen. Ein Glück, daß die Standplätze der Einspänner und Fiaker ohnedies verödet sind. Es wäre sonst kaum auszudenken, wo die Kutscher über die schlechte Zeit, die preußische Höllenmaschine, den Taxameter, und die Einsichtslosigkeit der Fahrgäste parlamentieren sollten. Aber auch abgesehen von Bier und Wein ist der Alkohol auf den Aussterbeetat geraten. Zuerst verschwanden natürlich die französischen Liköre. Nach dem Kognak der Benediktiner, die Chartreuse und all die anderen schönen und frommen Dinge, die so angenehme und rosenbekränzte Brücken zwischen dem Klerikalismus und dem Freidenkertum schlugen. Aber auch die holländischen Schnäpse, die unter dem angenehmen und hygienischen Vorwand der Magenstärkung getrunken wurden, sind überaus rar geworden und neuestens gehört auch Teerum zu den Dingen, für die es nur den Ersatz gibt, in dessen Zeichen wir kämpfen und siegen. Die feuchtfröhlichen Barden Wiens haben längst ihre Leier zerschlagen, und die Lieder sind verstummt, die von der Trinklust und Trinkfreudigkeit der Wiener in üppigen Strophen erzählten. Es ist eine andere Zeit gekommen. Der heitere Lebensgenuß und die unbefangene Lebensfreude stehen vorderhand noch lange nicht auf der Tagesordnung.

Österr. Volkszeitung

18./XI. 1917

15

Im Stammbeisl.

„Alsdann wia is 's? Was sagt's? Was mant's?" rief Schwasser.

„Zu was?" fragte Stichler.

„Zu was? Frag' net so dalkert!" ärgerte sich Schwasser. „Zu dera G'schicht in Rußland drobnat. Is dös am End' nix?"

„Dös möcht' i net sag'n," ließ sich Oberberger vernehmen, „freili is 's was, i waß nur net genau, was. Soll si a Mensch auskennen, bei so aner verwuzelten Sach'? I bin kaner von die Allerdümmsten, aber da sag' i, wia 's is: I versteh' 's net. Nimmst die Zeitung her, haßt 's drinnet so und so; a G'setzel weiter unten steht wieder 's Gegenteil davon, und wieder a Häuserl weiter 's Gegenteil vom Gegenteil. Wer is 's? Der Kerenski? Amal haßt 's ja und dann wieder na. Der Lenin? Die nämliche G'schicht'! Der Teufel soll sich auskenna bei so an' Wirrwarr, i net!"

Er machte eine Handbewegung, die andeuten sollte, daß die Lösung der russischen Frage von seiner Seite damit erledigt sei und trank sein Krügel bedächtig leer.

„Mir is 's all'sans, wer in Rußland regiert," meinte Spannagl, „wann 's net der ane is, nachdem is 's der andere; nur Frieden soll endli amal werd'n."

„Wird a werd'n!" erwiderte Oberberger: „ob d' ane Partei siegt oder d' andere, kommt beid's auf ans auza."

„Glaubst?" sagte Spannagl und zückte die Achseln.

„I hoff' 's z'mindest," erwiderte Oberberger; „kannst Du Dir vorstöll'n, daß in an Land wia Rußland, wo all's drunter und drüber geht, 's Militär no zum Kriegführ'n a Lust haben soll? Wann a Soldat fragt, für wen daß er eigentli kämpft, was sagt ma eahm denn? Für 'n Kerenski? Für'n Kornilow? Fürn Lenin? Da drobnat in Rußland watz ja ka Mensch mehr, wer eigentli eahner Herr is, weil 's heut' in der Früh' der is, z' Mittag jener und auf d' Nacht scho wieder a dritter. Früher oder später muaß 's den Soldaten do z' dumm werd'n, bei dem narrischen G'spiel mitz'machen, denn wenn s' 'n schuldigen G'horsam scho leisten, müssen s' do wenigstens wissen, wem. Wann aber amal 's Militär nimmer will, dann is für'n Russen mit der Kriegführerei aus und dann . . ."

„Hab'n ma no lang' kan Fried'n net," unterbrach ihn Stichler, der Pessimist; „kann ma wiss'n, ob d' Bierverbandler — Zwanz'gverbandler, besser g'sagt — ob die an Fried' geb'n, wann Rußland a erledigt is? I glaub' 's net und . . ." Er unterbrach sich. „Red'n ma von was andern, i bitt' Euch gar schön! Lass'n ma 'n Kriag Kriag sein, is 's G'scheitste, was der Mensch heutz'tag tuan kann. San ma Feldherrn? San ma Diplomaten? Na — und net amol die können was richten, was soll'n alsdann wir dazu tuan, wann i bitt'n derf? Wia der Kriag ang'fangt hat, da bin i aner von diejenigen g'west, die poliniert hab'n, daß all's g'staubt hat — dös wißt 's eh no! Dazumal hätt' i von nix andern red'n mög'n als wia von Kriag. Heut' is mei Standpunkt der: Nix wissen will i mehr davon! Durchs Plauschen wird 's net besser und der Frieden kommt net um a Stund' früher daher, wann i, der Stichler, mein Kren dazua gib. Drum verkriech' i mi daham in mein Bau und was in der Welt vorgeht, is ma wurst. Wann der Fried'n da is, werd' i 's schon derfahr'n; all's and're interessiert mi net."

„Na jetzt'n, dös geht denn do net," meinte Schwasser, „wann in der Welt so viel passiert, wia jetzt'n, muaß do a Gebülteter si damit befass'n, man i; net daß er hergeht und sagt: „Dös geht mi nix an — dös is ma wurscht — i kümmer mi um nix." Scham Di! I für mei Person . . ."

„Du für Dei Person bist der Neunmalg'scheite und hast d' Weisheit mit'n großen Schöpflöffel g'gessen," unterbrach ihn Stichler; „wann si alle Kirchenlichter auf der Welt über a Sach' umasunst 'n Kopf zerbrechen — Du für Dei Person waßt's! Herentgegen i für mei Person, mei liaber Schwasser, hab' die G'wohnheit, daß i nur über Sachen red', von die i was versteh'; den Krieg aber, den versteh' i nimmer, i sag's, wie 's is."

„Da hast net so unrecht," ließ sich Oberberger vernehmen, „und so wie Du denkt heutz'tag gar mancher. Im Anfang vom Kriag war a jeder Zweite a' Földherr und jeder Dritte a Staatsmann und a jeder von ihner hat von der Kriegskunst akkrat so viel verstanden, als wie d' großen Heerführer alle mitsamm'. Dös hat si scho lang aufg'hört und wann in d' letzten paar Täg' wieder mehr von so Sachen d' Red' g'west is, so war 's desweg'n, weil 's so viel Neuigkeiten auf an' Sitz' während 'n ganzen Krieg no net geb'n hat. Für g'wöhnli plauscht heutz'tag d' Menschheit am liebsten vom Essen. Dös war früher amal a Sach', die ma' tan, von der ma' aber net viel gred't hat, heut' is von allen Wichtigkeiten d' wichtigste und wann a Hausfrau a' Viertelkilo Filz derobert, so interessiert dös viel mehr als wann der Kerenski Petersburg derobert . . . oder der Lenin oder wie 's alle heißen. Oder es kann sein, daß a paar beisammensitzen und recht herzhaft drauf lospolitisieren, daß d' Fetzen flieg'n; es braucht nur haßen: Vis-à-vis bei den Tabakkramer werd'n Zigarr'n verkauft — oder um 's Eck' beim Kaufmann gibts an Speck, aus und g'scheg'n is! D' hohe Politik lassen 's liegen und steh'n und rennen si anstell'n!"

„Anstöll'n? Dös gibt's vom Fuszehnten an nimmer," sagte Schwasser; „d' Polizei hat 's verboten."

„War a höchste Eisenbahn!" sagte Stichler. „Bis jetzt'n hat d' Polizei d' Anstöllerei net nur net verboten, sondern protesziert. Vor jedem G'wölb hat s' zwei Wachta hing'stöllt, damit, daß d' Sach' nach was ausschaut, und i hab' mi oft g'nur g'staunt, wo denn die Massa Wachleut' herkommen. Auf die Art und Weis' is 's Anstöll'n quasi a behördliche Institution und statt besser is 's allerweil ärger word'n. Da hat ma reden können, was ma woll'n hat, zwa Jahr' lang hat 's nix g'nutzt. Endli hat si d' Polizei b'sonnen und die Anstöllerei verboten, bei der Nacht ganz und beim Tag halbet!"

„Warum net glei a beim Tag ganz?" sagte Oberberger. „Dös is wieder amal so echt weanerisch: Nur um Gott's will'n nix Ganzes! An a Hälften kann ma allaweil was anstückeln, aber vom Ganzen schwer was abaschneiden — denkt si die Behörde. Wer ma jehg'n, ob der Erlaß an Erfolg hat, z' wünschen war's!"

Er beglich, da es indessen zehn Uhr geworden war, seine Zeche; die anderen taten desgleichen und gemeinsam verließen sie das Lokal.

Thomas Berger.

18/XI. 1917

17

Christkindlsorgen.

Je größer und allgemeiner die Einschränkungen werden, die wir uns alltäglich auferlegen müssen, um so reger wird der Wunsch, wenigstens einen Tag im Jahre zu besitzen, der den verflossenen, besseren Zeiten gleichkommt. Für Stunden will man wenigstens den Krieg mit allen seinen Sorgen vergessen und mit den Kindern fröhlich sein dürfen. Der Weihnachtstag wäre so recht eine Gelegenheit hierfür. Wird er aber auch die Hoffnungen erfüllen können, die wir gewohnheitsmäßig in ihn setzen? Wird der Mangel an allem und jedem, den wir wie eine lästige Kette mit uns schleppen, nicht den Wunsch, ein frohes Weihnachtsfest zu feiern, hemmen? Wer weiß, ob wir diesmal überhaupt Christbäume haben werden. Gewiß, sie wachsen draußen im Wald so wie einst, man braucht sie nur zu holen. Aber es gibt keine Leute, die sie abschneiden, es sind keine Pferde verfügbar, um sie zur Bahn zu bringen, und die Eisenbahnen verweigern häufig die Annahme solcher Frachten. Aber auch wenn es uns gelingt, den grünen Weihnachtsbaum in die Wohnstube zu bringen, womit werden wir ihn schmücken? Es gibt keine Zuckerln, kein kleines, süßes Backwerk, keine Tierchen aus Schokolade und keine Nüsse, die man vergolden oder versilbern könnte. Es wird aber möglicherweise auch keine Kerzchen geben, um den Baum zu beleuchten. Eine Tanne oder Fichte ohne Lichterln und Näschereien, ist das ein Weihnachtsbaum? Wenn man ihn nicht festtäglich schmücken kann, läßt man ihm lieber das weitere Leben draußen im großen Wald. Und was werden wir schenken? Für die vielen lieben Kleinigkeiten, mit denen man so große Freude bereiten kann, haben die meisten kein Geld. Sie brauchen es, um den allernotwendigsten Bedarf des täglichen Lebens zu bestreiten. Aber auch die notwendigsten Dinge sind nicht leicht zu haben. Man wird in Verlegenheit kommen, wenn man dem Buben ein Paar neue Schuhe kaufen und für die Puppe des Mädels ein Kleiderl machen will. Ohne Bezugsschein ist kein Stoff für ein neues Kostüm, nicht einmal ein Stück Barchent für einen Schlafrock aufzutreiben. Wer also heuer Christkindl spielen will oder muß, der wird, wenn er nicht sehr viel Geld hat, von ernsten Sorgen bedrückt werden. Freilich, es fehlen noch etliche Wochen bis zum Weihnachtstag. Sie müssen aber fleißig ausgenützt werden, wenn man am heiligen Abend etwas anderes in den Händen haben will als uneingelöste Bezugsscheine.

Der Abend
20./XI. 1917

Denen der Krieg gut anschlägt.

Um wieviel wurde unlängst der Zuckerpreis erhöht? Das Preistreiben geht so rasch, daß das Gedächtnis nicht zu folgen vermag. — Aus Prag wird gemeldet. Die Erste böhmische Zuckerraffinerie-Aktiengesellschaft verteilt aus dem Reingewinn von 952.864 Mark (i. V. 709.844 Mark) eine Dividende von 15 v. H. (i. V. 12. v. H.).

Die Lobositzer Zuckerfabriken A.-G. verteilt wieder 20 v. H. Dividende und erhöht das Aktienkapital von 480.000 auf eine Million Kronen.

Wenn sie nächstens erzählen werden, ohne neue Preiserhöhung müßten sie zugrunde gehen, glauben's ihnen die Juristen, die Gott in seinem Zorn als Sektionschefs über uns gesetzt hat, und bewilligen es wieder.

Nicht minder die, die das Eisenkartell in die Tasche steckt. Auch sie lesen in der „N. Fr. Pr.":

„Aus Prag wird uns telegraphiert: Das Eisenwerk Libschitz weist bei einem Kapital von einer Million Mark einen Reingewinn von 592.897 Mark aus. Das Werk verteilt eine Dividende von 25 v. H. (im Vorjahre 20 v. H.). Für Steuerzwecke werden überdies 200.000 Mark zurückgestellt."

Aber daß sie auch nur ein einziges Mal nein zu sagen wagen, wenn man um die Erlaubnis ansucht, uns die Taschen noch gründlicher auszuleeren, fällt keinem auch nur im Traume ein, geschweige denn in der harten Wirklichkeit, in der Herr Kestranek und seine Barone leben.

Aus Prag wird berichtet: Die Aktienbrauerei Smichow erzielte trotz des Herabsinkens der Erzeugung auf 36.126 Hektoliter (gegen die Höchstmenge von 624.000 Hektoliter im Jahre 1911/12) einen Reingewinn von 994.061 Kronen, aus welchem wieder 25 v. H. Dividende verteilt werden.

Damals trug das Geschäft 52½ v. H.; während also die Erzeugung auf ungefähr ein Sechstel fiel, konnte der Gewinn auf der Hälfte erhalten werden, ein Kunststück, das man im Zeitalter der sogenannten Preistreibereiverordnungen nicht genug bewundern kann.

Reichspost Abendbl 22./XI. 1917

14

In der Wiener Tanzschule zur Kriegszeit.

Unter den vielen beklagenswerten Berufen im Kriege gehörten zu den beklagenswertesten die Wiener Tanzlehrer. Die hatten ja stets große Regien für Miete, Beleuchtung, Beheizung, Personal, Garderobe und Aufführungshonorare, sie waren im Juni 1914 beschäftigt, die Vorarbeiten für die Herbstzeit zu treffen, da brach der Krieg aus. Kein Mensch wußte, wie lange er währen werde, manche sperrten sofort zu, manche lösten ihr Unternehmen vorübergehend auf. Es däuchte den meisten Eltern unrecht, ihre Kinder tanzen zu schicken, während draußen der Krieg tobt. Einem unserer bekanntesten Tanzlehrer, Dubois, spielte der Krieg so mit, daß er sein Lokal sofort schließen und in der Folge um eine Beschäftigung beim Magistrate ansuchen mußte.

Nun ist im vierten Kriegsjahre gewiß nichts mehr zu sagen, wenn die jungen, freudlos aufwachsenden Mädchen und die jungen Männer tanzen lernen und in anständigen Grenzen ein bißchen Tanzkunst pflegen. Wie aber sieht zum Beispiel jetzt eine Tanzschule aus, nehmen wir bloß eine bekannte in der Alserstraße, in Friedenszeiten eine Pflegestätte des guten Tons.

Ein bummvoller Perfektionsabend. Damen in allen möglichen Altersstufen. Kleider und Haartracht auffälligst, letzte Mode, das Benehmen ebenso auffällig frei. Barstimmung. Dazwischen etliche Damen aus der besseren Gesellschaft. Jedenfalls aber zu gut 70 Prozent jüdisch-polnisch. Zu gut 90 Prozent aber ist das Herrenpublikum, in der Mehrheit Einjährig-Freiwillige und Landsturmoffiziere vom Fähnrich aufwärts, dem Judentum zuzugesellen.

Das Tanzprogramm: Zwei bis drei Walzer als Aufputz, eine Quadrille, die niemand tanzt, sonst nur die amerikanisierten „Schiebertänze", wie sie in so freier Aufmachung wohl nur in gewissen Ballokalen Berlins vor dem Kriege getanzt wurden.

Zu Anfang des Krieges wurden die Kommandos bei der Quadrille verdeutscht. Das hat längst aufgehört. Jetzt werden nur mehr fremdländische Tänze aufgeführt, wovon der „Reighan", die „Washingtonpost" und der „Tango" die zahmsten Tänze sind. Der One-step und der Two-step dominieren. Es kennzeichnet die Gesellschaft, in welcher Weise nun gerade diese Tänze getanzt werden und wie man sich zu ihnen drängt. Der Donauwalzer von Strauß, das ist fad und blöde. Die Affenliebe muß es sein, als Ideal des „Grizzlibär"-Tanzes. Der Jugend sollen die ohnehin arg versäumten Gelegenheiten, ihr Anrecht auf Freude zu behaupten, nicht verkürzt werden, die Tanzinhaber nicht ohne Grund geschädigt erscheinen, aber die ordinären ausländischen Bandelwurmtänze haben nicht unser Volkstum zu vergiften und brauchen nicht die Gelegenheit für gewisse stadtbekannte jüdisch-polnische Roués abzugeben. Es sind junge Mädchen in der Tanzschule, die vor schlimmen Einflüssen geschützt werden sollen. Wir haben einen Reichtum an soliden Tänzen, die wirkliche Körperkultur verbreiten. Dem Kör, dem alten Lancier, die Altwiener Figurentänze, die große und Valerie-Mazurka, es kann auch Turlana bleiben, aber die Schiebertänze in der Baraufmachung gehören hinaus. Sie ziehen ein Publikum in die Tanzschule, das während des Krieges kein anderweitiges Tätigkeitsfeld mehr vorfindet und es nunmehr in die Tanzschule verlegt. Lebemänner haben in Tanzkursen nichts zu suchen.

Dr. R. B.

Im Stammbeisl.

Das Gespräch war im vollen Gange und drehte sich wie gewöhnlich um das Essen, die schlechten Zeiten und die Friedensaussichten. Mit einemmal wurde es jäh durch einen Aufschrei unterbrochen, den Schwasser ausgestoßen hatte.

„Jessas Marand Josef!“ rief dieser und griff nach seiner Seitentasche; er befühlte zuerst die rechte, dann die linke, griff nervös und erregt herum, suchte sodann in allen anderen Taschen seines Anzugs, wobei sich auf seinem Antlitz mehr und mehr sichtbare Angst spiegelte, sprang dann auf und stürzte zum Kleiderständer.

„Um all's in der Welt — was hast denn?“ fragte Spannagl, ernstlich besorgt.

„Wann i net irr', dann hat er nix, sondern suacht was,“ sagte Stichler; „was is denn g'scheg'n? So red' do' an Ton.“

Aber Schwasser gab fürs erste keine Antwort; er hatte sich an seinem Winterrock herangemacht und durchstöberte mit stets wachsender Erregung dessen Taschen. Plötzlich stieß er einen zweiten Schrei aus — aber diesmal einen Freudenschrei — kam an den Tisch zurück, setzte sich und sagte:

„Gott sei dank, i hab's! Herrschaft, hab' i aber jetzt'n an Angst ausg'standen! I' g'spür's no' in alle Glieder, in die ma der Schrocken einig'fahr'n is!“

„Hast was verlor'n?“ fragte Oberberger.

„Mei Brieftaschen hab' i net g'funden,“ sagte Schwasser; „wie i vorher zufallsweis' hingreif', war s' net da. Na, Ihr könnt's Euch mein Schrocken vorstell'n!“ Er atmete befreit und erleichtert auf. „Gott sei Lob und Dank, i hab' s' wieder.“

„Wo war s' denn?“ erkundigte sich Spannagl, „im Winterrock?“

„Ja, denkt's Euch,“ erwiderte Schwasser, „i fahr' vorher auf der Oelektrischen, und wie i d' Karten kauf', nimm i s' aussa. Weiß der Teufel, wie daß dös zugangen is, kurz und guat, wie i s' z'rucksteck, bin i wahrscheinli in d' falsche Taschen einig'fahr'n, und so is 's Geld in Winterrock g'raten!“

„Wannst a Gaw'lier bist, zahlst auf dös hin an Liter Wein,“ schlug Stichler vor, „dös is 's Wenigste, was D' tuan kannst.“

„Aber ja — warum denn nöt,“ sagte Schwasser; „Leopold — bringen S' an Liter da her, es braucht net grad der billigste z' sein.“

„So is recht!“ lobte Stichler, „hast eh' mehr Glück als Verstand g'habt bei dera G'schicht'. Heutz'tag, wo so viel g'stohl'n wird wie nia net, so lang' i denk, steckt er sei Geld in 'n Ueberzieher! Narrentattel! Nächstesmal leg' 's glei am Huat aussa, damit daß 's d' Gauner no a wengerl kommoder hab'n.“

„Wannst mi pflanzen willst, kannst es scho tuan,“ meinte Schwasser, „i hab' a so a Freud', daß i mei' Göld wieder g'funden hab', daß i mi über nix mehr gift heut' auf d' Nacht. — Aha, da is scho der Leopold mit 'n Wein. Aha, guat is er, delikat; sollt's leben alle miteinander, meine Herr'n!“

Oberberger leerte das Glas und nachdem er es niedergestellt hatte, sagte er:

„Dös is scho wahr: Stehl'n tuan d' Leut' heutz'tag wie die Raben. In die G'schäften, auf der Traunway, in die Wohnungen — wo s' was finden, trag'n sie 's weg. Auf der Eisenbahn wird so viel g'stohl'n, daß der Staat vor lauter Schadenersatz zahl'n nia net auf sei Rechnung kommen kann, a wann er d' Tarif no so erhöht. Wannst auf der Post a Packerl aufgibst, so kommt 's bei dem, dem 's g'hört, überhaupt net an oder d' Halbscheid is aussagrapst. Auf der Eisenbahn mußt aufpassen, wia a Haftelmacher, sonst kannst Dir Deine Sachen suachen bei 'n Aussteig'n.“

„Is 's denn a Wunder?“ sagte Schwasser. „D' Menschen haben an Hunger und nehmen si d' Nahrungsmittel, wo sie 's finden; auf's Geld fliegen s' gar net a so und wann a Dieb heutz'tag a Hunderterbanknoten und a Kilo Schmalz nebanand lieg'n sicht, nimmt er 's Schmalz und net 's Geld. An Hunderter kann ma net essen und z' kaufen kriagt ma net viel d'rum in dera narrischen Zeit.“

„D' Moräul is 's, was heutz'tag' fehlt,“ meinte Spannagl, „d' Menschheit find't nix mehr dabei am Stöhl'n.“

„Dös wundert mi net im mindesten,“ sagte Stichler. „In ana Zeit, wo im großen g'stohl'n wird, daß 's höher nimmer geht und d' großen Dieb lusti und ang'fressen auf der Ringstraßen spazier'n geh'n, in so ana Zeit san a d' klan' Dieb net faul. Was is denn dös bisserl Geld oder War', was so a Ladendieb oder Wohnungseinschleicher hamtragt, gegen die Millionen, die der Herr von Kriegsg'winner 'n Volk aus der Taschen aussaziahgt? Der ganze Unterschied is: Der ane macht 's im großen und der andere im klan'n, und dös Sprücherl von die klan Dieb, die ma aufhängt und die großen, die ma laufen laßt, hat allerweil no sein Sinn.“

„Jetzt'n mehr als je,“ sagte Oberberger, „die G'schicht is nur, daß si die klan' Gauner immer grad d' Aermsten aussuchen, weil die leichter zum derglengen san. Erst neuli is von der Meinigen a ihrige Freundin bei uns g'west — a recht a arme Haut, die wahrhafti nix z' lachen hat in dera harten Zeit. Vor a paar Tag, erzählt s', war s' am Land draußt bei Verwandte, no, und da hat sie si halt so a paar Sachen hambracht im Tascherl. Sie denkt si no: „Mußt obacht geb'n, ma hört jetzt so viel von Gauner, daß Dir ja nix wegkommt!“ Guat, sie stellt alsdann dös Tascherl neben sich auf d' Bank im Zug und paßt recht auf, damit ja nix g'schicht. Grad a Minuten, wia s' erzählt, schaut s' weg und bei 'n Fenster aussa, weil s' grad was interessiert hat draußt. Wia s' wieder hinschaut, is 's Tascherl weg und nimmermehr zum finden. — Meine Herren, i bin g'wiß a ehrlicher Mensch, aber wann i heut' hör', daß a Spitzbua an schwarreichen Kriagswucherer a wengerl was von sein Reichtum wegstibitzt hat — ka Wörterl sag' i, und wann i a Richter bin, billig' i eahm so viel mildernde Umständ' zu, als 's überhaupt gibt. Aber wann 's an Armen derwischt, so wie die Frau, von der i g'red't hab', dann is 's bitter. Leopold, zahl'n!“

„Na, na, draus wird nix!“ sagte Schwasser, „heut' seid 's alle meine Gäst'. Kommen S' nur her, Leopold, zahl'n tua heut' i!“

Thomas Berger.

35./XII. 1917

Nachdruck verboten.

Schneider und Müller.

Das Firlinger-Anwesen ist keines von den großen, aber auch keines von den kleinen. Es steht nicht mitten drin im Dorf, aber auch nicht allzuweit abseits auf seiner Obstbaumwiese, deren Bäume ihm die Sonne nicht meiden und doch Schatten spenden. Den ganzen Sommer über blühen Blumen vor den Fenstern; jetzt im Spätherbst drängen sich rotbackige Aepfel hinter den Scheiben und sehen mit dem gefaßten Gleichmut des Geborgenen zu, wie die Aeste, an denen sie groß und reif geworden, von Tag zu Tag leeren werden, und, müde eines langen, nutzlosen Kampfes, in dem scharfen Oktoberwind die letzten, morschen Blätter verlieren.

Drinnen in der Stube ist es warm und gemütlich. Der Firlinger, ein großer, hagerer, grauköpfiger Mann mit klugen, scharfblickenden Augen, sitzt rauchend am Tisch, ihm gegenüber auf der Wandbank ein Bauer aus der Nachbarschaft und der Krämer des Dorfes. Beide sind gekommen, um in der frühen Zwielichtstunde ein wenig Heimgart zu halten. Rückwärts auf der Ofenbank hat sich die Firlingerin hingehuschelt, die Hände hinter dem Fürtuch; neben ihr schaut die junge Aichbauernliesel ganz versonnen der hellen Straße entlang, die sich der Feuerschein aus dem Herd über die Diele just in das dämmerigste Winkerl der Stube gebahnt hat. Auf einem Schemel zu ihren Füßen hockt die alte, lange, hagere Botennani, die Hände um die spitzen Knie geschlungen.

„Ja, ja," seufzt der Nachbar des Firlinger, der Jagerbauer, ein zwetschkendürres Mandl, „das sein Zeiten! Ganz erschrecklich, was das für Zeiten sein! Jetzt haben i' mir richtig von mein Acker die einzigen paar Krauthäupeln g'stohl'n, die net narrert (ausgewachsen) worden sein, ganz wurzweg g'stohl'n."

„O Gott, das is was!" stimmt der Kramer Obeneder zu, ein breitschulteriger, sehr bedächtiger Mann. Er lehnt sich in den Tisch und fährt sich mit dem Pfeifenrohr über die Lippen, als müsse er erst einen Riegel zurückschieben, damit er den Mund aufbringt. „Das ist halt ja was! Mir hat gestern Nacht a einer, den i 's net g'schafft hab', die Winteräpfel brockt."

„Ja, mit dem Stehl'n" entsetzt sich die Firlingerin. Die Aichbauernliesl zieht bloß hörbar den Atem ein. Extra sagen tun sie nichts, obwohl ihr auch was abhanden kommen ist: der Mitterlehnertoni, der schon das dritte Jahr im Felde steht, hat ihr Herz mitgenommen. Um so weitläufiger läßt sich die lange Botennani über das angeschnittene Thema aus. „O meine Leut'," krächzt sie mit ihrer dünnen, heiseren Stimme, „wann man 's so bedenkt, was jatzt alles Füß kriegt, das ehvor niet- und nagelfest g'standen is, und daß man in ein ausplünderten Erdäpfelacker sogar a goldenes Armband g'finden hat, dann wird ein letz (übel), sauber letz. Früher amal hat 's alleweil g'heißen, stehlen tuat eh niemand, stehlen tun nur d' Leut', aber jatzt stehlen die Herrschaften a schon."

„Ja, das is was," mürmelt der Obeneder und schiebt den Riegel über den Mund wieder zu. Die Botennani aber fährt fort: „Und mir is net amal um meine leiblichen Güter, weil i eh kein' hab', aber wie 's jetzt hergeht, muß am ja völlig bang' sein, so a Kerl, dem die Finger um d' Halbscheid z' lang' g'wachsen sein, schmüggelt sich im Himmel a noch eini und kripst ein' die ewige Seligkeit vor der Nasen weg. Kumm' man 's wissen?"

„Na, na," läßt sich der Firlinger vernehmen, der bisher geschwiegen hat, „da fehlt nix. Das laßt der Petrus schon net gelten, der paßt heutzutag' grad so akkurat auf, wer bei der Himmeltür aus und ein geht, als ehmals, wie der Schneider und der Müllner eini haben woll'n."

„A Müllner a?" fragt die Aichbauernliesl, „wie is denn das nachher g'wesen?"

„Wie das gewesen is?" wiederholt der Firlinger, paffst ein paar mächtige Rauchwolken, wie eine Zugmaschine eh sie vor hinanzieht, und beginnt: „Nu ja, da sein halt amal a Schneider und a Müllner gleicherzeit vor die Himmelstür kommen. Sitzt der Petrus davor, dreht die Daumen übereinander und schaut verdrießlich drein, weil's Himmelg'schäft wieder amal spottschlecht gangen is. Der Schneider und der Müllner räuspern sich a Weil verlegen und weil der Petrus nix redt, fangen sie an: „Mit Verlaub," sagen s', „jatzt waren wir halt da, weil — weil wir Feierabend g'macht haben, ja! Und — und so taten wir Dich halt recht freundlich ersuchen, daß Du uns die Himmelstür aufsperrst. Wir werden schon fleißig beten und singen und selig sein." Aber der Petrus red't noch nix, schaut s' nur von oben bis unten an, dann beutelt er den Kopf und heht z' brummen an: „Heilig's Kreuz," greint er, „heut verlohnt sich das Türhüten wieder, daß a Freud' is; z'erst paß i und paß i her wie a Hastelmacher, daß endlich amal wer in Himmel kommen soll, und jatzt, nach Zeit und Weil, wo richtig zwei daherwimmeln, sein s' erst wieder net z' brauchen."

„War net übel," stottert der Müllner, „wo fehlt's denn nachher?"

„Wo 's fehlt?" schreit der Petrus, „wo Ihr 's seinerzeit g'nommen habt, dort fehlt 's. Oder hast Du Dir net alle möglichen Fleck breitg'schlagen?" schnauzt er den Schneider an; „und hast Du net mehr Mehl abg'mant, als Dir zug'hört hat?" fahrt er auf 'n Müllner los. „Na also! Und bevor Ihr das net zustand' bringt's, derft's net in Himmel."

„Was heißt denn das, a Mehl abmanten?" unterbricht die Aichbauerliesl den Erzähler.

„Also! Verstehst das net?" fragt der Firlinger. „Na weißt, in früheren Zeiten hat man kein Mahlgeld zahlt, sondern der Müllner hat sich einen gewissen Prozentsatz Mehl nehmen dürfen, das hat man abmanten g'nennt. 's war a alter, gerechtsamer Brauch und der Petrus hat sich auskennt drein, mehr als den Müllner lieb war, denn es hat ihm für's erste die Red' verschlagen. Nur der Schneider hat g'stigatzt: „Heiliger — allerheiligster Petrus," hat er g'stigatzt, „von wegen die Fleck möcht' i nur sagen, alle hab' i mir net breitg'schlagen, es waren schmale a drunter."

„Und i," verdesendiert sich der Müllner jatzt, „i hab' überhaupt nur tan, was mir d' Leut ang'schafft haben. A jeder, der mir ein Sack Trad 'bracht hat, hat g'sagt: „Nimm das meinige z'erst, nimm nur das meinige z'erst." Na, so hab' i halt g'nommen, hab' ihnen den Willen tan und hab' vor allererst g'nommen, net? Na alsdann, und jatzt war 's auf amol net recht?"

„Gsch," macht der Petrus und fahrt mit 'n Arm aus, als wann er Hendeln von Zaun jagert. „Ausreden! A gute Ausred' is nur auf der Erden dreißig Kreuzer wert, im Himmel brauchen wir kein Geld. Bringt's Euer unrechte Sach' z'stand', dann reden wir weiter." — Bumstinazl, damit haut er ihnen die Himmelstür vor der Nasen zu.

„So, jatzt geht die Uhr recht," murfelt der Müllner und setzt sich ganz derdadert auf a Wolken. „Jetzt geht die Uhr schön sauber recht. Was tan wir denn jatzt?"

Meint der Schneider drauf: „Ja, mein lieber Mensch, awi müss'n wir halt wieder."

„Was?" brüllt der Müllner, „noch amal abi sollen wir, wo 's Auferkommen eh so mühsam g'wesen is und ein 's Leben und Sterben 'kost hat?"

„Eben drum," sagte der Schneider und schupft die Achseln, „eben drum kannst den Himmel zu guterletzt net verspiel'n, weil Du einmal z' viel dran g'wagt hast; Brüderl, i geh' . . ."

„Nu, und indem daß der Müllner auch net zwischen Himmel und Erden sitzen bleiben hat können, is er auch gang'n — —"

Der Firlinger macht eine kleine Pause. Er raucht schon eine kleine Weile kalt und muß frisch unterzünden.

„Na, weiter," drängt die Aichbauerliesl, „die G'schicht' is doch noch net z' End'?"

„Mm," mungatzt der Firlinger, noch mit der Feuerung beschäftigt, und schüttelt den Kopf.

„Und wie is sie sich ausgangen?" drängte jetzt die Botennani, die sichtlich lebhaften Anteil daran genommen hat.

„Baff," macht der Firlinger erst einmal, dann setzt er gemütlich hinzu: „Gerecht halt is ausgangen, gerecht halt, wie alle G'schichten vom Himmel. Der Schneider hat über kurz oder lang glücklich einmarschieren dürfen, weil er sein Fleckbinkerl z'stand bracht hat. Es is net extra groß g'wesen, denn er hat ihn unter der Uearen (Achsel) tragen können. Der Müllner heretgegen is n e u n Pfarreien ab g'rennt, gleichwohl hat er in alle neun Pfarreien net g'nug Fuhrwerk fürs Mehl aufbringen können, das er den Leuten übers Maß abg'mant hat. Also hat er draußen bleiben müssen."

„Hehehe," lacht der Krämer Obeneder, „Liesl dös mußt Dein' Schatz amal zum Besten geben." Aber die Liesl wird zornig: „Du lach' gar net," zürnt sie, „nimm Dich lieber selm bei der Nasen, is wahr. Des Kramer seid's erst die Richtigen. Des verkauft's jatzt eh schon die Laus um ein' Groschen."

29./XI. 1917

Im Stammbeisl.

„War's guat? Hat's g'schmeckt?" fragte Schwasser den Senior der Tischrunde Oberberger, der soeben eine Portion Wurst mit Gemüse verzehrt hatte; nun da er fertig war, den Teller beiseite schob, einen tüchtigen Schluck aus seinem Krügel tat und den Schani herbeiwinkte, dem er auftrug, die Teller wegzuräumen.

„Ob's guat war? Ob's g'schmeckt hat?" lautete die Gegenfrage; „mei lieber Schwasser, dös san zwa Fragen, dö si net auf amal beantworten lassen. G'schmeckt hat's ma, weil i an Viechshunger g'habt und scho g'mant hab', der Mag'n fallt ma außa: daß's guat war, dös kannt i net sag'n. Die Zeiten san vorbei, wo an Menschen nur dös g'schmeckt hat, was guat war; heut' schmeckt eahm all's, und mit allem is er z'frieden, wann's eahm nur 'n notleidenden Mag'n ordentli anpaupft und eahm für a Stund' dös Hungerg'fühl verjaukt. Guat — schlecht, Du lieber Himmelvater, wer fragt denn nach so was no? 's Haklisein hat si d' Menschheit gründli a'g'wöhnt, und wer früher d' G'wohnheit g'habt hat, im Essen umanandaz'stochern und a grantig's G'sicht z'machen, wann 's Papperl net so g'macht war, wia 's eahm zu G'sicht g'standen is, die nämlichen Leut' fall'n heutz'tag' über an jeden Koschernat her und schlingen eahm mit Putz und Stiel abi. Beispielsweis' d' Wurst, die ma da der Leopold 'bracht hat — vor zwa Jahr' um die Zeit hätt' i eahm s' z'rückgeb'n, war in d' Kuchel aussag'fahr'n wie a Wilder und hätt' der Köchin 'n Standpunkt klar g'macht; heut' hat s' ma besser g'schmeckt als wia in Friedenszeiten der tat'lloseste Tafelspitz und d' Wruken oder was sonst dabei war — ma kennt si ja mit die neumodischen Kriagszuaspeisen net aus, weil d' eine wie d' andere schmeckt — d' Wruken alsdann hab' i grad delikat g'funden."

„Da hast ganz recht," sagte Schwasser und nickte zustimmend. „Mit die Gustosacherln hat si 's aufg'hört. Heutz'tag' fragt kaner mehr, wie daß die Sach' is, die er ißt, sondern nur, wie viel, daß s' is."

„Was dabei aussakommt, dös hat ma die Täg' wieder g'seg'n," mischte sich Stichler ins Gespräch; „der Hunger is der beste Koch, und mit d' Lebensmittelverfälscher is er in Bandel. Weil d' Menschheit nach kan „Wie" und noch kan „Was" fragt, sondern nach 'n „Wieviel", können d' Kriegsgauner mit an Menschen machen, was s' woll'n und an anhäng'n, was eahna paßt. Glaubt's Ihr, wann d' Leut' net so gierig war'n auf d' Lebensmittel, möchten d' verschiedenen sauber'n Ersatzfabrikanten auf eahna Rechnung kommen?"

„Vierhunderttausend Kronen in zwa Monat', wia da jetzt'n aner mit sein „Tee-Ersatz" verdient hat — mir war's gnua!" meinte Spannagl; „es geht eahna net schlecht, den Herrschaften."

„Und i sind', daß ma mit eahna immer no viel z' kommod umgeht," knurrte Stichler; „a paar Wochen Arrest, a paar tausend Kronen Straf', das is all's. I, wann i wer bin und in die Sachen was dreinz'reden hab', dann gib' i a neuch's G'setz außer, das auf Lebensmittelverfälschung d' Todesstraf' setzt. Was macht denn so an Kampel dös bisserl sitzen? Gar nix; in der Zellen hat er sei Ruah' und sei Kommodität und hübsch Zeit zum Nachdenken, wie er seine Mitmenschen wieder auf guate Art rupfen kann; und gar a Geldstraf' — daß i net lach'! Dös zahlt der mit aner Hand. Aber hängt 's amal an anzigen auf — und am ander'n Tag gibt 's kan Tee-Ersatz mehr und kan Kaffee, für den d' Bestandteil' aus 'n Mistkücherl aussaklaubt san."

„I wüßt' no was Besser's," bemerkte Schwasser. „Der was solche Sachen verkauft, sollt' dazu verurteilt werd'n, dös ganze allani aufz'fressen. Halt er's aus, is 's guat, wenn net, is eahm a net z' helfen. 's Aufhängen is zu a g'schwinder Tod für dös G'lumpert."

„Na, Ihr geht es gach an, dös müaß ma sag'n!" meinte Oberberger lachend. „I man, dös war all's net notwendi und 's beste gegen d' Ersatzfabrikanten is: Ausschau'n, daß d' echten Sachen net entweder verschwinden, als ob s' der Erdboden verschluckt hätt' oder a so a narrisch's Geld kosten, daß si 's unserana net leisten kann. Schau' beispielsweis' 'n Tee an; im Sommer, wie i mi derinner, war no mehr als gnua da und in an jeden G'wölb hast so viel hab'n können als was D' woll'n hast. Auf amol — hast es net g'sehg'n! — war er weg. Wohin, daß er kommen is? Ka Mensch waß! Nur so viel waß i, daß d' reichen Leut' a heut' no Tee hab'n können — mehr als g'nua, nur dersen s' net noti sein und müassen für 'n Kilo hundertfufz'g Kronen schwitzen. Für 'n armen Schlucker is dös frei nix und die „Tee-Num-Ersatz-Herren" machen 's G'schäft."

„I waß dös ane net," sagte Spannagl, „d' Behördlichkeiten denken an all's, aber den Tee, den hab'n s' vergessen. A Schalerl Tee is 's anzige, was an Menschen no innerlich derwärmt; Kohlen gibt's kan."

„Aber Kohlenkarten," sagte Stichler, „mit die derf's t einhazen. D' Fettkarten kannst a no dazuaschmeißen — san eh für d' Katz', weil's ka Fett'n net gibt."

„D' Behördlichkeiten machen si ihrer Sach' leicht," meinte Oberberger; „mit d' Kart'n und Bezugsschein' wird net g'spart — die Sachen, die drauf versprochen werd'n, kannst Dir suchen!" Er trank sein Krügel leer und sagte, indem er es niederstellte: „Biererſatz!" Seht's, meine Herren, dös is a so a Sach' mit 'm Bier. Heut' vor an Jahr um die Zeit hätt' i ma 'n Wirt no ordentli ausborgt, wann er sie unterstanden hätt', mir a so a Bier einaz'schicken. Heut' sauf' i's mit 'n größten Appetit und g'freu' mi, daß i's hab'. — Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

2/III. 1917

Die Zeit

2./XII. 1917

Krampus.

Wenn der November zu Ende geht, zieht in hellen Scharen das Krampusvolk in die Schaufenster der Zuckerbäcker ein. Der schwarze, zottige, rotzüngige, gehörnte Geselle mit den schreckbaren Glotzaugen in der fürchterlichen Teufelsfratze hatte sich seit Jahren bemüht, nicht mehr in seiner ursprünglichen Ruppigkeit vor uns zu treten, sondern schlüpfte in alle denkbaren Verkleidungen, die ihm Laune und Phantasie eingaben. Er verlor dadurch ein gutes Stück seiner kettenrasselnden Wildheit und wurde gesellschaftsfähig. Man konnte sich vor dem Krampus nicht mehr fürchten, der uns als Gigerl oder als Brezelbub entgegentrat, der stolz im Automobil daherfuhr oder auf dem Zweirad, der mit Ski oder Rodel Wintersport trieb, der sich in alle Berufe des Alltagslebens drängte und selbst davor nicht zurückschreckte, als Iglauer Amme zu paradieren. Manchmal war er gar kein Krampus mehr, sondern hatte ein liebes, lockenumrahmtes Mädelgesicht, und nur das rote Kleidchen und die schwarzgehörnte Kapuze deuteten schüchtern das Krampustum an. Es scheint übrigens, daß die Krampusmacher sich in den letzten Jahren vollständig erschöpft haben, denn wie im Vorjahr sieht man auch heuer keine neuen Typen. Die einzige Neuerung, die der Krampus, recht vereinzelt freilich, heuer aufweist, ist ein Zettel mit dem einen Worte „gefüllt". Es soll besagen, daß dieser Krampus kein leerer Wahn ist, sondern daß seine mehr oder minder kostbare und phantasievolle Hülle als süßen Inhalt Zuckerln birgt. Früher einmal war das eine Selbstverständlichkeit, und ein leerer Krampus wäre eine Beleidigung gewesen. Jetzt ist es bloß selbstverständlich, daß die Zuckerln so wie alles andere ausverkauft sind. Was nützt aber alle widerspruchsvolle Originalität des Kostüms, wenn man beim Abheben des Krampuskopfes in einen öden, leeren Papierschacht blickt? Das war ja das Hübsche und Ueberraschende, daß die rauhe Schale den süßen Kern barg. Und wenn das nicht der Fall ist, dann hat auch die witzigste Maske keinen Sinn mehr.

Die Zeit

2./XII. 1917

28

Der Zeigefingerring.

Auf der Straßenbahn, auf dem Korso, besonders aber in den Wiener Kaffeehäusern sieht man jetzt immer häufiger Damen, die neben dem kleinen, dem Ring- und dem Mittelfinger auch den Zeigefinger beringt tragen. Niemand weiß mit Sicherheit, wann, wo und wie diese Mode aufgekommen ist; man vermutet, und wahrscheinlich nicht mit Unrecht, daß Kriegsgewinner, die mit ihrem Gelde nichts anzufangen wissen, in halbkultivierter Lust an lärmendem Glanz es unternommen haben, die übliche Nacktheit des Zeigefingers durch glitzernden Ringschmuck zu ersetzen. Der neue Brauch kann aber auch eine mißverstandene Nachahmung der Sitte der vornehmen Wiener Bürgerwelt in der Biedermeierzeit sein, am Zeigefinger einen Siegelring zu tragen. Die Sitte hatte damals einen Sinn und paßte in das beschauliche Leben einer Zeit, die der umständlichen Korrespondenz, die mit dem Ring gesiegelt wurde, eine besondere Pflege angedeihen ließ. Mit der Biedermeierzeit ist auch der Brauch, den Zeigefinger zu beringen, verschwunden, und nur selten findet man noch einen atavistischen Wiener Bürger, der ihm aus unbewußter Pietät noch huldigt. Einige Jahre vor dem Kriege trug das mondaine Paris den Zeigefingerring, doch kam diese Mode bald in Verruf. Wenn die Kriegsgewinne nicht mehr so reichlich fließen werden und dem Gelde eine nützliche Verwendung geboten sein wird, dürfte auch bei uns diese Mode der Zeit der Kriegsgewinne verschwinden und sich in schlichter Weise mit der Beringung von drei Fingern an jeder Hand begnügen.

8./XII. 1917.

8

31

∴ **[Der Raumkünstler in der Straßenbahn.]** Vielleicht ist das Wort des alten Archimedes: „Gebt mir einen Punkt, wo ich stehen kann!“ zu Syrakus in der Kriegszeit erfunden, als der Philosoph im Schlapphut und im Philosophenmantel eine überfüllte Straßenbahn erklommen hatte und sich jammernd nach einem Plätzchen umsah, auf dem seine Füße dauernd Posto fassen konnten. Hätte das Schicksal es Archimedes beschieden, im modernen Leben im vierten Kriegswinter zu leben, so hätte sich für ihn das Straßenbahnfahren, zu dem hier jedermann gezwungen ist, zu einem vielseitigen Problem gestaltet. Weniger zu einem physikalischen Problem als zu einem mathematischen, zu einem solchen des Raumes. Das Straßenbahnfahren in Berlin ist heute ein Befähigungsnachweis dafür, ob jemand Raumkünstler ist oder nicht; ja, man kann jedem, der die Bahn zunächst erklommen hat, gleich vom Gesichte ablesen, ob er dafür Talent hat. Der überlegene Raumkünstler zwängt sich bis zur Verbindungsschwelle zwischen der hintern Plattform und dem Innenraum durch und wirft einen prüfenden Blick in diesen Innenraum; er macht seinen Überschlag. Er sieht nicht nur, daß alle Plätze besetzt sind, was ganz selbstverständlich ist, sondern daß zwei Reihen stehender Fahrgäste neben- und hintereinander im Mittelgang schaukeln, sich krampfhaft an die von der Decke hängenden Lederstrippen anklammernd, so daß sie den Eindruck eines fahrenden Marionettentheaters machen, das ein oben auf dem Wagendach sitzender Direktor leitet. Das Problem ist nun zu wissen, ob man einen demnächst Aussteigenden erwischen kann, oder ob die Raumverteilung einen sichtbaren Fehler aufweist, so daß man einen leergebliebenen Platz für demnächstige Besetzung in Anspruch nehmen kann. Auf die Schaffnerin ist zur Beihilfe nicht viel zu rechnen. Die Schafferin, diese brave Frau der Kriegszeit, die für wenig Geld sich abquält, den öffentlichen Verkehr in Gang zu halten, ist etwas eintönig. Sie durchrast nur unaufhörlich mit dem Schlachtrufe „Bitte die Herrschaften nach vorn rücken!“ den Innenraum und sucht die ihr anvertraute Herde durch unaufhörliches Rücken und Schieben richtig zu verteilen. Daß die Herrschaften ihr dabei viel zu Hilfe kommen, kann man nur in bestimmten Fällen behaupten. Die meisten haben eine unausrottbare Vorliebe dafür, selbst in diesen Zeiten der ewig überfüllten Bahnen, an der Tür der hintern Plattform und an der Schwelle des Innenraumes — wo man den freien Raum am nötigsten braucht — stehen zu bleiben, und sich nicht mehr zu rühren. Sie haben das dringende Lebensgesetz von heute, die Verteilung, noch nicht begriffen! Wie jener große Sieger, der den Malakoff stürmte, scheinen sie zu sagen: „Da bin ich, und da bleibe ich!“ mit einer offenbaren Verwechslung von Hartnäckigkeit und Bravour. Besonders muß man dabei an der Damenwelt den Mangel an mathematischem Sinn beklagen. Eine Dame sieht es selbst niemals, wenn neben ihr einer der vielbegehrten Plätze des Wagens frei wird, was schon zu den unerklärlichsten geistigen Phänomen der Gegenwart gehört. Wenn aber eine Dame mit einer andern im Gespräche ist, so sieht sie überhaupt nichts, und wenn der ganze Wagen neben ihr leer wird; sie bleibt stehen, bis der Fahrer und die Vorsehung der Bahnfahrt ein Ende machen. Offenbar rührt das aber mehr von dem den Damen angeborenen barmherzigen Sinn her, der die eigne Bequemlichkeit opfert und andern selbst freie Plätze neidlos überläßt. Mehr als je wünscht man in diesen Zeiten, daß man sich bei neuen Straßenbahnwagen ausschließlich zur Einrichtung der Mitteltür entschließt, die den einzigen Eingang in die Trambahn in die Mitte des Wagens verlegt, wie es bei manchen Kleinbahnen schon ist. Dadurch würden die Aufgabe der sich abplagenden Schaffnerinnen und die Verteilung der Fahrgäste wesentlich erleichtert.

Die Zeit
8./XII. 1917

Weihnachtshamster.

Es steckt nun einmal in uns der unüberwindliche Wunsch, es uns während der Weihnachtsfeiertage gut gehen zu lassen. Schon in besseren Friedenszeiten legte man Wert darauf, an diesen Festtagen über die Verhältnisse zu leben, durch achtundvierzig Stunden einmal auszukosten, wie es wäre, wenn man um eine soziale Stufe höher stünde. Um wie viel reger muß dieser Wunsch erst jetzt sein, da fast jeder einzelne um einige soziale Stufen hinuntergeglitten ist! Man muß nicht gerade ein Knecht seines Magens sein, um bei dem Gedanken, wieder einmal recht gut und reichlich essen zu können, außer Rand und Band zu kommen. Wie soll man das aber in der Zeit der Rayonierungen und Rationierungen, in den Tagen, wo alles ausverkauft ist, anfangen? Woher soll man alle die schönen Dinge, die nötig sind, um anständig zu kochen, nehmen? Diese Sorge hat den Weihnachtshamster geboren. Es gibt Frauen, die schon seit Monaten nach einem wohldurchdachten strategischen Plan arbeiten und ihn geizvollen Herzens durchführen, einzig und allein, um am Weihnachtstag etwas Ordentliches auftischen zu können. Die zwei Dosen Sardinen, die am heiligen Abend dem Fasttag zu Ehren als Karpfenersatz auf den Tisch kommen sollen, liegen schon ein Jahr in der hintersten Ecke des Speiskastels, und im Wäschekasten ist zwischen Leintüchern und Unterhosen in einem Sackerl das Kilogramm Weizenmehl verborgen, das den Weihnachtstisch retten wird. Oft schon, wenn in der Küche kein Stäubchen Mehl mehr zu finden war, hat sich die Hand nach dem Vorrat im Wäschekasten ausgestreckt, immer aber drängte sie der Gedanke zurück: Wir müssen zu Weihnachten ein Bischofbrot und einen Gugelhupf haben! Was könnte die sorgsam aufbewahrte Dose Kondensmilch, was die Handvoll Bohnenkaffee nützen, die in der Schmuckschatulle liegt, wenn am Weihnachtstag inmitten des Festentisches nicht der bräunliche, staubzuckerüberstreute Gugelhupf stünde! Ja, der Zucker! Seit Monaten werden allwöchentlich zwei Stückchen zur Seite gelegt, um den Weihnachtsvorrat zu sammeln. Und auch die Weinberln und Zibeben sind schon lange für den Feiertagsschmaus reserviert, und an den Mandelersatz hat die umsichtige Hausfrau schon im Frühsommer gedacht und sorgsam die Marillenkerne gesammelt. Auch ein Stück Geselchtes und ein paar Flaschen Wein harren im Keller bereits längst der Feiertage. Die Zuckerln und ein bißchen Bäckerei müssen mühsam im stundenlangen Anstellen in kleinen Raten erstanden werden, und die Wachskerzeln für den Christbaum hat des Weihnachtshamsters weitblickendes Genie schon zur Osterzeit gekauft. So ist vorgesorgt für den großen Tag. Nur die grüne, festliche Tanne fehlt noch, denn die Christbäume kann man nicht hamstern. Die Sorge um sie ist um so größer, je sorgfältiger alles andere bis in die kleinste Einzelheit vorbereitet wurde. Und der Weihnachtshamster — es kann auch ein Weibchen sein — erblaßt bei dem Gedanken, daß der fehlende Baum den ganzen Triumph der Hamsterei zerstören könnte.

Fremdenblatt
8./XII. 1917

Armee und Hinterland.

Von G. d. J. **Rudolf v. Stöger-Steiner,**
k. u. k. Kriegsminister.

„Si vis pacem, para bellum". Die Richtigkeit dieses alten Axioms wurde leider in der langen Friedensperiode, welche dem gegenwärtigen Kriege voranging, nur zu oft verkannt, und so kam es, daß der Ausbruch des Weltkrieges fast alle in das große Ringen verwickelten Staaten nicht auf jener Höhe der Kriegsbereitschaft fand, welche wünschenswert gewesen wäre. Das Versäumte ehestens nachzuholen, war nun die große, fast übermenschliche Aufgabe, der sich die Heeresverwaltung über Nacht gegenübergestellt sah. Die Erfordernisse an Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen, an Waffen, Munition, Verpflegung waren angesichts der Millionenheere, die auf den Plan traten, gigantisch, und dies alles mußte sozusagen aus dem Nichts hervorgezaubert werden, denn die vorhandenen Vorräte waren im ersten Anprall verbraucht.

Was das Kriegsministerium in diesen ersten schweren Tagen geleistet, welche kolossale Arbeit bewältigt wurde, das wird die Mitwelt erst später gewahr werden, aber heute schon gebührt den Männern, welche unter den schwierigsten Verhältnissen für die Schlagfertigkeit des Frontheeres so vorzüglich zu sorgen wußten, der Dank und die Bewunderung des Vaterlandes.

Unentwegt wird fortgeschaffen, denn je länger der Krieg dauert, je erbitterter unsere Feinde den Kampf gegen uns mit allen Mitteln modernster Technik zu führen bestrebt sind, desto größer und gewaltiger sind die Anforderungen, welche an die Heeresverwaltung herantreten, soll das große Ziel, der endgiltige Sieg und damit der gesicherte Friede, erreicht werden. Bewundernswert und der höchsten Anerkennung würdig sind die Leistungen, welche unsere Industrie in diesem Kriege vollbracht hat. Mit erstaunlicher Anpassungsfähigkeit unternahm sie den Uebergang von der Friedens- zur Kriegsproduktion: Fabriken, welche den friedlichsten Bedürfnissen dienten, verwandelten sich über Nacht in Munitions- und Waffenfabriken und halfen so erfolgreich mit an den Ruhmestaten unserer Helden an der Front.

Und was das Kleingewerbe und die Landwirtschaft, was jeder einzelne Arbeiter in den verschiedenen Betrieben in selbstloser, emsiger Arbeit vollbracht, welch riesiges Arbeitspensum die Beamtenschaft bewältigt, was die Bevölkerung in opferfreudiger Hingabe, in geduldigem Ertragen aller durch den Krieg auferlegten Entbehrungen und Mühsale Erhabenes geleistet hat, das verdient mit goldenen Lettern in den Annalen dieses größten aller Kriege verewigt zu werden.

Wahrlich, niemand blieb von den Lasten des Krieges verschont, Kinder, Frauen, Greise, alle sind sie Kämpfer und haben ihren rühmlichen Anteil an unseren großen Erfolgen.

Dieses Zusammenfassen aller Kräfte, dieser unerschütterliche Siegeswillen, der uns alle beseelt, ist die sicherste Bürgschaft des vollen Erfolges. Si vis pacem, para bellum! Wir alle wollen den Frieden! Doch eben deshalb müssen wir alle Kraft zusammennehmen, alle latenten Energien, alle noch verborgenen Hilfsmittel zutage fördern, um den endgiltigen, glorreichen Sieg zu erzwingen.

Und dann — wenn der Friede gekommen sein wird — dann soll die zweite schöne Aufgabe, dem Vaterlande die Segnungen des Friedens zuteil werden zu lassen, uns bereit finden, alles zu tun, um Wohlstand und Zufriedenheit in Stadt und Land zu verbreiten.

Dann werden die schweren Opfer dieses Krieges nicht umsonst gebracht worden sein und unser Vaterland wird einer neuen schöneren Zukunft entgegengehen!

Fremdenblatt

8./XII. 1917

35

Wien, 8. Dezember.

* (**Epilog auf die „Melange“.**) Jedes Volk hat sein Nationalgetränk, jede Stadt ihre Spezialität. Wenn man dies von Wien behauptet, ist es ein Gemeinplatz. Denn Wien ist die Stadt der Spezialitäten, von Girardi angefangen bis zur „Melange“ herunter. Dazwischen eine tausendstufige Skala. Gegenwärtig ist die „Melange“ das erhitzte Tagesgespräch. Ihre Güte ist im Frieden so groß, wie ihr übler Leumund im Kriege. Damit ist unter anderm gesagt, daß man es mit ihr hält wie mit den Menschen, die sich erst dann der allgemeinen Aufmerksamkeit erfreuen, wenn sie etwas angestellt haben. Na, was hat denn die „Melange“ angestellt? Sie hat im Verlauf weniger Jahre ihren Charakter völlig geändert. Früher wußte sie sich noch beliebt zu machen, indem sie sich den Menschen in allerlei betörenden Gestalten näherte. Bald entfaltete sie ihre Reize mehr mit Betonung ihrer Nahrhaftigkeit als „Schale Gold“, dann wieder half sie als „Schale Nuß“ der Verdauung nach, während sie als „Kapuziner“ die seriöse Lektüre der Zeitungen zu einem Genuß machte, auch dann, wenn der Kaffeehausbesucher Parlamentsberichte las. Als „Schale Weiß“ präsentierte sie sich zur Jausenzeit dem naschhaften Geschlecht und wußte in Gesellschaft leckerer Nußbeugeln, Tortelettes und anderer Süßigkeiten des in Demels (nicht des Dichters mit „h“, sondern des Berühmteren: des Zuckerbäckers ohne „h“) Zuckersalon kulminierenden Wien nahrhafte Sensation zu machen und die Frauen auf einen für schalkhafte Lebenshoffnungen empfänglichen Ton zu stimmen. Oh, die Friedensmelange! Man kann leider nicht sagen, daß du einem noch im Magen liegst, auch in den Fällen nicht, in welchen sich Hungernde drei resche Kaisersemmeln in deinen goldigen Fluten eintunkten und so mit Eleganz über die Illusion eines Nachtmahls hinwegtäuschten. Nein, die Liebliche ist nicht mehr. Ihre Kriegsnachfolgerin aber verstand es, durch üblen Geschmack und melancholisches Grau uns nicht nur die schlechteste Meinung von den Kühen beizubringen und wohl auch von den Ochsen, die für die Kühe verantwortlich sind. Nicht Weiß, nicht Gold, nicht Nuß, nicht Kapuziner, nein, nur eine schlackige, nach Schnupftabak schmeckende Flüssigkeit wurde die Melange. Der Wiener, der von Erinnerungen zu leben versteht, wie andere Leute von Nahrungsmitteln, ging immer noch ins Kaffeehaus, auf ein süßes Stündchen mit der alten Liebe hoffend. Und mochte es nie entdecken, daß eine unglückliche Liebe daraus geworden war. Drum ist er so geknickt, weil ihm eine Verordnung auch den schäbigen Rest einer goldenen Zeit wegnahm. Im Ernst: einen ledigen „Schwarzen“ heutzutage trinken, das können nur die Standhaften und Heldenmütigen. Was wird nun sein? Tee mit Himbeersaft? Kellner, ein Glas Wasser!

Fremdenblatt
8./XII. 1917

Die Kriegswandlungen des Wiener Automatenbuffets.

Der richtige Lebemann fing, als man noch friedlich Jahreszahlen schrieb, eigentlich erst damit an, daß er mit einem mehr oder minder süßen Mädel im Fiaker, nach seinem den federnden Rhythmus befördernden Bereifung „Gummirabler" genannt, in den Prater oder sonst wohin, wo es fidel und ein bissel kostspielig war, fuhr. Das süße Wiener Mädel ist durch Artur Schnitzler in die Literatur, der Gummirabler aber durch den Krieg auf den Hund gekommen; und der Wiener Lebemann steht im Schützengraben oder, wenn er allzu sehr Lebemann gespielt hatte, an der historischen Opern-Ecke. Dort konnte er lange seinem Ersatz, dem Zwanzig-Heller-Lebemann zusehen, der die wenigen verwöhnten süßen Mädels ins Automatenbuffet, in die „Quisisana" führte, wo man mit Kaviar, mit Austern und anderen delikaten Dingen „damisch" renommieren konnte, alles für ein Vielfaches von zwanzig Hellern. Manches Mädchenherz lernte dort die Illusion: Prinzessin kennen, für 20 Heller, die der Lebemann großmütig „schmiß". Sie hat sich recht lange gehalten, die Quisisana, trotz Krieg und trotzdem sie eigentlich in einer Stadt, die auf intime Wirtshausgemütlichkeit zugeschnitten ist und nichts von Betrieb und Mechanisierung wissen will, nie so ganz heimisch geworden war. Ein ganz klein wenig allerbilligste Phantastik, etwas von Zehn Kreuzer-Abenteurertum und vom „verflixten Kerl" ins Exotische übersetzt, haftete ihr immer an, zum Unterschied von anderen Städten, in deren Charakter sich das Automatenbuffet organischer und rascher einfügte. Nun ist mit tausend anderen Dingen auch das Wiener Automatenbuffet, ist der Zwanzig Heller-Lebemann ausgestorben; die Quisisana, die eine so anregende Parole wie „Bediene dich selbst" führte, gehört der Geschichte an, bis einmal der Finger des Friedens wieder an den gläsernen Drehgestellen rütteln wird, hinter denen einst Schinken, Sardinen, Kaviarweckerln, Würstel, Bäckereien und andere Herrlichkeiten Ringelspiel fuhren.

So ein Gang in die Quisisana war die reinste Hetz; das reinste Tischlein deck dich. Ohne Kellner, ohne Bedienung, ohne Trinkgeld, das mechanisierte Wirtshaus. Irgendwo in das hungrige Metallmäulchen steckte man ein Nickelstück, dann drehte sich das Gestell oder auch nicht, wie es eben wollte. Sehr oft wollte es ja nicht. Dann kam ein Mann, spielte minutenlang Maschinenschlosser und kitzelte das widerspenstige Brötchen aus seinem Beharrungsvermögen. Quisisana spielte wieder Automatenbuffet. Für 20 Heller war man Lebemann. Dazu konnte man so greulich schöne Grammophonmusik hören, für 10 Heller den Slezak oder gar den Caruso. Für zweimal 20 Heller gabs ein Gulyas und für eine Krone wurde man beinahe satt. Die Wiener Gaststubengemütlichkeit war in ein Durchhaus versetzt, mechanisiert, bekam einen hastigen und doch wienerisch-empfindsamen Auswuchs. Der Krieg hat auch der Quisisana den Mechanismus ruiniert. Wer sollte sich noch selbst bedienen? Caruso ist ein feindlicher Ausländer geworden, die Gabelbissen sind verschwunden, Kaviar und Hummer ein Märchen. Die Zwanzig-Heller-Lebemänner finden nichts mehr, womit sie den Lebemann markieren könnten, nichts mehr, was sie selbst, nichts, was die kleinen Fräuleins lockte. Infusorische Bäckereien, die einstmals nicht für einen „hohlen Zahn" gereicht hätten, bieten sich kostspielig an, hier und da tröpfelt schaler Biersatz, und Frankfurter in Kraut kosten eine halbe Teuerungszulage. Ein arg gedrosseltes Licht fällt matt und verdrießlich auf die Fächer, die das Drehen allmählich verlernen.

Um 10 Uhr schließt das Wiener Automatenbuffet seine schläfrigen Augen. Das ist auch das einzige, was es mit den Restaurants noch gemein hat. Keines ist mehr eine „Quisisana", ein Ort, „wo man sich labt". Das haben auch etliche von diesen oft mit unverhältnismäßigem Luxus ausgestatteten Kleingeld-Dorados von ehedem eingesehen; sie haben ihre Türen für Kriegszeit geschlossen. Und die anderen fristen bei Wasser ohne Brot ein Scheindasein. Ein fast schon wienerisch gewesenes Bild ist ausgelöscht. Es wird solange verlöscht bleiben, bis man wieder Grund haben wird, zu sagen: „Bediene dich selbst!" Dann können auch die Zwanzig-Heller-Lebemänner wieder kommen. Ob sie's aber nicht kostspieliger haben werden?

Österr. Volkszeitung

8./XII. 1917

37

Im Stammbeisl.

„Erinnerts Euch no, wie i vor a paar Wochen g'sagt hab': I riach 'n Frieden?" sagte sich Oberberger. „Dös war a Bahöl auf das hin. „Ka G'spur!" hat 's g'haßen, und „Dumm's Zeug!" und „Dalkert's Reden!" Is 's wahr oder net? An Narrentattel habt 's mi g'haßen, weil i vom Frieden g'red't hab' — und jetzt? Was sagts jetzt? Jetzt'n werd's ihn do hoffentli a scho g'spür'n, wann's net ganz vernagelt seid's!"

„Daß was dran is an dera Sach', dös glaub' i," sagte Spannagl, „aber vom Frieden san ma no hübich weit weg."

„Daß er net von heut' auf morg'n kommt," erwiderte Oberberger, „dös waß i sölber; aber der Anfang is g'macht und da gibt 's jetzt'n ka Aufhalten mehr, da könnt's Gift drauf nehma."

Stichler schüttelte energisch den Kopf.

„Und wannst eahm no so riechst und schmeckst und an d' Heahneraugen g'spürst und was waß i, was no all's — i glaub' net dran! Bevor i net schwarz auf weiß in der Zeitung les', daß der Fried'n g'schlossen is und der Krieg gar, eher glaub i net dran."

„Auf dös kannst warten, bis D' schwarz wirst," meinte Schwasser; „mei Meinung is, daß der Kriag, so wie er zitzerlweis' ang'fangt hat, a zitzerlweis' authör'n wird. Is denn der Weltkrieg auf amol ausbrochen? Ka Spur! Z'erst war der Serb' da, dann der Russ', dann der Franzos', der Engländer, und so weiter in dera Dicken, bis d' G'sellschaft komplett war. San d' Völker nacheinander ins Streiten kumma, werden s' a net auf amol wieda guat werden. Wie dazumal der Kriag, so wird a jetzt'n der Frieden klanweis' daherkommen. San ma froh, daß der Russ' 'n Anfang g'macht hat."

„Und der Rumän' 's guate Beispiel nachg'macht hat," ergänzte Oberberger.

„Frieden mit Rußland — dös is so a dumm's Reden," ärgerte sich Stichler; „hab'n ma denn scho Frieden? Is a Waffenstillstand scho der Frieden? Ka Mensch kann wissen, was in Rußland drobnet no all's g'schicht!"

„Dös stimmt," sagte Spannagl, „mir g'fallt die Sach' a net b'sonders."

Oberberger schüttelte mißbilligend den Kopf. „Dir g'fallt ma a net b'sonders," sagte er; „Leuteln, Leuteln, sagt's mir um all's in der Welt: Was wollt's Ihr eigentli? Seit drei Jahr' wart't d' Menschheit auf 'n Moment, wo 's haßt: Waffenstillstand! Und jetzt'n, wo er so guat wie da is, jetzt'n is dös wieder a ewig's: „Wer waß?" und „D' G'schicht' g'fallt mir net!" und „I halt' nix davon!"

„Wundert Di dös?" sagte Schwasser, „mi net! D' Menschen stecken so drinnet in ihnere Sorgen, daß sie si net so von heut' auf morgen außawurzeln können. Die Leut san so schlecht, daß si 's no niemand vorstell'n kann, daß 's wirkli amal wieder besser werden soll. G'wissermaßen z'sammdesicht is a jeder von uns, und eh er si halbwegs wieder derfangt, dös wird no hübsch lei Zeit dauern."

„So lang' d' G'schicht no so in Wiglwagl is," sagte Stichler, „glaub' i an nix. In Rußland wechseln s' d' Regierungen wia unseran 's a Nachthemad und ka Mensch karn wissen, ob auf d' Friedensfreund' net wieder a Kriegspartei kommt. Dös is a ewig's hin und her, und ka Mensch kann wissen, was si no aussawachst bei dera G'schicht. Soll i mi jetzt'n g'freu'n, und in aner Wochen haßt 's: Es war nix? Na, dös will i net."

„Siegst, so bin i wieder net," sagte Oberberger, „i g'freu' mi liaber für nix und wieder nix, als wia gar net. Und überhaupt — daß dasmal was drans wird, dös is für mi so klar wia Stiefelwichs. Der Kriag dauert la halb's Jahr mehr. Wann der Winter aus is, is a der Kriag gar, sagt 's, i hab' Euch 's g'sagt."

„Schön wär' 's," meinte Schwasser; „den Winter, den hätt' i a scho gern hinter mir; wann 's in dera scharfen Tonart weitergeht, wie jetzt'n, fünf Grad unter Null, a Wind, der an d' Söl aus 'n Leib blast und dazu ka Bröckerl Kohl'n daham, dös is ka G'schäft für mi."

„Siehgst," wendete sich Spannagl an Oberberger, „dös is a a Grund mehr, warum d' Weaner net so über d' Friedensaussichten g'freu'n: Es is z' kalt dazu. Wann an d' Behörden d' Kohl'n dekaweis' zumessen und net amol dös zuag'messene Batzerl kriagt ma, dann hört si d' G'müatlichkeit auf. D' Kohl'n fuhrenweis' in d' Häuser z' schaffen, is streng' verboten, aber wannst bei die noblichen Palöhs vorübergehst, sieghst halt allerweil no Kohl'nwäg'n und Männer, die d' kostbare War' in aller G'müatlichkeit in 'n Keller schaufeln. Wann 's do g'schiecht, zu was is denn dann die ganze Verbiaterei?"

„Tschapperl," lachte Oberberger, „wann alle verbotenen Sachen wirkli net g'scheh'n möchten und alle Verurtnungen wirkli eing'halten wurden, dann war ja 's Leben gar net so schwer und ma brauchet si net zu beklag'n. Aber so san d' Verurtnungen dazua da, daß si jeder zweite net d'rum schert, und d' verbotenen Sachen san deswegn verboten, damit, wer 's Geld und die G'legenheit dazua hat, es justament tuan kann. Was willst dagegen machen? Es is halt amal so."

„Wann wieder a Krieg kommt," sagte Schwasser, „wird ma d' G'schicht anders deixeln müssen, beispielsweis' so, daß . . ."

Oberberger unterbrach ihn.

„Bist net glei stad?" sagte er, „no an Krieg? Der liebe Himmel soll 's geb'n, daß i net no an Krieg derleb. I hab' von den an'n g'nua — aber scho vollauf! — Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

Eine gute Idee.

Der gewesene Obmann und Gründer des Geselligkeitsvereines „Die Gaudebrüder" Herr Anton Spannkraft hatte bei seinem Ableben dem Verein drei Rote-Kreuz-Lose vermacht, wovon eines in der letzten Ziehung mit einem Treffer von einigen tausend Kronen gezogen wurde. Selten ist aber ein solcher Glücksfall zu einer so großen Quelle des Aergers und Verdrusses geworden, als dies bei den jetzigen Eigentümern, den Mitgliedern des Vereines, der Fall war. Cafetier Moser, der neugewählte Obmann, zuerst freudigst überrascht über den unverhofften Gewinn, wurde aber mit der Zeit seines Lebens nimmer froh. Kaum daß er die Funktionäre des Vereines von dem Glücksfall verständigte und zu einer Sitzung eingeladen hatte, ging die Sache schief; aus der einen Sitzung wurden bald mehrere, man konnte über die Verwendung des Geldes nicht einig werden. In mehr oder minder stürmischen Debatten suchte ein jeder von den Funktionären die andern zu überzeugen, wie eigentlich sein Vorschlag der allein richtige sei. Keiner wollte nachgeben und jeder verfocht mit einer Halsstarrigkeit sondergleichen seine Idee.

Moser war ganz verzweifelt, und seine Bemühungen, für den einen oder andern Vorschlag eine Majorität zusammenzubringen, waren gänzlich erfolglos. Da mehrere von den Mitgliedern als Landsturmmänner sich an der Front befanden, wollte er eine Generalversammlung des Vereines einberufen und dazu die Frauen der Eingerückten einladen, aber dieser Vorschlag wurde von den übrigen Funktionären zurückgewiesen. Am heftigsten opponierte dagegen der Schustermeister Suec, der für eine Verteilung des Gewinnes unter den Mitgliedern eintrat und keine andre Meinung aufkommen ließ, wobei er von dem Schneidermeister Zahradil aufs kräftigste unterstützt wurde.

„Wann das der selige Spannkraft g'wußt hätt', was für an' Verdruß er mit seiner g'wiß guat g'manten Verlassenschaft ang'fangt hat, hätt' er dö Los a wem andern vermacht als solchen Bimpf. Aber amol no will i's probir'n, ob m'r in dö Querköpf nöt was einibringen kunnt, und dann soll'n s' mi gern hab'n. I leg' mei Stell' z'ruck. Man hat eh nur lauter Verdruß mit so an Ehrenamt!" dachte sich Obmann Moser.

Und so wurden denn die Funktionäre des Vereins „zum letztenmal eingeladen, um einen Beschluß in der Angelegenheit des Losgewinnes zu fassen, widrigenfalls der Obmann sich genötigt sehen würde, auf die Ehre zu verzichten, dem Verein noch länger zu präsidieren".

Im Gasthaus „zum Weißen Hirschen", dem Sitz des Vereines, hatten sich am bestimmten Abend vollzählig die Ausschußmitglieder eingefunden. Nur der Obmann fehlte.

„Wo unser Obmann nur so lang' bleibt! Er war do sunst immer aner von die Ersten!"

„No, ös habt's na urdentli wild g'macht. Und i glaub', daß dösmal bluatiger Ernst is. Weil m'r a gar zu kan Resultat kummen. Aner oder der andre könnt do nachgeb'n. Schließli muß do was g'scheh'n mit dem Geld. Und so wia's der Schuaster mant mit dem Verteil'n unter dö Mitglieder geht's nöt. Zu was hab'n m'r denn unsre Statut'n. Der G'winst is do Vereinsvermög'n, und nach unsre Statut'n därf dös Geld nur zur Veranstaltung von Unterhaltungen oder geselligen Ausflügen verwendet werden, um die G'selligkeit und G'mütlichkeit unter uns zu fördern."

Diese Aeußerung paßte wieder dem Kürschnermeister Hofer nicht.

„Geh', hör auf mit deiner G'mütlichkeit. Jetzt in derer schweren Zeit und bei der G'mütsverfassung, in der jeder is. Wo find'st d' denn mehr an Menschen, der so is, wia er früher war? A jeder is grauti und verbissen. Nix kann man si mehr vergönnen bei derer Teuerung und bei dö Zuständ. Nur wenn aner mit Lebensmitteln handelt, hat er a bess'r's Dasein, der kann si so manches verschaffen, was an andrer nöt kriagt. Dö Zeiten san vorüber, wo ma vor die Kundschaften a schön's Buckerl g'macht hat. Die Kunden müassen froh sein, wann s' was z'kaufen krieg'n!"

„Ja, ja, recht hat der Hofer. Es ist schon so und wird si a nöt so g'schwind ändern!" stimmten einige der Anwesenden dem Redner bei, während der Schuster und der Schneider sich ganz entrüstet über die Aeußerungen gebärdeten. Und nun erfolgte heftiges Für und Wider über die aufgetauchten Vorschläge. Es wäre beinahe zu einem Skandal gekommen, wenn nicht im letzten Augenblick der Obmann erschienen wäre. Ernst und gemessen nahm er seinen Platz ein.

„Alsdann, meine lieben Freunde. Wie Sie wissen, sind wir heute versammelt, um endgültig Beschluß zu fassen, was mit dem Gewinn zu geschehen hat. Alle eure Vorschläge sind nicht annehmbar, weil sie den Statuten des Vereines widersprechen. Sollte auch heute keine Einigung erzielt werden, so trete ich von der Stelle des Obmannes zurück, und Sie müssen sich einen andern wählen, der dann vielleicht ein besseres Resultat erzielt. Es bleibt unwiderruflich bei meinem Entschluß!"

Mit tiefem Schweigen wurde diese Erklärung des Obmannes entgegengenommen, aber dann brach der Sturm neuerdings los.

Der Schuster wollte keine Vernunft annehmen, immer und immer wieder wollte er den andern begreiflich machen, daß sein Vorschlag der Aufteilung des Gewinnes an alle Mitglieder der beste sei.

Endlich konnte sich doch der Schriftführer Klein, der wiederholt das Wort begehrt hatte, verständlich machen.

„Meine Herren! Ich habe eine Idee. . . ."

„Seit wann denn?" fragte erbost der Schuster.

„Stad sein, ausred'n lass'n!" ertönte es ringsum. „Wir woll'n wissen, was der Klein für a Idee hat.

Schrill erklang die Glocke des Vorsitzenden. Als nun einigermaßen Ruhe eingetreten, sprach Klein in eindringlichen, zu Herzen gehenden Worten von dem Schicksal der eingerückten Mitglieder. Wie sie, an der Front stehend, jeder Unbill des Wetters preisgegeben, mit unentwegtem Mut standhaft allen Todesgefahren trotzend, ihre Pflicht als Vaterlandsverteidiger erfüllen. „Und da woll'n wir so engherzig sein und weg'n dem Geld vielleicht den ganzen Verein krachen geh'n lassen?" fragte Klein die Versammlung. „Jetzt is G'legenheit, zu zag'n, daß no das Wort vom goldenen Wiener Herz Geltung

10./IV. 1917

Neue Freie Presse Abendbl 11./XII. 1917 40

[Der Fidibus.] Aus einer Londoner Meldung haben wir erfahren, daß die Engländer von denselben, am Ende gar von noch ärgeren Zündhölzchennöten heimgesucht werden als wir und daß ihr Zündhölzchenverbrauch die energische Rationierung von sechs Stück per Kopf und Tag erfahren hat. Aber nicht der fadenscheinigen Genugtuung wegen, daß auch jenseits des Kanals Hausfrauen und Raucher von der Zündhölzchensorge heimgesucht werden, ist dieses Telegramm besonders anzumerken. Es findet sich darin aber eine gemütliche Erinnerung, die in einer rauhen, stürmischen Gegenwart doppelt anheimelnd wirkt. In den Londoner Hotels und Klubs soll nämlich der Fidibus wieder eingeführt werden, der zusammengerollte Papierstreifen, mit dessen Hilfe einer brennenden Kerze oder sonst einer offenen Flamme der Feuerfunke entnommen wird. Mögen die Philologen noch so entrüstet den Kopf schütteln und von der Ableitung nichts wissen wollen, der Laie läßt sich gern einreden, daß das Wort Fidibus tatsächlich eine Verballhornung der beiden Worte fidelibus fratribus darstellt und nichts anderes bedeutet als „für vergnügte Brüder". Es steckt tatsächlich etwas Lustiges und Behagliches, etwas Sorgenfreies und Beschauliches in dem Wort. Wilhelm Buschsche Humore prickeln in ihm, alte Stiche eines Hogarth tauchen in der Erinnerung auf, zu deren Inventar der Fidibus zählt. Der Pfarrer der Voßschen Luise, der über die Postille gebückt saß, hat sich gewiß mit einem Fidibus die getreue Pfeife entzündet, und die Mitglieder der Tafelrunde Friedrich Wilhelms des Ersten haben im Tabakkollegium, da sie mit ausgezogenem Rock, den Bierkrug vor sich, die dampfende holländische Tonpfeife im Mund dasaßen, keine Zündhölzchen gekannt. Der Fidibus ist ein Ding einer primitiveren, anspruchsloseren, weniger verwöhnten Zeit. Links und rechts, wo man hinschaut, wird jetzt an unseren Bequemlichkeiten gezwackt und gerüttelt. Was uns noch vor Jahresfrist unentbehrlich schien, hat heute bereits der Mangel unerreichbar und darum überflüssig gemacht. Dafür vollzieht sich die allgemeine Rückkehr zu Standpunkten, die wir in unserem Hochmut bereits für längst überwunden hielten, auch zum Fidibus. Das Tabakkollegium kommt deswegen vorderhand noch lange nicht. Dazu fehlt das Bier und der Tabak. Mit dem Fidibus allein läßt sich nicht allzuviel anfangen. Die oben erwähnte Deutung des Wortes führt in die Zeit zurück, wo Zusammenkünfte zum gemeinsamen Tabakgenuß noch eine verpönte Sache waren, und die Leute, die an ihr festhalten, behaupten eben, daß die vergnügten Brüder mit jenem zusammengedrehten Papierstreifen einberufen wurden, die später dazu dienten, die Pfeife in Brand zu stecken. Heute verbietet sich das Rauchen von selbst, weil eben nichts Rauchbares zur Verfügung steht. „Fassungstag unbestimmt, Anstellen zwecklos!" Der Onkel, der in „Max und Moritz" getreulich von seinem braven Neffen versorgt wird,

Holt ihm, was er haben muß,
Zeitung, Pfeife, Fidibus.

dieser Onkel ist übel daran. Was nützt ihm die kalte Pfeife, wenn der Tabakbeutel leer ist. An dieser Not aber kann auch der schönste Fidibus nichts ändern. Er vermag nur das Zündhölzchen, nicht aber den Tabak zu ersetzen.

Arbeiterzeitung
12./XII. 1917

41

* **In Deutschland geht es ausgezeichnet.** Das Wolffsche Büro meldet: Die englischen Zeitungen verbreiten seit einiger Zeit wieder einmal allerlei Mitteilungen über den angeblich schlechten Ernährungszustand der deutschen Bevölkerung. Jede Klage über die ungureichende Lebensmittelversorgung, die an die Oeffentlichkeit dringt, wird als neuer Beweis dafür hingestellt, daß die Rationierung der Lebensmittel in Deutschland den Zusammenbruch der Bevölkerung nicht mehr aufhalten könne. Es spricht nicht gerade für die große Kriegsfreudigkeit unter dem englischen Volke, wenn seine Stimmung immer wieder durch die Verbreitung solcher Nachrichten gehoben werden muß, die allesamt mit den Tatsachen in direktem Widerspruch stehen. So ergab eine soeben abgehaltene Rundfrage bei sechstausend größeren deutschen Krankenkassen, daß die Erkrankungen unter den Versicherten, bei Männern wie bei Frauen, in ständigem Rückgang begriffen sind. Aerztlicherseits wurde dabei ausdrücklich die Bekömmlichkeit der gegenwärtigen Kriegskost festgestellt. Kriegszeiten mit den notwendigen Einschränkungen und Entbehrungen sind sonst gewöhnlich ein furchtbarer Nährboden für Epidemien. Nirgends in Deutschland ist aber bisher eine Epidemie ausgebrochen. Es wirkt freilich auch der Segen der in Deutschland hoch entwickelten hygienischen Kultur mit, die im Laufe der letzten Jahrzehnte bis in die untersten Volksschichten drang. Der Aerzteausschuß für Groß-Berlin insbesondere hat festgestellt, daß die einfache Lebensweise im Kriege für viele Personen direkt gesundheitsfördernde Wirkungen hatte, weil jetzt jeder, auch der Wohlhabende, in der Aufnahme von Eiweißkörpern und Fett und im Genuß von Spirituosen, Tabak und sonstigen anregenden Mitteln enthaltsamer leben muß. Infolgedessen ist auch die Sterblichkeit in den unbemittelten Kreisen Berlins nicht größer als in den bemittelten. Im allgemeinen sind nach den ärztlichen Feststellungen die Krankenhäuser im Kriege weit weniger belegt als in Friedenszeiten. Stoffwechselerkrankungen, wie die Zuckerruhr, gehen in den meisten Fällen zurück oder schwinden völlig. Auch die naheliegende Befürchtung, daß die Kriegskost für die Jugend nachteilige Folgen haben werde, hat sich glücklicherweise nicht erfüllt. Durch eine Rundfrage bei den Schulärzten wurde festgestellt, daß eine gesundheitliche Schädigung bei den Kindern nicht eingetreten ist. Für Säuglinge insbesondere wird in völlig ausreichender und vorbildlicher Weise gesorgt... Also was fehlt Deutschland? Nichts!

Neue Freie Presse

13./XII. 1917

42

[Wiener Verkehrsbild vom heutigen Tag.]

Es ist ein Glück, daß die Menschen so gründlich verschieden veranlagt sind, daß der eine noch ein gütiges Lächeln des Verstehens und des Verzeihens aufbringt, wenn der andere bereits vor ingrimmigem Aerger am liebsten aus der Haut fahren möchte. Wir haben heute eine Generalprobe der Verkehrskalamitäten des vierten Kriegswinters erlebt. Von einem Achtungserfolg der Wiener Kommunalverwaltung kann man kaum sprechen; aber es ist immerhin schon etwas, daß es Leute gibt, die noch auf weit Aergeres gefaßt waren. Für bescheidene Begriffe war es allerdings arg genug. Wen gestern nachts der Zwang des Berufes auf die Straße führte, der konnte sich der keuschen Schneelandschaft freuen und den prächtigen Hermelinpelz bewundern, der über alle Straßen und Gassen gebreitet lag. Kein Wagen und kein Automobil störte dieses Winterbild. Das Geschlecht der Nachtschwärmer ist so gut wie ausgestorben, und wenn jemand etwa auf dem Schwarzenbergplatz den Bürgermeister in Monologform interpelliert hätte, wie er sich den Tramwayverkehr am nächsten Morgen vorstelle, so wäre er am Ende im Rathause vernehmbar gewesen. Die Antwort, welche die Tatsachen heute morgen auf diese Interpellation erteilten, war allerdings eine wenig befriedigende. Verspätete Anfangsstunden des Verkehres, größere Intervalle, keine Beiwägen! Im Laufe des Tages hat man an der Beseitigung dieser Uebelstände gearbeitet. Wie rathausoffiziös behauptet wird, mit gutem Erfolg. Die Leute freilich, die bei den Haltestellen homerische Kämpfe ausfochten, und dies nicht immer nur mit Worten, werden anderer Ansicht sein. Auch jene, die mit Lebensgefahr ihren bescheidenen Anteil an der Amerikanisierung unseres Straßenbildes leisteten und in Berücksichtigung des Umstandes, daß auf dem Trittbrett bereits ein halbes Dutzend Menschen standen, auf den Puffern der Wagen Posto faßten. Das Straßenbahnproblem stellt sich in seiner Unlösbarkeit einfach genug dar: es wird weit mehr gefahren als in Friedenszeiten und dafür stehen weniger Wagen, schlechter geschultes Personal und abgenützte Motoren zur Verfügung. Das Tramwayfahren war in Wien schließlich nie ein Vergnügen und es ist schwer anzunehmen, daß die Wiener sich jetzt gerade ein wenig Lebensfreude in der Straßenbahn zu holen bestrebt sind. Es sind sogar bereits Stimmen laut geworden, die an den Gemeinsinn appellieren und von den Leuten, die nicht unbedingt auf dieses Verkehrsmittel angewiesen sind, einen frommen Verzicht zugunsten jener verlangen, deren Bureau oder sonstige Arbeitsstätte in einem entlegenen Bezirk sich befindet. Am Ende bringen wir es noch zu einer Art Tramwayrationierung. Zu Fuß gehen ist gewiß ein guter und in normalen Zeiten gesunder Ratschlag, namentlich wenn man über gutes und festes Schuhwerk verfügt. Wie es damit jetzt ziemlich allgemein bestellt ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung, und der Zusammenhang zwischen der Straßenbahnüberfüllung und der Schuhnot liegt nahe. Mit durchlöcherten Schuhen, mit Spaltledersohlen oder mit Flecken auf der Sohle bringt man jedoch den Straßenzuständen ein noch lebhafteres Interesse entgegen als sonst. Ein Blick auf das Thermometer zeigt, daß dieses unter Null steht. Am Ende ist gar ein gründliches Quatschwetter in Sicht. Wo sind die Schneeschaufler der Friedensjahre mit der qualmenden Tabakpfeife im Mund und jener verdrießlichen Gelassenheit, die den Börsenausdruck „lustlos“ auch dem Laien so verständlich machte, und wohin ist die Reihe der Cabswägen gekommen, die den zusammengeschaufelten Schnee zwar langsam, aber allmählich doch aufnahmen. Schneeschaufler und Cabs tauchten im Verkehrsbild des heutigen Tages ebenso vereinzelt auf, wie die im Schnee stecken gebliebenen Schwerfuhrwerke. Es entfielen die angeregten Konversationen der Kutscher mit dem Wachmann, der ihnen den gezückten Bleistift drohend entgegenstreckte. Man liest mit Befriedigung von der militärischen Hilfe für die Straßenreinigung. Vielleicht wäre damit auch eine Heranziehung von Kriegsgefangenen für denselben Zweck zu kombinieren. Jedenfalls muß mit allen Mitteln der drohenden Verwandlung Wiens in ein Kotmeer entgegengearbeitet werden. Die gegenwärtigen Ernährungsverhältnisse der Bevölkerung lassen eine Influenzaepidemie noch weniger unbedenklich erscheinen als in gewöhnlichen Zeitläuften.

Die Zeit
16./XII. 1917

Christkindlmarkt Anno 1917.

Das ist heuer ein armseliger Christkindlmarkt! Die kleine, nette Stadt hölzerner Häuschen mit ihren rechtwinkeligen Gassen und Gäßchen, mit den vielen elektrischen Glühlampen und dem buntbewegten, geräuschvollen Treiben der Käufer und Verkäufer, sie fehlt diesmal. Und an ihre Stelle sind ein paar Dutzend wackeliger Standeln getreten, die mit ihren schmutzigbraunen, schlecht geflickten Plachen so gar nicht in den Rahmen passen, den die stolzen, vielstöckigen Häuser rings herum bilden. Wohl war der Christkindlmarkt immer ein in das Zentrum getragenes Stück Vorstadt, eine gelungene Verwirklichung der Absicht, inmitten der in strahlenden Schaufenstern prunkenden Kostbarkeiten etwas Einfaches und Billiges zu bieten. Aber er machte dennoch nie einen armseligen Eindruck, und nie hatte man ein Gefühl der Unlust, wenn man zwischen den Buden hinbummelte, die für wenige Kronen einen ganzen Haufen Weihnachtskram gaben. Heuer ist es anders, und dürftig wie in seinem allgemeinen Eindruck ist der Christkindlmarkt auch in seinen Einzelheiten. Zwar fehlt nichts von den vielen Dingen, die die Kinder sonst mit großen, besitzgierigen Augen angestaunt haben. Der Christbaumschmuck ist da, das flimmernde Flitterwerk, die silberglänzenden Glaskugeln und die Sterne aus Goldpapier, das winzige Hausgerät für kleine Mädchen, Bügeleisen, die kaum fünf Zentimeter lang sind, Waschtröge, in denen nicht einmal ein Goldfisch baden kann, Miniaturküchen und Puppenzimmer, Perlenketten, Heiligenbilder, Trompeten, Säbel, Gewehre und Helme, Eisenbahnen und Aeroplane, Schnürriemen und Kaffeehäferln, Krippen, Haarkämme und künstliche Blumen, aufdringlich rote Papierrosen und Bilderbücher. Auch die unmöglich grünen Bäumchen fehlen nicht, deren Drahtarme sich gefügig zusammenklappen lassen und deren schönster noch immer wie eine Verhöhnung des schlechtesten wirklichen Waldbaumes wirkt. Zwei Standeln machen sogar den Versuch, etwas Eßbares zu bieten: Lebkuchen, der von Honig und Zucker nichts weiß, und Busserln, die nach Ersatzkaffee sind schmecken. Alles ist sehr schlecht, aber dafür sehr teuer. Auch das braungraue Getränk, das eine der Händlerinnen schlürft, und von dem sie behauptet, daß sie nicht weiß, ob es Kaffe, Tee oder Abwaschwasser ist. Jedenfalls hat es 70 Heller gekostet. Und doch gibt es auch auf diesem verunglückten Christkindlmarkt glückliche Menschen. Da ist ein Bub, dem die Aufgabe zufiel, immer wieder eine kleine, blecherne Lokomotive aufzuziehen und auf kreisrunder Schiene herumrasen zu lassen. Er fühlt sich sehr wichtig. Und glücklich sind auch die vielen Buben und Mädeln, die ihm dabei zusehen dürfen und die, weiterwandernd, über eine glotzäugige Puppe, über einen Tschako mit Federbusch oder über ein mit weiß-blau gestreiftem Flanell überzogenes Hunderl in jubelndes Entzücken geraten. Das ist eben das Glück im Unglück unserer Kinder, daß sie gar nicht mehr wissen, welch schöne und gute Dinge es früher gegeben hat und wie ein richtiger Christkindlmarkt eigentlich aussehen muß.

16./XII. 1917

Im Stammbeisl.

„Dös is a Kreüz auf dera Welt," sagte Oberberger, „daß all's immer auf amal kommen muß. Wann i mi an d' Winter vorm Krieg derinner', so hat 's dazumal nia net recht schneib'n woll'n, und baßwarm war 's manigsmal bis in Jänner eini. Dazumal is an an der Kälten nix drang'leg'n, weil Kohl'n und Holz no ka Rarität g'west san, und an ordentlichen Schnee hätt' si mancher g'wünschen, damit er si mit 'n Schneeschaufeln a paar Sechierln verdienen kann. Heut', wo si der Mensch um jed's Bröckerl Kohl'n rasen muaß und d' Schneeschaufler ausg'storb'n san, muaß 's schneib'n als wie net gscheit, und a Kälten hat 's, daß 's eahm d' Ohrwascheln ang'friert! Grad, als ob 's der heilige Petrus drauf anleg'n möcht'."

„A hell's Gott's wunder is, daß si net a Massa Leüt' derstössen hab'n am letzten Mittwoch," sagte Schwasser, „auf der Oelektrischen san s' von der Plattform abag'hängt als wie d' Weintrauben vom Stock, und auf die Busser san a g'ei ihrer a paar pickt; grad, daß s' net aufs Dach aufig'stiegen san, damit d' Oelektrische komplett g'west war! Meine Herren, i sag': Dös san kane Zuaständ' net; wann auer drei Jahr' lang g'schlafen hätt' und am vergangenen Mittwoch war er munter word'n, der hätt' ja rein glaub'n müassen, er is aus Versehn in an Narrenturm g'raten und net in unser guate alte Weanerstadt."

„Was willst machen?" seüfzte Spannagl. „Krieg is Krieg, und wann 's no zu all'm Ueberfluß schneibt als wie net g'scheit ..."

„Nachdem is 's g'fehlt," ergänzte Schwasser; „daß Krieg is, waß i, und daß g'schneibt hat a, aber desweg'n sollten solche Sachen do net vorkemma! I hab' klane Buam g'sehg'n, die si mit ihnerer Schultaschen hint' am Wag'n aufag'stellt hab'n und ka Mensch hat 's obag'stambert. I man: Besser an Beiwag'n anhängen auf d' G'fahr hin, daß er stecken bleibt, als kan'n Beiwag'n, aber dafür d' Gefahr, daß si a paar hundert Menschen 'n Schädel einhauen."

„Da kann ma halt nix machen," wiederholte Spannagl resigniert, „Krieg is Krieg, und wann 's schneibt a no ..."

„Hörst ma net glei' auf," ärgerte sich Stichler, „dös hab' i scho g'fressen, dös ewige: „Krieg is Krieg!" und „kann ma halt nix machen!" und „Is halt scho so und net anderster!" Di, mei lieber Spannagl, hätten's ins Ernährungsamt einenehma soll'n, dort passest hin mit Deine Grundsätz! 's Kilo Aepfel kost't fünf Guld'n — kann ma halt nix machen; Zuaspeisen mußt Dir mit der Latern suachen, und finden tuast erst ka' — is halt scho amol so und net anderst! Ka Tröpferl Milli is da für d' Weanastadt — Krieg is Krieg! Daß 's net leicht is in der Kriegszeit, dös waß i a; aber so weit hätt' 's net kommen brauchen wie jetzt'n, dös is mei Meinung, und die lass' i ma net nehmen. Nehmen ma nur an einzigen Fall: d' Aepfel. In dem Jahr' san ihner so viel g'west, daß d' Landleut' net wissen, wohin damit. Was g'schieht? D' Herren Beamten, verbieten den Bauern, ihner Obst ausg'führ'n. So schön! Die sitzen jetzt'n bei eahnere vollen Obstkörbeln und wissen net, was tuan damit, weils s' in Ort selber ihner Sach' net anbringen; und damit s' eahner net faul wird, geben s' es den Schweindeln, für die auf die Art guate Zeiten kommen san. Währenddem müssen si d' Weana von Fünfe in der Früh an am Naschmarkt anstell'n, wann s' a Patzerl Aepfel erwischen woll'n. A großartige Verwaltung dös, das muaß i sag'n, aber — kann ma halt nix machen! Krieg is Krieg, und weil d' Dummheit no net rayoniert und net portioniert is, kann a jeder so viel davon konsumier'n, wie eahm g'freut."

Schwasser hatte schon seit einiger Zeit deutliche Zeichen von Mißbehagen gezeigt, so daß sich Oberberger jetzt bewogen sah, sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

„Was hast denn?" fragte er.

„Nix," erwiderte der Gefragte übellaunig, „beuteln tuat 's mi, kalt is ma. Find' 's Ihr net a, meine Herren, daß ma d' Kälten heuer viel mehr g'spürt als sonst, oder kommt 's nur mir so vor?"

„Dös is ka Wunder," erwiderte Spannagl, „dös kommt von der Fettlosigkeit. D' eigene Fett'n hat ma schön langsam verlor'n in der Kriegszeit und von der ander'n kriegt ma nur drei Deka auf d' Wochen."

„Was sehr g'sund und guat is," schaltete Stichler ein; „hast es net g'lesen? In Deutschland drauß't, wo die Ganzg'scheiten dahaim san, dort is a Neunmalg'scheiter dahinter kommen, daß die Kriegskost a wahrer Segen für d' Menschheit is und daß der Mag'n nix lieber hat, als wann ma eahm statt echte Nahrungsmittel lauter Surrogata zuaführt."

„Mir kann 's recht sein," sagte Oberberger. „I wunder' mi nur, daß 's allerweil no Leut' gibt, die 's Volk für so teppet halten und manen, es laßt sie jeden Bären aufbinden. Daß der Hunger der beste Koch is, hab' i scho g'hört; daß er a der beste Dokter is, dös is d' neueste Neuigkeit. Dös ane waß i aber: Wann sei Method' a d' allerbeste is, i lass' mi bei eahm net kurier'n. — Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

Nachdruck verboten.

Das Wiener Trankl.

Bös' stand's um den Lenz. „Himmelkreuzteufel!" fluchte er, „wenn 's nur kein Kirtag gäb'!" Dieser Aerger über die sonst sehr begehrte frohe Kirchtagszeit kam beim Lenz davon, weil er ein gar so großer Freund von Bildln war. Von Kartenbildln nämlich.

Unterm Jahr brachte ihn ja an dem oder jenem Sonntag ein König, eine Dame oder ein zur Unzeit auftauchender Fünfer ins Unglück. Aber meist erholte er sich wieder. Aber am Kirchtag, wo der Lenz als Bauer, der was auf seine Reputation hielt, mit dem Wein nicht sparte und in seiner Bildlfreudigkeit die funkelnagelneuen Karten, die der verflixte Kreuzwirt rein als Fallen hinlegte, schon gar nimmer aus der Hand ließ, brach die Katastrophe über ihn herein. Den ganzen Nachmittag hatte er schon geschnapst.

Abends, als sie im Haus überall nach dem Rechten gesehen hatte, kam im Schmuck ihrer unzähligen Unterröcke, rund wie ein Hektoliterfaß, seine Bäuerin.

Die Stasi war ob ihrer Reschheit weithin bekannt und gefürchtet.

Ihre Augen bohrten sich in sein Gesicht. „Stehst im G'winn?" „Und ob," protzte der Lenz, und wies auf das vor ihm liegende Geld. „Na, dann gib m'r zwanz'g Kronen. I kauf' für d' Dirn Lebzelten und sonst auch noch, was i grad brauchen kann!"

Mit einem heimlichen Seufzer gab ihr der Lenz die Zwanzigkronennote. Es war seine letzte. Alle anderen waren schon in den Taschen seiner Mitspieler verschwunden.

Dann ging sie. Sie hatte nämlich Magendrücken und das kam vom „Schweinernen".

Der Lenz atmete auf und pries in seinen Gedanken das Schwein, welches dank seiner Mast solch prachtvoll wirkende Schwarten geliefert hatte.

Als die Kartenpartie wegen des knusperig gebratenen Nierenbratens, einem bekannten Meisterstück der Kreuzwirtin, unterbrochen wurde, bildete das Gespräch über das Magendrücken der Stasi ein appetitreizendes Thema für die kräftig Zulangenden.

„Ja, ja," sagte der Hoferbauer, während ihm der fette Saft an den Mundwinkeln niederträufelte, „mit 'n Magen ... Ja, ja, mit dem ist 's so ein' Sach' ..."

„Bald is was los mit ihm!" stieß der Müllner im Kampf mit einem ungeheuren Knödl kauend hervor.

„Und liegt amal was Schlechts im Magen .. Nit raus kriegst Du 's!" entschied der Mesner.

Da aber erhoste sich der Schmied.

„Wär nit schlecht! Alles geht raus. Müßt 's bloß die Mittel kennen. Ein Viertel Glaubersalz und alles ist heraußen, was nit hineing'hört!"

„Na, na, Schmied," piepste der Krämer dazwischen, „'s Beste ist schon 's Wiener Trankl. Davon wenn D' ein Glasl voll trinkst ... davon wirst sauber ... Und wie! ... Meiner Treu, ein paar Stunden lang kannst nit unter d' Leut'!" Er lachte listig und kröhte:

„Mußt immer hübsch versteckt bleiben ... Immer versteckt! So ein Trankerle hab' i in mein Laden! ... Ja, ja, alles führ' i!"

Unter diesen erbaulichen Gesprächen war der Nierenbraten samt dem für die doppelte Anzahl Esser berechneten Erdäpfelsalat, dem Kraut und den bombenähnlichen Knödeln verschwunden. Dafür marschierten bauchige Fläschen mit goldfunkelndem „Alten" auf.

Und eifrig wurden die Karten gemischt.

Das Spiel ging hin und wieder. Die Kronen wechselten beim Lenz; bald drohte schon Verlust der letzten, dann trat wieder erfreulicher Gewinn ein. Der schwere Wein aber erhitzte die Gemüter und machte waghalsig, so daß man bald beim „Einundzwanzig" angelangt war. Was jeder ja vom Anfang heimlich gewünscht und nur zögernd und widerstrebend hinausgeschoben hatte.

So lang 's licht war nämlich!

Jetzt, da die meisten beim Tanz waren, der Pfarrer im Extrastüberl bei seiner Tarockpartie saß und der Gartenleuchter mit seiner ewig qualmenden Kerze nur mühselig die Spielenden beleuchtete, ging 's schon eher.

Der Lenz gewann.

Und je tiefer er die Nase ins Glas steckte, um so unternehmender spielte er. Da kam er ins Verlieren.

Und der Verlust, den er bald nur mehr mit Papierzetteln, auf die er schwerfällig seine Zahlen kritzelte, decken konnte, wuchs derart, daß ihm ganz grün und gelb vor den Augen wurde.

Die Bauern sind aufs Bargeld aus. So murrten sie auch bald über die papierenen Anweisungen des Lenz. Der Müllner wollte nicht mehr weiter mittun.

„Nur aushalten können," dachte der Lenz, „'s muß ja wieder 's Glück sich einstellen!" Hilfesuchend irrten seine weinroten Augen umher. Und blieben am Krämer haften. Der verstand den Blick.

„Wohl," sagte er bedächtig, „für Dein' schwarze Sau ..., die mit 'n einzwickten Ohrwaschl!"

Er schob ihm eine Banknote hin.

„D' Sau setzt D' als Pfand. Wenn D' verlierst, hol' i mir s' morgen nachmittags. Denn aus Deiner Alten druckst ja doch kein Pfifferling 'raus!"

Am nächsten Morgen torkelte der Lenz, vom erbärmlichsten Kopfweh gequält, mit noch immer weinfeuchten Aeuglein mißmutig auf seiner Wiese herum und mähte das fürs Vieh notwendige Grünfutter.

Er suchte sich krampfhaft an die Ereignisse der vergangenen Nacht zu erinnern. Nur mühsam brachte er die Gedanken zusammen. Plötzlich schrie er auf:

„Himmel Heiland, fix Laudon übereinand, die Sau!"

Rasch schaute er sich um, ob nicht am End' die Stasi in der Nähe war. Aber er besann sich auch gleichzeitig, daß sie nur mit aller Anstrengung im Hof herumkriechen konnte, da das „Magendrucken gar so arg" zugenommen hatte. Jammervoll stöhnte der gemarterte Lenz auf. Nachmittags holte der Krämer das Schwein. Daß der pünktlich war, wußte er. Und die Stasi war nicht aus Haus und Hof zu bringen.

Unter ihren Augen das Schwein wegzutreiben, erschien dem Lenz ganz und gar unmöglich. Die möcht' eher mit der Mistgabel auf den Krämer losgehen. Trotz allem Magendrücken.

„Na, mei," dachte der menschenfreundliche Lenz, „dem Krämer war halt frei nit z' helfen ... Aber i ... Jessas und Josef, wann die Stasi im ersten Anprall mi derwischet ..."

Der Lenz mußte sich mit dem Hemdärmel die Stirn trocknen.

„Meiner Six," seufzte er aus angstbeklommener Seele, „der reine Todesschweiß ..."

Bekümmert stützte er sich auf die Sense. Und statt zu dengeln, grübelte er nach. Wie nur vermochte er die Stasi im kritischen Augenblick wegzuschaffen.

Da plötzlich legte er die Sense ins Gras und schlich sich hinten heraus zum Krämer. „Meine Alte ... Frei nimmer aushalten tut sie's ... Schwer voll is noch immer der Magen vom Schweinernen. Meinst, daß Dein Trankl helfen tät?"

„Da fehlert nix!" sagte der Krämer mit überzeugender Sicherheit. Er holte eine große Flasche mit einer schwarzbraunen Flüssigkeit hervor. „Drei Eßlöffel voll," meinte er. Aber der Lenz unterbrach ihn schnell. „Gibst m'r halt, daß 's recht sicher is, ein' halben Liter!"

Der Krämer maß ihm das Getränk schmunzelnd zu. Und sagte nur so nebenbei: „So, um a zwei herum hol' i mir d' Sau!"

„Is recht!" brummte der Lenz.

Dann ging er, das Fläschchen sorgsam in seiner Joppe bergend.

Und als es elf Uhr läutete, hatte er die Stasi so weit, daß sie sich herbeiließ, die kostbare Wiener Medizin, die durch ihre Menge günstig auf sie einwirkte, zu verschlucken. In gespannter Erwartung beobachtete sie der Lenz. Mittags rührte sie keine Speise an.

Das Magendrucken wurde nicht besser.

Um ein Uhr aber entschwand die Stasi plötzlich.

Er atmete auf.

Kaum hatte es zwei Uhr geschlagen, so war der Krämer auch schon da.

Der Forttrieb des Schweines ging rasch vonstatten.

Der Krämer schaute vergnügt drein; der Lenz kraute sich bedachtsam hinterm Ohr. Der erste Ansturm war jedenfalls glücklich abgewehrt.

„Zizerlweis'," dachte der Lenz, „kann i dann schon leichter über die Sach' reden mit ihr!" Er hatte nun auch Zeit, über Ausreden zu sinnen.

„Weil 's nur die Ueberraschung nit g'habt hat!" knurrte er wieder in sich hinein, „Kreuz Teufel, nur das nit!" — Weit hinterm Haus, dort wo das Bacherl durch den Obstgarten rieselt, dort befand sich die Stasi ... und kam erst wieder zum Vorschein, als die Nacht schon über dem Hof lag.

Bleich war sie und so elendsmatt, daß sie nur geschwind in ihr Bett unter die große Tuchent kroch. Heuchlerisch fragte der Lenz: „No, hat's gut tan, 's Trankerl?"

„Wohl ... dös schon ... 's Magendrucken is ganz weg," winselte die Stasi aus blassen Lippen kaum hörbar hervor und stöhnte:

„Aber sunsten! ... O Du grundgütiger Heiland, sunsten ..."

Franz Wolff.

Reichspost Abendbl
21./XII. 1917

47

* Das Angebot an Christbäumen ist nicht groß und die Hausfrau, die ein Bäumchen für ihre Lieben erstehen will, muß schon wacker Umschau halten, um zu mäßigem Gelde ein halbwegs nettes Bäumchen zu erhalten. Sie tut es mit Freuden, eingedenk der eigenen Glückseligkeit in ihren Kinderjahren; ihre Kinderchen sollen trotz schwerer Not und ernster Zeit die Freude an dem lichtstrahlenden Bäumchen am großen heiligen Abende nicht missen. Um so unangebrachter und ärgerniserregender ist es, wenn man auf den Christbaummärkten jetzt allenthalben Jüdinnen sieht, die natürlich um jeden Preis „ä Tannenbaum" suchen. Wir befinden uns sicherlich in Uebereinstimmung auch mit allen orthodoxen Juden, wenn wir „Christbaumfeiern" in jüdischen Häusern für einen Unfug und in diesen teuren Zeiten für eine unstatthafte Verteuerung und Vergeudung des kostbaren Materials halten. Wenigstens haben in früheren Zeiten jüdische Zeitschriften wiederholt scharf gegen die Unsitte von „Christbaumfeiern" in jüdischen Familien Stellung genommen. In der Kriegszeit wird diese Unsitte zu einer schweren Schädigung der christlichen Bevölkerung, der die Christbäumchen und der Christbaumschmuck verteuert und weggekauft werden, aber auch zu einer Verschwendung von Kerzenlicht. Wie streng wurde darauf gesehen, daß die Christen vom Mazzesmehlbezug ausgeschlossen blieben. Warum gelten für die Christen bei ihren Sonderbedürfnissen nicht die gleichen Schutzmaßnahmen? Warum denken die Behörden, die niemals auf die Berücksichtigung jüdischer Wünsche vergessen, denn niemals an den Schutz der christlichen Bevölkerung? Auch auf den Ausschluß des jüdischen Zwischen- und Kettenhandels mit Christbäumchen, der sich bereits bemerkbar macht — es wird auf den Märkten aufgekauft, um dann in den letzten Tagen vor Weihnachten zu höchsten Preisen, nämlich zu vervielfachten Höchstpreisen weiterzuverkaufen — sollte gesehen werden.

Neues Wiener Tagblatt

22./III. 1918

48

Wo schlafe ich in Wien?

Szenen aus dem modernen Nachtleben.

Die behördlichen Anordnungen, die für Wien den Beginn der Nachtruhe mit 11 Uhr bestimmen, sind gewiß mit Rücksicht auf die notwendigen Sparmaßnahmen sehr richtig erwogen und verfehlen auch nicht ihren Zweck. Um 11 Uhr nachts schließen die Gast- und Kaffeehäuser, endet der Verkehr der Straßenbahnen, wird die Zahl der ohnehin nicht allzu vielen Gasflammen, die für die Straßenbeleuchtung zu sorgen haben, noch um ein wesentliches vermindert. Die Bevölkerung hat sich in diese Verhältnisse, eben im Hinblick auf ihre Notwendigkeit, gefügt. Für nicht wenige Menschen aber ist die frühe Nachtruhe mit der Verdunklung der Straßen und der Einstellung jedes Verkehres eine arge Verlegenheit geworden. Es sei nur auf die Bewohner der Stadt verwiesen, die durch ihren Beruf gezwungen sind, nach 11 Uhr ihr Heim aufzusuchen, das vielleicht recht weit entfernt ist von der Arbeitsstätte. Noch größer aber wird die Schwierigkeit für diejenigen, die mit einem Nachtzug in Wien eintreffen und, mit größerem Gepäck versehen, sich auf den Heimweg begeben müssen, da weder ein Wagen noch sonst eine Fahrgelegenheit für sie zu finden ist. Dazu kommt, daß die Abendzüge jetzt nur zu oft mit mehrstündiger Verspätung in Wien eintreffen, so daß Leute, die in vom Bahnhof entfernten Bezirken wohnen, tatsächlich nicht wissen, was mit sich und was mit dem Gepäck anfangen. Wie schleppt man sich zum Beispiel mit einem Koffer im Gewichte von zwei Zentner vom Westbahnhof in die Währinger Cottage oder von der Südbahn nach Döbling hinaus? Die Situation ist höchst qualvoll; aber der Wiener Humor, der auch in Kriegszeiten nicht ganz ausgestorben ist, hat hier doch schon Szenen geschaffen, die bei allem Ernst, der der Frage zukommt, berichtet werden sollen.

Der gefundene Koffer: Kürzlich traf ein im 19. Bezirk wohnender Herr mit mehr als dreistündiger Verspätung gegen 12 Uhr nachts auf dem Südbahnhof ein und schleppte seinen schweren Koffer bis zum Standplatz vor dem Bahnhof; hier aber waren die wenigen Chauffeure und Kutscher alle „bestellt" und verweigerten jetzt nach 12 Uhr nachts die Fahrt. Der Herr entschloß sich, zu Fuß nach Hause zu gehen, aber den Koffer zuvor in die Garderobe des Bahnhofes zu hinterlegen — die Annahme wurde verweigert wegen Ueberfüllung des Lagerraumes. Nun Preisfrage: Was tun? Da hatte der Herr den nachstehenden witzigen Einfall: Er suchte das amtliche Fundbureau auf und meldete, daß er soeben einen Koffer gefunden habe, der anscheinend herrenlos auf dem Bahnhofsteig zurückgeblieben sei; darauf übernahm ein Bediensteter den Koffer und stellte ihn zu den übrigen Gegenständen. Frei von jeder Last ging dann der Herr nach Hause nach Döbling, und am nächsten Nachmittag meldete er sich im Fundbureau als — Verlustträger mit der Frage, ob man nicht seinen Koffer gefunden habe! Nach genauer Beschreibung des Gepäckstückes und Angabe der besonderen Merkmale erhielt er dann sein Eigentum ausgefolgt.

Die Umwandlung in einen Traber: In der Schottengasse gelingt es einem Herrn, gegen Mitternacht einen Einspänner zur Fahrt nach Währing zu überreden, und der Kutscher ist bereit, die Nachtfahrt gegen einen Fuhrlohn von nur 20 K. anzunehmen, wenn er den Fuhrlohn im vorhinein erhält und mit Rücksicht auf die Entkräftung des Pferdes im Schritt fahren darf. Einverstanden, und eine Strecke weit geht es gut. Dann wird es immer langsamer, das Vehikel schleicht nur, und in der Nähe der Volksoper bleibt es überhaupt stehen. Grund — das Pferd kann absolut nicht weiter, worauf der Passagier entrüstet betont, daß er den Fahrpreis im vorhinein entrichtet habe und doch da unmöglich stehenbleiben könne. Der Kutscher aber erwidert: „Bei die Zeiten! Das Pferd kann das Geld net fressen, und ein Hafer kriegt man nicht. . . ." Was also da tun? Nun, es kommt doch ein Ausgleich zustande, indem der Fahrgast noch 10 K. zu dem bereits gegebenen Fuhrlohn legt. Darauf wird die Fahrt fortgesetzt, und zwar im raschesten Tempo, und am Ende der Fahrt sagt der Passagier: „Ich habe gar nicht gewußt, daß sich das Pferd so in einen Traber verwandeln kann."

Wer aber spät nachts mit der Bahn in Wien eintrifft und jeder so findig ist, seinen Koffer in ein sicheres Gewahrsam zu bringen, noch das Geld besitzt, um eine Fahrt mit einem Einspänner und Traber zu bezahlen, der ist, wenn er mit Reisegepäck kommt, allen Verdrießlichkeiten preisgegeben, die jetzt eine Nacht bei Finsternis und Kälte in sich birgt. Die Hotels sind überfüllt, an den Hoteltüren in der Umgebung der Bahnhöfe hängen meist Zettel mit den Worten: „Kein Platz frei!", und wie soll namentlich ein Fremder, der sich in Wien nicht auskennt, des Nachts nach einem Hotel suchen, wo dieser Zettel nicht hängt? Wie man es nimmt, es ist eine Frage, die nachzudenken zwingt.

Der Abend
22./XII. 1917

Warum man Autos verkaufen muß.

Die heutige Nummer enthält eine Anzeige, die eine nicht unerhebliche kleine Vorgeschichte hat, die aus dem nachstehenden uns heute zugekommenen Schreiben hervorgeht. Es lautet:

Geehrte Schriftleitung des „Abend"!

Wir haben dem Annoncenbureau Schalek folgende Anzeige aufgegeben:

„Erstklassige gebrauchte Autos (Friedensfabrikate) in tadellosem Zustande verkäuflich."

Das Annoncenbureau Schalek verständigte uns heute, Sie hätten die Annonce, mit der Begründung aufzunehmen, abgelehnt, daß jetzt nur Kriegsgewinner in der Lage wären, sich Autos zu kaufen. Hiezu bemerken wir folgendes:

Unsere Gesellschaft, die infolge der Beschlagnahme des Benzins und der Vereisung seitens des k. u. k. Kriegsministeriums ganz enorme Verluste erlitten hat, beabsichtigt, zur Liquidation dieser Verluste einen Teil ihres Wagenparkes abzustoßen, nachdem keine Aussicht vorhanden ist, daß das k. u. k. Kriegsministerium für öffentliche Verkehrszwecke Benzin frei gibt. Benzin erhalten ausschließlich landwirtschaftlichen Zwecken dienende Betriebe, industrielle Betriebe und selbstverständlich die Kriegslieferanten für ihre großen Luxusprivatautos! Nach der sehr richtigen Ansicht der beteiligten Behörden sind die Betriebe der Autotaxis als Verkehrsmittel im öffentlichen Interesse gelegen und es werden auch dementsprechend, um die Öffentlichkeit zu schützen, die Tarife möglichst nieder bestimmt, so zwar, daß die Gesellschaften auch wenn sie über Betriebsmittel verfügen würden, mit bedeutenden Verlusten zu arbeiten gezwungen wären.

Das k. u. k. Kriegsministerium, das k. k. Handelsministerium und noch einige andere Behörden finden jedoch, daß die Autotaxis insbesonders Bequemlichkeitszwecken dienen, aber trotzdem der Tarif geregelt werden müßte — eine Ansicht, die wohl gelinde gesagt, unrichtig ist.

Entweder sind die Autotaxis ein Luxus, dann muß der Tarif frei bleiben, oder sie sind ein wichtiges Verkehrsmittel, dann müßte das k. u. k. Kriegsministerium Betriebsmittel frei geben und die Tarife können geregelt werden.

Es kann dem Standpunkte Ihres Blattes gewiß nicht entsprechen, Annoncen einer anständigen, nicht kriegsgewinnenden Firma abzulehnen, wobei noch zu bemerken wäre, daß nicht nur Kriegsgewinner Automobile kaufen, sondern auch industrielle Unternehmungen, Ärzte, schon vor dem Kriege vermögende Leute, die die Autos nach dem Kriege benützen werden und viele andere. Die Autos, die wir verkaufen, werden vielleicht auch den Kriegsgewinnern zu wenig luxuriös sein!

Hochachtungsvoll

Wiener Auto-Betriebs-Ges. m. b. H.

Soweit die Zuschrift.

Infolge dieser Aufklärung fanden wir keinen Anlaß, die Anzeige weiterhin abzulehnen und veröffentlichen sie heute, selbstverständlich unentgeltlich, um eine kleine Genugtuung für die frühere Ablehnung zu geben. Die Wirtschaft, die durch das Schreiben aufgedeckt wird, erscheint um so ärgerlicher, wenn man tagtäglich Gelegenheit hat zu sehen, wer Autos benützt und zu welchen Zwecken, während es z. B. fast unmöglich ist, Schwerkranke zu befördern oder mit Gepäck zu den Bahnhöfen zu gelangen.

Der Abend

22./XII. 1917

50

Die Pflichten des Besitzes.

Zu den bedauernswertesten Sklaven der Arbeit gehören die Zeitungsausträgerinnen. Wenn man seine Zeitung zum Frühstückskaffee liest, denkt man nicht daran, was vorausgehen mußte, damit man sie täglich zur rechten Zeit bekomme. Bei jedem Wetter, ob es schneien, frieren oder regnen möge, bei jedem Hundewetter, daß man sich noch um acht Uhr freut, im warmen Bett bleiben zu können, müssen Tausende von schlecht gekleideten und schlecht genährten Frauen lange vor Tagesanbruch auf die Straße hinaus, müssen in der Zeitungsdruckerei, in vielen Druckereien, wie zum Beispiel bei der „Steyrermühl", im Hofe warten, bis die Zeitung fertig ist, um sie dann bis in die entferntesten Vorstädte, von Trafik zu Trafik, von Stockwerk zu Stockwerk zuzustellen. Der Lohn dafür, wenn die Arbeit zweimal täglich, also auch nachmittags geleistet werden muß, ist wöchentlich etwa zwanzig, manchesmal noch weniger Kronen.

Es ist begreiflich, daß bei solcher Entlohnung für solche Arbeit jeder Heller von Bedeutung, jede Krone mehr oder weniger ein wirtschaftliches Ereignis ist. An ein kleines Weihnachtsgeschenk knüpfen sich Hoffnungen aller Art. Der Einen bedeutet es die Möglichkeit, die bei der Arbeit abgenutzten Schuhe besohlen zu lassen, der Anderen, ihre Kinder einmal im Jahr sattessen zu lassen. Wer es halbwegs tun kann und nicht zu den ganz und gar verhärteten Herausgebern gehört, deren Geld alles, die Pflicht gegen ihre Mitmenschen gar nichts und die öffentliche Achtung eine lächerliche Phrase ist, wird sich deshalb dieser wenig beachteten Mitarbeiter, ohne die er sein Geschäft doch nicht betreiben könnte, zu Weihnachten mit einer Gabe erinnern. Es ist sicherlich eine Handlung von ganz ungewöhnlicher Schmutzerei, daß die reichste unter den Wiener Zeitungsherausgebern, die „Steyrermühl" des „Neuen Wiener Tagblattes" und der „Oesterreichischen Volkszeitung" ihren Austrägerinnen auch heuer in dieser Zeit der fürchterlichen Not nicht das geringste Geschenk zu Weihnachten gab, ja, sich noch einer viel ärgeren Hartherzigkeit schuldig machte. Im vorigen Jahr hatten die Austrägerinnen einen Vorschuß von dreißig Kronen bekommen, der ihnen in Wochenraten zu zwei Kronen von ihrem Lohn (siehe oben) abgezogen wurde. Als sie heuer, in ihrer Hoffnung auf ein Weihnachtsgeschenk enttäuscht, den Vorschuß beheben wollten, den sie nach der Erfahrung des vorigen Jahres für selbstverständlich hielten, wurde ihnen mitgeteilt, daß ihnen heuer auch kein Vorschuß bewilligt werde. Die „Steyrermühl" hat ungefähr 250 Austrägerinnen. Es würde sich sonach um eine Summe von ungefähr 7500 Kronen gehandelt haben, kein Geschenk, also nicht etwa eine Verkürzung der Dividenden und Tantiemen, sondern ein Vorschuß, der wieder zurückfließt. Wir enthalten uns jeder Kritik, bemerken aber nur, daß die „Steyrermühl" für das vergangene Jahr bei einem Aktienkapital von 7,400.000 K einen Reingewinn von 2,042.688 Kronen erzielte und ihren Aktionären eine Dividende von 13 v. H. und den Verwaltungsräten Tantiemen von 121.364 Kronen bezahlt hat. Weiteres hinzuzufügen scheint uns überflüssig. Anständige Leute lesen diese Blätter ohnehin nicht, es sei denn aus sträflicher Fahrlässigkeit.

23./XII. 1917

51

* **Kriegskinderspielzeug.** Wenn Weihnachten naht, wird alles rebellisch. Frauen, die das ganze Jahr den Blick nicht von der grauen Straße der harten Pflicht erheben, schielen begehrlich nach ein bißchen Freude, Mütter, die es schon lange verlernt haben, für ihre Kleinen Rechte geltend zu machen, die sich genügen ließen mit der knappen Sättigung und dem Dach überm Kopfe, sorgenvolle, müde Großmütter und Väter — sie alle beginnen wieder vom Christkindl zu erzählen und wollen nicht glauben, daß wir ein viertesmal auf die Kinderfreude verzichten müssen. Dennoch werden die Gaben heuer noch spärlicher fließen als in den letzten Jahren. Der Katalog einer großen Spielwarenfirma wird mir zugesendet: „Vierte Kriegsweihnachten" steht darauf. Aber das wäre überflüssig. Man braucht nur die erste Seite aufzuschlagen und einen Blick auf die Preise zu werfen. Dann weiß man alles. Es gibt immer noch lustige Legespiele, hübsche Aufstellsachen, Puppen, Eisenbahnen, Möbel, Beschäftigungsspiele genug, aber die Kinder der Arbeiterschaft werden wenig davon auf ihren Tischen finden. „Nur für Höchstbemittelte" sollte lieber auf dem Verzeichnis stehen. Daß der Krieg noch immer den Spielwarenmarkt beherrscht, ist selbstverständlich. Neben dem friedlichen Werkzeugkasten — von 20 Kronen aufwärts — werden „Mörser" nach dem Modell der österreichischen 30·5-Mörser angepriesen, Festungsspiele, bei denen „die Eisenbahn wie in der modernen Schlacht eine große Rolle spielt", Sprenggranaten, Schießscheiben mit Karikaturen von Engländern, Italienern, Serben — kurz, all das Rüstzeug, um die kleine Welt zu friedlicher Kulturarbeit zu erziehen. Daneben will „das deutsche Spiel" die Fremdwörter ausmerzen, und ein Reisespiel Berlin—Bagdad bietet lockende Perspektiven. Sehr unzeitgemäß sind die Behelfe zur Herstellung großer Seifenblasen, allerdings wird vorsichtshalber bemerkt: Seife liegt nicht bei. Die „hungrigen Schweinchen" sind ganz entschieden ein Anachronismus. Heutzutage sind die hochgeschätzten Rüsseltiere viel seltener hungrig als wir und wir sind daher wenig geneigt, die Sache so lustig zu finden, obwohl es heißt: in diesem Spiel steckt viel Humor. Es ist jetzt schwer, bei den Schweinchen den Humor nicht zu verlieren. Viel heiterer finde ich das neue Gesellschaftsspiel: Weltkrieg mit Figuren, Würfeln, Orden ... Es ist gut, wenn die Jugend beizeiten begreift, wie wichtig die Orden im Weltkrieg sind. Leider — 12 Kronen. Ich sehe ein, daß ich verzichten muß, und beschließe, lieber den direkten Weg zu gehen. Also begebe ich mich in die Stadt. Was für reizende Puppen und Pferdchen, Schaukeln und Spiele gibt es da nicht zu bewundern! Jedes Schaufenster ist ein Kinderparadies. Aber auch die Erwachsenen möchten ganz gern mit den putzigen Babys, den elektrischen Kochherden, den schmucken Teetischchen zu spielen anfangen. Merkwürdigerweise wird aber dieser Enthusiasmus durchaus nicht von allen Kleinen geteilt. Zwei elegant gekleidete Dämchen von sieben und neun Jahren stehen neben der korrekten Erzieherin am Ladentisch und wählen Spielzeug aus. „Aber das haben wir doch schon!" heißt es immer wieder verdrießlich. Auch bei den letzten Raffinements: „Das kennen wir schon lange." Gelangweilt stehen sie da und aller Mut verläßt mich, als ich die Preise nennen höre. Geduckt schleiche ich heimwärts. An Lebkuchen, Schokolade und anderes Naschwerk ist ja gar nicht zu denken. Arm, bettelarm sind wir geworden. Wir können nicht einmal verhindern, daß in liebe kleine Kinderaugen die Tränen der Enttäuschung steigen. Bittere Gefühle beherrschen mich. Aber ich überwinde sie und stopple mutig meiner kleinen Nichte eine „Puppenkommode" zusammen, geformt aus vier Zündhölzchenschachteln, leeren Seidenspulen, einem verschossenen Band und zerrissenen Spitzen. Vorsichtsweise will ich dieses „Christkindl" im vorhinein bringen, es kommt mir bescheidener vor. Etwas zaghaft übergebe ich mein Päckchen, das Gretl hastig öffnet. Und ein langgezogener Jubelschrei befreit mich von aller Angst. Wie schön, wie wunderschön ist das fleckige Band! Die Laden der Kommode lassen sich aufziehen und die ausgefransten kleinen Leinenfleckchen drin sind die reizendsten Servietten, die es je gegeben hat. Freilich muß man sich zu der „Kommode" das Holz, die Türen, die Füße dazu denken, muß sich bei den Puppenhemden die Knöpfe, Bänder, Spitzen „vorstellen", aber meine kleine Nichte ist wie jedes unverwöhnte Kind eine Meisterin in diesem Vorstellen. Sie hat sich den Kinderblick erhalten, den jene kritischen Mädchen schon lange verloren haben. Und vor diesem Blick wird eine schmutzige Papierrose zum herrlichen Blumenstrauß, eine erbärmliche Holzpuppe zur schönsten Prinzessin und ein läppisches Bilderbuch zum Feenland. Wenn die Kinder der Armut immer und in jeder Beziehung schlechter gestellt sind, zu Weihnachten genießen sie einen Vorzug: sie können sich leicht freuen, das mag uns allen ein Trost sein. Und Klein-Gretl, die so „dumm" ist, vier Schachteln für einen Kasten zu halten, ist heute, das einzigemal im Jahre, viel reicher als ihre vornehmen Altersgefährtinnen.

Österr. Volkszeitung

23./XII. 1917

Im Stammbeisl.

„Wie geht 's 'n Christkindel?" wendete sich Schwasser an Oberberger; „hat 's scho schöne Sacherln ins Haus bracht? Für d' Frau Gemahlin? Fräul'n Tochter? Herrn Sohn? Ha?"

„Dem Christkindel geht 's guat, aber meiner Brieftasche schlecht," erwiderte der Gefragte, „die hat d' galoppierende Schwindsucht kriegt, kaum daß i zum Einkaufen ang'fangt hab'. Hört 's ma auf, dös is scho 's Höbere in dem Jahr! Wos D' einekommst, überall Preis', daß an angst und bang wird und ma so g'schwind als mögli wiederum schaut, daß ma aussakommt, weil ma si fürcht't, 's bloße Dasteh'n kost't scho Geld! D' Meinige is keine von denen, die mit ellenlange Wunschzetteln daherkommen, aber a bisserl was hab' i ihr halt do alle Jahr no geb'n, dös is so der Brauch bei uns seit je. Heuer hat sie si a Blusen g'wunschen. Schön, dös is a bescheidener Wunsch, denk' i ma, und geh' in so a G'wölb eina, wos Blusen zum verkaufen hab'n. I hab' g'maint, mi trifft auf der Stell' der Schlag, wie i hör', was dös Teufelzeug jetzt'n kost't! Von zwa Hunderter kriagst net viel aussa — wann 's überhaupt g'lengt, haßt dös. Meine Herr'n, i bin a ruhiger Mensch, der was net leicht in d' Höh' kommt, aber heuer d' Weihnachtsauslagen, wann ma da so a bissel einaschaut, da muß der Gutmütigste fuchti werd'n. A Schkandal is's, was manche G'schäftsleut' treib'n, a heller Schkandal!"

„Du bist a gutmütiger Mensch, sagst," meinte Stichler, „'s G'frett is, daß d' Behördlichkeiten no gutmütiger san als wia Du. I, wann ich was z' reden hab', i leid' 's ganz ansach net! I fahr' mit an Donnerwetter dazwischen, daß d' Fetzen fliag'n und all's nur so wackelt und schebbert! I leih' m'r die Herrschaften aus, die glaub'n, jetzt'n vor'n Christkindel können s' d' Bevölkerung no mehr rupfen als wie sonsten! An nach 'n andern spirr' i ein, dös is ma ganz all's ans, und wann 's Landesgericht übergeht zu die Feiertäg'! An Tag sollt' i was dreinz'reden hab'n, nur an anzigen Tag; am zweiten schauet 's scho anderster aus in der Weanerstadt, drauf könnts Gift nehma!"

„Aber an großen Seidenwucherer haben s' do neuli amal derglengt," sagte Schwasser.

„Ja, guat, gib i zu," erwiderte Stichler, „aber is d' Seiden seitdem billiger word'n? Na! I hab' nix gegen 's Einkasteln, im Gegenteil, i bin der größte Anhänger davon — aber i sag': damit, daß der Preistreiber ins Loch spaziert allani, is 's net tan, davon hat 's Volk nix. Billiger müssen d' Sachen werd'n! — Na, meine Herr'n, hört's ma nur mit die B'hördlichkeiten auf! All's, was s' tuan, san halberte Sachen, die manigsmal a bisserl was nutzen, aber nie viel. I derwart' ma a nix mehr von eahna. Jetzt'n dauert der Kriag scho dreiahalb Jahr, und der Knopf is eahna no allerweil net auf'gangen. Bis dös g'schieht, bis dahin is der Kriag längst gar."

„Hoffen ma 's, hoffen ma 's!" sagte Spannagl.

„Was!" fragte Schwasser, „daß d' Behördlichkeiten so ... na, seit 'n neuchen Ehrenbeläudigungserlaß will i net sag'n was! — bleib'n?"

„Na!" erwiderte Spannagl, „aber daß der Kriag bald gar wird!"

„Es kummt jetzt nur drauf an," sagte Oberberger, „daß 'n Lloyd Schorschel auer den Maulkorb anlegt, den eahm a seiniger Kolleg' neuli g'wunschen hat. Eahm 'n Laufpaß geb'n und der Kriag is aus, dös is mei Manung."

„Jetzt waß i net," murmelte Schwasser sinnend vor sich hin, „wann ma an an Maulkorb umhängen will — is dös nach 'n neuchen G'setz jetzt' a Ehrenbeläudigung oder is 's kane?"

„Dös kommt ganz drauf an," sagte Oberberger, „ob der Betreffende a Ehr' in Leib hat oder net; denn beläudigen kannst nach dera neuchen Verurtnung nur an solchen."

„Was a ganz in der Urinung is!" meinte Spannagl.

„Aber wannst am Unrechten kommst," sagte Oberberger, „nachdem is g'fehlt! Stichler, Stichler, dös geht Di an! Jetzt'n haßt 's obacht geb'n, 's Züngerl net durchgeh'n lassen mit da Red', sunst geht 's schief."

„All's wird teurer, hat si der Staat denkt," bemerkte Schwasser, „nur d' Ehrenbeläudigung net. A Watschen hat bis jetzt'n no allerweil seine zehn Krandeln kost't, und a „Depp" und a „Gauner" war no billiger z' haben. Jetzt'n kann 's Da passier'n, daß D' dafür zwanzigtausend Krandeln schwitzen mußt a."

„Dös gibt 's net!" begehrte Stichler auf, „dös is Preistreiberei! I frag': Wo kommt denn der Mensch hin, wann er net amal mehr ordentli schimpfen derfet? Heutz'tag' in dera schweren Zeit is dös no 's anzige, was an 's Herz a bisserl erleichtert."

„Nur ka Aufregung!" lachte Oberberger; „in dem G'setz steht drinn', daß „eine gerechtfertigte Entrüstung nicht strafbar ist". Auf deutsch g'sagt: Wann der Mensch mit Grund in Zurn g'rat't, dann derf er schimpfen wie früher und no dazu ganz umasunst, gratis und franko, kost't gar nix. Wie g'sagt: Z'erst muß aner a Ehr' hab'n, dann kann ma erst sei Ehr' ehrenbeläudigen."

„Dann is ma scho wieder leichter," sagte Stichler; „in aner Zeit, wo's D' auf Schritt und Tritt über an Haderlumpen stolperst und d' Erzgauner si auf offenen Straßen breit machen, is ka G'fahr, daß ma justament an ein' g'rat't, dem sei Ehr' no ihr Geld wert is. Dös neuche G'setz is für mi net g'macht und geht mi nix an!"

„Mit an Wurt: Es wird weiterg'schimpft!" ergänzte Oberberger; „meine Herren, spat is 's, geh'n ma; und was d' Hauptsach' is: I wünsch' Euch allen miteinander angenehme Weihnachten. — Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung
23./XII. 1917

54

Abrüstung im Volksprater.

Die erste „Demobilisierung" in Wien.

Dieser Tage ist ganz in der Stille, ohne daß das Ereignis besonders bekanntgemacht worden wäre, die erste „Demobilisierung" in Wien erfolgt. Sie betraf allerdings nur ein Territorium des Wiener Stadtgebietes, aber eines, an das sich freundliche Vorstellungen knüpfen. Der Wiener Volksprater, der seit dreiundeinviertel Jahren ein Abbild von „Wallensteins Lager" geboten hatte, weil fast in sämtlichen Praterwirtshäusern Mars in Gestalt bewehrter Jünger regierte, die fröhliche Soldatenquartiere in den liebgewordenen Stätten des „Eisernen Mannes", des „Marokkaners", der „Weißen Gans", „Phönixpalast" usw. unterhielten, dieser Volksprater ist jetzt wieder „zivilistisch" geworden.

Mit dem Herbst 1917 sind sämtliche Volksprätersäle und Lokale wieder den früheren Belustigungs- und Wirtshauszwecken zurückgegeben und in den vorigen Stand versetzt worden. In den Volkstanzsälen wird zwar, solange der Krieg andauert, nicht der elektrisierende Taktstok des Tanzkapellmeisters gehoben werden, wohl aber finden wieder die alten Konzerte bei Bier, Wein, Obstwein und mit Kriegsspeisezettel in den „festlich renovierten" und beleuchteten Sälen statt.

Durch mehr als drei Jahre war der Prater „Soldatenstadt". Posten mit blankem Gewehr patrouillierten abends vor den gemütlichen Staketenzäunen und bei der Mittagsmenage strömten massenhaft die zumeist ein gutes Wienerisch sprechenden Vaterlandsverteidiger den bewährten Praterküchen zu. Die Praterköchin, die zu Kriegsbeginn eine hoffnungslos vom Schicksal beiseitegeschobene Type war, gewann durch den Appetit und das lustige Treiben der oft schon recht gereiften „Rekruten" wieder neuen Lebensmut und neue Daseinsberechtigung. Das Innere der großen Pratertanzsäle während der Kriegszeit wird wohl jedem im Gedächtnis bleiben, der das Bild in sich aufnahm.

Reihenweise lagen mit allen vorschriftsgemäß zusammengelegten Decken die Schlafstrohsäcke, in entsprechender Entfernung türmten sich Gewehrpyramiden. Kamen die militärischen Praterkolonisten von den Uebungen auf der Wasserwiese heim, so entwickelte sich mit Einbeziehung der Gärten und Höfe der „Praterubikationen" ein hauswirtschaftliches Putzen, Klopfen, Bürsten und Waschen, wie in einer „richtiggehenden" massiven Kaserne. Morgens waren die Abteilungen vollzählig auf den Straßen und Alleen des Volksprater ausgerückt. Hie und da keuchte atemlos noch ein Verspäteter von der Endstation der Elektrischen daher, um knapp vor der „Verlesung" in die Reihe zu schlüpfen. Der Volksprater war während der Kriegsjahre das Frühziel Tausender, die aus den entlegensten Vorstädten zu Fuß oder mit den ersten Elektrischen, die von Rekruten überfüllt waren, herbeieilten. Sonntags nach „Befehlsschluß" passierten Massenzüge dienstfreier Mannschaft die beiden Viadukte der Nordbahn, die die vorübergehende Heimkehr zum Zivil bedeuteten.

Trotz der Auflassung des Volkspraters als Ubikation ist natürlich auch jetzt der freiwillige Besuch der liebgewohnten Budenstadt hinter dem Praterstern durch Militärs aller Waffengattungen ein sehr lebhafter. Das war schon in Friedenszeiten nicht anders. Aber man kann ruhig behaupten, daß ohne die Militäreinquartierung der Prater sofort nach Kriegsbeginn eines sanften Endes entschlafen wäre. Ausschließlich die Soldaten haben ihn gerettet, das Fortbestehen von Handel, Wandel und Verkehr möglich gemacht. Das hinderte natürlich den guten alten Prater nicht, den Veitstanz der Phantasiepreise für alle kulinarischen Darbietungen vollauf mitzumachen, und ein Essen in einem Praterwirtshause oder eine Zervelatwurst beim Praterverkäufer kostet genau so viel wie überall. Und auch hier heißt es als Erläuterung: „Ja, der Krieg ..." Und diese Erklärung wird man wohl immer wieder so lange hören, bis endlich eines Tages die „Demobilisierung" weitere Kreise ziehen wird, weit hinaus über den Wiener Prater ...

Österr. Volkszeitung
23./XII. 1917
55

Wiener Weihnachtstreiben.

Zahlreiche Urlauber. — Die Ankommenden und die Abreisenden. — „Anstellen" um Fahrkarten. — Nur 40 Zivilkarten für einen Zug. — „Komplette" Hotels.

Die Stadt steht im Zeichen des nahen Weihnachtsfestes. Ist's Täuschung oder Wirklichkeit? Aber unwillkürlich hat man das Gefühl, als läge heuer mehr Weihnachtsstimmung in der Luft als sonst. Das liegt wohl daran, daß das frohe Bewußtsein: „Es sind die letzten Kriegsweihnachten!" in aller Herzen verankert ist und mit der Weihnachtsstimmung die Friedenserwartung Hand in Hand geht.

Die zahllosen Urlauber, die schon in Wien sind oder für die nächsten Tage, noch rechtzeitig zum Fest, von ihren Angehörigen erwartet werden, sind sie nicht auch gewissermaßen Friedensboten? Im Vorjahre waren ihrer nicht halb so viel; heuer wimmelt es nur so von Soldaten. Es ist so mancher unter ihnen, der heuer das erste Mal seit drei Jahren den heiligen Abend wieder im Kreise der Seinen verbringt. Um all die Tausende und Tausende von den Fronten nach Wien zu bringen, reichen die vorhandenen Betriebsmittel nur knapp aus und die Folge davon ist, daß auf den Bahnen ein beängstigendes Gedränge herrscht. Zivilreisende sind auf diesen Umstand aufmerksam gemacht und vor Weihnachtsreisen gewarnt worden — aber wer kehrt sich an solche Warnungen, wenn sie nicht mit einem tatsächlichen Verbot gleichbedeutend sind? Der Grundsatz: „Urlauber haben den Vorzug!" wird natürlich genau eingehalten, für Zivilreisende ist oft nur ein einziger Wagen bereit, und von der „drangvoll fürchterlichen Enge", die in ihnen herrscht, kann sich nur der die rechte Vorstellung machen, der es schon miterlebt hat.

Während die einen nach Wien streben, zieht es die anderen wieder von Wien fort. Das Winterwetter ist ideal, die Schneeberichte aus den Bergen verlockend; dazu kommt, daß der Sonntag im Verein mit den zwei Feiertagen, wenn man den Montag „breitschlägt", eine Viererserie ergibt, die sich wohl zu großen Touren ausnützen läßt. Was nützen demgegenüber behördliche Warnungen, mögen sie noch so berechtigt sein! Der ärgste Ansturm herrschte gestern auf dem Südbahnhof, wo sich schon in den frühen Morgenstunden die Reisenden um Karten für den — Abendzug „anstellten". Die Durchgänge mußten alsbald gesperrt werden, Polizei und Militär bemühte sich, Ordnung in die Massen zu bringen. Auf dem Westbahnhof ereignete es sich, daß Leute schon am Tage vorher zu einem Zug am anderen Tag erschienen; sie wurden fortgeschickt und kamen tags darauf wieder. Von den Hunderten und Hunderten der Bewerber konnten zumeist nur 40 bis 50 Karten erhalten, was ihnen von den Bahnfunktionären auch mitgeteilt wird. Aber niemand kehrt sich daran, jeder glaubt, es werde ihm doch gelingen, und so wächst der Andrang ins Ungemessene. Auf dem Ostbahnhof ist die Abfahrtshalle verhältnismäßig weniger gestürmt; dagegen gleicht die Ankunftshalle einem Heerlager. Soldaten, soweit das Auge reicht, und Zivilisten, die ihre Angehörigen erwarten. Auf allen Bänken und Tischen türmen sich Kisten, Koffer, Säcke, Pakete und so weiter zu Haufen, und wie das alles weggeschafft werden soll, scheint fürs erste ein Rätsel.

Die Züge kommen naturgemäß mit enormen Verspätungen an; fünf bis acht Stunden sind keine Seltenheit. So kommt es, daß Züge, die fahrplanmäßig am Abend in Wien sein sollten, erst mitten in der Nacht eintreffen. Von Verkehrsmitteln ist da natürlich keine Rede mehr, die Tramway eingestellt, der Bahnhofrundverkehr viel zu schwach, um auch nur einem Bruchteil des Bedarfes zu entsprechen. Die wenigen Autos, Fiaker und Einspänner übernehmen Fuhren nur zu „Luxuspreisen"; das ist natürlich strafbar, aber wer wollte in einer kalten Winternacht sich in Auseinandersetzungen mit dem Wagenlenker einlassen? Wer es sich leisten kann, zahlt den unverschämten Preis; die anderen müssen zusehen, wie sie mit ihrem Gepäck ans Ziel kommen. Dabei ist, wer in Wien privat bei Angehörigen wohnt, noch gut daran; in einem Hotel ohne vorherige Anmeldung ein Zimmer zu erhalten, ist derzeit so gut wie ausgeschlossen. „Alles besetzt — nichts frei!" heißt es überall, und der Fall, daß ein Ankömmling bis zum Morgen in der Stadt herumirrt, ohne irgendwo ein Unterkommen zu finden, ereignet sich häufig genug.

Bahnbeamte teilen mit, daß sie ähnliche Szenen, wie sie sich in den letzten Tagen abspielten, noch nie erlebt haben; der heurige Sommerfrischenverkehr war nicht annähernd so rege, wie der zu den Feiertagen. Daß es trotzdem zu ernsten Auftritten nur selten kommt und die Polizei nur als ordnendes Organ, kaum jemals aber als „rächende Nemesis" fungiert, erscheint fast wie ein Wunder. Allerdings ist der Weihnachtsrummel noch nicht zu Ende; vielmehr ist zu erwarten, daß der Ansturm heute und morgen noch ärger wird und daß die turbulenten Szenen sich in verstärktem Maße wiederholen.

Die Zeit
23./XII. 1917

Warum magern wir ab?

Einige werden auch fett. Aber es gibt manche, wenn auch glücklicherweise nur ganz vereinzelte, die über die normale Kriegsform hinaus in intensiver und manchmal beängstigender Weise das Aussehen bekommen, als ob Schmalhans bei ihnen Küchenmeister wäre. Von unserem Vereinsdiener begreife ich's noch. Seine Behauptung, daß er sich doch nicht zum Frühstück ein Gulasch für vier Kronen leisten könne, leuchtet vollkommen ein. Auch daß er und seine Frau mehr Brot vertragen würden, erscheint mir nicht als eine allzu übertriebene Ansicht dieses sonst bescheidenen Mannes. Aber warum der Herr Hof- und Gerichtsadvokat so abgemagert ist, daß er Höhlungen in den Wangen zeigt, das wäre doch ein Problem für Adam Riese. Es ist ja wahr, daß er im Frieden regelmäßig als Mittagmahl nicht weniger als ein Kilo Rindfleisch zu sich zu nehmen pflegte, jenes ausgekochte und doch so appetitlich schmeckende Wiener Rindfleisch. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß er sich jetzt mit weniger, viel weniger begnügen muß. Aber einerseits hat doch Rindfleisch keinen großen Nährwert, der Ausfall an gehaltsarmen Fasern kann also den Herrn Rechtsanwalt nicht sehr tief treffen. Andererseits wird er ja auch jetzt, zwischen zwölf und eins, wenn er mit seiner schönen Frau an der Tafel sitzt, nicht gerade den Mäßigkeitsapostel spielen. Er wird auch jetzt sein wertes Ich ebenso gründlich aufzupäppeln sich bemühen, wie ehemals in geruhsameren Zeiten. Vielleicht sogar noch etwas gründlicher.

Denn heutzutage ist jeder in Angst, daß er sich nur nicht unterernähre. Und nimmt dann das Doppelte von dem zu sich, was er je vertrug. Die Nahrungsnot macht eben verträglich. Das wird ihm so selbstverständlicher, als man heutzutage nach einem opulenten Mahl merkwürdigerweise einen nagenderen Hunger verspürt als ehemals nach vierundzwanzigstündigem Fasten. Es steckt in diesen Braten, in diesen Saucen, in diesen Suppen etwas Verteufeltes, das den Magen zur Verzweiflung bringt. Oder vielmehr, es steckt nichts drinnen, was sättigt. Aber selbst Gesättigte magern ab. Es ist zum Beispiel eine gefährliche Periode für Biertrinker. Sonst wölbte sich so stattlich der Schmerbauch; man hätte nie gedacht, daß Malz und Hopfen in flüssiger Gestalt solche feste Säulen für den Organismus eines würdevollen und fettreichen Bierbürgers abgeben könnten. Diese Leute magern ab, nur weil ihnen der würzige Quell fehlt. Mit Zuckerlessern habe ich noch nicht gesprochen; sicherlich werden Leute abmagern, weil ihnen die Schleckereien fehlen. Unser Ernährungsminister zeigte sich seinerzeit zwar erstaunt, daß sich Leute stundenlang anstellen, um Zuckerln zu bekommen. Ich dagegen begreife ganz gut, daß der Zucker überflüssig sein könnte in einer Welt, die aus lauter Ernährungsministern besteht. Aber in unserer Normalwelt ist die Rolle des Süßen für den Organismus von ungeahnter Wichtigkeit. Ich habe es im Dorf erlebt, daß verhutzelte alte Bäuerinnen zum Kaufmann um Zuckerln kamen, gerade so wie die kleinen Buben und Mädchen. In einen Laden kam ein Junge, und als er nichts fand, sagte er weinerlich, wie jemand, der noch eine unverdiente Tracht Prügel erwartet: „Der Voada is grantig und mag nix arbeiten, wenn er nix zu rauchen hat; und hungrig is er a und a Zuckerl kriegt er net." Ich half ihm mit einer Zigarette aus den drohenden Handgreiflichkeiten des „Voada" heraus; aber nicht jeder Schusterbub begegnet einem solchen unerhörten Großmutsakt. Die Herren Professoren mögen uns endlich einmal in Ruhe lassen mit ihrer werten Nahrungschemie und ihren hochgeschätzten Kalorien: Wir wollen Bier, Tabak, Zuckerln, wir brauchen Reizmittel. Der Organismus benötigt den Gaumenkitzel dringender

Von den Hochschulen.

a Der Kaiser hat ernannt: den außerordentlichen Professor an der Universität in Breslau Dr. Johannes [illegible] Walter zum ordentlichen Professor für Kirchengeschichte an der evangelisch-theologischen Fakultät in Wien, den Professor an der Landesforstmittelschule in Lemberg Dr. Ladislaus Szafer zum außerordentlichen Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens an der Universität in Krakau, den Privatdozenten Dr. Ladislaus Konopczynski zum außerordentlichen Professor der polnischen Geschichte an der Universität in Krakau, den mit dem Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors bekleideten Privatdozenten Dr. Josef Stanislaus Hornowski zum unbesoldeten außerordentlichen Professor der pathologischen Anatomie an der Universität in Lemberg.

[illegible] Wechsel in der [illegible] Wiener [illegible]

gemein und so selbstverständlich, daß sie sicherlich falsch ist. Ich selbst esse jetzt mehr Fett als im Frieden. Allerdings bekomme ich keines in Form von Butter oder Schmalz, aber die fetten Einwüchse und Schwarten von Jungschweinernem oder auch älterem Vorchialem verzehre ich immer pflichtschuldigst. Ja, was erstaunlich ist, mein Magen, der sonst kein Fett vertrug und sogar gegen jeden Schinkenspeck rebellierte, ist jetzt charakterlos geworden, sich selbst untreu und nimmt sich eifrigst alles Dargebotenen an. Das deutet darauf hin, daß die verehrlichen Drüsen und sonstigen Organe sich dem Jammer der Zeit angepaßt haben und begreifen, daß sie zum Triumph des Vaterlandes mit Ehren durchhalten müssen. Trotzdem setze ich keine Fettpolster mehr an. Und die alten schwinden. Das ist sehr bedauerlich. Man sehe sich nur die Abgemagerten an; sie sehen alt und verfallen aus. Die Herren, einst mit stattlichen Bäuchen begnadet, verlieren Ansehen und moralisches Gewicht. Uns dämmert die fatale Erkenntnis: Fettpolster bedeuten bei der Frau Schönheit, Anziehungskraft, beim Manne Würde, soziale Größe. (In den russischen Novellen haben würdige Herren immer Bäuche und runden ihre stattliche Gestalt noch durch dicke Pelze ab.) Es ist für einen Herrn in Position beinahe vorteilhafter, seinen Hofratstitel zu verlieren als sein Fett. Er imponiert nicht mehr seiner Umgebung; er geht auch moralisch ein.

Es entsteht nun die Frage, die man nochmals und abermals und dringend aufwerfen muß: Warum magern wir ab? Ich richte diese Frage an die Aerzte. An die Physiologen. An die Lebensmittelchemiker. Wir essen Fleisch, Mehlspeisen, öfter auch Fett und Butter, die allerdings zumeist aus dem Schleichhandel herrühren. Warum magern wir trotzdem ab? Daß ein Kilogramm Geheimbutter dreißig Kronen kostet, das kann sich doch nicht auf unseren Magen schlagen. Oder daß man einen jener wunderbarerweise selten auftauchenden Schinken mit fünfunddreißig Kronen bezahlt, das kann ja die Eingeweide in ihrer Tätigkeit nicht kränken. Also warum, warum? Wir wissen von Friedenszeiten her, daß die einzelnen Mitglieder und ganze Familien der ehrsamen und mustergültigen Fleischhauer- und Bäckergilden in ganz imponierender Weise umfangreich zu sein pflegen. Der für gewöhnlich liebenswürdige, aber zuweilen recht respektlose und mokante Wiener bezeichnet diese Formation mit dem malerischen Worte „blad". Ein Wort, das Rundheit und Fülle hat, eine geniale Sprachschöpfung! Woher rührt diese stattliche „Bladheit"? Liegt schon in der Luft ihres Berufes, die diese braven und nützlichen Zünftler täglich atmen, der Reiz zur Fettbildung? Ist der Mehlstaub, der Blutgeruch vielleicht beitragleistend zur üppigen Entfaltung des Organismus? Wenn man den Laden eines Fleischhauers, eines Bäckers ehedem betreten hat, fühlte man ordentlich, wie gesunde Kraft und üppiges Gedeihen in dieser Atmosphäre liegt. Essen allein kann dies nicht machen.

Also was macht uns abmagern? Wir richten diese ungestüme Frage an alle Fachmänner, die es wissen müssen. Die ungeheure Schwierigkeit des Problems ist nicht zu verkennen. Keiner ist imstande, die unzweifelhaft richtigste Antwort

Die Zeit

24./XII. 1917

57

Ein stiller Goldener Sonntag.

Der gestrige Sonntag verdient in keiner Weise, als ein Goldener Tag bezeichnet zu werden. Die Kauflust der Wiener war äußerst gering. Viele Geschäfte blieben überhaupt leer. In anderen sah man wohl Käufer, sie gingen aber wegen der hohen Preise häufig unverrichteter Dinge weg. Nur die Buchhandlungen, die staunenswert billige Jugendschriften auf den Markt brakten, hatten starken Andrang zu verzeichnen. Die Lebensmittelgeschäfte hatten auch nicht die von ihnen erhoffte Nachfrage. Das ist allerdings kein Wunder, wenn man die ebenso hohen wie unberechtigten Preise berücksichtigt. So kostet, um nur ein Beispiel anzuführen, Früchtenbrot pro Kilogramm 25 Kronen, ein kalter Aufschnitt ist nicht unter 15 Kronen pro Kilogramm zu haben. Nur einen befriedigenden Eindruck hat der gestrige Sonntag erweckt: Er hat gezeigt, daß der einst so genußfrohe, leichtsinnige Wiener aus der Not eine Tugend zu machen wußte und es fertig brachte, den Zeitverhältnissen gemäß sich einzuschränken.

Österr. Volkszeitung
24./XII. 1917

58

Der Goldene Sonntag.

Starker Verkehr in den Geschäften.

Der Goldene Sonntag bot gestern das gewohnte Bild: Die Straßen von Menschen erfüllt, Ansammlungen vor den Schaufenstern, reges Treiben, das in den Nachmittagsstunden seinen Höhepunkt erreichte. Der Umstand, daß der Sonntag diesmal unmittelbar vor den heiligen Abend fiel, bewirkte eine Verdichtung des Verkehrs, der wohl noch lebhafter gewesen wäre, wenn nicht die Befürchtung, nichts mehr zu bekommen, heuer das Publikum vielfach veranlaßt hatte, seine Einkäufe schon früher zu besorgen.

Der größte Andrang herrschte vor und in den Spielwarengeschäften und solchen Galanteriewarenhandlungen, in denen man billigere Ware erhält; die großen Läden mit ihren Luxuswaren und entsprechenden „Luxuspreisen" wurden von dem Sonntagspublikum, das zum größten Teil aus den äußeren Bezirken in die Stadt strömte, zwar von außen angestaunt, drinnen ging es aber ziemlich still her. Starken Zuspruch hatten Buchhandlungen, Kücheneinrichtungsgeschäfte (man gibt heuer nützlichen Dingen von unnützen den Vorzug!), Geschirr- und Papierwarenniederlagen zu verzeichnen. Die Straßenhändler machten gute Geschäfte mit ihren Mistelzweigen, die im Prater und Stadtpark in ungeheuren Mengen an den Bäumen hängen, im Handel aber Preise bis zu 6 K. per Stamm erzielten; der Gewinn, der den Verkäufern zufloß, dürfte ein recht erheblicher sein.

Auf den Christbaummärkten war gestern die Auswahl noch beiweitem größer als im Vorjahre zum gleichen Termin; vor allem große Bäume sind vielfach übriggeblieben, da die Unmöglichkeit, Süßigkeiten und Kerzeln in so großer Zahl zu erhalten, das Publikum veranlaßte, kleineren Bäumchen den Vorzug zu geben. Die Nachfrage nach solchen war sehr rege; am liebsten wurde Topfware genommen. Eine Blumenhändlerin in einer stillen Seitengasse erzählte, daß ihr von fünfhundert Bäumen nur fünf übriggeblieben sind; in den großen Geschäften war der Umsatz naturgemäß ein noch größerer.

Die Jagd nach Christbaumkerzeln wurde wieder mit Eifer unternommen. Die Kandlenhändler hatten solche auf Lager, aber sie waren schlau und knüpften die Abgabe der begehrten Ware an die Abnahme von teuren Süßigkeiten. Andere sahen von dieser Bedingung ab, verfügten jedoch eine „Rationierung" der Ware auf — zwei Stück per Käufer. Es ist aber anzunehmen, daß die Vorräte heute noch ans Tageslicht gelangen und zu minder drückenden Bedingungen abgegeben werden, da ja nach den Feiertagen die Kerzeln jeden Wert verlieren. In ähnlicher Weise verfuhren auch die Händler mit Christbaumschmuck, denen man Ketten und Glaskugeln abkaufen mußte, wenn man Kerzeln haben wollte. Der Unfug blühte, stillschweigend geduldet, in allen Bezirken. Der Preis für ein Kerzerl beträgt durchschnittlich 20 Heller.

Im allgemeinen ließ sich auch am Goldenen Sonntag wieder feststellen, daß die Klagen der Geschäftsleute über schlechten Geschäftsgang gänzlich unbegründet sind; das Weihnachtsgeschäft blühte wie kaum je zuvor und die meisten Kaufleute haben allen Grund, mit dem diesjährigen Christkindl zufrieden zu sein.

Ansturm auf die Fernzüge.

Der Andrang, der in den Bahnhöfen, wie berichtet, schon in den letzten Tagen enorm war, hat gestern eine weitere Steigerung erfahren. Alle gutgemeinten Warnungen vor Weihnachtsreisen sind wirkungslos verpufft; wer die Absicht hatte, das „Feiertagsviergestirn" zu einer Fahrt zu benützen, hat diese Absicht, so weit es möglich war, verwirklicht und der Ansturm zu den Fernzügen war gestern ein ungeheurer.

In der Abfahrtshalle des Süd- und Westbahnhofes herrschte zuzeiten ein beängstigendes Gedränge, und die aufgebotene Wache hatte alle Mühe, halbwegs Ordnung in die Massen zu bringen, was dadurch, daß die meisten von ihnen Stier und Rodeln trugen, noch erschwert wurde. Daß es sich in erster Linie um Vergnügungs- und in zweiter um die gestatteten dringenden Reisen handelte, ging schon aus den erwähnten Ausrüstungsgegenständen hervor. Zu notwendigen Fahrten braucht man gemeiniglich keine Rodel.

Leute, die von draußen kommen, erzählen schreckliche Dinge von der Beschwerlichkeit der Reise; es wird von Aufenthalte in den Stationen bis zu drei Stunden und von Verspätungen bis zu deren acht berichtet. Manche Züge, heißt es, die am Abend in Wien sein sollten, kommen erst am anderen Tag am Mittag an. Daß bei solchen Erzählungen viel Uebertreibung mitspielt, liegt auf der Hand; das Publikum von seiner Reise abzuhalten, gelingt ihnen aber trotzdem nicht.

Auf den anderen Bahnhöfen war der Ansturm der Abreisenden entsprechend geringer; dagegen ging es, zumal am Nord- und Ostbahnhof, auf denen Tausende von Urlaubern ankamen, ungemein lebhaft zu.

Die Zeit
25./XII. 1917

59

Der Weihnachtsstriebel.

Nie noch hat es so viele antizipative Weihnachtsgeschenke gegeben wie heuer. Eine Gans läßt sich eben nicht so in das Westentascherl stecken wie ein kleiner, reizender Ring, und wenn man am Weihnachtsmorgen den obligaten Guglhupf oder Striebel haben will, dann darf man das Sackerl Nullermehl nicht erst unter den Christbaum legen. Man muß mit diesen genußfähigen Präsenten, die der Frau Gemahlin verehrt und von der ganzen Familie verschmaust werden, rechtzeitig und vorzeitig herausrücken. Der Gnädigen wären ja auch die ganzen Weihnachtsvorbereitungen verdorben, wenn man sie im unklaren ließe, ob sie an den Feiertagen genug Mehl haben wird oder nicht, um einen Striebel und Husarenkrapferln zu machen. Deshalb hat der Herr des Hauses auch schon vorgesorgt und hat mit Umgehung aller behördlichen Vorschriften und auf die Gefahr hin, am heiligen Abend im Arrest zu sitzen, Mehl gekauft. Das Kilogramm um 5 Kronen oder 10 Kronen, was weiß ich. Oder er ist schon um 5 Uhr früh zum Bahnhof gerannt und hat im Viehwagen eine mehrstündige Fahrt gemacht, um spät in der Nacht und unter tausend Todesängsten, aber mit unschuldiger Miene, die zwischen Aepfeln verpackten drei Kilogramm Mehl durch die wachsame Kette der Finanzer zu schwärzen. Freilich ist er dann von Frau und Kindern wie ein beutereicher Held bewundert worden. Aber der Weihnachtsstriebel war damit noch nicht fertig, und die rechte Sorge begann erst, als das Mehl im Hause war. Denn alles andere, was man zu einem Striebel braucht, fehlte. Zum Schlusse die Germ. Die Resi lief den ganzen Vormittag von einem Bäcker zum anderen, und die Gnädige stand unterdessen zu Hause auf Nadeln. Ohne Germ kein Striebel! Schließlich war auch die Germ aufzutreiben, indem ein Stück der alten, gutledernen Einkaufstasche der Frau Nachbarin für einen Schuhdoppler überlassen wurde; ihr Schani zerreißt so viele Schuh'! Und das Wunder geschah, der Striebel wurde fertig. Gegessen ist er dann in einer kürzeren Zeit als der Herr Papa benötigt hatte, um bloß die Fahrkarte für die Mehlrequisition zu erhalten. Aber einen Weihnachtsstriebel gab es doch, und das stärkt die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Reichspost

25./XII. 1917

61

Hausfrauensorgen am Tage vor Weihnachten.

Das war ein Einkaufstag! So erzählen uns unsere Hausfrauen. In aller Herrgottsfrühe schon gabs wahre Karpfenschlachten. Es war als ob sichs „just im 4. Kriegsjahr jeder eingebildet hätte, er müßte seinen Karpfen am Heiligen Abend im Topfe haben. Bei den Fischständen auf den Märkten, in den Fischhallen, bei den Fischhändlern in den Bezirken überall standen die Menschen in langer Reihe und warteten geduldig, bis sie ihren Fisch um Kr. 7.20 bis Kr. 9.20, in (der Stadt sogar bis 11 Kr.!) per Kilogramm in der Tasche hatten. Beim Hofbäuer in der Führichgasse standen die Leute noch um Mittag bis auf den Lobkowitzplatz heraus und mehrere Wachleute hatten Mühe, hier die Ordnung aufrechtzuerhalten. Die Fleischhauer- und Selcherladen waren gleichfalls umlagert. Leider gab es sehr wenig Schweinernes, was die Käufer recht verdrießlich stimmte. In den Wildbretläden herrscht Grabesruhe. Bei dem einen hieß es „Ausverkauft", bei dem andern „Keine Hasen", auf Lager." Die meisten hatten das eine gemeinsame, daß die wenigen Stücke Fasane oder Rebhühner, die sich noch im Laden befanden, „schon bestellt" waren. Eine Freude wurde unseren Hausfrauen bereitet, sie bekamen in den letzten Tagen und auch heute ein ganz vorzügliches Backmehl und jede von ihnen freute sich schon auf den guten Guglhupf oder Kuchen, den sie am Weihnachtstage den Ihrigen vorsetzen wollte. Aber sie mußten bald erfahren, daß des Lebens ungemischte Freude auch keiner Wiener Hausfrau zuteil wurde. Sie brauchten Germ und bekamen keine; denn das Volksernährungsamt hat dem Kriegswirtschaftsverband für Preßhefe verboten, für Weihnachten mehr Germ auszugeben. Es wollte nicht, daß zu Weihnachten mehr Mehl verarbeitet wird. Diese Maßnahme war aber der Bevölkerung größtenteils nicht bekannt und so kam es, daß die schon in den letzten Tagen große Nachfrage nach Germ sich heute so steigerte, daß sich zur Vermeidung des nutzlosen Ein- und Ausgehens in ihren Läden auch die Bäcker und Mehlmesser entschlossen, die Tafel „Germ ausverkauft" vor die Türe zu hängen. Sehr gesucht waren auch Aepfel. Leider gab es fast nur Luxusware, die sich per Kilogramm auf 6 Kronen stellte. Nur die Gemeinde gab auf dem Naschmarkt noch Wirtschaftsäpfel zu einem sehr billigen Preise ab. In den späteren Nachmittagsstunden trat der übliche Preissturz in Christbäumen und Christbaumkerzen ein. Tannen, die man noch vor drei Tagen um 9 bis 12 Kronen zahlen mußte, konnte man um 3 bis 4 Kronen erhalten. Christbaumkerzen, deren sich in den letzten Wochen ein schwunghafter Schleichhandel bemächtigt hatte — das Stück schlechtester Ware wurde mit 15 bis 20 Heller, bessere mit 30 bis 60 Heller pro Stück (!), meist in den gewissen Kaffeehäusern verkauft — waren heute abends um 6 bis 10 Heller pro Stück zu haben. Natürlich, die Juden müssen ihre Christbäume ja nicht am Heiligen Abend haben, sie können warten.

Die Zeit
27./XII. 1917

Die Weihnachtstage.

Im Zeichen der Verkehrsstille und Sparsamkeit.

Anders als in früheren Jahren und noch um ein Weniges stiller als im vorigen Jahre ließ sich das heurige Weihnachtsfest an. Es hatte im allgemeinen ein recht stilles Gepräge, und fast überall machte sich in den breiten Schichten der Bevölkerung das Bestreben nach Sparsamkeit geltend.

Diesmal waren der Genußfreudigkeit recht enge Grenzen gezogen. Von dem traditionellen Feiertagsverkehr auf den Bahnen war nur sehr wenig wahrzunehmen. Die wiederholten amtlichen Warnungen und die Besorgnis einer unzureichenden Verpflegung an den früher so beliebten Ausflugszielen hatten eine stark drosselnde Wirkung auf die Bahnfrequenz ausgeübt. Zwar kam es am Samstag abends auf einzelnen Bahnhöfen zu turbulenten Szenen; sie wurden aber eigentlich nur dadurch hervorgerufen, daß viele tausend militärische Urlauber in die Heimat reisten und die Kartenausgabe an Zivilreisende infolgedessen stark eingeschränkt werden mußte. Am Christabend selbst und auch an den beiden Feiertagen boten die Bahnhöfe jedoch ein durchaus normales Bild.

Auch der Straßenverkehr in der Stadt, ebenso wie der Besuch der Geschäftsläden zeigte nicht das am Weihnachtsabend gewohnte lebhafte Bild. Viele Läden hatten schon am Nachmittag gesperrt, nach 7 Uhr abends hielten nur noch vereinzelte Lebensmittelgeschäfte offen. Aber auch in ihnen war nichts von Andrang zu merken. Schon kurz nach 8 Uhr waren die sparsam beleuchteten Straßen fast menschenleer und die sonst ewig überfüllte Elektrische verkehrte mit nahezu ganz unbesetzten Wagen. Ein wenig lebhafter war das städtische Verkehrsbild allerdings in den Abendstunden der beiden Feiertage. Es waren die Besucher der Theater und Vergnügungslokale, die eine bunte Note in das recht stille Straßenbild brachten. Ueberhaupt, die Unterhaltungsstätten hatten unter dem Sparsamkeitszug der Zeit wohl am wenigsten zu leiden. Sie waren ausnahmslos überfüllt.

Wer aber mit aufmerksamen Augen durch die Stadt wanderte, konnte auch von außen die Wahrnehmung machen, daß die vierte Kriegsweihnacht daheim, im Kreise der Familien, um vieles stiller und anspruchsloser als im Vorjahr gefeiert wurde. Gab es doch noch 1916 kaum ein Stockwerk in den tausend und abertausend Zinsburgen, aus dessen Fenstern nicht da oder dort die milden Lichter der Christbäume strahlten. Und heuer? Die Bäume waren wohl unter erheblichen Geldopfern zu erstehen und wurden auch ziemlich viel gekauft. Aber die Kerzen waren selbst für Geld nicht zu haben. Lichtlose Christbäume — sie bildeten die Signatur der stillen, trüben vierten Kriegsweihnacht. Und dort, wo wirklich der Weihnachtsbaum aufleuchtete, merkte man an der spärlichen Zahl und dem bescheidenen Flimmern der dürftigen, schmalen Kerzchen nur allzu drastisch die Not der Zeit.

Nur eines war, wenn auch noch immer geschmälert und getrübt, in jedem Bürgerhaus zu finden: ein aufdämmernder Schimmer in den Herzen der Menschen, ein Hoffnungsstrahl, ein Morgenrot kommender Freude. Das beseligende Gefühl, daß der Friede winkt, hatte seinen Einzug gehalten in die Seele der Menschheit und wirkte wie ein wahres Wunder. Denn sagen auch die wirtschaftliche Not und die bange Sorge um das Schicksal unserer Brüder und Söhne an der Front noch immer wie ein Alpdruck auf der Brust zahlloser Väter und Mütter, mischte auch die Karaheit des Gabentisches viele bittere Wermutstropfen in die Freude der Kinder — daß dieser Krieg sich endlich doch seinem Ende zuzuneigen beginnt, das hofften und fühlten sie alle. Und schon allein diese Hoffnung ließ sie das still-bescheidene Fest der vierten Kriegsweihnacht in reinerer, hellerer Stimmung begehen als in den verflossenen drei Jahren voll ungestillter Sehnsucht und hoffnungslosem Schmerz.

Schneetreiben und Verkehrsstockungen.

Es herrschte heuer das richtige Weihnachtswetter, wie wir es uns in Zeiten des Friedens so oft zur Erhöhung der weihnachtlichen Stimmung in den wohlig erwärmten Stuben vergeblich gewünscht hatten: Die ganze Stadt trug ein weißes Kleid. Schon am Nachmittag des Christtages hatte ein leichtes Schneetreiben eingesetzt, und da die Temperatur sich konstant unter Null hielt, behielten die Straßen ihr sauberes Bild in fast ungetrübter Reinheit. Daß das Firmament trüb blieb, störte wohl nur die wenigsten, denn die Neigung zu Ausflügen oder auch nur größeren Spaziergängen war fast nirgends wahrzunehmen. Eine kritische Wendung nahm die Witterung jedoch am gestrigen Abend. Um die neunte Stunde setzte ein ziemlich scharfes Schneetreiben ein, das binnen kurzem neuerlich die erst unlängst in Erscheinung getretenen Verkehrsstockungen hervorrief. Die Motorwagen kamen infolge der dichten Schneedecke nur langsam und nicht ohne Stockungen vorwärts, und trotzdem der ganze Reinigungsapparat der Straßenbahn sofort in Dienst gestellt wurde, gab es nach 10 Uhr auf allen Linien arge Verspätungen. Die Salzaufstreuwagen versagten vollständig, und wiederholt kam es vor, daß auch die in Betrieb gesetzten Schneepflüge, namentlich an den Weichestellen, ganze Viertelstunden lang stecken blieben. Wie uns von der Straßenbahnleitung in später Nachtstunde mitgeteilt wird, werden die Aufräumungsarbeiten mit forcierter Kraft bis zum Morgen fortgesetzt werden.

Die Feiertagsmärkte.

An beiden Feiertagen entwickelte sich nur ein äußerst mäßiger Marktverkehr. Es waren weder größere Zufuhren an Obst noch solche an Grünwaren zu verzeichnen. Auf dem Naschmarkt hatten fast nur die Fleischgeschäfte ausgeräumt. In der Viktualienhalle, die auch nur einen sehr stillen Verkehr aufzuweisen hatte, sind gestern neuerdings zwei Waggons Tiroler Luxusäpfel für die Gemeinde Wien angerollt. In der Fleischhalle überwog gestern und vorgestern das Fleischangebot, jedoch nur in besseren Qualitäten. Der Zentralfleischmarkt wies gestern eine Rekordzufuhr von neunzehn Waggons mit 102 Tonnen, der Mehrheit nach Rindfleischsorten, auf. Auf dem Geflügelmarkt ist es in den beiden Feiertagen zu einer neuerlichen Preishausse in Fettgänsen gekommen, die stellenweise einen Kilogrammpreis von 24 Kronen erreichten. Mit 20 Kronen pro Kilogramm wurde der letztwöchige Höchstpreis für Fettgänse festgesetzt. Der Wildbretmarkt brachte sich kümmerlich durch. Sehr gefragt waren Fasane und Hasen. Dem Fischmarkt half das Seefischangebot halbwegs aus der Verlegenheit.

Nachdruck verboten.

Stilles Heldentum.

Durch die dunklen Gassen der Vorstadt, in denen die Geschäfte bereits geschlossen sind und kein Lichtstrahl die Schaufenster mehr erhellt, fährt im mäßigen Tempo ein Zug der Straßenbahn. Die Wagen sind nur spärlich besetzt, an den Haltestellen hat das Drängen der Wartenden schon längst ein Ende gefunden und die hübsche Schaffnerin mit dem hellblonden Haar unter der Dienstkappe hat daher Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen.

Sie nützt diese Stille im Verkehr so gründlich aus, daß ihr das Einsteigen eines Mannes auf der vorderen Plattform entgeht, und ganz unnötigerweise springt gleich darauf ein Kontrollor auf den Wagen und entdeckt das Versäumnis der unaufmerksamen Zugsbegleiterin. Doch der sonst gefürchtete Vorgesetzte ist heute milde gestimmt und mit einem lächelnden Blick in das verlegene Gesicht der Schuldigen sagt er gönnerhaft: „Will 's Ihnen einmal hingehen lassen, weil heiliger Abend ist. Hätt' vier Kronen Straf' kost't, wenn ich 's anzeig'."

„Mein kleines Menscherl wart't zu Haus, daß ich ihm ein Christkindl bring'," sagt sie entschuldigend und weist nach einem auf dem Boden liegenden kleinen Paket, das der Form nach eine Puppe enthalten könnte. „Ich hab' grad an das Kind denkt und den Fahrgast nicht g'seh'n."

„No, die Sach' ist schon in Ordnung," beruhigt sie der Kontrollor und kritzelt auf einen großen Bogen, den sie ihm hinreicht, seinen Namenszug.

„Haben S' noch eine Tour?"

„Ja, leider," gibt sie seufzend zur Antwort. „In Prater und zurück. 's is ein hartes Sein, aber es muß halt auch überstanden werden."

Der Wagen rollt weiter und die Schaffnerin sieht träumerisch in das Licht der Laterne, die an der Rückwand des Wagens angebracht ist, und ihre lässige Haltung läßt darauf schließen, daß es ihr nicht darauf ankommt, noch einen Fahrgast zu übersehen. Denn die Sehnsucht zieht sie nach der kleinen Stube in dem Hause neben der Remise, in dem sie seit drei Jahren mit ihrem Kinde wohnt.

Die kleine Mizzerl war zur Welt gekommen, als der Vater schon draußen im Felde stand und bei einem kühnen Sturmangriff auf eine russische Stellung in Gefangenschaft geraten war. Seither kam von Zeit zu Zeit eine Karte von ihm mit tausend Grüßen und Küssen an sein liebes Weib und sein Mäderl, das er nie gesehen und von dem er sich in den vielen einsamen Stunden selbst ein Bild ausmale, was freilich nur ein schwacher Ersatz sei. Die Mutter nahm indessen aber mutig den Kampf mit dem Leben auf, ihr Liebling durfte nicht Mangel leiden; entschlossen schlüpfte sie in die kleidsame Uniform der Schaffnerinnen und fährt bei Sonnenbrand und Winterkälte tagtäglich die über eine Stunde lange Strecke von einem der äußersten Bezirke in den Prater und wieder hinaus an die Grenze der Stadt.

Endlich ist das Ziel erreicht, das hübsche Weibchen springt vom Wagen und nimmt die Weisung entgegen, in fünfzehn Minuten habe sie wieder anzutreten. Die Treppe zu ihrer Wohnung fliegt sie förmlich hinauf, reißt die Tür auf und drückt ihr Kind ans Herz, das ihr am Arm einer alten Nachbarin jauchzend die Händchen entgegenstreckt.

„Kommt jetzt das Christkind?" fragt die Kleine und sieht sich im Zimmer um, als müßte die Gestalt im weißen Kleid, mit dem hellen Schein über dem Köpfchen, sofort erscheinen.

„Gleich, mein Schatz, Du mußt nur einen Augenblick in der Küche bleiben, dann kommt die Bescherung," antwortet die Mutter und setzt in fieberhafter Eile die Lichter auf einem Tannenbäumchen in Brand. Dann wird die Puppe ausgepackt und in ihrer ganzen Herrlichkeit, die in einem blauen Samtkleide und in einer schwarzen Mantille besteht, auf den Tisch gesetzt. Dabei sieht die Frau immer wieder auf die alte Zimmeruhr und sagt ängstlich: „Ich werd' nicht fertig; nur mehr zehn Minuten, nur mehr acht — — so, Gott sei Dank, jetzt kann's losgehen."

Der Jubel der Mizzl läßt sie aber gleich darauf alle Sorge vergessen, die Kleine herzt ihre schöne Puppe wie eine Mutter ihr Kind und lispelt dabei immer wieder: „Ich danke Dir, Du liebes Christkindl."

Doch noch eine Ueberraschung hat sich eingestellt. Die Nachbarin hat heimlich eine Karte unter den Baum gelegt, und darauf steht geschrieben:

„Liebste Frau! Wir sind alle von großer Freude erfüllt, weil der Friede mit Rußland kommen soll. Man läßt uns jetzt schon mehr Freiheit hier, hoffentlich schlägt bald die Stunde, die uns heimführt nach dem schönen Wien. Wie sehne ich mich nach Dir und unserem Fratzerl, das den Vater mit dem großen Bart wohl recht verwundert anstarren wird. Dann sollst Du Dich aber nicht mehr so plagen, Du Gute, kannst eine gnädige Frau spielen und unser Prinzesserl großziehen. Ich freue mich unendlich auf Euch, manchmal wage ich es noch gar nicht daran zu glauben, daß nun die lange Trennung bald ein Ende haben wird. Ich küsse Euch beide tausend- — nein, millionenmal, denkt an mich am Weihnachtsabend . . ."

Noch eine Minute Frist.

Ein paar Küsse drückt sie rasch dem Kinde auf den Mund, dann eilt die Pflichtgetreue mit einigen Sätzen die Stiege hinab und tritt auf den weiten Platz, über den ein eisiger Wind wirbelnde Schneeflocken dahintreibt. Ihr Zug steht schon bereit, und der Motorführer setzt rasch nacheinander die Signalglocke in Bewegung, weil die Abfahrtszeit um dreißig Sekunden überschritten ist und die Schaffnerin des Beiwagens noch immer fehlt.

„Fertig!" ruft sie mit ihrer hellen Stimme und wirft noch einen Blick nach den Fenstern ihrer Wohnung, die im Schimmer der Christbaumkerzen erstrahlen. Dann geht's hinaus in die finstere, sturmdurchbrauste Nacht.

Und heute will die Fahrt kein Ende nehmen. Langsam gleiten die dunklen Hausklosse vorüber, stellenweise unterbrochen von Parkanlagen, deren Bäume und Sträuche mit einer glitzernden Schneedecke überzogen sind. Die stolze Ringstraße liegt verödet, die Menschen haben sich alle unter dem schützenden Dach ihrer Heimstätten verkrochen, nur die geplagte Schaffnerin treibt der Dienst aus ihrem freundlichen Stübchen, von dem geliebten Kinde fort. Frierend steht sie auf der Plattform des leeren Wagens, die Hände in den Taschen, und die Augen sinken ihr zu, bis ein Ruck an der Haltestelle sie in die Wirklichkeit zurückruft. Schnell setzt sie das eisige Mundstück der Trompete an die Lippen, ein scharfer Ton durchschneidet die Luft und weiter rollen die schweren Kasten.

Der Prater bietet ein herrliches Winterbild; die mächtigen Kastanien der Hauptallee scheinen wie mit feinem, gefrorenem Streuzucker übergossen, zwischen durch zieht sich schnurgerade das weiße Band der Straße. Doch keiner der Sklaven eines harten Lebenskampfes hat einen Blick für diese Pracht. Schnell werden die Wagen verschoben und der Lenker des Zuges sagt schmunzelnd: „Heim wird's im Eilzugstempo geh'n. Passen S' auf, schönes Weiberl, in drei Viertelstunden sind wir z' Haus' und kochen uns a Schalerl Tee."

„Das wär' recht, Herr Ecker," antwortet die Schaffnerin und lacht ihm freundlich zu. „Wenn's ein bißl Arbeit gibt, vergeht die Zeit schon. Nur wenn man so müßig herumlehnt, glaubt man immer, es nimmt kein End'!"

Ihr Wunsch findet Erfüllung. Junggesellen, die den Abend gesangweilt im Gasthause verbracht, und Freudlose, die aus Menschenscheu Geselligkeit meiden, steigen ein und aus, und ein gutgelaunter Schwärmer, der die Christfeier auf seine Art schon am Nachmittag begonnen, versucht in weinseliger Laune der ernstblickenden, blonden Schaffnerin den Hof zu machen. Er läßt aber, da er keine Antwort erhält, bald wieder davon ab und brummt vor sich hin:

„Dö Weiber in Wien werd'n all'weil faber. Das beste is, man zieht sich ganz auf'n Wein zurück. He, warten S' a bißl mit'n Blasen auf Ihnem Trompeterl. I steig' aus. Mei Stammwirtshaus wird do no offen sein."

Endlich werden in der Ferne die Lichter der großen Wagenhalle sichtbar, noch eine Station, der Dienst ist zu Ende.

Todmüde steigt die Frau zu ihrer Wohnung hinauf. Herzlich dankt sie der Nachbarin für die Betreuung des Kindes, entkleidet sich rasch und sinkt neben der Kleinen, die, ihre Puppe im Arme, im Bette der Mutter süß schlummert, auf das Lager. Und sofort umfängt ihre Sinne ein schöner Traum.

Wie heller Glockenton, von allen Türmen der Stadt, klingt es an ihr Ohr, beseligend für tausend und aber tausend Frauen, die in schwerster Zeit als stille Heldinnen an Stelle des Gatten das Gespenst des Hungers gebannt haben, und jubelnd durchbraust der Ruf die Millionenstadt: „Friede!"

Möge der Traum der wackeren Frau, deren Mund ein hoffendes Lächeln umspielt, bald zur Wahrheit werden. **Gustav Hinterhuber.**

29./XII. 1917

Im Stammbeisl.

„D' Weihnachten san allemal die Zeit von d' Magenkatarrh' g'west," sagte Schwasser; „alsdann, was dös anbelangt, war heuer ka G'fahr. Ma hat si net überessen in den Jahr.

„Was habt 's zu den Feiertag' ang'fangt alle miteinander?" erkundigte sich Spannagl.

„I?" erwiderte Stichler, „nix! Daham war i, Zeitlang hab' i g'habt, granti bin i g'west."

„Wie immer," schaltete Schwasser ein, „brauchst net a so tuan, als obs D' es nur alle haligen Zeiten amal warst."

„I kann d' hohen Feiertag' net leiden," meinte Stichler knurrig, „a jeder mant, er muaß was B'sonders anfangen an die Täg', und zum Schluß is 's fader als sonst."

„Was willst denn, war ja eh d' Spirrstund' verlängert am ersten Feiertag," sagte Oberberger, „damit d' Drahrer zu die Weihnachten a auf ihrer Rechnung kommen. G'spaßt' war 's: D' Wirtshäuser san nach Zehne leer g'west und d' Kaffeehäuser war'n a net voll."

„Ja, sag' amal um all's in der Welt, woher waßt denn das?" fragte aufs höchste überrascht Schwasser; „hast am End' Ausgang g'habt, 'n Christkindel zu Ehren? Hat Dir die Deinige Urlaub geb'n? Denn daß Du mast, was nach Zehne auf d' Nacht in an Weaner Lokäul los is, dös is mir ganz was Neuch's."

„Na, tua Di nur net aufregen," lachte Oberberger, „i waß dös gar net aus eigener Erfahrung, sondern hab' nur g'hört davon. Ob 's wahr is oder net, müßt's Ihr am besten wissen."

„I waß gar nix," sagte Stichler ablehnend, „i hab' mi um Neune ins Bett g'legt und hab' mein'n Grant ausg'schlafen. Dös war all's."

Schwasser aber sagte bestätigend: „Natürli is 's wahr! D' Weaner hab'n an d' verlängerte Spirrstund' net anbeißen woll'n und d' Wirt' san net auf ihnere Kosten kommen. D' B'hördlichkeiten haben mit ihnere G'setzer und Verürtnungen 'n Weana so lang zug'setzt, bis eahm z' dumm word'n is und er si denkt hat: „Der G'scheitere gibt nach!" 'n Weana von heut' steckt jetzt'n d' Fadigkeit scho so in d' Glieder, daß er nimmer anderst kann. Er hat 's Drahn verlernt."

„Dos lernt si' g'schwind wieder," erwiderte Oberberger, „da hab' gar ka Angst net. A Wochen ohne Polizeistund' — und Wean is wieder d' alte Drahrerstadt wie vor und eh. Ueberhaupt, wer mant, daß d' jetzigen Kriegsg'wohnheiten a in der Friedenszeit halten werd'n, der is am Holzweg. Grad 's Gegenteil! Wer si jetzt'n schön stad und brav mit zwei Krügeln Kriegsbier a' frett', wird im Frieden a größerer Saufaus werd'n, als er sei' ganz Leben war, wer jetzt'n mit Müh und Not zwei Virginierln auf d' Wochen derobert, wird in Frieden rauchen wie a Schlot und die jetzt'n fasten, weil 's nix z' essen hab'n, werd'n fressen, was in eahne einigeht. Warum? Dos is do ganz klar: Um 's Defizit von die Kriegsjahre wieder ausz'gleichen. Wann aner was zuasetzt, will er 's früher oder später wieder einbringen: So macht's jeder G'schäftsmann, wann auf a schlechte Zeit a güate kommt, so wird 's der Staat machen, wenn 'n Krieg der Frieden folgt — werd'n es scho' g'spür'n ban Steuerzahl'n! In der nämlichen Weis' denkt der Magen: Drei Jahr lang hab' i' mi mit der portionierten Kost z'frieden geb'n und nix dergleichen tan; dafür will i jetzt'n um dös mehr hab'n, was in d' Kriegsjahr z'weni g'west is! Na, meine Herren, machts Euch da ja kane Hoffnungen; derspar'n wird kaner von uns was, denn um dös, was d' Sachen billiger sein, um dös wird mehr g'fressen werd'n."

„Güat, gib i zu!" sagte Schwasser, „aber ans hat si d' Menschheit hübsch auf a paar Jahr a'g'wöhnt: D' Hakligkeit!"

„Was Dir net all's einfallt!" lachte Oberberger; „a Weaner — und nit hakli? Wanns D' dös glaubst, kennst 'n Weana schlecht. Grad so hakli wird er sein wie vor und eh — oder no um a bisserl hakliger, is a mögli."

„Dös glaub' i net," meinte Spannagl, „der Krieg hat uns d' Mucken austrieb'n und uns g'lernt, b'scheid'n z' sein."

„Ja! Aber der Frieden wird uns auf ja und na zag'n, wie ma d' B'scheidenheit schnell wieder verlernt," sagte Oberberger; „tuan ma uns da nur nix vormachen, meine Herren. „Mir san mir!" heißt 'n Weana sei Wahlspruch, und zu uns Weana g'hört d' Hakligkeit und 's Räsonier'n grad so dazu als wie zur Weanastadt der Stephansturm, d' Backhendeln und der Apfelstrudel. In die Kriegsjahr' san ma ohne Backhendeln, ohne Apfelstrudel und ohne Hakligkeit auskemma; im Fried'n gibt's mit allen a Wiedersehen. Wann 's Semmerl net so rösch is wia ma 's hab'n will, wird 's an Mordsbabül geb'n, wann der Leopold a weiß' Scherzel bringt anstatt 'n Kruspelspitz, werd'n ma eahm mit an Mordsdonnerwetter in d' Kuchel z'ruckschicken; a anfach's „Schlag" am Kaffee anstatt 'n „Doppelschlag" — und aus und g'schehg'n is."

„So schön," knurrte Stichler, „dös wird so sein — im allgemein'. Du selber hast natürli a leuchtende Ausnahm', für Di trifft dös all's net zua."

„Was Dir net einfallt," erwiderte Oberberger, „dös all's gült für mi akk'rat wie für jeden ander'n; i dürft' ka richtiger Weana sein, wann 's anderst war. Glaubt's ma 's: D' Frau Hakligkeit is net g'storb'n, wann ma scho a a güate Weil nix von ihr g'sehg'n und g'hört hat, sie schlaft nur. Laß 'n Frieden kommen, und auf der Stell' is s' wieder munter und d' echt weanarischen Faxen fangen wieder akk'rat so an wia dazumal vor 'm Kriag. Daß uns d' schwere Zeit b'scheiden und g'nügsam g'macht hat: All's Schwindel, all's net wahr!"

„I wollt', es wär' schon so weit," sagte Spannagl, „daß ma sehg'n könnt', ob's D' recht hast oder net."

„Wird bald werd'n," sagte Oberberger, „daß 'n backbaneten Schorschel d'rüb'n der Knopf aufgeht und er endli einsieht, er kann 's allani net richten, dös wünsch' i mir vom neuchen Jahr."

„Und i," sagte Schwasser, „daß ma si wieder amol ordentli andudeln kann, daß ma 's Brot net bröserlweis' fressen und 's Bier net tröpferlweis' saufen muß."

„Alsdann Prosit Neujahr allerseits!" rief Spannagl, „daß 's neuche Jahr mehr haßt wie 's alte . . ."

„. . . und daß 's uns besser geht allen miteinander!" ergänzte Oberberger und leerte sein Glas; „Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

30./XII. 1917

Neues Wiener Tagblatt
1. II. 1918

71

Zwei Schicksalsfragen für die Frau.

Mitverdienen oder erhalten?

Beruf oder Haus? Soll die Frau mitverdienen? Soll sie nur Erhalterin des Hausstandes sein? Die gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnisse haben diese Frage in zahllosen Familien, die bisher von solchen Erwägungen unbeirrt geblieben sind, akut werden lassen. Hunderttausende, deren Wirkungskreis das Heim gewesen ist, sind auf den Arbeitsmarkt getreten, still und selbstverständlich, wie man weiß, an der Hand der Notwendigkeit, die als Berufswerberin nicht viel Aufhebens macht. Ob all diese Frauen nach Lösung der Weltwirren wieder freudig in ihre vier Wände zurückkehren oder ob sie es vorziehen werden, im Erwerbsleben zu bleiben, das ist eine Entscheidung, mit der die Uebergangswirtschaft sich sehr ernsthaft auseinanderzusetzen haben wird. Aber auch psychologisch beachtenswert wird dieser Entschluß sein. Wenn auf der einen Seite die Sehnsucht nach Ruhe, nach der friedlichen Begrenztheit des Hauses und der Wunsch, im Wirken für Mann und Kinder aufzugehen, steht, so kommen auf der andern die Genugtuung über eigenen Verdienst, die Freiheit und die sich daraus ergebende materielle Selbständigkeit in Betracht. Welcher Beweggrund wird stärker sein? Wird die Tradition oder wird der Geist der Zeit im Wesen des Weibes den Sieg davontragen?

Die moderne Frauenschaft sagt: Weshalb wählen — beide Forderungen lassen sich vereinen; unzählige Frauen stehen im Berufsleben und kommen dennoch ihren häuslichen Pflichten nach. Das ist allerdings richtig, aber es fragt sich, in welcher Weise es geschieht. Man darf bei diesen Beispielen nicht an jene Frauen denken, die kinderlos sind oder die eine Mutter, eine Schwester oder Tante haben, die für ihre Wirtschaft sorgt. Will man diesem ernsten sozialen Problem auf den Grund gehen, dann muß man sich die auf sich selbst angewiesene Frau mit Kindern vorstellen, die morgens, ehe sie das Haus zur Arbeit verläßt, fürs Geschäft und den Speisezettel zu sorgen hat; die an die ordentliche Körperpflege der Kinder, an die Instandhaltung ihrer Kleidung, an Reparaturen im Haushalte, an die Wäsche und ans Schneidern, an Vorräte, Konservieren, Fleckputzen und all jene hundertfältigen Einzelheiten zu denken hat, aus denen sich ein Hausstand zusammensetzt. Vermag man sich solch eine Frau anders zu denken als gehetzt, wenn sie um 8 Uhr morgens aus dem Hause muß und erst mittags heimkehrt? Man sieht sie vor sich mit dem heißen Bestreben, alles zu tun und überall zu sein. Geht sie in der Früh pünktlich weg, so fehlt sie im Hause; kommt sie zu spät ins Bureau, so macht der Chef ein unzufriedenes Gesicht. Und im Zeichen dieses Zwiespaltes verläuft der ganze Tag. Es gibt Muster an Tüchtigkeit, die sich dennoch zurecht finden, aber nur — und das ist kein erfreuliches Kapitel — auf Kosten ihrer Nerven, ihrer Gesundheit. Man darf sich nichts Uebermenschliches zumuten, es kommt der Mahner, der sich allem Wollen in den Weg stellt.

Hausfrau und Mutter sein, das ist ein Beruf für sich, ein sehr ernster und durchaus nicht leichter Beruf, der keinen zweiten neben sich dulden dürfte. Gewiß, man kann Kompromisse finden und wird sie auch finden müssen in der Form von Einküchenhäusern, die den Frauen das Kochen und die Wäsche abnehmen und ihnen durch Staubsaugvorrichtungen, Zentralheizungen, Warmwasserleitungen, Warenaufzüge und andre technische Behelfe die Wirtschaftssorgen erleichtern — ein Amerikanisieren des Haushaltes mit entsprechend nationalem Kolorit. Man wird bei diesen Einküchenhäusern selbstverständlich auch an Krippen und Kindergärten denken müssen, denn im Schatten der erwerbenden Mütter stehen so oft verwahrloste Kinder — das läßt sich leider nicht leugnen. Aber es würde wenig helfen, wollte man daraus folgern, daß Frauenarbeit nur auf die Unverheirateten und Kinderlosen zu beschränken sei. Denn alle diese Erwägungen bleiben Theorie vor der Tatsache, daß gerade Frauen für ihre Kinder erwerben müssen, wenn ihr Gatte nicht mehr lebt, wenn er, wie in unsrer Zeit, aus dem Felde nicht mehr heimgekehrt ist. Dann heißt es nicht mehr: Beruf oder Häuslichkeit, sondern Beruf und Häuslichkeit, eine Forderung, die auch dort aufrecht bleibt, wo der Verdienst des Mannes nicht ausreicht, den Hausstand zu erhalten. Die ganze soziale Not unsrer Zeit greift in das Frauenproblem von Beruf und Häuslichkeit ein. Darum läßt es sich nicht verallgemeinernd, sondern nur individualisierend beurteilen — wie jegliches Menschenschicksal.

Österr. Volkszeitung
1. I. 1918

77

* **Die Silvesternacht.** Das übliche Silvestertreiben spielte sich in der Nacht von gestern auf heute mit den durch die Kriegszeit verursachten Einschränkungen ab, zu denen sich noch die Unbilden des Wetters gesellten. Die Kärntnerstraße und der Stephansplatz schwammen in einem Meer von Kot, und die Schneeberge, die sich zur Seite der Gehwege türmten, hätten ein Abwenden vom geraden Wege auch dann verhindert, wenn es die Polizei nicht ausdrücklich verboten hätte. Man hielt sich in den Straßen nur auf dem Wege von einem Lokal zum anderen auf; einen „Silvesterbummel" im früheren Sinne gab es nicht. Dagegen hatten die Theater wieder einen Massenbesuch aufzuweisen, und auch in den Gastwirtschaften, Kaffeehäusern und Vergnügungsetablissements ging es lebhaft zu. Die aber zu Hause geblieben waren — und es waren ihrer nicht wenig — brauten sich um 12 Uhr den traditionellen Punsch, der diesmal freilich nur aus Zitronen-, Rum- und Tee-„Ersatz" bestand und auch des Zuckers entbehrte; und während sie das wenig erfreuliche Getränk schlürften, wünschten sie sich gegenseitig, es möge zum nächsten Silvester wieder „echten" Punsch und „echte" Silvesterstimmung geben . . .

Die Zeit

1. I. 1918

78

Das Wunschaufsagen.

In einer Hinsicht haben es die Kinder von heute doch besser, als es dereinst ihre Väter und Mütter hatten. Sie sind fast ausnahmslos verschont von der Sitte des Wunschschreibens und Wunschaufsagens, die noch vor etlichen Dezennien den Kindern und Eltern in gleicher Weise zur Qual wurde. Wenn der Jahreswechsel herannahte, wurde das Wunschbuch hervorgesucht, und nun wurden den armen Kindern endlose gedankenarme, aber reimreiche Verslein eingepaukt. Dann wurde das Wunschpapier gekauft. Mit Schrecken denkt wohl jeder daran zurück, der einmal vor diesem geschmacklosen Bogen saß, um den sich grellfarbige Rosen und Vergißmeinnicht wanden oder auf dem mißgestaltete Englein Schleifen mit Segenswünschen trugen. Welch namenloses Angstgefühl befiel jeden, wenn er unter Aufsicht einer obrigkeitlichen Person, ob es nun die sonst so gute Mutter oder der gestrenge Herr Lehrer war, alle die Verse fehlerfrei und kalligraphisch auf das Papier hinmalen sollte. Hand und Gehirn versagte vor Angst. Und ehe man es versah, war der unvermeidliche Schreibfehler verbrochen oder es starrte ein glänzender schwarzer Kleks auf der blütenweißen Fläche. Eine Ohrfeige, Heulen und Tränen konnten ihn nicht mehr beseitigen. Aber auch nicht das spitze Federmesserchen, mit dem die Frau Mutter den Patzen vernichten wollte. Sie radierte und radierte, bis in dem schönen Wunschpapier ein großes Loch war. Nun bekam der Bub eine zweite Ohrfeige und einen Zwanziger, um ein neues Wunschpapier zu holen. Mit diesen freundlichen Familienszenen waren die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr ausgefüllt, und nebenbei wurden Generalproben im Wunschaufsagen abgehalten. Solange, bis nach vielen vergeblichen Versuchen alle Wünsche tadellos geschrieben waren oder bis man es mit Rücksicht auf die enormen Kosten des verschmierten Papieres aufgegeben hatte, die angestrebte Fehlerlosigkeit zu erreichen und bis das halb hirnkranke Kind auch im Schlafe vom Segen und Glück auf allen Wegen und vom Blumenstreuen und Herzerfreuen phantasierte. Endlich kam der Silvestertag und mit ihm die schmerzenreiche Erlösung. Jetzt wurden der Schani und die Mizzerl, der Poldi und die Resi in ihr bestes Gewand gesteckt, und nun begann die Tournee bei Großpapa und Großmama, beim Karl-Onkel und bei der Wetti-Tant und bei vielen anderen würdigen Mitgliedern der Familie, die alle hoheitsvoll dasaßen und sich an ihren zitternden, Verse leiernden Opfern weideten. Und die Frau Mutter stand nervös dabei und murmelte den Wunsch mit, um schnell immer als Vorspann dienen zu können, wenn das Gedächtnis des kleinen Rezitators plötzlich versagte. Dann wurde man gestreichelt und getätschelt und ein gescheiter Bub genannt, und die Urgroßtante wollte es gar nicht glauben, daß wirklich der Bub diesen Wunsch selber geschrieben hatte, den er da hübsch zusammengerollt und mit einem hochroten, großmaschigen Bande zusammengehalten überreichte. Manchmal kam es vor, daß der Wunschaufsager als Lohn seiner Mühe einen blinkenden Silbergulden in Empfang nehmen durfte. Aber das war selten der Fall, und wenn es sich ereignete, mußte das schöne Geschenk in die Sparbüchse wandern. So hatten die Buben und Mädel von der ganzen Neujahrsgratulation nichts anderes als Qual und Plage und ein paar erzieherische Ohrfeigen. Und sie waren herzlich froh, wenn ihnen am Silvesterabend klar wurde, daß sie jetzt den schönen Wunsch wieder vergessen durften. Die Erinnerung an die selbst erlittene Pein mag viele Eltern dazu gebracht haben, daß sie von ihren Kindern das Wunschlernen, Wunschschreiben und Wunschaufsagen nicht mehr forderten und daß so eine Sitte immer mehr in Vergessenheit geriet, deren Verschwinden schon aus Gründen der Papierersparnis wünschenswert ist. Vielleicht hat auch die Mode der Neujahrsansichtskarten dazu beigetragen, dem Wunschpapier den Todesstoß zu versetzen. Die Kinder sollen dessen froh sein; wenn ihnen eine harte Zeit auch viele Freuden vorenthält, den einen Vorzug genießen sie doch, daß sie vom Wunschbuch und Wunschpapier nichts mehr wissen.

Neues Wiener Tagblatt
2. IV. 1918

79

* (Höflichkeit.) Daß die Höflichkeit im öffentlichen Leben nicht gerade zugenommen hat, lehrt jeder Tag und bewies auch ein unlängst veröffentlichter Berliner Ministererlaß, der die Beamten zu größerer Rücksichtnahme anhält. Damit ist die leidige Frage jedoch keineswegs erledigt, denn man hat im Laufe des Tages nicht nur mit Beamten, sondern auch mit — andern Angestellten zu tun, deren Umgangsformen das Maß des Erträglichen mitunter überschreiten. Das „Berl. Tagebl." hat nun in einer Umfrage die Vertreter der verschiedenen Verbände um ihre Meinungsäußerung in dieser Sache gebeten. Von der Handwerkskammer wurde geantwortet, es werde den Handwerksmeistern und Gewerbetreibenden immer wieder eingeschärft, daß das Publikum höflich und entgegenkommend behandelt werden müsse. Der Verband Berliner Spezialgeschäfte hat beschlossen, in entsprechenden Veröffentlichungen darauf hinzuweisen, daß sowohl von den Angestellten wie vom Publikum im geschäftlichen Verkehr den leider durch den Krieg hervorgerufenen Schwierigkeiten durch gegenseitige Rücksichtnahme Rechnung getragen werden müsse. Kommerzienrat Guggenheim führt die Zustände auf psychologische Momente zurück und hält die Situation im großen und ganzen heute schon für etwas günstiger, da die großen Firmen sich bemüht haben, durch mündliche Ermahnungen und Zirkulare auf das Personal bessernd und aufklärend zu wirken; es wurde den Angestellten klargemacht, was auf dem Spiel steht. Herr Oskar Tietz äußerte sich folgendermaßen: „Das Personal meiner Warenhäuser wird in jeder Woche einmal in der Konferenz, die jeder Abteilungschef mit den ihm unterstellten Angestellten hat, zur Höflichkeit gegenüber dem Publikum angehalten, und zwar sollen die Angestellten auch dann in den ihnen gezogenen Schranken bleiben, wenn der Kunde sichtlich im Unrecht ist, und ihn beruhigen, falls er nervös wird, oder in kritischen Fällen die Aufsichtsdame rufen. Trotzdem vergeht kein Tag ohne Beschwerden; bei genauer Untersuchung stellt sich dann heraus, daß freilich hie und da Ueberschreitungen der Angestellten vorliegen, anderseits werden allerdings auch von den Käufern zuweilen unhaltbare Forderungen erhoben. Jedenfalls erhalten die unhöflichen Verkäuferinnen strenge Rügen. Zweifellos leiden die großen Geschäftshäuser darunter, daß sie jetzt auf zuviel Hilfspersonal angewiesen sind; diese unzureichenden „Ersatzkräfte" geben größtenteils den Anlaß zu etwaigen Klagen. Demgegenüber ist indes auch zu bemerken, daß das Publikum sehr nervös ist und die Kunden oft schon gereizt sind, sobald sie einen hohen Preis hören. Dabei sind die Preise sogar häufig ohne Nutzen angesetzt. Herr Barth, Vorsitzender des Verbandes Berliner Hotelbesitzer, spricht sich dahin aus, daß den Kellnern gegenüber ständig der Wert eines höflichen, anständigen Betragens betont werde. Der Verband würde, falls nach dieser Richtung hin etwas geschehen sollte, mit andern Korporationen konform gehen und will die Frage in die Tagesordnung seiner nächsten Sitzung aufnehmen. Bei der Handelskammer sowie bei der Korporation der Kaufmannschaft besteht gegenwärtig nicht die Absicht, irgendwie zu der Frage Stellung zu nehmen.

Neue Freie Presse
4.11.1918

Die Kinderstadt.

Von **Helene Scheu-Riesz.**

Der mörderische Kampf, der die Menschheit in so grauenhaftem Tempo abnützt, erzwingt die höchste Menschenökonomie für die Zukunft. Indem er unseren Besitz an materiellen und seelischen Werten vergeudet, lehrt er uns mit dem letzten, was uns bleibt, sparsam werden: mit unseren Hoffnungen. Aber die öffentliche Vorsorge hält auf dem Gebiet der Menschenwirtschaft schlecht Schritt mit dem Verbrauch. Während wir Millionen verlieren müssen, schaffen wir Schutz und Pflege nur für Dutzende. Armeen reiben sich auf, wir aber gründen Säuglingsheime und Horte für eine Handvoll vom Zufall begünstigter Musterexemplare des Elends und beruhigen damit leider das schläfrige Gewissen der Oeffentlichkeit, die mit dem Bewußtsein zur Ruhe geht, es sei gegen das Kinderelend vorgesorgt.

Wer nur allein die Gerichtssaalberichte der Zeitungen liest, weiß es besser. Die Richter klagen, daß es keine Stätte gibt, wo man ein fürsorgebedürftiges Kind vor dem Untergang bewahren kann. Knaben und Mädchen müssen dem Verbrechen, der Verworfenheit überlassen bleiben; der Kerker ist ihre letzte Zuflucht. Was nützen Jugendgerichte, was nützen Fürsorgegesetze, wenn kein Heim da ist für heimbedürftige Kinder, wenn nicht für Waisen liebevolle und verständige Pfleger bereit stehen, wenn es nicht einen sonnigen und sauberen Ort gibt, der die siechen kleinen Opfer der übersüllten Proletarierwohnungen aufnimmt und heilt, und wenn sich nicht für die Kinder der Gestrandeten und Gefallenen geschulte, feinfühlige und liebreiche Erzieher finden, welche die Gefahren der Vererbung und des Milieus durch verdoppelte Anstrengungen auszulöschen vermögen?

Will man die große Zahl von verwaisten, verlassenen, unversorgten kleinen Wesen, welche die augenblickliche Not dem Verderben preisgibt, sofort einer sicheren, zweckmäßigen und zielbewußten Fürsorge zuführen, dann bleibt keine Zeit, über Methoden zu beraten, langwierige Studien zu unternehmen, Systeme zu diskutieren und hernach Paläste zu bauen, in denen auf Marmorwänden die Namen der Gründer in goldenen Lettern den kommenden Jahrhunderten bewahrt sind. Soll das künftige Oesterreich nicht auf der Straße verkommen, in Kerkern verderben und in Seuchenhöhlen zugrunde gehen, dann müssen Tausende von Kindern jetzt, auf der Stelle versorgt werden. Ist das möglich?

Der Krieg hat mit unserer altmodischen Bauweise aufgeräumt. Hunderttausende von Flüchtlingen und Gefangenen mußten im Handumdrehen untergebracht werden; Verwundetenspitäler mußten aus billigem Material hergestellt und doch den wichtigsten Anforderungen der modernen Hygiene angepaßt werden. Zuerst wurden Fehler gemacht, aber bald zeigte sich, daß die leichte Bauweise ihre großen Vorzüge hat und daß sich Holzhäuser und Gebäude mit dünnen Mauern besser heizen und lüften als alte steinerne Schlösser, und daß man in gut gebauten und gut eingerichteten Baracken besser und gesünder wohnen kann als in feuchten Ziegelmauern und um luftlose Lichthöfe herum, eine Tatsache, die übrigens in England, Holland und Amerika den Wohnungsreformern schon lange vor dem Kriege bekannt war.

Nun, hier sind zehntausende kleine Flüchtlinge des Elends, Gefangene eines Daseins, das durch die Schuld der Erwachsenen, durch unsere Schuld, zu einem Kerker geworden ist. Man stelle die einwandfreien Methoden des modernen Barackenbaues in den Dienst einer großzügigen Fürsorgeaktion, welche alle Kinder vom ersten Lebenstag bis zur vollendeten Ausbildung einschließt! Die Gemeinde oder das Land könnten leicht ein Grundstück im Freien auf dreißig Jahre in Pacht geben; darauf errichte man eine Kolonie von leichten, gefälligen und modern eingerichteten Häusern, die von Gärten Wiesen und Aeckern umgeben sind. Arbeit im Freien, Gemüsebau, landwirtschaftliche Betätigung werden ein Teil der Ausbildung und ein wertvolles Erziehungsmittel für die Kinder sein. Sie werden in Familiengruppen unter der Aufsicht einer Pflegemutter, der junge Mädchen als Helferinnen zur Seite stehen, miteinander wohnen. Volks- und Bürgerschulen, Werkstätten aller Art, Schulen für Hausgehilfinnen, Kurse für Krankenpflege werden der Versorgung, dem Unterricht und der sozialen Schulung der Pfleglinge dienen, gleichzeitig aber die Möglichkeit bieten, Fürsorger und Fürsorgerinnen auszubilden und die Mütter des Volkes durch hauswirtschaftliche und pädagogische Ausbildung auf ein höheres Niveau zu bringen. Ein Kinderspital wird da sein, Isolierpavillons für tuberkulöse Kinder, Behelfe für Heilerziehung der Schwachsinnigen und vielerlei Material für pädagogische Studien und Versuche. Eine Fülle von Möglichkeiten liegt in diesem Plan einer Gartenstadt für Kinder, die soziales Neuland aufschließen würde und gar wohl eine Musterstadt auch für die Erwachsenen werden könnte. Die leichten billigen Häuschen werden, wenn sie ein tüchtiger Architekt baut, vielleicht auch in bezug auf Schönheit manches stucküberladene Ringstraßenpalais übertreffen. An Wohnlichkeit werden sie den meisten Zinskasernen von Ottakring überlegen sein. Sie werden vielleicht für eine neue Bau- und Wohnweise bahnbrechend werden, welche die vorgetäuschte Ewigkeitsdauer eines Gebäudes hinter dem Wohnkomfort und der Hygiene zurückstellen wird und der die praktische innere Anlage und die Bequemlichkeit und Behaglichkeit der Räume höher stehen wird, als die Fassade. Eine solche modern entworfene, modern geführte Anlage könnte so recht der Ackerboden der Zukunft sein, jene Utopia, die alle Träume der Weltverbesserer umschließt und aus der alle kommenden Wirklichkeiten hervorsprießen. Umfassende statistische Aufnahmen würden dem Arzt, dem Pädagogen, dem Soziologen und dem Psychologen unschätzbares Material liefern. Die kleinen Bewohner würden, auf ihr körperliches und geistiges Wachstum gemessen, ein lehrreiches Vergleichsobjekt für die Stadtkinder sein, deren ungesunde Lebensweise sehr häufig auch die segensreichsten Wirkungen des Familienlebens beeinträchtigt. Die Kinderstadt ist übrigens — das versteht sich beinahe von selbst — in erster Linie für familienlose Kinder da. Damit ist jenes gefährliche Schlagwort von der „Zerstörung der Familie" abgetan, hinter dem sich der Widerstand gegen jede Aktion so gerne verschanzt.

Vielleicht wird die Befreiung unserer Grenzgebiete im Süden eine Anzahl der Barackenlager, die mit italienischen Flüchtlingen belegt sind, freimachen; wenn sie, die ja schon für die Aufnahme von vielen tausend Kindern von vornherein bestimmt sind, entsprechend adaptiert würden, könnten sie vielleicht vorläufig einer Körperschaft zur Verfügung gestellt werden, die sich mit der Einrichtung und Führung der Kinderstadt befassen will. Es ist bereits ein Verein in Gründung begriffen, der es sich zur Aufgabe macht, die Einrichtung einer Gartenstadt für Kinder durchzusetzen in der bestimmten Erwartung, daß sich über kurz oder lang eine Behörde finden wird, die sie in ihre pflichtgemäße Obhut nimmt. Dieser Verein braucht die moralische und materielle Unterstützung der ganzen Bevölkerung. Wo es sich um das Los von Kindern handelt, gibt es keine Unbeteiligten; jedermanns Sache steht auf dem Spiel.

Wenn uns etwas über diese Zeit der Schrecken hinaushelfen kann, dann ist es der Gedanke an eine schönere Zukunft, an ein glücklicheres und edleres Geschlecht, das die Früchte unserer Leiden und Mühen dankbar und wissend genießen wird. Um diese Hoffnung alle Kräfte zu sammeln, ihr zu dienen und sich an ihr aufrichten zu können, ist tröstend und befreiend zugleich. Wer wird sich dem Ruf der Jugend verschließen, die hilfesuchend durch die Straßen des Elends wandelt, wer wird bewußt an ihrer stummen Klage vorüberschauen, wer sie in den Abgrund stürzen lassen, vor dem sie steht? Gedenket der Kinder, all Ihr Lebendigen, gedenket der Wesen, zu deren Schutz und Führung Ihr alle berufen seid! Keiner darf ruhig schlafen, solange es ein unversorgtes Kind gibt!

Neues Wiener Tagblatt
4. I. 1918

Neuordnung der Menschenliebe.

Betrachtungen des Geh. Admiralitätsrates Dr. Felisch.

An andrer Stelle ist vorgestern die Frage der Staatsaufsicht über die Wohltätigkeit erörtert worden. Nicht nur in Fachkreisen, auch vom Laienstandpunkte aus fühlt man sicherlich, daß die nur zum Teil organisierte Fürsorgearbeit des Krieges einer Läuterung bedarf, wenn ihr Bestes — der gute Wille — erhalten bleiben soll. Wir alle haben in diesem Sinne unsre Erfahrungen gemacht. Nicht immer anklagend, auch mit verzeihlichem Begreifen für menschliche Schwächen haben wir gesehen, wie mitunter Sachliches an Persönlichem scheiterte, wie oft mit Oekonomie von Zeit, Mühe und wohl auch von Geld sich zwei Aktionen hätten zu einer verbinden können, wenn nicht zwei „Präsidenten" oder „Präsidentinnen" sich hätten behaupten wollen. Das geschah aber nicht nur in der schweren Zeit, die wir durchleben — das war immer so — und wenn man den dabei hauptsächlich treibenden, sittlich freilich nicht höchststehenden Motiven nicht das Wort reden will, so darf man doch anderseits nicht vergessen, wie viel Gutes und Großes in der Welt aus Eitelkeit und Ehrgeiz geschaffen wurde. Gerade in sozialer Hinsicht dankt man ihnen viel. Und wenn man die Entwicklung der Dinge einmal ganz klar und ehrlich betrachtet, dann wird man sich sagen müssen, daß man in der privaten Wohltätigkeit ohne diese beiden machtvollen Triebfedern vorerst nicht auszukommen vermag. Man wird versuchen zu bessern, zu erziehen, man wird gerade jetzt, da die Hilfsbereitschaft geweckt ist, den sozialen Gedanken immer nachdrücklicher ins Volk tragen; aber man wird achthaben müssen, daß das Mögliche nicht durch unmögliche Forderungen verschüttet wird. Unsre sozialen Arbeiter bestehen fast nur aus Freiwilligen; man wird sie leicht ordnen, aber nicht so ohne weiteres verordnen können.

Zur Frage dieser Erziehung sagt der Wirkliche Geheime Admiralitätsrat Dr. Felisch in Berlin viel Ernsthaftes in einem Buche, das er „Neuordnung der Menschenliebe" nennt. Man mag das unbedingte Vertrauen, das der Verfasser in die innere Veredlung der Menschen setzt, ohne pessimistisch zu sein, vielleicht nicht immer teilen und findet ihn in seinen praktischen Forderungen daher mitunter ein wenig zu streng. Aber er ist darum doch kein Theoretiker und verdient aufmerksam gehört zu werden, namentlich dort, wo er von den Frauen und der sozialen Heranbildung der Jugend spricht. Er verlangt für die weibliche Jugend „eine gesundheitliche und hauswirtschaftliche Ausbildung, neben der eine Allgemeinbildung durch Mädchenfortbildungsschulen und eine Sonderbildung zu einem bestimmten Berufe einhergeht". Er verlangt Schulung in Küche und Haus, im Nähen, Zuschneiden und sonstigen Handarbeiten, im Garten und in der Kleintierzucht, in der Gesundheitslehre, der Säuglings-, Kinder- und Krankenpflege sowie in den einfachsten Grundsätzen der Erziehungslehre, der Volkswirtschaft und der Bürgerkunde. Also ein großes, beinahe allzu großes, aber ein gesundes Erziehungsprogramm, bei dem man an einen Ausspruch Bismarcks denkt, der seine Freude über den Anschluß der Frauen an die nationale Entwicklung begrüßte, indem er sagte: „Dieser Same, der in das Gebiet des Ewigweiblichen gefallen ist, liegt tiefer und dauert länger als unsre Männerstreitigkeiten, und das wird uns auch einmal herausreißen, wenn es schlimm wird!"

Auch Dr. Felisch sieht die Grundlagen der Wohlfahrt in einer vorwiegend wirtschaftlichen und pflegerischen Hilfeleistung. Nur in der Beschaffung der Geldmittel will er zu scharfe Grenzen gezogen wissen. Er schaltet dabei Feste und Bälle aus. Das scheint zu weit gegangen. Liegt denn in normalen Zeiten in dieser Abgabe der Freude und des Daseinsgenusses etwas Unsittliches? In dieser Beziehung darf man wohl etwas nachsichtig sein. Um so mitleidloser wird man Fälle persönlicher Gewinnsucht verurteilen, wo unter dem Deckmantel der Wohltätigkeit Geschäfte betrieben werden, gar nicht zu reden von der verbrecherischen Ausnützung der Menschenliebe. Auch dafür führt Dr. Felisch Beispiele an, indem er von einem Verein erzählt, der bei seiner Auflösung 18,500 Mark unter seine Mitglieder verteilte, oder von einer ähnlichen Vereinigung, deren Geschäftsführer sich wenige Monate nach Amtsantritt eine Villa um 300,000 Mark und eine Einrichtung um 30,000 Mark kaufen konnte. Daß derartige Vorkommnisse nicht scharf genug zu brandmarken sind, versteht sich von selbst.

Interessant ist die Mahnung des Verfassers, die Wohltätigkeit auf das eigene Land zu beschränken. Er erinnert dabei an die deutschen Millionen, die aus Anlaß des Erdbebens nach Sizilien gegangen sind, an Frankreich, dem deutsche Bergleute beim Grubenunglück von Courrières aufopfernd beistanden, und an den Pariser Basarbrand, da der deutsche Kaiser 30,000 Franken spendete. Der Weltkrieg hat bewiesen, daß diese Kapitalien keine Zinsen trugen. Dr. Felisch findet das Wort, daß es hier wirklich ein „heiliger Egoismus" sei, der es erfordert, daß Wohltun nicht nur zu Hause, im Vaterlande beginnen, sondern vorläufig auch hier enden sollte. Ob freilich diese Abschließung der Menschenliebe dazu beitragen wird, die Gegensätze zu mildern, auf deren Ausgleichung ja die Friedensarbeit beruht, darüber wird man verschiedener Ansicht sein. Jedenfalls aber wird die Erziehung hier, was die Kinderstube betrifft, mitzureden haben; denn sie ist nach Naumann der Ort, wo die Schicksale der Völker entschieden werden.

Zum Schluß stellt Dr. Felisch die Frage: Kann die freie Liebestätigkeit der bürgerlichen Gesellschaft aus sich selbst heraus zu einem Zusammenschluß gelangen? Er verneint es und empfiehlt Anlehnung an Gemeinde, Einzelstaat oder Reich und planvolle Verbindung aller Wohlfahrtseinrichtungen, zu denen auch Wohlfahrtsämter gehören, die durch Vereinigung der Instanzen die Arbeit der Helfenden und die Bittgänge der Bedürftigen vereinen. In Wien ist durch das „Haus der Wohltätigkeit" bekanntlich ein Versuch zur Zentralisierung gemacht worden. Es gibt sicherlich eine Basis für jene unerläßliche Konzentrierung der Wohlfahrtstätigkeit, von der auch Dr. Felisch spricht. Vielleicht wird dieses Sammeln und Vereinen der Kräfte die Lösung des Problems der „Neuordnung der Menschenliebe" näherbringen. Dann ließe sich — wie an andrer Stelle ausgeführt wird — die Frage der Staatsaufsicht über die Wohltätigkeit wohl auch durch ein bloßes Beraten lösen.

Österr. Volkszeitung
4. II. 1918.

84

Die Bisamratte, der § 14 und der Krieg.

Wie die Bisamratten ausgerottet wurden.

Man mag im ersten Augenblicke über die seltsame Zusammenstellung den Kopf schütteln — die Bisamratte, eine § 14-Verordnung und der Krieg stehen doch in ursächlichem Zusammenhang. Das geschah auf folgende Weise:

Fürst Collexedo, dessen Gattin eine Amerikanerin ist, hatte gelegentlich eines Aufenthalts in Amerika wahrgenommen, wie rasch sich die Bisamratte vermehrt, und welch wertvolles Fell sie liefert. Er wollte nun seine Erfahrungen seinem Vaterlande nutzbar machen und brachte aus Amerika ein Bisamrattenpärchen mit. Das Pärchen übertraf an Fruchtbarkeit sogar die Kaninchen, und bald gab es in Zbirow deren Hunderte von Bisamratten. Allein der ersehnte samtschwarze Pelz war es nicht, den die Ratten aufwiesen, vielmehr waren sie in Europa entartet, und zeigten ein ganz gewöhnliches braunes borstiges Fell, das niemand mochte. Zu dieser Enttäuschung kam ein Umstand, der die schärfste Bekämpfung der Ratten nötig machte: Sie nisteten sich in die Dämme der Teiche ein, durchbohrten diese, und führten so nicht selten Ueberschwemmungen herbei.

Längs der Flußläufe verbreiteten sich die Ratten über ganz Südböhmen, machten sich auch bald an Eisenbahndämme heran und beschädigten diese. Ja, den Ratten wurde überdies nachgesagt, daß sie den berühmten böhmischen Spiegelkarpfen nachstellten und sie verzehrten. Es fanden sich aber Verteidiger der Ratten, die diese Behauptung als unrichtig erklärten. Schließlich wurden die Prager wissenschaftlichen Institute in Bewegung gesetzt, einige Ratten seziert, Magen- und Darminhalt untersucht, und es stellte sich hiebei heraus, daß die Ratten sich vorwiegend von Pflanzen nährten. Die Gefährdung der Dämme durch die Ratten konnte aber nicht geleugnet werden, und die Gefahr bestand, daß die Ratten auch in Niederösterreich heimisch und hier Schaden anrichten würden.

So war die Sachlage zu Beginn des Krieges. Die österreichische Verwaltung rückte nun mit dem schwersten Geschütz gegen die Ratten aus. Eine leibhaftige § 14-Verordnung zur Vertilgung der Bisamratte wurde erlassen. Prämien wurden auf ihre Vernichtung ausgesetzt; allein die Verordnung hätte wie viele andere § 14-Verordnungen ihren Zweck kaum erreicht, denn die Prämien waren gering und die Ratten vermehrten sich sehr rasch. Da erstand der Verwaltung ein Bundesgenosse durch den Krieg. Der Mangel an Fellen bewirkte es, daß nun auch das Pelzwerk der entarteten Bisamratte geschätzt wurde. Während früher ein solches Fell höchstens mit einer Krone bewertet wurde, wurden nun Preise bis zu 20, ja 30 Kronen für ein derartiges Fell gern gezahlt. Die Bauernburschen und Häusler in Südböhmen gingen nun gleich den Pelzjägern Kanadas auf die Rattenjagd aus und sicherten sich auf diese Weise einen lohnenden Nebenverdienst.

Heute ist die Bisamratte in Gegenden, in denen sie eine Landplage war, verschwunden. Der Krieg hat zuwege gebracht, was nicht einmal der § 14 vermochte: Die Vertilgung der Bisamratte.

Reichspost
4. II. 1918

* **Der Hausjude.** Es gibt eine neue Erscheinung in Wien. Früher hatte nur der polnische Edelmann und der ungarische Magnat seinen Hausjuden. Der war dazu da, Ratgeber in allen Finanzangelegenheiten zu sein, Kredit zu beschaffen, Pächter, Maschinen und Saatgut herbeizubringen und am Schlusse, wenn das Gut verwirtschaftet war, selbst Gutsherr zu werden. Es gibt Hunderte solcher in Galizien und Ungarn. Jetzt hat sich die Einrichtung des Hausjuden auch schon in Wiener reichen Häusern eingebürgert. Er ist Küchenlieferant. Er effektuiert die Bestellungen im Laufe der Woche und kassiert Samstag ein. Er hat seine Wege, er kennt die geheimnisvollen Schlupfwinkel galizischer Glaubensgenossen. Wer nicht viel fragt, nicht nach der Herkunft und nicht nach dem Preise und als Kriegsgewinner die Preise zu zahlen imstande ist, den erschließen sich die Zauberschlösser des Morgenlandes. Das Gesetz? Ja, das Gesetz ist da. Es begleitet den Staatsbürger aber nur bis zur Türe des Kriegsgewinners. Dann macht es kehrt. Teils weil Justitia bekanntlich blind ist und selten den richtigen erwischt, und zweitens weil die Schuldigen sehr geübte Gesetzesübertreter sind, die sich nicht so erwischen lassen, wie das arme Bäuerlein, das einen Kreuzer über den Höchstpreis begehrt. So ist der Hausjude da und sein Geschäft blüht. Wir werden die Folgen genau so zu tragen haben, wie der galizische Edelmann, der sich einen Hausjuden hielt, bis sein väterliches Erbteil dem andern gehörte. . . .

Fremdenblatt
4. I. 1918

80

„Die selige Kinderzeit."

Seit einer längeren Reihe von Wochen leitete der Verein „Maria Josephinum", der unter dem Protektorate der Frau Erzherzogin Maria Josepha steht, Proben zu einem Kinder-Singspiel. Soviel wußte die Oeffentlichkeit schon, daß den Anlaß zu diesem Beginnen die Kinderfürsorge bot und sich die ersten Kreise der Wiener Gesellschaft in den Dienst der Wohltätigkeit stellten. Die Beteiligung war so rege und von ganzem Verständnis für die Not der Zeit erfüllt, daß das Unternehmen im vorhinein einen glänzenden Erfolg versprach. Wir haben schon seinerzeit darüber berichtet, daß das von Professor August Stoll mit Geschick und Liebe in Szene gesetzte Theaterspiel den Schauplatz artigster Lieblichkeit bieten wird, da die meisten Rollen in den zarten Händen von Kindern liegen. Die Generalprobe im Akademietheater des Konzerthauses, die gestern nachmittags vor einem mit erlesenem Publikum vollbesetzten Hause stattfand und der heute um 5 Uhr nachmittags die Premiere folgen wird, hat die Erwartungen beiweitem übertroffen.

Als die Frau Erzherzogin Maria Josepha in der Hofloge erschienen war, intonierte das Orchester die Kaiserhymne, die vom Publikum stehend gehört wurde. Dann teilte sich der Vorhang und man sah in eine reizend arrangierte Kinderstube, in der zwei Pflegerinnen (Gräfin Huberta Wurmbrand und Gräfin Marianne Thun) ihres rührenden Amtes walteten. Die Kinder des Pensionates lagen noch in den Bettchen, Dämmerung und Schlaf war über allem. Aber es ging rasch dem Morgen zu, die Pflegerin erwachte aus dem Schlafe und dann strampelten kleine Beinchen vor Vergnügen am Leben und Mündchen plauderten in ungezwungener Art allerlei wichtige Dinge, die nur Kinder interessieren können. Der erste Aufzug, der diesem reizenden Vorspiel folgte, führte, von den zwei Pflegerinnen geleitet, in einen künstlerisch wunderschön inszenierten Waldprospekt. Da gab es dann gleich allerlei kindliche Kurzweil. Tänze, von Godlewski mit Humor und feinem Verständnis für die Kinder einstudiert, die in entzückenden Kleidchen (diese und die Dekorationen sind vom Maler Dr. Junk köstlich entworfen und arrangiert) über die eine Märchenwelt bedeutenden Bretter trippelten, huben in froher Munterkeit an und ließen eine Welle schönsten Gefallens durch den Zuschauerraum rieseln. Ei, was haben da die Großen gelacht und geklatscht, als das kleinste Schuhplattlerpaar der Welt, Fritz Wurmbrand und Marie Helene Herzogenberg, ihren „Plattler" tanzten. Das Geschick der Kleinen ist wirklich über alles Lob erhaben. Als sich dann der Schlaf auf alle die müden Kinderäuglein senkte, war es auf einmal mäuschenstill, die Pflegerinnen schliefen bei Buch und Strickstrumpf ein. Und in der Stille tat sich der Hintergrund traumhaft auf, und geführt von der Märchenprinzessin (Sylvia Wedel) erschienen alle gemütvollen Figuren des deutschen Märchens in einzig schön entworfenen Kostümen. Ganz lautlos, denn es galt, den Märchentraum der Kleinen nicht zu stören. Eine Vision aus Gemüt, Glanz und Duft zog vorüber — und damit der Humor nicht fehle: der gestiefelte Kater sorgte dafür. Er war die reizendste Figur.

Der zweite Aufzug brachte ein gefühlvolles, rührendes Intermezzo. Die in Duft und Luft entzückender Kostüme gekleidete Enkelschar kam in Wort und Lied, mit Blumen in den Patschhändchen, den Großeltern glückwünschen. Diese (Markgräfin Helene v. Pallavicini und Oberleutnant Pammer) waren der Mittelpunkt eines farbenreichen Elfenreigens. Der dritte Aufzug, der im Schimmer eines Christbaumes und im tiefen Schnee vor den Häusern die Nächstenliebe glorifizierte, die Nächstenliebe, die, von den Kinderhänden der Wohlhabenden den Kindern der Armut gereicht, nicht ergreifender sein kann, brachte einen apotheotischen Schluß. In ihm war alles vereint, was Gemüt, Kindlichkeit und Farbenpracht bewegen kann. So steht den Wienern für die heutige Premiere ein erlesener Genuß bevor, an dessen Zustandekommen außer den schon Genannten als spiritus rector Markgräfin Pallavicini in erster Linie und Frau Professor Nelly Frauenfeld, welche die lieblichen Kindergesänge einstudierte, einen besonderen Anteil hatten. So endete die Generalprobe unter den Auspizien eines restlosen Wohlgefallens und in der gesicherten Voraussicht, dem wohltätigen Zweck ansehnliche Mittel zuzuführen.

Ostdeutsche – Rundschau
5./I. 1918

87 05

Moralische Eroberungen.

Das Bolschewikiblatt an der Donau vernichtet einmal wieder mit Stumpf und Stiel die verruchten „Alldeutschen". Natürlich sind diese nach der Meinung der „A.-Z." einzig und allein schuld an dem Ausbruche des Weltkrieges. Da heißt es wörtlich: „Der Weltbund gegen uns wäre nie zustande gekommen, (!) hätte nicht die alldeutsche Rhetorik Tag für Tag alle Völker gegen uns aufgeputscht!"

Weil die rote Internationale in holdem Verein mit der goldenen täglich in ihren Blättern mit dieser Lüge hausieren geht, wollen wir noch einmal kurz darauf zurückkommen. Dieser Weltbund gegen die Deutschen — die mosaische „A.-Z." sagt „gegen uns", weil sie sich leider der deutschen Sprache bedient, um russische Bolschewiki- und Maximalistengedanken zu verbreiten — konnte nur zustande kommen, weil eine unfähige Diplomatie nicht zur rechten Stunde einsah, daß der schäbige Krämerneid der Baralonger, der wilde Rachedurst der Gallier und die brutale Eroberungsgier des Panslavismus unbedingt zu einem Weltenbrande führen mußten; deshalb wäre eine geschicktere diplomatische Abwehr schon vor Jahrzehnten nötig gewesen. Bismarck hat alle diese Dinge kommen sehen; der dritte Band seiner „Gedanken und Erinnerungen", der leider noch nicht veröffentlicht ist, wird darüber Aufschluß geben. Wegen der alldeutschen „Rhetorik" hatte John Bull nicht einen einzigen Tommy Atkins auf das Festland geschickt. Für so blödsinnig hält auch die „A.-Z." die Engländer wirklich nicht, sie schwindelt das nur ihren Lesern vor, um gegen die Alldeutschen nach alljüdischer Manier zu hetzen. Die Hintermänner der „A.-Z." wissen ganz genau, daß der Krämerneid Englands die erste Ursache dieses Weltringens war. Der Mord in Serajewo war nur ein zufälliger Anlaß, der die Lunte zu frühzeitig ans Pulverfaß legte; der Weltkrieg wäre auch sonst gekommen. Weil die Briten die besseren Staatsmänner hatten, brachten sie den Weltbund gegen die Kaisermächte zustande. Weil wir aber den Vater Hindenburg haben, werden wir das ganze Gesindel in die Pfanne hauen — und das ist der heißeste Schmerz der alljüdischen „A.-Z." Daher das Wutgeheul, daher die süßliche Versicherung: „Erobern wollen wir nichts als Freundschaft und Frieden mit allen Völkern der Welt!"

Das heißt, aus dem alljüdischen Jargon der „A.-Z." ins Deutsche übersetzt: Die alljüdische Presse redet von Brüderlichkeit, Kultur und Völkerliebe, **um unter diesem Deckmantel alle Völker der Erde im alljüdischen Sinne gehörig ausbeuten zu können. Das ist des Pudels Kern.**

Reichspost
5./I. 1918

Ungleichheiten. Ein großes vornehmes Hotel in Baden. Wir nennen keinen Namen, denn es sind ihrer mehrere, für die das Gleiche gilt. Frühstückzeit: Kaffee mit Milch, Butter, Marmeladen, weißes Brot. Das ist die tägliche Ordnung. — Zu Mittag zwei Fleischspeisen, Zwischenspeisen, Mehlspeise, Kaffee: abends entsprechend. Wer hier einkehrt, merkt vom Kriege nichts, alles ist wie einst, in Ueberfülle, in reichster Wahl, ohne Beschränkung. — Wer sind die Gäste? — Ein paar verwundete Offiziere, denen die Erholung nach den Entbehrungen des Feldzuges für die Genesung vom Krankenlager reichlich gegönnt ist. Es wäre erfreulich, wenn für sie diese Schätze vorbehalten wären. Doch dem ist nicht so. Sie sind nur gewissermaßen die Staffage der Landschaft, die aus Kriegsgewinnern der andern Abstammung besteht. Reichgewordene Leut', die sich in dem Kurorte von den Strapazen rascher Millionenverdienste erholen. Für sie ist alles reichlich vorhanden, Milch, Butter, weißes Brot, Reis, Kaffee — — Die arme lungenkranke Näherin, die kleine Beamtensfrau mit den blassen Kindern — sie könkönnen sich nichts davon verschaffe'. Da wird rayoniert und rationiert, da gibt es Verordnungen, Kundmachungen, Strafandrohungen ohne Zahl — aber dazwischen wird von denjenigen, die es sich leisten können, lustig weitergepraßt. Es kommt nur auf das Geld an und darauf, daß man die richtigen Wege findet... Nicht daß die Feinde uns Not auferlegt haben, erbittert das Volk, sondern daß Protektion und Geld alle Verordnungen und Gesetze im Lande zu durchbrechen vermögen und die Kriegslasten, die der Feind uns aufbürdet, nicht gleich verteilt sind. Diese Ausnahmsstellung, die sich das Wohlleben Genußsüchtiger und Nutznießer der Protektion bereiten können, ist das Aufreizendste, das man der Bevölkerung bietet. Und es gibt leichtfertige Leute genug, die es ganz selbstverständlich finden, daß jeder, der es kann, rücksichtslos genieße und dadurch den Aermeren übervorteile. Es ist höchste Zeit, daß gegen das gewissenlose Schmarotzertum, das während des Krieges erst recht in die Höhe gekommen ist, das öffentliche Gewissen erwache und Mittel der Abhilfe schaffe. Es ist nichts mehr mit Verordnungen getan, das Gewissen der Gesellschaft muß geschärft werden.

Im Stammbeisl.

„Habt 's Euch gut unterhalten am Silvester?" erkundigte sich Schwasser.

„I scho," erwiderte Oberberger; „i bin um Zehne schlafen gangen und hab' m'r was Schön's trama lassen."

„So? Was hat Dir denn tramt?" fragte Spannagl begierig, „was an in der Neujahrsnacht tramt, geht im neuchen Jahr in Erfüllung, haßt 's."

„War net schlecht!" erwiderte Oberberger; „alsdann, mir hat tramt, daß i in a Trafik einakomma bin, und daß mi d' Tabaktramerin, die ganz allani in leeren G'wölb' g'sessen is, in aner Freud' begrüßt hat. „Oh, habe die Ehre, guten Tag z' wünschen, Herr von Oberberger!" hat s' g'sagt, „wie geht 's, wie steht 's?" Und wie s' das sagt, zieht s' a scho 's Kistel mit d' „Virginia" füra, und fangt an auszsuachen. „Schöne, lichte — sagt s' — „i waß scho', wie 's der Herr von Oberberger gern hat. Wünschen S' fünfundzwanz'g? Oder sufz'g? Weil s' heut' grad extrablond san, d' Virginia . . .!" I sieh' ma glei ane in 's G'sicht, während d' Trafikantin d' andern z'sammpackt, no, und wie dös scho is im Tram, auf amol is all's verschwunden, i sitz' in Wirtshaus und der Pikolo steht da. „Trinken angenehm?" schreit er, „Bier? Wein? „Haben S' denn a Bier?" frag' i ganz paff. O'rauf schaut er mi großmächti an und sagt: „Pilsner? Lager? Bayrisch . . .?" Aber in nämlichen Moment verschwind't all's wieder und mir is 's so, als ob i in a Oelektrische aufsteig; ganz kommod troll' i aufa, spazier' in 'n Wagen und setz' mi nieder. I wunder' mi grad, wie denn dös kommt, weil ma do no vor kurzen in a Weana Oelektrische höchstens mit an Fuß aufakommen is, der andere is in der Luft g'hängt, aber da is scho all's wieder weg und i steh' plötzlich am Naschmarkt. „Schöne Kerscherln!" hör' i d' Naschmarktopherl ruafen, „Ribiserln? Agroseln? Was möchten S' denn, gnä' Herr? Kommen S' her, Gnä' Herr, fünf Kreuzer die schönen Kerscherln." Und daneb'n a zwette und a dritte: „Kommen S', Herr, gnä' Herr? Was schaffen S' denn, gnä' Herr . . ." I wunder' mi grad, wie denn dös menschenmögli is, daß s' an 's Obst auf amal auf 'n Präsentierteller entgegentrag'n und will scho frag'n, ob denn d' Marmeladfabriken ihr'n Betrieb eing'stellt hab'n, da auf amal . . ."

„Wieder was Neuch's?" spöttelte Stichler, „mir scheint, Du hast d' Silvesternacht, die a anderer durchdraht, durchtramt!"

„. . . auf amal werd' i münter," setzte Oberberger fort . . . „und hör', wie mei Alte neben meiner sagt: „Was hast denn? Was is D'r denn? Bist net g'scheit?" I fahr' in d' Höh' und merk' jetzt'n erst, daß d' ganze G'schicht nur 'tramt war. „Alsdann is nix mit 'n Bier und d' billigen Kerscherln?" sag' i; aber d' Meinige will nix davon wiss'n. „Drah Di um auf d' andere Seiten," sagt s', „und schlaf' weiter, alter Narrentattel! Wann i net wüßt', daß 's net wahr is, dann manet i, Du hast D'r hinterrucks an Silvesterrausch an'trunken." Dös hör' i s' no sag'n, dann bin i wieder eing'schlafen."

„Zu blöd'," brummte Stichler, „a so a ölllanger Tram. I glaub', dös hast Dir im nachhinein z'samm'tüpfelt, alter Lügenschüppel, und jetzt'n erzählst uns da G'schichten."

„Bei meiner Söl'," beteuerte Oberberger, „akkrat, wia i 's derzählt hab', hat 's ma tramt. Jetzt hab' i nur den an'n Wunsch, daß der Tram a im Erfüllung geht im neuchen Jahr'!"

„Bis jetzt is wenig Aussicht dazu," sagte Schwasser. „Statt mehr Zigarr'n wird uns 's neuche Jahr eher weniger bringen, hör' i. D' meisten Sorten werd'n aufg'lassen, lei' i, oder überhaupt nimmer g'macht, haßt 's. Schöne Sach'n san dös! Und d' Biererzeugung wird a wieder eing'schränkt vom Jänner an, damit der Mensch nur ja net in d' Gefahr kommt, si a Räuscherl anz'saufen. Na und was 's billige Obst anlangt, dazu hat 's no sei' gute Weil'; vorläufi kost' 's Kilo Aepfel drei Guld'n, und ma muaß no küss' d' Hand sag'n, wann ma s' kriegt. Und Du?" wendete er sich an Spannagl, „was hast denn Du zum Silvester g'macht?"

„I?" sagte der Gefragte, „nix, gar nix. A bisserl an Punsch hab' i ma g'macht, wie 's so der Brauch is."

„Besser g'sagt: An Pünscherssatz," sagte Schwasser.

„Ja, da hast recht, dös stimmt," erwiderte Spannagl, „a recht's Teufelszeug war 's, was i mir da z'sammpantscht hab', und am andern Tag bin i a richti mit dem schönsten Schädelweh aufg'wacht."

„I," sagte Schwasser, „hab' a bissel z' drah'n probiert, aber es hat net recht geh'n woll'n. I sag' 's, wie 's is: I bin dös Umziehg'n von an Lokäul ins andere nimmer g'wohnt und bin froh g'west, wie 's ans war, daß i hamtummen bin nachanander."

„Mir," sagte Stichler, „is 's Umkehrte vom Oberberger pass'rt, freili net in der Silvesternacht, sondern erst am nächsten Vormittag: I hab' g'mant, i tram', dabei war 's pure Wirklichkeit."

„Dös müßt derzähl'n," sagte Oberberger, „dös interessiert mi."

„Am Neujahrstag in der Früah," sagte Stichler, „bin i a bisserl spazier'n gangen und hör', auf amol a fürchterlich's G'schrei; i geh' näher hin und sieh, wie si a paar tausend Menschen stoßen und drängen und miteinander rasen und si am liebsten gegenseiti zerfleischen taten alle miteinander. A Kampf war 's, aber scho a ganz a regelrechter, auf Tod und Leben is 's gangen. „Aha," denk' i ma, „jetzt hab'n Di d' Silvestergeister z' packen kriagt und zeig'n Dir im Tram, wie der Krieg in der Nähe ausschaut. — So hab' i m'r denkt, aber net wahr is g'west. Die Menschen, die da miteinanda ins Rasen kumma san, war'n net Freund' und Feind', na, Weana waren 's, die si um 's serbische Schweinfleisch anz'söllt hab'n, das ehna d' löbliche Kommune in ihrer Fürsorg' zuakommen hat lassen. So viel Standeln und G'wölber gibt 's in der großen Weanastadt, aber na, an aner anzigen Stell' in ganz Wean muß dös Fleisch verkauft werd'n! Von alle Bezirk' werd'n d' Leut' zu an anzigen Fleischhacker g'schickt. So schaut bei uns d' kommunäule Fürsorg' aus! Was Guat's wird g'macht, aber in aner Art und Weis', daß niemand was davon hat. Dös war mein Erlebnis am Neujahrsmorgen."

„Hoffen ma, daß dös Sprücherl net stimmt: „Was zum neuen Jahr g'schieht, g'schieht 's ganze Jahr," sagte Oberberger, „und daß die Zuaständ' auf 'n Markt endli amal andere wer'n. Höchste Zeit war' 's!"

Er sprach 's und beglich seine Zeche. Nachdem die anderen seinem Beispiele gefolgt waren, verließen die Vier gemeinsam das Lokal.

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung
1. 1. 1918
96

Die neue Wirtschaft.

☞ Wenn Walther Rathenau eine neue Schrift der Oeffentlichkeit übergibt, horcht man auf. Aus zwei Gründen. Einmal ist Walther Rathenau der Präsident der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft und als solcher ein Mann des Wirtschaftslebens, der aus seiner industriellen Erfahrung heraus allgemeine Aufmerksamkeit beanspruchen darf, und darüber hinaus ist er der Vater unserer gesamten kriegswirtschaftlichen Organisationen, und da wir mit Erfolg seit 3½ Jahren dem englischen Aushungerungsplan begegnet sind, wird man ihm gebührenderweise ein gut Teil unseres wirtschaftlichen Sieges zum Verdienst anrechnen müssen. Zum anderen hat sich Rathenau zu einem der erfolgreichsten volkswirtschaftlichen Schriftsteller herausgebildet, der über seine tiefgehenden theoretischen und seine umfangreichen praktischen Kenntnisse hinaus die Eigenschaft besitzt, den Dingen auf den tiefsten Grund zu gehen und auf Grund dieser Verwissenschaftlichung der wirtschaftlichen Probleme die künftige Entwicklung in gewissem Grade vorauszusehen vermag. Rathenau bleibt nicht auf halbem Wege stehen, er denkt die Sache bis zum Ende und zieht dann ohne Zaudern die letzten Konsequenzen. Und deshalb erscheinen uns seine Forderungen bisweilen als praktisch undurchführbar, zum mindesten aber rufen sie nicht nur hier und da, sondern vielerorts scharfen Widerspruch heraus.

So erging es den bisherigen Schriften Rathenaus, und so wird es auch der neuesten Schrift ergehen, die sich „Die neue Wirtschaft" betitelt und im Verlage von S. Fischer in Berlin erschienen ist. Sachlich knüpft diese an eine frühere Darlegung Rathenaus an, die in dem Satz gipfelte: „Wirtschaft ist nicht mehr Privatsache, sondern Sache der Gemeinschaft". Ausgehend von der Erwägung, daß neben den Kriegskosten, die er insgesamt auf 600 bis 700 Milliarden Mark beziffert, mit einer Verminderung der jährlichen Weltproduktion, die er auf 15 Milliarden Mark schätzt, zu rechnen ist, glaubt Rathenau nicht an die Möglichkeit des Wiederaufbaus der Wirtschaft nach dem Kriege durch die Privatinitiative, sondern verlangt ein starkes Zugreifen des Staates. Nicht nur diese Zahlen aber sind es, die Rathenau nachdenklich stimmen, sondern mehr noch die sozialen und sittlichen Gefahren, die sich an die Vermögensumschichtung während des Krieges knüpfen und ein Herabgleiten des Mittelstandes, der zu einem beträchtlichen Teil Träger unserer wissenschaftlichen, technischen, publizistischen und literarischen Intelligenz und unseres mittleren öffentlichen und privaten Beamtenstandes ist, zum Proletariat bedeuten, und wechselseitig das Empordringen „einer Schicht von Bereicherten aus den hemmungslosesten und mindestverantwortlichen Teilen des Volkes, die um so weniger durch gesetzgeberische Maßnahmen des Vermögensausgleichs zu treffen sind, als es ihnen leicht wird, ihr Vermögen mit denjenigen Mitteln zu stützen, mit denen sie es erwarben".

Für Deutschland berechnet Rathenau einen Kapitalswert der gesamten Kriegsbelastung (einschließlich der Schuldvermehrung der Bundesstaaten und der Kommunen, des Rückkaufs der Schatzanweisungen, der Valutabeschaffung, der Ergänzung abgewirtschafteter Materialien usw.) auf 170 Milliarden und den zur Abdeckung dieser Lasten nötigen Jahresaufwand auf 10 Milliarden Mark. Nach Rathenaus Auffassung ist weder die bestehende Wirtschaftsordnung noch die kommunistisch-soziale in der Lage, die Aufgabe, die uns diese Schuldenlast auferlegt, zu lösen. Selbst eine Vermögenseinziehung, bis zu einem Drittel ansteigend, ist nach seiner Ansicht nur eine halbe Maßnahme. Vielmehr drängen uns, meint Rathenau zudem Valuta, Teuerung und der steigende Nationalismus aller Völker zur Nationalwirtschaft. Wenn der Wirtschaftskörper Deutschlands die Krisis überstehen soll, kann dies nur durch den Gemeinschaftswillen geschehen, durch die planvolle Ordnung, die bewußte Organisation die wissenschaftliche Durchdringung und die solidarische Verantwortung. Die private Einzelarbeit soll zur organischen Gebundenheit werden.

Wie denkt sich Rathenau die Lösung des Problems der Gemeinwirtschaft? Er will nicht das Unternehmertum beseitigen, sondern fordert, daß die Unternehmer in den Dienst der Gemeinwirtschaft gestellt werden, und daß rationeller mit dem Material umgegangen wird, d. h. die Herausholung des höchstmöglichen wirtschaftlichen Nutzeffektes. Ein Beispiel: In einer Tonne Kohlen sind nach Rathenau zehn unmittelbare Arbeitsstunden enthalten. Verbraucht nun jemand mehr Kohlen, als sich wirtschaftlich rechtfertigen läßt, so vergeudet er die Arbeitsleistung von zahllosen Arbeitern und nimmt unnütz Frachtraum und Maschinen in Anspruch. Dagegen könne der Kohlenverbrauch Deutschlands auf die Hälfte verringert werden, wenn alle Betriebe wissenschaftlich durchdrungen und organisiert würden. Darüber hinaus soll niemand ein Gewerbe betreiben dürfen, das wirtschaftlich unproduktiv ist (Luxusgewerbe) und soll eine systematische Arbeitsteilung über das Reich einsetzen, indem die Industrie gezwungen werden soll, „Typen" herzustellen und den „individualistischen Eigensinn" auszuschalten. Auf diese Weise kommen wir nach Rathenaus Auffassung bei gleichbleibender Einrichtung und gleichbleibenden Arbeitskräften zu einer Verdoppelung der Erzeugung. Das Rathenausche Gemeinwirtschaftsprojekt gipfelt in einer Zusammenfassung aller Betriebe zu Syndikaten unter Mitwirkung des Staates, zu Syndikaten, die die Grundlage eines gewaltigen Staatseinkommens bilden, die die Produktion verbilligen und die Verkaufspreise senken.

Das würde also nicht mehr und nicht weniger als eine Vertrustung unseres gesamten Wirtschaftslebens bedeuten vom industriellen Großbetrieb bis herab zum Gewerbebetrieb des einzelnen und vom Warenhaus bis zum Krämerladen.

Wir hören hier im Geiste die scharfen Widersprüche deutscher Kaufleute und Industrieller und können nicht umhin, ihnen beizupflichten, denn auch wir sehen die Möglichkeit des wirtschaftlichen Wiederaufbaus nur in der Wiedereinschaltung des freien Spiels der Kräfte. Gleichwohl mag die Lektüre dieser Broschüre allen denen, die im Wirtschaftsleben stehen, dringend anempfohlen werden, denn die Fülle der Ideen und Anregungen muß jeden, auch wenn er sich nicht zu der Rathenauschen Auffassung zu bekennen vermag, zum mindesten zum Nachdenken anregen.

Hamburger Fremdenblatt
12./I. 1918.

Der Abend
12. II. 1918

92

Gemeinnützigkeits-Provisionen.

Wir haben am 9. Jänner berichtet, daß Personen, die der Leitung der Einkaufsstelle für Kriegs- und Gemeinschaftsküchen angehören, der Provisionsannahme beschuldigt werden. Am 10. Jänner teilten wir mit, daß eine dieser Personen der Stadtrat Josef Müller ist. Stadtrat Müller hat sich zu dieser seine Ehre als Mensch und Stadtrat berührenden Beschuldigung öffentlich noch nicht geäußert. Wir hören zwar, daß er gestern im Stadtrat den Tatbestand bestritten haben soll, die sonst so dienstfertige „Reichspost" und auch das „Deutsche Volksblatt" enthalten aber über die Angelegenheit Müller kein Wort. Der Bürgermeister hat im Stadtrat die Sache damit abtun wollen, daß er sagte, er müsse es Herrn Müller überlassen, wie er diese Sache bereinigen wolle. Dieser Meinung sind wir ganz und gar nicht. Wer bei einer Lieferung für eine gemeinnützige Anstalt Provisionen nimmt, ist nicht geeignet, die Stellung eines Wiener Stadtrates auszufüllen, denn die Stadtratswürde soll ein gemeinnütziges Ehrenamt sein. Diese Auffassung teilt sicherlich auch der Bürgermeister, dem nicht die Machtmittel fehlen, seiner Meinung Geltung zu verschaffen. Das gleiche gilt für Herrn Vizebürgermeister Hoß. Es darf also nicht dem Belieben des Herrn Stadtrates überlassen bleiben, hier Aufklärung zu schaffen, sondern er muß dazu gezwungen werden. Der geeignetste Weg ist die Anrufung des Gerichtes und wir sagen dem Herrn Stadtrat gleich, wer seine Genossen auf der Klägerbank sein müssen. Es sind dies Herr Bezirksrichter Dr. Alexander Eisler, Geschäftsführer der Einkaufsstelle, und Herr Robert Schuh, der in einer, wie es scheint, ebenfalls leitenden Stellung bei der Einkaufsstelle tätig ist. Gegen diese Beiden liegt die gleiche Beschuldigung wie gegen den Stadtrat Müller vor.

Wir sehen dem weiteren Verlauf der Dinge ruhig entgegen, werden aber nicht dulden, daß etwa der Versuch unternommen werde, die Angelegenheit einschlafen zu lassen. Sie ist jetzt eine Angelegenheit, die die Öffentlichkeit angeht.

z.

Arbeiterzeitung
13. I. 1918

Die Jagd nach der Zuständigkeit. Mein Mann hat die Unvorsichtigkeit begangen, in Przemysl das Licht der Welt zu erblicken. Er hat ja sein möglichstes getan, den Fehler gutzumachen, indem er schon mit sieben Jahren nach Wien kam und diese Stadt seither immer nur vorübergehend verlassen hat. Auch hat er hier, von der Volks- bis zur Hochschule, sämtliche Studien absolviert und ist auch an der Wiener Universität zum Arzt promoviert, worauf er jahrelang in hiesigen Spitälern gearbeitet hat. Aber das half alles nichts. Da mein Mann in Galizien geboren und dorthin zuständig war, so war nichts zu machen. Ich bin zwar als Tochter eines Wiener Bürgers in Wien geboren und aufgewachsen, gelte aber trotzdem als Galizianerin (was nicht immer angenehm ist) und hatte alle Mühe in den letzten drei Jahren, zu verhüten, daß mich die Behörde einfach unter die galizischen Flüchtlinge einreihte. Das alles hätte uns aber nicht bewogen, eine Aenderung anzustreben. Die politischen Konstellationen ließen jedoch meinen Mann befürchten, daß er eines Tages als „befreiter Pole" erwachen könnte, und da ihm der Gedanke wenig lockend erschien, so beauftragte er mich, um Aufnahme in den Wiener Heimatsverband anzusuchen. Wir dachten uns die Sache damals noch sehr einfach. Zunächst war sie es auch. Ich holte eine Drucksorte und reichte sie bei der Polizeidirektion ein. Das war im Dezember 1916. Im April hatte ich sogar schon die Erledigung. Wir hatten die Torheit begangen, die Meldevorschriften genau zu befolgen und jede Abreise — mein Mann übte im Sommer seine ärztliche Tätigkeit im Süden aus — wirklich zu berichten. Dergleichen Genauigkeit rächt sich in Oesterreich immer. Das sollte uns alsbald klar werden. Das heißt — „alsbald" ist nicht wörtlich zu nehmen. Zunächst verfügte ich mich mit zwei „einwandfreien, männlichen Zeugen" aufs magistratische Bezirksamt, wo diese Ehrenmänner vor Gott und ihrem Gewissen bezeugten, daß mein Mann in der fraglichen Zeit tatsächlich in Wien seinen ordentlichen Wohnsitz gehabt hatte. Es war sehr feierlich. Wir entfernten uns gerührt und ich wartete. Zuerst geduldig bis zum August. Dann etwas ungeduldiger bis zum September. Im Oktober wagte ich, mich nach dem Stande der Dinge zu erkundigen. Der Beamte lächelte: Ich möge wiederkommen. Das tat ich. Mitte November, nachdem ich ungezählte Stockwerke erkletiert, hieß es, das Gesuch sei erledigt, ich solle es im Bezirksamt „urgieren". Das tat ich ebenfalls. Der Diener schickte mich ins Konskriptionsamt, von dort wurde ich ins Einreichungsprotokoll weitergereicht, das mich wieder (immer galt es, drei Stockwerke zu ersteigen) zurückgab. Ermüdet von der Bergpartie, ließ ich mich mit dem Bescheid abfertigen, die Erledigung werde mir zugeschickt. Das war auch tatsächlich der Fall, nur fehlten unsere sämtlichen Dokumente. Also wieder mancherlei Kletterübung. Der Herr Amtsdiener weist mich ab: Der Herr Offizial ist krank. Als ich doch nicht gehen will, sagt er empört: „Wenn ich schon sag', der Herr ist krank, also gehn S' schön ruhig z' Haus!" Da ich noch eine andere Beschäftigung neben der Erwerbung des Wiener Heimatsrechtes habe, muß ich dem braven Manne klarmachen, daß zwar der Beamte, aber keineswegs das Amt Influenza haben kann. Brummend erlaubt er mir, mich mit einer langen Reihe von „Zuckerzubußkarten" anzustellen. Die blutjunge Beamtin gibt mir nach längerer Konferenz mit einem Kollegen ohne ein Wort der Entschuldigung die vergessenen Papiere zurück und ich trolle mich. Der Bescheid war selbstverständlich ablehnend. Mangels Nachweises des ununterbrochenen zehnjährigen Aufenthalts. Mein Mann hat zwar in Wien Steuern gezahlt, sich in Wien zur militärischen Kontrollversammlung gestellt und wenn wir bloß alljährlich in eine vornehme Sommerfrische gingen, nicht aber arbeiten müßten, so wäre alles gut gewesen. Auch hätte man nichts dawider, uns das Bürgerrecht käuflich zu überlassen. Aber das kostet 400 bis 600 Kronen und wir sind keine Kriegsgewinner. Im Gegenteil. Mein Mann ist seit Oktober 1914 ort; er hat erst unter fürchterlichen Verhältnissen in einem Cholerаspital, später — allerdings unter wesentlich besseren Bedingungen — in einer Fleckfieberabteilung Dienst gemacht, er war in Polen und hat die ärgsten Schlachten am Isonzo miterlebt. Von Mühen und Gefahren hat er sein vollgerüttelt Maß gehabt und alle Welt ist voll des Dankes gegen die Aerzteschaft. Die Stadt, in der er seit 37 Jahren lebt, schließt ihn aber unter nichtigen Ausflüchten aus. „Können ja rekurrieren, wenn Sie glauben, daß Ihnen unrecht geschieht," sagt mir ein Beamter mit leisem Spott. Ich glaube, daß uns unrecht geschieht. Aber ich werde doch nicht Berufung einlegen. Das Schuhwerk ist heutzutage wirklich zu teuer für solche Späße.

Die Zeit

13. I. 1918

94

Wintersportplatz Wienerwald.

Ganz gebirgsdorfmäßig sah am Morgen des Christtages die stille Gasse unseres lieben Neuwaldegg aus. Links und rechts hinter den verschneiten Dächern der kleinen Häuschen und niedlichen Villen die steilen Berglehnen mit den Obstgärten und über diesen der in die grauen Winternebel ragende schneebedeckte Bergwald. Und durch diese Gasse ziehen einzeln und gruppenweise die Wintersportleute. Kein Wagen ist zu sehen und natürlich auch kein Auto, aber es gibt auch fast keinen Menschen, der nicht seine Bretteln auf der Schulter mitschleppt. Und alle eilen, als ob ihnen in der nächsten Viertelstunde schon der viele, lockende Schnee gestohlen werden könnte.

Diejenigen, die auf die Unannehmlichkeiten der Bahnfahrt verzichteten und sich hübsch bescheiden mit dem Wienerwald begnügten, hatten diesmal gewiß den besseren Teil gewählt. Denn noch selten, zu Weihnachten aber vielleicht noch nie, seit es bei uns einen Skisport gibt, lag auf den Höhen vor der Stadt so reichlicher und so gut fahrbarer Schnee wie in diesen Tagen. Wo die Straßenbahn ihren Endpunkt erreicht, in Hütteldorf und Neuwaldegg, in Pötzleinsdorf, Sievering und Grinzing, begann schon die Skibahn. Ein Stückchen höher hinauf über die Wiesen zum Wald, und man meinte sich tief in die steirischen Berge versetzt. So mollig und dick, so blütenweiß und rein lag der Schnee auf Wiesen und Waldboden, auf Acker und Weg, alle Unebenheiten mit seiner wohltuenden, welligen Gleichmäßigkeit bedeckend. Und überall liefen die feingezeichneten Doppelspuren der Skier durch das endlos weiße Land, weiße Zeichnungen auf weißem Grunde. Diese Spuren reden eine deutliche Sprache und erzählen dem Kundigen vieles von denen, die hier auf Bretteln dahingezogen sind. Da laufen die zwei scharfen Linien hart aneinander durch die Bäume des steil abfallenden Bergwaldes, jetzt schnurgerade wie mit einem Lineal gezogen, jetzt im gleichmäßig geschwungenen Bogen das Hindernis vermeidend; das war ein Meister des Ski, der hier auf flügelgleichen Hölzern zu Tal schwebte. Dort aber eine weite unreine Spur auf sanftem Hang; man sieht aus ihr geradezu die Aengstlichkeit des Ungeübten, und der aufgewühlte, die wiederholten Niederlagen verkündende Schnee ist ein ganz überflüssiger weiterer Belastungszeuge.

Die Großstadt hat an diesen Tagen alles herausgeschickt, was sie an Skiläufern birgt: Die Skiwiesenbummler, die sonst auf dem Semmering zu Hause sind und nun ihre grasgrünen, hellblauen, weinroten oder gelbvioletten Sportjacken und gleichfarbigen Hauben und Halstücher im Wienerwald spazieren führen; dann die naturfrohen Sonntagsbummler, die gewohnt sind, in ihrer freien Zeit den Wald zu durchstreifen und denen der Ski nur Mittel zum Zweck ist, weil er sie eindringen läßt in die bestrickenden, fern vom gangbaren Weg gelegenen Schönheiten des winterlichen Waldes; ferner die Skialpinisten, die lieber eine Weihnachtstour auf den Großvenediger gemacht hätten und denen der Hermannskogel nur armseliger Kriegsersatz ist; und Soldaten, viele Soldaten, Offiziere und Mannschaft, die den Skilauf irgendwo in den Karpathen lernten und übten und die mit ihren Bretteln ganz verwachsen zu sein scheinen. Ihnen ist die Bewegung auf dem Ski Selbstverständlichkeit geworden, denn sie hatten draußen vor dem Feinde wahrhaftig auf etwas anderes zu achten. Sie sind es auch, die den Wienerwald als Skiterrain erforschen. Denn sie fragen nicht nach Weg und Ziel, sie fahren überall hinunter, wo sie eine schöne Abfahrt lockt, ohne Sorge, wie die Sache unten endet, denn sie haben immer einen kühnen, haltgebietenden Schwung bei der Hand. Dabei aber entdecken sie die schönsten Abfahrten, die sonst nur die gründlichsten Kenner wissen. Der Wienerwald ist ja an hübschen Skitouren viel reicher als man allgemein glaubt, nur darf man nicht an den markierten Wegen haften, sondern muß ungebunden, so wie es der Skier Wesen will, Berg und Tal durchstreifen.

Eines freilich fehlt heute für Touren im Wienerwald: Kleine, gute Gasthäuser, in denen man nach anstrengendem Marsch zwei Stunden gemütlich sitzen und den arbeitslustigen Körper gründlich füttern kann. Die Bewegungsmaschine will ja geheizt werden. Solche Stätten des leiblichen Genusses fehlen fast ganz, denn vielen der Herren Wirte ist bei der Sorge für das Wohl der Gäste die Geduld schon ausgegangen, und die Herbergsmutter hat nicht ganz unrecht, die sagt, daß sie lieber gar nichts hergibt, bevor sie ein Stückerl Schweinernes um fünf Kronen verkauft. Aber für die Skibegeisterten ist das Nebensache, die Hauptsache ist ihnen der Schnee. Der war schon zu Weihnachten in genügender Menge da und ist seither überreichlich geworden. Den Skiläufern wird er freilich nicht zu viel, aber die Rodler, die sich an den Sonntagnachmittagen zu Tausenden an den Hängen vor der Stadt vergnügen, beginnen über den dicken Schnee, der ihnen schon ein Verkehrshindernis wurde, zu murren. Gepflegte Rodelbahnen aber hat jetzt in der Kriegszeit der Wintersportplatz Wienerwald nicht aufzuweisen.

Im Stammbeisl.

„Da hört si scho d' G'müatlichkeit auf jetzt'n," sagte Schwasser, „daß den eh scho miserablen Tramwayverkehr no mehr einschränken! Wie da d' Menschheit no Tramwayfahr'n soll und wie si der Direktor dös vorstellt, dös waß der liebe Himmel."

„Warum denn net gar," spöttelte Stichler, „is ja eh Platz g'nua auf der Tramway, nur san d' lieben Weana z' kommod und woll'n net aufa-frolk'n aufs Dach! Und wär' do so a wunderbar's Sitzen dort drobnet an der frischen Luft!"

„Geh', laß' die G'spaß," meinte Spannagl vorwurfsvoll, „die Sach' is wirkli net zum Lachen, eher zum Wana. So wie jetzt'n die Zuständ' bei dera Oelektrischen san, ärger könnt' 's scho wirkli nimmer kommen."

„Sagst Du," bemerkte Schwasser, „der Direktor Spengler über sagt: Freili kann 's no ärger werden und wird a ärger werd'n; es braucht nur wieder a Schneefall kommen, so wie vor a paar Wochen — und d' Schlamassi is da! Wann no um a paar Wagen weniger fahr'n wie heut', dann weiß i wirkli nimmer, wie si d' Kommune dös denkt. Soll ma si auf 'n Plafond hängen wie a Trapezkünstler in 'm Zirkus? Oder wirkli aufs Dach aufakrall'n, wie der Stichler meint? All's hat seine Grenzen, sag' i, und mehr als jetzt'n geh'n in a Tramway nimmer eini, und wann 's bei der Kommune no so Rechenkünstler san."

„Am meisten gift 's mi immer," sagte Stichler, „wann i so mit an Fuß am äußersten Rand von der Plattform steh' und 's Gleichg'wicht grad nur dadurch erlang', daß i mi mit beide Händ' irgendwo anhalt', wann dann d' Kondukteurin daherkommt und schreit: „Noch jemand ohne Fahrschein?" und dann gar auf mi, wier i so da häng', hindeut't und sagt: „Hat der Herr schon einen Fahrschein?" Himmelschimmel no amal, wann mi net d' zwanz'g Krandeln reueten, die so a Amtsehrenbeleidigung im günstigsten Fall kost't, den Weiberl sagaet i gehörig mei Meinung."

„Geh tua Dir nix an," sagte Oberberger, „was kann denn dös Weiberl dafor, dös Armitschkerl, die do nix anderst tuat, als was tuan muß? Daß bei dem Wirbel jetzt'n die halben Passagier blind fahr'n, is ja ganz klar und daß si die Direktion gift't, wann d' Fahrgäst' allerweil mehr werd'n und d' Einnahmen net, das versteh' i a ganz gut. D' Kondukteurinnen hab'n den Auftrag: „Obacht geb'n! Kan' ohne Karten mitfahr'n lassen!" Ob er si dan Zahl'n derstößt — was kümmert denn dös 'n Direktor? Der will sei' Geld hab'n, weiter gar nix. — Aber d' Hascherln, d' Kondukteurinnen, was können denn die dafür? All's was recht is, meine Herren, aber dös Schimpfen über die Armitschkerln, dös is a Unrecht. I für mei Person werd' scho ganz nervös, wann i nur a Viertelstund in aner Oelektrischen fahr und jetzt'n so a Kondukteurin, die si von der Früh' bis auf d' Nacht da umadrucken muß. Na, i dank' schön, für mi war dös nix."

„Wann i auf der Oelektrischen ins Schimpfen komm'," verteidigte sich Stichler, „so geht dös nie net d' Kondukteurin an, sondern allemal d' Kommune. 'n Burgermaster und 'n Tramwaydirektor hab' i net bei der Hand, drum muaß dös Donnerwetter, das denen vermant is, d' Kondukteurin einstecken, akkrat so wie im Gasthaus der Pikkolo das Schimpfen z' hör'n kriagt, was 'n Wirt oder 'n Bierbrauer gilt."

„Dös is aber sehr ung'recht," ließ sich Spannagl vernehmen.

„Ah was, ung'recht hin und her," polterte Stichler. „D' Welt is z'samm'g'setzt aus lauter Ung'rechtigkeit, dös is scho amal so und net anderst. Kann i was dafür, daß 's schneibt? Na! Dabei bin do i derjenige, der si am Puffer hint' anhängen muaß und net der halige Petrus! Kann i was für 'n Kriag? Hab' i 'n woll'n? Hab' i 'n ang'fangt? Hab' i 'n g'wünschen? Na! Desweg'n muaß do i 's Kriagsg'straß obischlicken und 's Kriegsbier und net der Lloyd Schorschel. Wann der und die andern hohen Herrschaften, die von an Authör'n no allerweil nix wissen woll'n, wann die amal d' Kriegsfolgen am eigenen Leib z' spür'n kriegeten, dann wär' der Kriag bald gar. Aber solang die leben wie der Hund in d' Flöh, solang wird 's so fortgeh'n in dera Dicken."

„Jetzt'n san ma von unser'n Thema, von der Oelektrischen, ganz abkommen," sagte Schwasser.

„Is eh a Wunder, wann ans von der Oelektrischen abikommt," meinte Stichler. „Da is 's Aufakommen fast na leichter! Aber drobnet hapert 's dann immer: „Nach vorn geh'n, drinnen is Platz, nach vorn geh'n!" Und wann ans folgsam is und si wirkli in Gott'snam' nach impendi druckt, is an a Aufsakommen nimmer z' denken. Wanns D' net bam Fenster aussaschliefen willst, kannst schön mitfahr'n bis zur Endstation."

„Alsdann jetzt'n, so arg, wie 's Du 's machst, is 's do net," sagte Oberberger; worauf Stichler eifrig erwidertte:

„Habt 's g'hört? Habt 's dös g'hört? Dös is wieder echt Oberberger: Es is net so arg! Du konträr, im Gegenteil, direkt a ideäul's Fahr'n is auf der Oelektrischen! Paßt's nur auf, wann ma lang reden, tüftelt Euch der Oberberger aussa, daß ma no nie net so kommod mit der Tramway g'fahr'n is als wie jetzt'n."

„Dumm's Zeug, ärgerte sich Oberberger, „Schkandal is 's, dös sag' i' akkrat so wie jeder. Und was das Traurige dabei is: A Schkandal, der net notwendi g'west wär. Daß 's jetzt'n schwer is, neuche Wag'n z' krieg'n und d' alten reparier'n z' lassen, das is ja wahr; aber man hätt' 's eb'n net so weit soll'n kommen lassen. A einzig's Vehikel is z' weni für a Stadt wie Wean, dös sehg'n jetzt'n d' Herren, dö 's angeht, ein; jetzt'n, wo 's z' spät is'! Hätten's do net scho früher d'rauskommen können? Was is von der Untergrundbahn net all's g'red't word'n, wie no Frieden war, aber g'schehg'n is' nix. Wenn ma 's jetzt'n hätt'n, was war dös für a Glück; so muß 's d' Oelektrische allani richten, und daß dös net geht, is so klar wie Stiefelwichs."

„An Vorschlag für d' Kommune," sagte Schwasser, „wer nur zur Hälfte drob'nhängt auf der Oelektrischen, zahlt a nur d' Hälfte."

„War ganz recht," sagte Spannagl und trank sein Krügel aus. „Dös Patzerl Bier," meinte er sodann sinnend, „dös kost' jetzt'n fünfundvierz'g Kreuzer, dreimal so viel als in der Friedenszeit!"

„Dafür is 's aber a zehnmal so schlecht," versetzte Schwasser; „i warf' jetzt no so lang, bis 's a Krone kost', dann werd' i Antialkoholiker."

„Hast recht," sagte Oberberger, „und wenn an 's Nichtrauker und Anti-Fresserianer a no werd'n kunnt', dann war 's Durchhalten gar net so schwer."

Er sprach 's, beglich seine Zeche und verließ mit den anderen das Beisl.

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung
Wien, 13. Juli 1918

Der Abend
15. V. 1918

97

Einsames Sterben.

„Wir sind nicht mehr, was wir waren." Wer erinnert sich nicht an das Entsetzen, das uns ergriff, als wir den ersten Kriegskrüppel erblickten? An die Erschütterungen, die wir empfanden, wenn wir vom Tode eines Bekannten hörten, den wir noch jung und frisch vor unseren Augen gesehen hatten? Und heute? Stumpf geworden, hören wir, daß der oder jener den „Heldentod" fand, stumpf lesen wir, daß hier ein Schiff mit 800 Soldaten versenkt wurde, und ohne Erschütterung erfahren wir, daß dort durch Bombenwürfe Frauen und Kinder getötet wurden. Wir haben es ja schon gestern gelesen, wir lesen es heute und morgen werden wir es wieder lesen. Und doch gibt es Fälle, wo unser so gewaltsam ertötetes Gefühl wieder auflebt und unser Herz, das so lange niedergetreten wurde, daß wir es fast erstorben wähnten, sich in Zorn aufbäumt — — — — —

Im 9. Bezirke, im Hause Müllnergasse 6, liegt seit acht Tagen ein Arbeiter schwer erkrankt darnieder. Er bewohnt ein Zimmerchen, das unmittelbar vom Hausherrn vermietet wird. Als Markthelfer hat er sich durchs Leben gebracht. Nun liegt er einsam und verlassen da. Eine Nachbarin telephoniert an das Stadtphysikat, man möge dem schwer Erkrankten Hilfe senden. Die Antwort, die sie erhält, lautet: „Sie müssen eine schriftliche Eingabe machen oder persönlich erscheinen." Auf den Vorhalt, daß der Kranke ja mittlerweile sterben könne, nennt man ihr den Namen eines Arztes, an den sie sich zu wenden habe. Dieser Herr jedoch erklärt: „Das geht mich nichts an. Wie kommt das Stadtphysikat überhaupt dazu, mich zu nennen?" So liegt der Kranke einsam und verlassen da und würde verhungern, wenn die mitleidige Hausbesorgerin sich seiner nicht annehmen würde. Sie bringt ihm von ihrem Essen, sie läuft zum Armenrat, der sich bemüht, den Kranken irgendwo unterzubringen; doch alle Bemühungen sind vergebens. So liegt der verlassene Kranke röchelnd da. Die Hausbesorgerin kann ihm wohl etwas Nahrung geben, aber sie kann ihm nicht helfen und kann nicht um ihn sein. Sie kann ihn, den Bewegungslosen, nicht vom Bette tragen, so daß er im kalten Zimmer in seinem eigenen Unrat sich wälzt. Am Samstag abends geht die Hausbesorgerin zum Armenarzt; er ist nicht zu Hause und erscheint auch nicht, so daß sich die Mitleidige entschließt, einen anderen Arzt zu rufen und aus ihren kargen Mitteln zu bezahlen. Erst am nächsten Tage, um die Mittagszeit, kommt der Armenarzt, untersucht den Kranken und — empfiehlt sich. Wieder bleibt der Arme allein. Sein Röcheln ist herzzerreißend und dringt durchs ganze Haus; er ist so schwach, daß er die Nahrung nicht mehr zu sich nimmt. Es ist offenkundig, daß er im Sterben liegt. Zum zweiten Male läuft die Hausbesorgerin zum Armenarzt und abermals ist dieser nicht daheim. So bleibt der Kranke in einer Millionenstadt ganz ohne ärztliche Hilfe, ganz ohne Pflege.

Wir wollen die Namen aller Beteiligten der Öffentlichkeit bekanntgeben. Der Name des Kranken ist Michael Zwieauer, in Wien geboren und daselbst zuständig; der Name des Arztes, den die Sache nichts angeht, ist Dr. Julius Nußbaum, 9. Bezirk, Porzellangasse 50, der Name des Armenarztes, der Samstag gerufen wird und Sonntag mittags erscheint, Dr. Adolf Kronfeld, 9. Bezirk, Porzellangasse 22, und der Name der Stadt, wo sich dies ereignet, Wien. Der Name aber der Hausbesorgerin die die geschändete Menschheit rettet, ist Klotilde Draschck.

•

Während ich diese Zeilen schreibe, erhalte ich die Nachricht, daß der Kranke gestern abends um 10 Uhr gestorben ist. Ich weiß ja nicht, ob er zu retten gewesen wäre. Aber dieses qualvolle Sterben wäre wohl zu vermeiden gewesen. Ich will noch erwähnen, daß der Armenarzt, der endlich wieder da war, als Todesursache Unterernährung und Herzschwäche feststellte.

B.

Neues Wiener Tagblatt
15./I. 1918

98

Gute und schlechte Geschäfte.

Wenn man hamstern will. — Schnee statt Tabak. — Die teuersten Zwirnspulen. — Briefmarken für das Kommando. — 800,000 Kronen für Lebensmittel entlockt.

Zu allen Zeiten hat es gute und schlechte Geschäfte gegeben, über die sich die einen freuten, die andern ärgerten. Daran hat sich im Kriege erst recht nichts geändert; nur hört man häufig von Geschäften, die man früher kaum für möglich gehalten hätte und die beweisen, daß manche Leute eine Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit an den Tag legen, die keineswegs in die Gegenwart paßt. Darum besteht für Betrüger jetzt gewissermaßen eine „Hochkonjunktur". Insbesondere, wenn sie vorspiegeln, Lebensmittel oder sonstige notwendige Bedarfsartikel liefern zu können, die im allgemeinen schwer oder gar nicht erhältlich sind, finden sie rasch ihre Opfer. Die allerplumpeste Vorspiegelung genügt oft, um sonst sehr vorsichtige Personen zu betrügen, die früher sicherlich nicht einen Heller bezahlt hätten, bevor sie die Ware nicht gesehen und auf ihren Wert geprüft haben. Jetzt ist es anders geworden! Die Leute sind vertrauensvoll und dies erleichtert den Dieben und Betrügern gar sehr ihr Handwerk. Wieder meldet der Polizeibericht zwei solche Vorfälle. In das Café Eiles in der Josefstadt kam Sonntag ein junger Mann und legte Hut und Ueberrock ab, als ob er dort Gast wäre. Er hatte einen großen Korb mit, der seiner Angabe nach Zigarettentabak enthalten sollte. Das war für den Zahlkellner ein begehrtes Kaufobjekt. Der Handel kam zustande, und ohne sich vorher von dem Inhalte des Korbes zu überzeugen, folgte der Zahlkellner dem Fremden die von ihm begehrte Kaufsumme von 1000 Kronen aus. Kurz darauf war der Unbekannte aus dem Kaffeehause verschwunden, in dem er seinen Ueberrock und seinen Hut zurückgelassen hatte. Als dann der Zahlkellner in dem Korbe Nachschau hielt, fand er hier statt des mit 1000 Kronen bezahlten Tabaks festgefrorenen Schnee.

Das zweite Opfer solcher Unvorsichtigkeit wurde die in der Halbgasse Nr. 27 wohnende Anna Minarek. Sie kaufte an einem der letzten Tage von einem Manne, der angeblich aus einem Kaffeehause zu ihr geschickt worden war, vier Spulen Zwirn. Der Verkäufer benützte dabei eine sich ihm bietende Gelegenheit, um in der Wohnung eine Schatulle mit 1100 Kronen zu stehlen. Tausend Kronen für einen mit Schnee gefüllten Korb und 1100 Kronen für vier Spullen Zwirn sind wohl Preise, die bisher noch von keinem Preistreiber erzielt wurden. Gute Geschäfte der Betrüger, sehr schlechte der Betrogenen.

Ein drittes Opfer der Leichtgläubigkeit ist eine arme Trafikantin im 2. Bezirke geworden. Zu der alten Frau war ein Mann in der Uniform eines Infanteriesoldaten gekommen und hatte Stempel- und Briefmarken im Werte von 184 K. zu kaufen verlangt. In der kleinen Trafik ist der Verkauf einer solch großen Post ein seltenes Ereignis und die alte Verschleißerin suchte aus allen Mappen das Verlangte zusammen. Während dieser Zeit erzählte der Soldat, daß er die Marken für sein Kommando kaufe und daß er in Hinkunft den ganzen, ziemlich großen Bedarf in dieser Trafik decken werde. Ueber diesen in Aussicht gestellten Verdienst war die Trafikantin hoch erfreut und legte die Stempel- und Briefmarken in ein Kuvert, das ihr der Soldat überreicht hatte und welches er dann in seine Mantelstasche schob. Nun wollte er zahlen, suchte in allen Säcken oder tat wenigstens so, fand aber nichts und erklärte schließlich, daß er das Geld wohl beim Kommando habe liegen lassen. Er zog das Kuvert wieder hervor und ersuchte die Trafikantin, es wieder aufzubewahren, auf wenige Minuten nur, bis er sich bei seinem Kommando das Geld geholt habe. Sprach's und entfernte sich. Die Trafikantin erwartete seine Wiederkehr, aber es vergingen fast zwei Stunden, ohne daß der Soldat kam, und so entschloß sie sich denn, die Marken wieder aus dem Kuvert zu nehmen und in die dafür bestimmten Verschleißermappen zurückzulegen. Da machte sie aber die sie bestürzende Entdeckung, daß das Kuvert statt der Marken nur Papiere enthielt. Der Schwindler hatte den Betrug nach bekannter Art vorbereitet, indem er zwei ganz gleich aussehende Briefumschläge in seiner Manteltasche trug; den einen mit den Marken behielt er bei sich und den andern vorbereiteten Briefumschlag mit den Papieren legte er auf den Verkaufstisch nieder. Für die arme Trafikantin wäre der Verlust ein sehr empfindlicher gewesen, wenn nicht einer ihrer alten Stammkunden, ein wohlhabender Mann, von Mitleid über das Mißgeschick der armen, alten Frau erfaßt, ihr den Schaden ganz ersetzt hätte.

Ein Fall, der auch in dieses Kapitel gehört, wird uns heute aus Budapest berichtet. Die Frau des wegen Heereslieferungsbetruges verurteilten Papiergroßhändlers Johann Pokor führte, seitdem ihr Gatte seine Strafe abbüßte, das Geschäft unter ihrem Namen weiter. In jüngster Zeit verkaufte sie nur mit Transportbewilligung lieferbare Waren, wie Rüben, Kraut und dergleichen, nach Oesterreich, Bosnien und die Herzegowina und nahm über 800,000 K. Vorschuß an, ohne jedoch die Waren zu liefern. Als nun die Kundschaften ihr Geld zurückzufordern begannen, setzte sich ihr Geschäftsführer, der 23jährige Alexander Bleier, mit dem derzeit als Militärdetektiv Dienst leistenden Tanzmeister Emmerich Kraus in Verbindung, der die unangenehm werdenden Kunden zur Ausweisleistung aufforderte, ja sogar auch verhaftete. So beispielsweise einen gewissen Bogdan Dakic, der im Auftrage des bosnisch-herzegowinischen Volksernährungsamtes Einkäufe besorgte. Frau Pokor, die eine Strafverfolgung fürchtete, hat sich nun vergiftet und ist Sonntag gestorben. Bleier und Kraus wurden verhaftet. Ueber das Vermögen der Frau Pokor hat der Gerichtshof die Sperre verhängt.

Der Abend
15. I. 1918

99

Seelenfang im Lainzer Versorgungshaus.

Bereits zu wiederholten Malen mußten wir uns mit den Zuständen in Wiener Versorgungshäusern beschäftigen. Wir verweisen da insbesondere auf unsere Berichte vom Elend, das im Greisenasyl im zweiten Bezirke „Im Werd" herrscht. Solchen Anklagen gegenüber wurde da immer auf das Lainzer Versorgungshaus als das Muster eines Versorgungshauses hingewiesen. Daß aber auch in diesem Musterhause nicht ideale Zustände herrschen, beweisen Vorkommnisse, die sich gerade in letzter Zeit häufen: Wir meinen da das Schicksal der jüdischen Insassen des Versorgungshauses. Man betrachtet nämlich in Lainz die Ankunft von jüdischen Pfleglingen als Gelegenheit, der katholischen Kirche neue Gläubige zuzuführen, obwohl sie sicherlich nicht gerade auf den Zuwachs aller kranken Pfründner angewiesen ist.

Namentlich die Frauen werden sofort, nachdem sie im Versorgungshaus angelangt sind, mit allen möglichen Mitteln bearbeitet, um sie zum Übertritt zu bewegen. Daß die Schwestern die Bekehrungen von Andersgläubigen als ihre heiligste Pflicht ansehen, will uns nicht weiter Wunder nehmen. Ihrem frommen Glauben entspricht dies und gewiß vermeinen sie damit ein gottgefälliges Werk zu verrichten. Was soll man aber dazu sagen, daß Ärzte solche Mißstände ruhig dulden, ja sogar begünstigen? Denn auch in den Kranken- und Siechenabteilungen werden eifrig Bekehrungsversuche gemacht. Wir waren bisher der Meinung, daß es Aufgabe der ärztlichen Kunst sei, Leben und Gesundheit von Kranken zu retten, nicht aber die Seelen. Offenkundig ist diese unsere Meinung falsch, denn Ärzte in Lainz hegen da, wie gesagt, eine ganz andere Ansicht.

Aber noch ein ganz anderer Umstand kommt hinzu: Hier, wo lauter Schwerkranke liegen, bedeuten diese Bekehrungsversuche eine schwere Schädigung der Leidenden. Zu den körperlichen Schmerzen gesellen sich so seelische Qualen und die Kranken geraten in die heftigsten Aufregungszustände, die geeignet sind, ihre Gesundung auf das schwerste zu gefährden. Dies ist es auch, was uns veranlaßt, der Sache näher zu treten. Den Ärzten aber können die Gefahren solcher Bekehrungsversuche am allerwenigsten verborgen bleiben, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, bedeutet ein solches Verhalten eine Pflichtverletzung, die nicht streng genug gerügt werden kann.

Was die Verwaltung des Lainzer Versorgungshauses anlangt, so muß man gerechterweise anerkennen, daß sie keinen Unterschied zwischen christlichen und jüdischen Patienten macht, sie erfüllt ihre Pflicht allen gegenüber ohne Unterschied des Glaubens. Wir müssen daher annehmen, daß ihr diese Mißstände bisher entgangen sind und hoffen, daß diese Zeilen sie veranlassen werden, den Unfug der Seelenfängerei sofort und gründlich zu beseitigen.

B.

Wiener Brief.

Von **Hans Liebstockl.**

Die Heldinnen unserer modernen Stücke sterben fleißig. Zwei davon („Wengerka" und die junge Türkin im Schauspiel „Bosporus") nehmen Gift, eine (die Gattin eines Schriftstellers in Arzibaschews „Eifersucht") wird von ihrem Gemahl eigenhändig erwürgt. Es zeigt sich wieder, daß die Liebe und alles, was mit ihr zusammenhängt, gefährliche Dinge sind, und ergriffen sagt der Zuhörer: Schrecklich!, etwa wie mein alter Friseur, der jedesmal, wenn er von einer Liebestragödie vernahm, im Rasieren innehielt, um, menschlich bewegt, zu seufzen: Was sich jetzt alles tut! Mit anderen Worten, es bleibt kaum mehr zurück hinter diesen auf die große Verwirrung der Geschlechter aufgebauten Theaterstücken, als ein Gefühl der Kondolenz. Und ganz klein wenig ein Gefühl der Leere, die sinnend, mit Strindberg, raunzt: „Es ist schade um die Menschen!"

*

Hinter der Komödie „Wengerka" der Herren Alexander Góth und Árpád Páßtor steckt tiefes Bedauern mit den jungen Ungarinnen, die, angeödet vom Glanz des Lebens, in russischen Tingeltangeln dazu dienen, russische Lebemänner mit dem unverfälschten Hauche magyarischer Volkheit zu erfrischen, — eine Mahnung, die besorgt ruft: „Bleibet im Lande und nährt Euch redlich!" Im großen Betrieb mit Menschenfleisch gehen die besten Anlagen zugrunde. Kein besserer Reportageroman geht an diesen Wahrheiten vorüber, indes sie, um auf dem Theater zu bestehen, tiefer gefaßt werden müssen. Das Stück der Herren Góth und Páßtor ist bis zu dem Augenblick vortrefflich, da Wengerka zur Geliebten des häßlichen Fürsten avanciert. Hier wird ein Pakt geschlossen, der alltäglich auftritt: Liebe ums Geld. Es mag sein, daß das Leben die Handlung so weiterführt, wie die Herren Góth und Páßtor zeigen, aber vom Dichter verlangt man nicht etwa wie zu des seligen Zola Zeiten, daß er es gestalte (nicht, daß er es einfach kopiere). Ich hatte von Wengerkas Charakter mehr erwartet: daß sie sich opfere und an der Seite des Fürsten bleibe, der sie obendrein zu heiraten wünscht. Erlaubnis, die ungarische Heimat wiederzusehen, wird ohnehin großmütig erteilt; schön, Wengerka fährt also heim und kehrt dann zurück, eine Novize der Pflicht; oder: sie findet den Jugendgeliebten, der sich freilich taktvoller zu benehmen hätte als es in der Komödie geschieht; sie erkennt den Wert der Liebe und bezahlt das Glück, in Budapest an seiner Seite weiterzuleben, mit dem Opfer des Fürstinnentitels, der ihr winkte. Die Autoren dachten anders: überspitzt läuft ihr Problem an der Mauer eines Vorurteils zuschanden, das bei weitem nicht so viel wert ist, als es wert zu sein scheint: an der Verachtung der Menschen gegen eine Mätresse. Gift nehmen ist mehr trivial als groß, zu zeigen, wie gesiegt wird, nicht wie man unterliegt, der höhere Sinn des Dramas. So trugen die Schauspielerin (Frl. Arnstädt aus Berlin) und ihr Partner, der Fürst (Herr Jarno), gleichsam mutig die Gefahr, daß das Stück (vorzeitig verdickt und versandet) dem Publikum entgleite. Sie hielten es aufrecht mit der ganzen Kraft ihrer Technik. Beachtenswert routiniert suchte Wengerka durch ihren natürlichen Reiz zu gewinnen, was an innerer Wahrscheinlichkeit der Autoren verloren ging. Immerhin weckte das Hotel am Budapester Donaukai mit seiner Fernsicht auf die Ofner Hofburg und seiner aus dem Speisesaal heraufdringenden Zigeunermusik die freundlichsten Erinnerungen an weniger tragische Augenblicke.

*

Melchior Lenghels und E. Farkas' Schauspiel „Bosporus" versuchte (an der Volksbühne) einen Schimmer der gegenwärtigen, in ihrem blutigen Wahn doch „großen Zeit" in drei gleichsam nur nach den Umrissen fertigen Akten zu verwerten. Unsere Freundschaft mit der Türkei hat ihre Schattenseiten gehabt: nie wahrscheinlich wäre die „Rose von Stambul" gekommen, deren hübscher Walzer durch das dringende Verlangen „Sag' Schnuki zu mir!" einigermaßen verdüstert wird. Lenghel, der erfolgreiche Dichter des „Taifun", stürzte sich, Herrn Farkas an der Seite, mit hochgeschwungener Aktualität in diesen Bosporus. Sein Stück hat die Unerbittlichkeit der Indianerbüchel und die Unerschrockenheit des Sensationsfilms, und die große Liebesszene zwischen der Frau des türkischen Generalissimus und dem jungen Herrn von der englischen Botschaft würde gewinnen, wenn sie die Devise „Sag' Schnuki zu mir!" nicht ins Ekstatische übertriebe. Ich kenne die junge Türkei nicht, habe seit Abdul Hamids Sturze Konstantinopel nicht gesehen, aber ich kann mir nicht denken, daß unsere braven Bundesgenossen sich inzwischen so entwickelt haben wie Herr Lenghel sie zeichnet: so schattenhaft und unkörperlich, daß kein Wahrzeichen an ihnen bleibt, als der Fez auf dem Kopfe. Noch weniger gibt es sicherlich türkische Generalissimi, die ihrer Gemahlin in Fähnchen auf der Landkarte erklären, wo die türkischen Truppen stehen. Was kümmert es die Gnädige? Es war ein Abend voll gemischter Gefühle. Zwischen Applaus und Zischen schwankend, unbehaglich und wenig lehrreich, trotz der jungen und hübschen Favoritin vom Dresdener Alberttheater, die unter anderem auch echt nach Englands Pfeife tanzen könnte. Vorüber, ihr Türken, vorüber! ...

*

Von der dritten Dame, der Frau eines russischen Schriftstellers in Arzibaschews „Eifersucht", sagte ich schon, daß sie von ihrem Manne erwürgt wird, obgleich sie keinen anderen Fehler hatte als den, daß sie ihren Mann nicht wirklich betrog. Von Arzibaschew habe ich einen Roman „Sanin" in dunkler Erinnerung, ein kitschiges Buch, von dem seinerzeit geglaubt wurde, daß

Lloyd
16. I. 1918
100

Vossische Zeitung
17. I. 1918

Funksprüche aus der Berliner Sintflut.

Bericht eines Ueberlebenden

Von

Karlernst Knatz.

Es schien mir, man müsse diese Tage geschichtlich festhalten. Wie bald kann der letzte Schrei des letzten naturwissenschaftlich echten Berliners binnen kurzem an einer tieferen Stelle der Chausseestraße ersticken. Man muß den Enkeln Sicheres hinterlassen über den Untergang des bis dahin unzweifelhaft festländischen Gebietes von Groß-Berlin.

Ein Jüngling in der Blüte seiner Jahre trat gestern vor mich hin und sprach:

„Ich will eine Tat tun! Draußen quabbern, matschen, rieseln, schwellen die breiigen Fluten über Straßen und Gärten, Menschen und Fuhrwerk. Aus hundert Kehlen tönt der Schrei: Rette sich, wer kann! Ich aber will, ein zweiter Nansen und Scott, ein Livingstone der Schneesintflut des zweiten Menschenjahrtausends, und koste es mein Leben, versuchen, vom Kaiserplatz in Wilmersdorf zum Gesundbrunnen vorzustoßen. Vielleicht, daß ich noch die letzte Kunde von jenen Gegenden für die Geschichte retten kann.

Ich will die Fahrt mit einem Paket machen," setzte er düster entschlossen hinzu. „Ich werde Ihnen Nachricht geben von meinem Leben und dem Fortgang meines großen Unternehmens."

Ich lobte den Tollkühnen, empfing seinen letzten Willen, entließ ihn, der Tränen mich mühsam erwehrend, und er ging. Es war um die siebente Morgenstunde.

Hier sind die Berichte dieses Beherzten, dem Technik, Wissenschaft und Menschheitsgeschichte viel zu danken hat.

8.10 Uhr, Kaiserplatz (durch Fernsprecher): „Was sagen Sie? Ich wußte, was ich mir zumuten kann. Ich habe, rüstig ausschreitend, den Kaiserplatz in einer knappen halben Stunde fast spielend durchquert. Doch lassen Sie mich von den Bildern des Grauens schweigen. Kleine Bürobeamte verschwanden spurlos neben mir. Die Bürgersteigfurten sind übrigens doch für größere Kinder noch beschreitbar. Man hat dort geschippt, wissen Sie.

9 Uhr (durch Fernsprecher): Scheußlich. Ich geriet in eine Rotte, die unbedingt die Straßenbahn entern wollte. Zurück konnte ich nicht mehr, mußte mitfahren. Jetzt bin ich am Bahnhof Charlottenburg. Es war ein Wagen, der zum Kreuzberg wollte. Mußte aber ein wenig umgelenkt werden.

7 Uhr abends (Rohrpost): Habe mich an der Bülowstraße etwas aufgehalten. Hochbedeutsamer Anlaß! Ich konnte sechs K-Wagen hintereinander zählen. Außerdem ein Auto, das auf Anruf anhielt!! Die fünf Bewerber wurden nach männlichem Kampf fortgetragen. Der Fahrer ging frühstücken.

11 Uhr abends (durch Fernsprecher): Ich könnte schon viel weiter sein, aber ich mußte am Potsdamer Platz zwei ältere Frauen aus der früheren Rettungsinsel herausfischen. Ist es wahr, daß die Stadtbahn noch verkehrt? Also wirklich?! In Moabit — ich bin infolge kleiner Ablenkungen dorthin gekommen — erzählte man, an der Stadtbahn werde noch geschippt, doch habe man an einzelnen Stellen die Gleise schon wiedergefunden. Ich werde eine geringfügige Stockung in der Untergrundbahn benutzen und in ihr schlafen. Spare so das Hotel bis morgen früh.

8 Uhr morgens (durch Fernsprecher): Gut geschlafen? — Drahten Sie sofort Ihrem Blatt: Am Kaiserplatz — ich bin wieder dort, kleine Ablenkung beim ersten Frühwagen — ist ein Mann gefunden worden, dem in sechs Stunden Schwimmhäute wuchsen. Er hat sich in der Nacht vom Zoo bis nach Wilmersdorf gestakt. Daher. Immerhin, eine sicherlich bemerkenswerte Naturerscheinung.

4 Uhr nachmittags (durch Fernsprecher): Sie! Ich bin am Moritzplatz. Die Polizei, die die wissenschaftliche Bedeutung meines Unternehmens endlich berücksichtigt, gestattet mir, über die Dächer der elektrischen Bahnen, die hintereinander halten, zu marschieren. Das fleckt, sage ich Ihnen! War eben Zeuge, wie der letzte Omnibus sich auflöste. Die Pferde waren durchgeweicht und unförmlich, die Wagenteile schwammen weg. Friede seinen Planken!

5 Uhr (durch Fernsprecher): Es ist nicht durchzukommen! Wurde abgelenkt. Die Kähne, die man am Dönhoffplatz vermietet, sind immer besetzt. Ich helfe jetzt drei Schneepflüge herausschippen. Ein Bekannter, der mir in der Lindenstraße entgegenschwamm, erzählte mir, er suche seit 10 Uhr morgens eine 80, um zur Kantstraße zu kommen. Ich sagte ihm, die Kantstraße sei bereits untergegangen. Der Mann hofft aber noch immer. Die Hochbahn ist übrigens zu einem neuen Verfahren übergegangen. Die Bevölkerung wird jetzt in [illegible] vorgepreßt, bis sie in die Wagen hineinpaßt.

8¼ Uhr (durch Fernsprecher: Die Polizei hat 10 000 Mark Belohnung auf die Ermittlung der Straßenbahnlinie 17 ausgesetzt. Sie ist seit vier Stunden mit sämtlichen Wagen verschwunden.

Die letzte Nachricht des mutigen Jünglings kam wieder vom Zoologischen Garten. Er hat dort den Mann wiedergefunden, der immer noch die Linie 80 sucht. Leider klang die Stimme des Jünglings nicht mehr so frisch wie bisher. Er bat mich, ihm an den L-Wagen, in dem er übernachten will, Skis, Zeltbahn, Rodelschlitten, Schwimmgürtel, Bergstock, Schippen, Stelzen und ein mäßig großes Ruderboot zu bringen.

Ich werde tun, was ich kann. Sollte der Hartnäckige den Gesundbrunnen noch näher kommen, so werde ich über seine Erlebnisse weiter berichten.

Der Abend
17. II. 1918.

102 A 17

Denen der Krieg gut anschlägt.

Dieser Tage wurde von einer skandinavischen Gesellschaft erzählt, deren Aktien im Kriege ungeheuer gestiegen sind. Das Beispiel ließe sich natürlich beliebig vermehren; auch hat man es keineswegs nötig, ins ferne Ausland zu reisen, um Gesellschaften zu finden, die sich vollgesaugt haben wie die Blutegel. Wo immer man die einheimischen Räubergeschichten aufschlägt, findet man solche Nutznießer des Krieges.

Da ist z. B. die Papierfabrik Leykam-Josefsthal. Im Jahre 1914 stand sie so schlecht, daß sie von ihrem Aktienkapital von 20 Millionen nicht weniger als 7½ Millionen als verloren schreiben mußte; die Aktien auf 250 K für 400 K abgestempelt, standen 270 K und trugen nichts. Schuld waren die übermäßigen, weit über ihrem Wert zu Buche stehenden Vorräte.

Seither hat die Gesellschaft das Unglück gehabt, daß ihre Fabrik in dem tragischen Podgora vollständig vernichtet wurde und eine zweite, in Josefsthal bei Laibach fast dauernd stillsteht. Wie sehr die Papierindustrie im allgemeinen unter Mangel an Rohstoff und Kohle, Schwierigkeiten der Arbeiterbeschaffung und der Verfrachtung leidet, ist aus ihren ununterbrochenen Klagen bekannt. Laut Schätzung der Börsenkammer vom 5. Jänner ist die Aktie jetzt um 250 K mehr wert als damals, so daß das auf 12½ Millionen herabgesetzte Kapital einen Kurswert von 26 Millionen = 200 v. H. hat. Die Dividende des vorigen Jahres betrug 15 K = 5 v. H.

So gut schlägt der Krieg einer Gesellschaft an, der es unter einer einsichtigen und wohlwollenden Staatsverwaltung vergönnt ist, die alten Friedensvorräte zu den neuen Kriegspreisen zu verkaufen und den Gewinn abzurunden, indem ihr gestattet wird, den Verbrauchern Preise in der drei- und noch mehrfachen Höhe vorzuschreiben. Wir sind ganz sicher: Kurs und Dividende werden noch weiter steigen, dank dem verständnisvollen Eingehen der Regierung auf die Bedürfnisse der Industrie, die weiß, daß eine Gelegenheit wie dieser Krieg sobald nicht wiederkehrt und daß man das Eisen schmieden muß, so lange es — von Völkermord und Brand — heiß ist.

Wie man sieht, ist es wirklich nicht nötig, Beispiele aus dem hohen Norden zu holen. Die A. G. Leykam-Josefsthal, deren Kapital vor dem Kriege 13½ Millionen wert war und jetzt 26 gilt, sich aber nahezu verdoppelt hat, lehrt deutlich, daß die Volkswirtschaft auch bei uns blüht — wenn man sich rechtzeitig und verständnisvoll auf Kriegserfordernisse eingerichtet hat.

Verbraucher sind etwas weniger gut daran. Aber es geschieht ihnen recht: man ist nicht ungestraft so dumm, Verbraucher zu sein.

C.

Westungarischer – Grenzbote. 106 8 13

23./I. 1918

Wiener Brief.

(Kapitulation der Regierung.)

—. 21. Jänner 1918.

Wir sind am Samstag und Sonntag ohne Zeitungen gewesen. Auch die heutigen Montagblätter sind nicht erschienen. Erst die dünnen Mittagsblätter geben uns Nachricht vom Lauf der Welt. Und siehe, sie steht genau dort, wo sie am Freitag abend stand, als die ersten Blätter, die erscheinen sollten, ausblieben.

Was sich inzwischen begab, geht in einen Fingerhut und der Streik der irregeführten Wiener Arbeiterschaft hat auch die Ernährungssorgen nicht vermindert, ja es ist nun gewiß, daß er sich überhaupt nicht darum gedreht hat. Mit dreister Stirne haben die Führer der Arbeiterschaft im Budgetausschuß des Reichsrates und der Regierung gegenüber erklärt, daß dieser Streik kein von ihnen arrangierter sei, sondern daß er freiwillig aus dem Volke heraus entstanden wäre, sie hätten ihn nicht verhindern können.

Die Unwahrheit dieser Beteuerungen liegt auf der Hand, denn sogleich waren die sorgfältig ausgearbeiteten Bedingungen für die Wiederaufnahme der Arbeit zur Hand. Und die planmäßige Vorbereitung geht auch daraus hervor, daß sich jetzt die Arbeiterführer beklagen, sie wären von den reichsdeutschen Sozialisten „leider im Stiche gelassen worden". Also waren jene vorher unterrichtet worden und man hoffte in Wien auf einen gemeinsamen Putsch in den verbündeten Staaten. Das plumpe Lügengewebe von dem freiwilligen Ausstand ist zerrissen, man sieht die Mache und weiß heute, daß die Arbeiterschaft zu einer Hilfsdemonstration für die Bolschewiken in Rußland kommandiert werden ist, denn diesen geht es schlecht, wie es scheint, sie werden sich nur behaupten können, wenn sie einen raschen und günstigen Frieden nach Hause bringen. Ihnen auf unsere Kosten zu einem solchen Frieden zu verhelfen, war einer der Pläne dieses Streiks. Wie man so etwas nennen müßte, das bleibe heute unausgesprochen. Genug an dem, es war möglich in diesem Lande der Unwahrscheinlichkeiten.

Aber es war noch weit mehr möglich. Die Sozialisten haben in Wien all ihre politischen Forderungen, die sie dem verblüfften Ministerium Seidler plötzlich an den Kopf warfen, durchgesetzt. Mit Ausnahme der herabgesetzten Mehlquote, von der kaum die Rede war in den Unterhandlungen mit der Regierung, haben sie alles durchgesetzt. Zuerst die nochmalige feierliche Versicherung, die im Namen des Grafen Czernin erfolgte, für einen ehesten Frieden, der von jeder Gebietserweiterung absieht und den Russen keine Schwierigkeiten bereiten soll. Da wir nichts von Rußland besetzt haben, kann das ja in unserem Namen gesagt werden. Deutschland wird anderer Meinung sein. Aber das ist es ja — man wollte die Stellung des Grafen Czernin gegenüber Deutschland stärken durch diesen höchst verdächtigen Wiener Streik, der wie bestellt aussah. Abrüstung, Schiedsgericht — alles wurde den Sozialdemokraten im Namen Czernins zugesagt.

Aber auch die innere Politik und sogar die Militärgewalt hat kapituliert vor den Wiener Bolschewiken. Flugs verlangten diese (weil das Mehl gerade knapp war!!) das allgemeine Wahlrecht auch in den Gemeinden und sogar das Frauenwahlrecht. Und die Regierung sagte zu, den Landtagen solch einen Gesetzentwurf vorzulegen. Denn darüber entscheiden die Landtage, in denen die Sozialdemokraten noch wenig Boden besitzen. Daß sich daraus die schwersten Konflikte mit den jetzigen Mehrheiten in den Landtagen ergeben werden, das scheint dem Ministerpräsidenten in dieser Situation höchst gleichgültig gewesen zu sein. Es ist ja möglich, daß die Landtage das Gesetz ablehnen. Was kümmert's ihn? Er hat sein Wort gehalten. Abgezielt ist es natürlich auf die Eroberung von Wien. Den Christlichsozialen wollen die Sozialisten die Hauptstadt entreißen. Da sie dies auf normalem Wege nicht zustande bringen, fordern sie die Aenderung des Wahlrechtes der Gemeinden zu ihren Gunsten. Es stehen uns also neue, schwere Kämpfe bevor. Und das Erbauliche wird sein, daß die bürgerliche Judenpresse die verjudete Sozialdemokratie in diesem Kampfe redlich unterstützen wird. Es fehlt aber ein Mann, wie Dr. Lueger einer war, zur Führung der Gegenpartei.

Die Ausführung dieser erpreßten Zusage steht in weitem Feld, sie soll uns heute noch nicht beschäftigen. Aber eine andere Zusage, die in das Gefüge der Armeeausrüstung eingreift, wird uns früh genug beschäftigen. Die angeblich von dem Streik überraschten, ganz unvorbereiteten Führer der organisierten Abeiterschaft forderten die Entmilitarisierung der Betriebe und die Aufhebung des Kriegsleistungsgesetzes. Und die Regierung bewilligte auch das. Es wird künftig dem Belieben der Sozialdemokraten anheimgegeben sein, ob sie in geregelter Weise Munition erzeugen wollen oder nicht.

Es ist eine vollständige Kapitulation vor den Bolschewiken in Wien.

Ueber diesen Handstreich unserer Sozialdemokratie ließe sich reden, wenn er Hand in Hand gegangen wäre mit einer ähnlichen Bewegung bei den Feinden. Das wäre ein großer Gedanke gewesen, den Frieden auf allen Seiten zu erzwingen durch die Volksstimme. Man wäre einem Elementarereignis gegenüber gestanden und es hätten sich alle Kriegshetzer verkriechen müssen. Aber bei uns allein, just bei uns so etwas zu arrangieren, das war kein Heldenstück. Daß die schwächliche Regierung Oesterreichs zu überrennen war, das wußten die Herren freilich und sie haben es gründlich ausgenützt. Dem Frieden leisteten sie damit freilich den geringsten Dienst, aber was liegt ihnen daran? Die Hauptsache sind ihre Parteizwecke und für die wurden jetzt alle Daumschrauben angesetzt.

Von den Ernährungsfragen wurde auch geredet mit den Ministern und sie sagten zu, daß das Privilegium der Selbstversorger fallen solle, das heißt auch die, die ihr Getreide selber bauen, sollen auf die gleiche Mehlquote gesetzt werden wie die Verbraucher. Wer lacht da nicht? Die Regierung hat sich wohl gehütet, das Geheimmittel zu verraten, mit welchem sie das erreichen will. Eine Regierung, die aus „technischen Gründen" vor dem Requirieren in Böhmen zurückscheut ist unfähig, ein solches Versprechen zu erfüllen!

Es geben auch sonst allerlei Dinge vor in den Regierungskreisen, über die man heute noch nicht reden kann. Es steht nicht gut um unsere Hinterlandszustände . . .

Seit heute erscheinen alle großen Tagesblätter wieder, der Bann ist gewichen.

An allen drei Streiktagen sind nur „Mitteilungen" der „Arbeiterzeitung" ausgegeben worden für die Genossen. Der Handstreich war gelungen, es sah aus wie eine Generalprobe für den Generalstreik ohne Licht, ohne Verkehr, ohne Brot. Möglich, daß in solchem Falle die sozialistischen jüdischen Bolschewiken arbeiten würden und nur wir schäbigen Bourgeois hungern müßten.

Heiter sieht die Zukunft aus, wenn nicht ein Mann ersteht, der diesen Lindwurm erschlägt.

Tägliche Rundschau
24./I. 1918.

24

107

Der deutsche Herd.

Von Kurt Schindowski.

Kürzlich hat ein Berichterstatter Herrn Bürgermeister Georg Reicke über die zukünftige Verpflegung Berlins ausgefragt und hierbei eine Antwort erhalten, die in ihren schließenden Ausführungen über den gegenwärtigen Notstand hinausführt und eine grundsätzliche Anschauung für alle Zukunft ausdrückt. Es hieß da: „Wahrscheinlich bleibt manches aus der Kriegszeit dauernd bestehen. Die Massenspeisung hat doch sehr große Vorzüge vor der Einzelküche. Die letztere paßt in unsere moderne Zeit, wo alles mit Maschinen und im großen betrieben wird, kaum noch hinein. Für 50 Pf. z. B., wie unsere Volksküchen, kann keine Hausfrau ein Liter schmackhaftes Essen herstellen, namentlich nicht in der Zeit der teuren Arbeitskraft und der Dienstbotennot. Auch unsere wohlhabenden Schichten sollten sich mehr an Zentralküchen gewöhnen. Vielleicht ist das auch einer der Kriegsgewinne."

Wir alle ertragen mit unendlicher Geduld die Umwertung aller Werte und Gewohnheiten auf wirtschaftlichem und sittlichem Gebiet durch den eisernen Zwingherrn „Krieg" aus Gründen der Vernunft und der Vaterlandsliebe, aber doch nur in der Ueberzeugung von einem zeitlich begrenzten üblen Ausnahmezustand. Nun will man aus der schlimmen Not der Zeit eine allgemeine andauernde Sitte machen, ungeachtet der herabziehenden Wirkungen, die solche Veränderung bereits in kurzer Frist in unserem Volksleben hervorgebracht hat und bei einem Dauerzustand weiter erzielen würde. Es gilt für jeden deutschen Volksfreund, dem der Herd des deutschen Hauses heilig und dem der Familienzusammenhalt ein Bestandteil sittlicher Kraft und deutschen völkischen Wesens bedeutet, gegen solche allgemeiner werdende Strömungen mit aller Entschiedenheit Einspruch zu erheben.

Um was kämpfen wir in diesem gigantischen Ringen mit der übrigen Welt? Doch wohl um unsere seelische Eigenart und unsere irdische Heimat, in deren Mittelpunkt das eigene Hauswesen mit seinem eigenen Herde steht. Alles Uebrige, Industrie und Großstadtkrempel und Kneipenleben, haben die anderen Völker auch. Aber das deutsche Heim macht uns niemand nach. An was denken denn wohl unsere Krieger in den Gräben auf einsamer Wacht? Dem schlichten Mann aus bescheidenen Verhältnissen — und das ist die erdrückende Mehrzahl — erscheint vor dem inneren Auge das Bild seines kleinen Anwesens, und sei es auch nur die Arbeiterwohnung einer Mietskaserne. Da sitzt er in Gedanken am eigenen Herd oder in der Wohnküche seiner Eltern, da fängt er am Herdfeuer Wärme und Kraft für Leib und Seele, da brodelt die Lieblingsspeise im Topf, gerührt von kundiger Hand, da sammeln sich die Hausgenossen zur Plauderstunde und zur geschäftlichen Rücksprache über Familiendinge. Auch des wohlhabenden Kriegers Gedanken wandeln ähnliche Wege. Zwar hat er zahlreiche Prunkräume seines Haushaltes vor Augen, und seine Gedankenwelt führt nicht in die Geheimnisse des Küchenbetriebes. Aber am freundlichsten lächelt ihn doch das Bild seines Eßzimmers an, wo er stolz seine Füße unter den eigenen Tisch nach jahrelanger Ruhelosigkeit stecken konnte, wo die treue Hausfrau ihm seine erbetene Lieblingsspeise vorlegt, wo die Kinder sittsam im Kreise um ihn sitzen und er einen Augenblick Muße hat, sie in ihrer Eigenart zu beobachten und erzieherisch zu beeinflussen oder mit ihnen heiter zu plaudern. Hier ist auch die Stätte, wo er echte deutsche Gastfreundschaft üben und fröhliche Gäste empfangen konnte. In der Erhaltung des heimischen Herdes liegt für junge und alte Krieger der eigentliche Kampfzweck nach seiner persönlichen Seite.

Für den Volkswirt gilt es mehr. Es handelt sich bei der Erhaltung des Herdes um die soziale Erziehung der Gesamtheit. Das eigene Heim, nach dem sich Mann und Weib gleicherweise sehnen, bis sie es haben, wirkt stärkend auf den Charakter, auf die Arbeitslust und auf das Verständnis für öffentliche Fragen. Wenn W. H. Riehl einmal schreibt, daß mancher Mann vor lauter Vereinsmeierei ein Lump geworden ist, so trifft das gleiche Ereignis oftmals ein, wenn dem Mann andauernd der Eigenherd fehlt. Der Zwang der Tischzeit im eigenen Haushalt hindert manchen schwachen Charakter vor überflüssiger geschäftlicher Verzettelung oder Zeitvergeudung in Gastwirtschaften. Andernfalls sinkt der Hausherr zum Schlafburschen im eigenen Haushalt herab. Auch die Ehefrau wird erst zur Hausfrau durch ihren Küchenbetrieb. Mit der Aufgabe dieser Tätigkeit bricht der beste Edelstein aus ihrer weiblichen Krone. Frauen ohne Herd begeben sich ihrer eigentlichen Machtstellung in Familie und Staat. Arbeitspflicht und Arbeitslust wachsen auch dem Schwachmütigsten und Leichtfertigsten, wenn es sich um die Erhaltung seines Herdes handelt. Was hindert den Mann, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen und sein Heim verkrachen zu lassen, wenn dieses herdlos bleibt? Was hindert die Frau, ihre Zeit mit Tand zu vertrödeln, wenn sie keine Hausfrauenpflichten hat und tagtäglich mittags geputzt zur Kneipe läuft? Welchen Zweck hat das zeitgemäße Gerede über Bevölkerungswesen und Geburtenpolitik, wenn den Kindern unterschiedslos ihr Essen aus Speiseanstalten zugetragen werden muß und die Kinderstube der Gemütlichkeit entbehrt. Wer hat ohne eigenen Herd noch Lust, Kinder geflissentlich in die Welt zu setzen? Wo bleibt die Volkskraft und Volksgesundheit bei ständiger Gastwirtsküche? Alle schwächlichen und besonders die jugendlichen Körper sind auf individuelle Ernährung angewiesen. Die besten Aerzte urteilen, daß man sich Gesundheit nicht aus der Apotheke, sondern aus der Küche holen müsse. Für wen hat schließlich nationale Eigenart und Selbständigkeit noch Sinn, wenn er in Berlin ein Leben führt, das er in London und Paris ebensogut haben könnte?

Der deutsche Herd ist ein nationales Gut voll höchster Poesie. Alle wahren Dichter haben sein Lob gesungen. Die anerkannte Eigenart des deutschen Volkes, die in der Gemütstiefe wurzelt, hat am Herde ihren Ausgangspunkt. Gemütsbetätigung hat stets gewisse Beziehungen zu materiellen Begleitumständen. Das Gemüt unterscheidet sich hierdurch vom reinen verstandesmäßigen Denken. Die Gemütsstimmung ist aber auch für den Volkswirt ein beachtenswertes Imponderabile. Unsere heutigen Staatsleute und Großindustriellen treiben eine Wohnungspolitik hauptsächlich von dem Gedanken aus, daß dem Arbeiter ein eigener Herd in nächster Nähe der Arbeitsstätte geschaffen werde, damit er auf das Essen in der Fabrikkantine verzichten kann. Künstler sogar werden herangezogen, um die Wohnküche des kleinen Mannes mit Formenschönheit und Stimmung zu schmücken.

In diese Quellstätte deutscher Kraft hat der Krieg mit plumpen Händen eingegriffen. Wenn hier notgeborene Großtaten der behelfsreichen Organisation geleistet wurden, so sollen sie nicht verkleinert werden. Aber befremden muß es, wenn uns dieses Angsterzeugnis als Zukunftsideal gedeutet werden soll. Amphitheater mit Massenkrippen müßten gebaut werden, wenn dieses Ideal allgemein gültig würde, und Schleppzüge mit Austrägern müßten durch die Straßen fahren der Speisezuführung für Kranke, Schwache und Kinder wegen. Der Mensch wird dann zur Arbeitsmaschine, die mit Chemikalien geschmiert wird, zum Vieh, das herdenweise zur Raufe kommt. Wenn wir dereinst im Frieden ohne Not in dieser Richtung weiterstreben, dann hat trotz Hindenburg und Ludendorff der Feind gesiegt. Der Amerikanismus steht dann als Triumphator in deutschen Landen.

Tägliche Rundschau
26. I. 1918

188

Die Wohnungsbeschaffung nach dem Kriege.

Eine Eingabe des Preußischen Städtetags an den Minister des Innern.

Der Vorstand des Preußischen Städtetages hat mit umfangreicher Begründung eine Eingabe über die Wohnungsbeschaffung nach dem Kriege an den Minister des Innern gerichtet. Die Eingabe behandelt zwei hauptsächliche Gesichtspunkte, nämlich erstens die Bereitstellung von Geld und Land zum Bauen und zweitens die Beschaffung von Arbeitskräften und Baustoffen. Es wird darauf hingewiesen, daß ohne ein organisatorisches Eingreifen des Reiches genau die gleichen Zustände entstehen würden, wie im Anfang des Krieges bei der Lebensmittelbeschaffung. Nicht nur die Baustoffe, die in der Heimat neu hergestellt werden, kommen für eine Regelung in Betracht, sondern ebenso das reiche Material der Heeresverwaltung. Auch auf Ueberlassung von Baracken der Heeresverwaltung wird großes Gewicht gelegt, obwohl anderseits betont wird, daß eine Unterbringung in Baracken natürlich nur bei ernster Not und nur ganz vorübergehend ins Auge gefaßt werden könne. Was die Bereitstellung von Land und Geld anbetrifft, so weist der Städtetag darauf hin, daß alle Bereitwilligkeit der Städte und auch Industrieller, genossenschaftlicher oder gemeinnütziger Unternehmungen zur Herbeischaffung der nötigen Geldmittel nicht ausreichen, sondern daß hier Reich oder Staat helfen müssen. Diese Hilfe von Reich und Staat müsse durch Hergabe von Baugeld und Hypotheken zu einem Zinsfuß erfolgen, der erheblich unter dem privatwirtschaftlichen Zinsfuß liegt. Denn ohnedem würden in den Häusern der Uebergangszeit die Mieten übermäßig hoch angesetzt werden. Das würde aber ein Nachfolgen der Mieten in den alten Häusern über das etwa sachlich begründete Maß hinaus und ein Steigen der Geländewerte bedeuten, damit aber eine nennenswerte dauernde Verteuerung des Wohnens mit schwerem Nachteil für unser gesamtes Geldwesen und unsere Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt.

Die Zeit
27. I. 1918
110

Misttrüherln.

Gewiß, die Misttrüherln sind ein wichtiges Hausgerät. Fast ebenso wichtig wie ein Bett oder ein Tisch, und vielleicht ein weniges wichtiger als ein Klavier. Dennoch führten sie bisher ein Aschenbrödeldasein und wagten sich nur für knapp bemessene Minuten an das Licht der Gasse. Anfonsten taten sie irgendwo in einem versteckten Winkel ihre unreine, der Reinlichkeit dienende Pflicht. Man wußte ja ganz genau, wann der Mistbauer kommen werde, und auf die Minute pünktlich gellte die ihn kündende Glocke durch Flur und Stiegenhaus. Da erhoben sich wie auf ein Kommando alle Misttrüherln und eilten zum Haustor, um schleunigst und mit viel Staubaufwirbeln ihren ganzen Inhalt an den Mistwagen abzugeben. Dann standen sie wieder still in der Ecke und warteten, bis die Glocke sie neuerlich rief. Der Krieg hat die Misttrüherln an Geduld gewöhnt: sie warten und warten, aber die erlösende Glocke ruft sie nicht. Das ist für die Misttrüherln eine schwere Sache, denn längst schon sind sie so überfüllt, daß sie keinen Deckel mehr vertragen, und ein kleiner Berg türmt sich über ihre Ränder hinaus. Ein Misttrüherl aber, in das nichts mehr hineingeht, hat seinen Lebenszweck verfehlt. Und so kam es, daß die sonst geschätzten Misttrüherln zum Aergernis wurden. Da die Mistbauerglocke ewig nicht gellen wollte und das fruchtlose Warten verdroß, stellte man die Misttrüherln einfach hinaus vor das Tor. Dort stehen sie nun und harren des Mistbauers, der nicht kommen will. Sie stehen zwischen schmelzenden Schneehaufen und können nichts dagegen tun, daß der Sturmwind ihren mühsam gesammelten Inhalt entführt und als Staubwolke die Straße hinunterjagt. Alle Misttrüherln haben das gleiche Schicksal. Die eleganten, weißlackierten sowohl wie die bürgerlich braungestrichenen und wie jene, die ursprünglich gar keine Misttrüherln waren, sondern Heresfettkübel oder Obstkistchen. Sie werden beschmutzt vom Kot der Straße und von den Vögeln, die sich als hungrige Gäste bei ihnen einfinden. Denn die Spatzen und weiter draußen auch die Amseln und Krähen, ja sogar ein Schopflerchenpaar, wissen den Inhalt der Misttrüherln sehr zu schätzen, und mit spitzen Schnäbeln suchen sie unter der grauen Asche nach Leckerbissen. Allzu viel ist freilich nicht zu finden, und häufig deutet bloß eine leere Hülle auf den längst entschwundenen Inhalt. Ja, wenn in den Sardinenschachteln, in den Blechhülsen der Gulaschkonserven und in den Kondensmilchbüchsen noch etwas drinnen wäre! Aber sie sind leer, nicht einmal ein Duft der einstigen Herrlichkeit ist geblieben! So muß sich denn das hungrige Volk mit den Aepfel- und Kartoffelschalen begnügen, und wenn einmal wo ein abgenagter Knochen zu finden ist, mag sich der glückliche Vogel freuen. Die Misttrüherln aber schauen erstaunt auf dieses fremde Leben und auf die schwarzgewordenen Schneehaufen, die immer mehr in sich zusammensinken. Und sie warten, ob nicht der Mistbauer doch eines Tages wiederkommt, damit sie dann aus Nässe und Kälte wieder in ihre stille, warme Ecke heimgeholt werden.

Neue Freie Presse
31. I. 1918

112

Die Vernachlässigung der Reinigung der Wohnhäuser in Wien.

Bekanntlich herrscht unter den Hausbesorgern Wiens große Klage, daß sie nicht das nötige Seifenmaterial zur Verfügung haben, das für die entsprechende Reinigung der Häuser unbedingt erforderlich ist. Die Hausbesorger bekommen zurzeit nur so viel Seife zugewiesen, als sie auf Grund ihrer Seifenkarte für den persönlichen Gebrauch beziehen können. Abgeordneter Dr. Heilinger hat in dieser Angelegenheit interveniert und die betreffenden Stellen darauf aufmersam gemacht, wie notwendig vom sanitären Standpunkte aus es ist, für eine entsprechende Reinigung der Häuser Wiens Sorge zu tragen und den Hausbesorgern so viel Seifenmaterial zu bewilligen, als sie hiefür brauchen. Abgeordneter Dr. Heilinger hat unter anderm im Handelsministerium vorgesprochen und den Vorschlag gemacht, den Hausbesorgern zunächst eine Seifenzusatzkarte zum Zwecke der Häuserreinigung zuzuweisen.

Das behagliche Leben.

Da saß neulich im Kaffeehaus an einem Nebentischchen ein älterer Herr in aufhorchender Runde und sagte mit schönem Ton: „Wenn der Mensch nur gesund ist und zufrieden — alles andre ist Papp, Papp ... trotz 'n Krieg!" Und ein Weilchen später mit noch schönerem Ton: „Ja, wenn einer Marzipan braucht, um glücklich zu sein — dann ist er einfach krank. Ich für mein Teil, ich brauch' das alles nicht und führ' doch ein behagliches Leben!"

Ich sah hinter meiner Zeitung hervor mit scheuer Bewunderung auf diesen älteren Herrn. Er glich weder einem Hamster noch einem Kriegsgewinner, die Weste schien ihm reichlich zu weit geworden, die Krawatte stammte offenbar von einem längst verflossenen Christkindl. Und dennoch war er zufrieden, führte ein behagliches Leben — ja vielleicht kommt es wirklich nur auf den guten Willen an! Und ich beschloß, mir diesen guten Willen anzueignen, genügsam zu sein, mich behaglich zu fühlen, wie der brave ältere Herr.

Gleich als ich die Elektrische erklomm, konnte ich mit meiner Selbsterziehung beginnen, denn indessen die Nachkletternden mich emsig schoben und drängten, erinnerten sich etliche Fahrgäste plötzlich, daß sie ja hier aussteigen wollten, und so befand ich mich eine ganze Weile eingekeilt in einem Knäuel schimpfender Leute, die von der ordnungsliebenden Schaffnerin verdonnert wurden. Durch den wohlgezielten „Schupfer" eines mir offenbar wohlgesinnten lieben Nächsten gelangte ich dann unversehens in das Innere des Wagens und erzielte nach längerem Hin- und Herwiegen im Stile der Rheintöchter sogar einen angenehmen Sitzplatz, der mir Gelegenheit bot, die geheimnisvollen Düfte einer zerfetzten Markttasche einzuatmen, an etlichen Mänteln und Jacken fehlende Knöpfe zu zählen und zu beobachten, wie junge Mädchen sich liebevoll in unappetitliche alte Schmökerromane versenken. Dabei hatte ich das kindliche Vergnügen, mich von allerlei Pelzen im Vorbeistreifen an der Nase gekitzelt zu fühlen.

Nach dieser überaus erquickenden Fahrt hatte ich das dringende Bedürfnis, ein wenig zu Fuß zu gehen und mir in der Innern Stadt all die schönen Dinge anzusehen, die andre sich kaufen können. Zum Beispiel die entzückenden japanischen Morgenkleider, die wie köstliche Blumen im Schaufenster leuchten! Ich versuchte, mich an dem Gedanken zu erbauen, wie freudig die kleine Gräfin oder Fräulein Sidi, die Tochter des Kriegsgewinners, in solch ein Märchenkleid hineinschlüpfen würden — aber die Erbauung war keine aufrichtige. . . . Der ältere Herr hatte leicht reden von stolzer Verachtung des Marzipans. . . . Das hier ist ein Marzipan für uns Frauen, der uns gar zu sehr lockt und dessen süßem Zauber wir rettungslos unterliegen, alle, alle, und auch jetzt. Gerade jetzt vielleicht, weil er den meisten von uns so unerreichbar ist! . . .

Konnte die Eitelkeit nicht befriedigt werden, so wollte wenigstens der arme

ausgewiesen. Der in Moskau au[illegible]

Gaumen ein bißchen Lust haben. Da soll es ja einen Konditor geben in einer bestimmten Straße, der kleine Schokoladeplätzchen und sogar noch Vanillekipferln auf Lager hält. Im Flüsterton erfährt man's, damit nicht gänzlich Unwürdige dieser Seligkeit teilhaftig werden — sie müssen also ganz besonders fein sein. Ja, sie, die Schokoladeplätzchen, sind so klein und fein, daß man sie nur mit der Lupe wählen kann, und haben einen seltsam interessanten Geschmack, der an Großvaters Schnupftabak erinnert. Dafür sind die Vanillekipferln viel größer, haben aber sonst mit ihren holden Vorgängern nichts gemein als den Namen. Sie scheinen nach einem ururalten Negerrezept bereitet, braun, wie sie sind, vielleicht aus gerösteter Bambusrinde, mit gesüßtem Wüstenstaub vermengt . . . dafür kosten sie aber auch nur 75 Heller das Stück. Dann versuch' ich es mit der dritten Herrlichkeit, die sich meinen Augen bietet — mit kleinen, viereckigen Kuchen, die Sättigung versprechen. Kein Wunder auch — denn sie stammen in ihren Hauptbestandteilen von fetthältiger Schuhpasta, sind also unbedingt von hohem Nährwert.

Uebrigens ist vernünftige Hautpflege bei diesen austrocknenden Stürmen, die mit rußigen Nebeln angenehm abwechseln, gewiß noch wichtiger als der Drang nach Süße. Also erstand ich in einer der ersten Drogerien eine „Idealcreme", von der die Sage geht, daß sie sprödeste Haut in Doppelatlas verwandelt. Meinem Bestreben, die Tube zu öffnen, setzte die kleine Kapsel hartnäckigen Widerstand entgegen, dafür öffnete sich jählings die untere Breitseite, und lieblich-wehmütige Kindheitserinnerung überfiel mich, denn die graugelbe

Neues Wiener Tagblatt
1. II. 1918

Neues Wiener Tagblatt
2. II. 1918

115

* **(Stadttouristen.)** Aus Leserkreisen wird uns geschrieben: „Sie haben mit ihren jüngst veröffentlichten Ausführungen vollkommen recht: die Wiener werden sich jetzt wieder ans Gehen gewöhnen müssen. Es wird ihnen bei dem herrschenden Tauwetter vielleicht noch schwerer fallen als in den Tagen des Schnees. Denn das Schuhwerk ist mangelhaft, und es gibt Kriegssohlen, die förmlich zerfallen, wenn sie naß werden, vom Eindringen der Feuchtigkeit durch das sogenannte „Leder" gar nicht zu reden. Aber was will man machen? Der Verkehrsdirektor der Straßenbahnen hat eine klare Sprache gesprochen: 200 Motorwagen aus dem Betrieb gezogen, andre längst reparaturbedürftig, neue Wagen gegenwärtig nicht zu haben.... Wir wissen alle, daß man zu bestimmten Tagesstunden oft drei oder vier Züge passieren lassen muß, ehe man sich einen Platz erobert. Und wenn man auch schon abgehärtet ist und die obligaten Ellbogenkämpfe nicht mehr scheut; am klügsten sind doch jene, die nicht erst ihre Zeit mit ersprießlichem Warten vergeuden, sondern sich von Haus aus, ohne mit der Straßenbahn zu rechnen, auf den Weg machen. Leicht wird das freilich nicht für jeden sein, denn die Mehrzahl der Menschen besitzt weder Schneeschuhe noch Galoschen. In den letzten Tagen wurden in den Schuhwarengeschäften überall Einlagesohlen verlangt, die vor Kälte oder Nässe bewahren sollten. In mancher Schneenacht waren heuer selbst Wickelgamaschen am Platze, und in den Vororten, in Sievering, Neuwaldegg oder Pötzleinsdorf, sah man dann die Bewohner höher gelegener Villen vereinzelt sogar mit Schneereifen gehen. Man mußte also nicht erst auf den Kahlenberg oder die Sophienalpe gehen, man konnte schon in der Stadt Touristik betreiben. Für das junge Volk war das ein willkommener Anlaß zu improvisiertem sportlichem Vergnügen, für Erwachsene, namentlich für ältere Leute, aber bedeutet diese unfreiwillige Stadttouristik eine arge Plage. Ich glaube daher, man sollte nicht nur den Frauen, wie Sie jüngst ausführten, sondern vor allen Dingen älteren Leuten in der Elektrischen den Vorrang lassen. Junge Menschen, namentlich solche, die nicht weit zu fahren haben, sollten zugunsten jener verzichten, denen das Gehen schwer fällt. Denn den Jungen, die sich unter ganz andern Verhältnissen mit dem Wetter herumzubalgen gelernt haben, fällt es oft gar nicht schwer, einer jener Stadttouristen zu sein, die zu zeitgemäßen Straßenfiguren geworden sind.

Österr. Volkszeitung
2./II. 1918

117

Im Stammbeisl.

„Dös is scho z' blöd'," ärgerte sich Schwasser, „dieses ewige: „Dös wird g'schlossen, jenes hört auf". An Tag haßt 's: D' Friseur' können d' Menschheit net weiter rasier'n, weil s' ka Safen net hab'n; 's anderemal leit ma wieder, d' Wirt müssen spirr'n, weil s' nix zum Kochen hab'n; und so geht dös fort in einer Leier."

„Es ja all's net wahr," brummte Stichler, „kan Wirt fallt 's ein, daß er zuaspirrt, und kan Friseur a net."

„Mögli, i glaub' 's selber," sagte Schwasser, aber a enterischer Zuastand is, wann ma net waß, wie oder was. Wer garantiert ma denn, daß net an Friseurn d' Safen grad ausgeht, wann i an der Reih' bin und daß er ma sagt: „Tut ma leid, Herr von Schwasser, aber i kann Eahna net weiter rasier'n. Und wer sagt ma denn, daß i net eines schön' Tag's an unserer Beisltür a saubers Tafel find': Geschlossen? Dös wer so a G'schicht, Goschamadiener!"

„Gar ka Unglück war 's," sagte Stichler, „hab' eh scha bis da her g'nua von dem G'fraß, das an vorg'setzt wird, und von dem Kriegsgschlader, das si allerweil no „Bier" schimpfen laßt."

„Besser wie nix is halt immer no," seufzte Spannagl und trank sein Krügel leer.

„Jetzt'n woll'n s' a Wirtshaus-Kriegsmuseum aufmachen, d' Wirten und Kaffeesieder," sagte Oberberger.

„Da hätt' i glei was dafür," rief Stichler, „a Haupt- und Glanznummer! Tadelloses Exemplar, in der ganzen Welt unerreicht! Meine Herrschaften, hereinspaziert, hereinspaziert, hier zu seh'n das kleinwunzigste Gulasch, das je erzeugt und an langjährigen treuen Stammgast vorg'setzt worden is. Hereinspaziert, hereinspaziert, meine Herrschaften, so eine Gelegenheit kommt nie wieder!"

„Sonderbarer Gustier dös, si die Kriegssacherln a no aufz'heben," meinte Spannagl, „anstatt das d' Menschheit heilfroh is, wann s' nix mehr sieht und hört davon."

„Ihr schmeckt," ergänzte Oberberger: „warum? Is gar net so dumm. Wann si 's amal drum handelt, an Hallig'n seine Faxen ausz'treib'n, dann braucht ma eahm nur ins Kriegskostümmuseum einiz'führ'n und eahm zag'n, was d' Welt in die Kriegsjahr' hat schlucken müssen. Wann an 's Beefsteak mit Spieglei, Spinat und Kohlsprossern net recht is, dann zeigt ma eahm anfach d' Wruken im Kriegsmuseum, und wann auer im Kaffeehaus raunzt, weil nur a einfacher Schlag statt Doppelschlag drauf is, zahrst eahm wieder ins Museum und führst eahm zum Kasterl „Kriegskaffee — Kaffee-Ersatz — Milchersatz". Wann er si dann d' Gustosacherln no immer net vergeh'n laßt, nachher is eahm net z' helfen."

„Wißt's, wer in dös Museum einag'hört?" fragte Schwasser. „Mir viere, wia ma da beisammensitzen. Als d' anzigen dauerhaften Stammgäst', die in der ganzen langen Kriegszeit eahner Wirtshaus nöt g'wechselt hab'n, alle acht Täg' z'sammenkommen und jed'smal im gleichen Lokäul."

„Was hätt' denn 's Wechseln für an Zweck?" meinte Spannagl, „kommt ja do nie nix besser's nach."

„Richti!" sagte Schwasser, „aber ma probiert 's halt amal da, amal dort. Es wird net viele geb'n in der Weanerstadt, die eahnern Stammbeisl so treu blieben san als wie mir viere; d'rum könnten s' uns ganz gut für a Gastspiel im Kriegsmuseum gaschier'n."

Während er dies sagte, holte er eine Zigarrentasche hervor, entnahm ihr mit feierlicher Umständlichkeit eine Virginia, zündete sie mit derselben Feierlichkeit an und paffte alsbald mit Behagen und frohem Augenzwinkern die Rauchwolken vor sich hin.

„Ah, da schaust her!" sagte Stichler, „wo hast denn dös Zigarrl her? Da legst Di nieder und stehst wieder auf! A regelrechte Virginia raukt der Mensch."

Oberberger aber rief, verschmitzt lachend, mit drohender Stimme:

„Leopold, an Liter Wein!" Und als der Ober erschien, fügte er hinzu: „Bringen S' aber den besten, den S' haben, verstanden? Preis Nebensach'! Zahl'n tuat eahm der Herr Schwasser."

„I?" protestierte dieser, „ah, da müß i bitten, da hört si scho all's auf. An Wein werd' i zahl'n bei die teuern Zeiten, fallt ma net im Schlaf ein."

„So — und unser Weit'? Wie is nachdem mit der?" fragte Oberberger; „Fettel will i haßen, und an Liter Wein zahl' i, wann ös mi no a anzig'smal mit an Zigarrl antrefft's — wer hat heut' vor acht Tag so g'redt? Der Herr von Schwasser! Und wer will jetzt'n so tuan, als wüßt' er von nix? Der Herr von Schwasser. — Tummeln's Eahna, Leopold, was stehn's denn no da? An Liter vom besten, aber g'schwind, wann i bitten derf."

„Zu blöd, auf dös hab' i ganz vergessen," ärgerte sich Schwasser: „no, kann ma a nix machen: was bin i a so dumm, daß i 's Zigarrl vor Deine Augen außizahl! Aber dös is g'witz: Früher oder später werd' i Nichtraucher.

„Dös stimmt," erwiderte Oberberger, „i werd' 's a, aber erst, bis i nix mehr zum Rauchen krieg: viel fehlt eh nimmer bis zu dem Zuastand. Wenn 's so weiter geht in dera Tonart, wird ma si schön langsam all's abg'wöhnen müassen: 's Rauchen, 's Trinken und 's Essen."

„'s Essen, ja, dös stimmt," sagte Stichler, „stimmt auffallend! Wie d' Sachen heut' lieg'n und steh'n, is 's Essen a Luxus, den si nur mehr d' ober'n Zehntausend leisten können: d' andern derfen zuaschaun. D' hohen Behördlichkeiten treffen Maßnahmen, ane um d' andere, ma kennt si vor lauter Maßnahmen scho gar nimmer aus; aber von die wird ka Mensch fett."

„No a Nummer für 's Kriegsmuseum," sagte Oberberger und trank das auf ihn entfallend, Viertel von Schwassers Wein auf einen Zug aus „a Kasterl mit der Ueberschrift: „Kriegskost im Achtzehnerjahr. Inhalt: Nix."

Er sprach's, beglich seine Zeche und gemeinsam verließen alle vier das Lokal.

Thomas Berger.

Freudenblatt
7. II. 1918

* **(Einladung.)** Auch das hat man im Kriege, während des Krieges erst erkannt, weshalb und aus welchen wahren Motiven die Leute früher einmal Geselligkeit betrieben haben. Man hat einander besucht, um zu essen. Keineswegs, um den anderen zu ehren, um sich seiner Gesellschaft zu erfreuen. Wenn Leute früher einmal eine Gesellschaft gegeben, einen Abend arrangiert haben, da mußten die Tische und die Tischchen sich biegen, da war es Vorschrift, daß es reiche Kostbarkeiten und Leckerbissen regne, da man sonst riskiert hätte, daß die üble Nachrede noch früher eingesetzt hätte, als üblich. Die Menschen sind gezwungen gewesen, weit über ihre Verhältnisse zu leben. Einer hat immer den Ehrgeiz gehabt, den anderen zu übertrumpfen. Wer die erste Einladung (innerhalb eines Kreises) ergehen ließ, der hatte noch relativ die beste Chance. Er brauchte auf niemand vor ihm Rücksicht zu nehmen, mit keinem die Konkurrenz aufzunehmen. Die nach ihm kamen, hatten es schon schwieriger. Da mußte mit Vorbedacht der, der der letzte Gastgeber gewesen, in den Schatten gestellt werden. Es war einmal... Die Geselligkeit ist ebenfalls während des Krieges in die richtige Bahn gelenkt worden. Die Gelage haben aufgehört. Trotzdem besuchen die Leute einander immer noch, und sie tun dies sogar in verstärktem Maße. Die Gründe hiefür sind einleuchtend und bekannt. Der Aufenthalt in den Lokalen wird einem nicht übermäßig angenehm gemacht, überdies von einer bestimmten, allzu früh angesetzten Stunde an, verwehrt. Da bleibt nichts übrig, als der Gesellschaft sich zu erinnern. Früher einmal hätte es niemand gewagt, jemand bei sich zu empfangen, ohne sich zugleich großer, umfassender Vorbereitungen zu rühmen. Wenn heutzutage Leute zu Leuten kommen, muß man doch eher annehmen, daß beiden Parteien um das Beisammensein zu tun ist — da sie ja doch nichts oder nur wenig zu essen geben und zu essen bekommen. Wie dankbar ist man heute für eine Schale Tee — während einmal doch Hummermayonnaise eine längst überholte Angelegenheit gewesen ist. Gibt es gar jetzt einen Teller mit Backwerk, so kennt das Lob, das auf der Stiege schon gespendet wird, keine Grenzen. So haben sich die Zeiten in dieser Hinsicht geändert — und man kann nicht einmal behaupten, daß es zu ihrem Nachteil ausgegangen wäre.

Neue Freie Presse

9./II. 1918

119

[Offizierskappe und Doktorhut.] In der nächsten Zeit wird man weit mehr junge Offiziere in Wien sehen, als dies seit geraumer Zeit der Fall gewesen ist. Es sind dies Urlauber von der Front, die aber nur die harte und blutige Kriegsarbeit mit ebenso eifriger, anstrengender und emsiger Friedensarbeit vertauschen. Ihre Erholung von den Strapazen des Felddienstes besteht darin, daß sie sich in die Lehrbücher versenken und die Vorlesungen der Professoren besuchen dürfen. Die militärische Beurlaubung zu Studienzwecken gehört zu den bezeichnendsten sozialen Erscheinungen, die der Weltkrieg mit sich gebracht hat. Gäbe es eine Statistik der männlichen Lieder, die gesungen werden, so wäre in der Friedenszeit sicherlich das altehrwürdige „Gaudeamus" an erster Stelle gestanden. Es ist aber in den Kriegsjahren tief in den Hintergrund getreten. Wie lange ist es schon her, daß man in den Straßen unserer Stadt zum letztenmal einen Korpsstudenten oder einen Burschenschafter mit dem roten, blauen oder grünen Bummler auf dem Kopfe gesehen hat, von der Auffahrt irgendeiner farbentragenden Verbindung an der Universität gar nicht zu reden. Soferne die Pflanze „Studentenleben" auf dem großstädtischen Asphaltboden überhaupt kümmerlich genug sich entfalten konnte, hat sie der Krieg mit eisengepanzertem Fuß unbarmherzig niedergetreten. Ein Studentenleben im Sinne des „Gaudeamus" verträgt sich eben mit der Kriegszeit absolut nicht. Die Studenten in Uniform, die jetzt die Rampe der Universität emporschreiten, haben es viel zu eilig, um sich etwa mit sentimentalen Friedenserinnerungen aufzuhalten und der Zeit zu gedenken, da sie als blutjunge Füchse gemächlich unter den Arkaden einherschlenderten, ihre gelegentlichen Streitigkeiten in mehr oder minder lärmender und handgreiflicher Weise austrugen, gegen einen Frühschoppen nichts einzuwenden hatten und sich auch daraus nichts machten, das eine oder das andere Mal eine Vorlesung zu versäumen. Davon wird in dem Kriegssemester, zu dessen Absolvierung den Hörern in Uniform ein Urlaub von 12 Wochen bewilligt wurde, keine Rede sein. Diese Art von Studenten hat eine andere Auffassung von dem Wesen der akademischen Freiheit, als sie manchmal begreiflicher und leicht entschuldbarer Weise bei jenen vorhanden war, die eben erst das kaudinische Joch der Matura passiert hatten. Diese militärischen Hörer haben während einer verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit so viele Lebens- und Menschenerfahrung gesammelt, wie sie früher ein langes friedliches Dasein nicht geboten hat und nicht bieten konnte. Sie sind ein jeder bereits mehr als ein uneingelöster Wechsel auf die Zukunft, sie alle haben ihren Gegenwartswert erweisen müssen. Die Gesamtheit aber darf auf eine junge Generation stolz sein, die allen gehässigen Hunnenschimpf und Barbarenschwatz so gründlich lügen straft. In hellen Scharen strömt unsere Jugend zu den Quellen, die den Wissensdurst löschen. Gewiß ist jeder einzelne darauf bedacht, die Grundlage seiner künftigen sozialen Stellung zu sichern, die Vorbedingungen für seine spätere Betätigung im wirtschaftlichen Leben zu erfüllen. Der Arzt, der Richter, der Gymnasiallehrer der nächsten Generation muß Vorlesungen hören, Prüfungen ablegen, will er sich das Recht erwerben, die Offizierskappe mit dem Doktorhut zu vertauschen. Aber es wäre unbillig, den Zudrang der Hörer in Feldgrau ausschließlich auf praktische Erwägungen zurückzuführen. Dagegen spricht, was unsere Buchhändler und Verleger von den ernsten, schwierigen und gehaltvollen Büchern erzählen, die sie an die Front geschickt haben, dagegen streiten die Dissertationen und andere wertvolle wissenschaftliche Arbeiten, die nicht weit hinter den ersten Schützengräben entstanden sind. Die Wiener Universität aber grüßt ihre, wenn auch auf kurze Zeit heimgekehrten Söhne, die das kriegerische Handwerk nicht verrohen konnte und nicht verwildern. Wenn die Hochschule die Alma mater, die mütterliche Spenderin geistiger Nahrung genannt wird, dann freut sie sich ihrer Kinder, die das Saatkorn, das sie heute empfangen, mit offener Hand in die Ackerfurchen der Zukunft streuen werden, zu Nutz und Frommen einer anderen, hoffentlich besseren und schöneren Epoche der Menschheit.

Die Zeit
9. II. 1918

a 9

120

(Die Friedensnachricht in Wien.) Aus leichten Nebeln geboren, ein Tag, in seinen ersten Stunden unklar und verdrossen, wie man es diesen Winter hindurch fast schon gewohnt war. Automatisch gehen die Menschen an ihre Arbeit. Nichts Außergewöhnliches im Straßenbild. Da taucht plötzlich eine Austrägerin auf, unter dem Arm einen dicken Stoß einzelner Blattbogen. Hastig tritt sie in eine Trafik ein, setzt dann in Eile ihren Weg fort. Sie bringt eine rasch hergestellte Extraausgabe der „Zeit", die erste, die überhaupt erschienen ist. Man stutzt, schaut ihr nach, wendet sich um, läuft zur Trafik. Aus der Tür treten Leute, ein Wort fliegt von Mund zu Mund: Friedensschluß!... Es berührt beinahe ergreifend, wie die Leute die Botschaft aufnehmen. Die meisten stumm mit einem namenlos verlangenden Ausdruck in den Mienen. Alles drängt zusammen, Worte lösen sich von den Lippen, halbe, abgerissene Fragen flattern durch die Menschenknäuel, die sich hier und dort im Nu gebildet haben. Einer bringt die Extraausgabe und verliest die einzeilige Botschaft: Friede mit den Ukrainern! Der erste Bann ist gebrochen, jetzt aber beginnt die Nachricht erst ihre eigentliche Wirkung auszuüben. Menschen, die vorhin noch einander keines Blickes gewürdigt hatten, besprechen in freudiger Erregung die Tragweite des Ereignisses. Und erst die Frauen! Unsere tapferen, wackeren Wiener Frauen! Eine kurze Spanne Zeit hat hingereicht, die Botschaft auf Windesflügeln von Haus zu Haus, von Lokal zu Lokal zu tragen. Ueberall wird sie auf das lebhafteste kommentiert, wird sie zum einzigen Tagesgespräch. Um die Mittagsstunde hat die Botschaft die ganze Stadt erfaßt. Und überall äußert sich ihre Wirkung. Denn heute scheint es, als wäre das grämlich gewordene Wien mit einem Mal wieder freundlicher geworden. Es ist die Hoffnung, die in der veränderten Physiognomie des Stadtbildes zum Ausdruck kommt.

Fremdenblatt
10./II. 1918

121

* (Der Radiergummi.) „Es gibt einfach keinen Radiergummi in ganz Wien", jammert der kleine Schüler vor der Mutter. Von einem Papiergeschäft zum andern ist der arme Junge gelaufen, hat flehentlich um einen Radiergummi gebeten, hat die drohende Strafe seines Lehrers ins Treffen geführt — es hat nichts genützt. Am Nachmittag mußte die Mutter in die Stadt. Mit viel Kunst und Protektion ist es ihr dann gelungen, zu einem Preis, den zu nennen sie sich beharrlich weigerte, aus Furcht, von ihrem Manne ausgelacht zu werden. Radiergummi gehört zu jenen Artikeln, die schon in Friedenszeiten mit „Ersatz" arbeiteten. Für ihn brauchte nicht erst dieser Krieg kommen, damit der erfinderische Geist Ersatz dafür schafft, was die gesperrte Grenze nicht in unser Vaterland läßt. Neben dem „echten" Gummi, der aus dem Auslande zugeführt wurde — der natürlich in den geringen vorhandenen Massen viel wichtiger für die Pneumatiks 2c. verwendet wird — war bereits in Friedenszeiten ein „unechter" Radiergummi — genannt „Kunstgummi" — in den Verkehr gesetzt. Dieser Ersatz genügte den Bedürfnissen vollkommen und höchstens Spezialisten, wie Zeichner und Maler, machten in den Radiergummis Unterschiede. Der Kunstgummi besteht aus sogenannten „Faktis" mit mineralischen Zusätzen. Diese Faktis wurden in Friedenszeiten aus Rüböl durch Behandlung mit Chlorschwefel erzeugt. Beide Produkte werden im Inlande hergestellt. Im Kriege mußte bei dem herrschenden Oelmangel das Rüböl durch Maisöl, das wieder aus den Maiskörnern gewonnen wird, ersetzt werden. Aber auch dieses Ersatzmittel zur Herstellung des Ersatz-Radiergummis ist nicht in genügenden Mengen vorhanden, so daß allseits in diesem keineswegs unwichtigen Artikel ein sehr fühlbarer Mangel eingetreten ist. Es fragt sich nun, wie diesem Radiergummimangel abgeholfen werden kann, damit unsere Kleinen diesen unentbehrlichen Behelf für ihre Schulstudien mit weniger geringerem Kraftaufwand erlangen können. Es müßte, wie wir erfahren, den Fabriken für Kunst-Radiergummi in etwas freigebigerem Maße von den Zentralen Rüb- oder Maisöl zur Verfügung gestellt werden. Ebenso müßte der in relativ geringen Mengen notwendige Chlorschwefel freigegeben werden. Geschieht dies, so kann mit Leichtigkeit der Bedarf an Radiergummi gedeckt werden. Was den Preis des Radiergummis betrifft, der kolossal in die Höhe geschnellt ist, so möge bedacht werden, daß die Rohmaterialien, aus denen er besteht, ganz unerhört im Preise gestiegen sind. Zum Beispiel kostete vor dem Krieg ein ausgezeichnetes Rübenöl 85 Heller das Kilo, während heute von den Zentralen für ein mäßiges Maisöl 16 Kronen verlangt werden. Aus diesem Preisunterschied allein ergibt sich die Höhe der heutigen Radiergummipreise. Beim Radiergummi sind wir also verhältnismäßig durch die Unabhängigkeit vom Auslande bei der Beschaffung von Rohmaterialien günstiger daran, wie bei anderen selten gewordenen Artikeln. Doch auch die eigenen Rohprodukte, die zur Herstellung des Radiergummis notwendig sind, sind nicht unbegrenzt zur Verfügung und man muß mit dem, was man hat, haushalten.

Neues Wiener Tagblatt
10./II. 1918
122

„An der schönen blauen Donau."

Ein Schwede über Wien.

Unser Stockholmer Korrespondent schreibt uns: Harald Wegener, der Kriegsberichterstatter des Stockholmer „Aftonbladet" im österreichischen Hauptquartier an der Südwestfront, verweilte einige Tage in Wien und schildert seine Eindrücke in einem sehr liebenswürdigen Aufsatz, den kennen zu lernen in Wien um so mehr Vergnügen machen wird, als man daraus ersehen wird, wie gut es eigentlich den Wienern geht, wenngleich sie selbst nicht viel davon merken. Aber bemerkenswert bleibt es, daß Wien noch immer auf den Fremden einen angenehmen Eindruck macht, welcher noch nicht alle Spuren des Zaubers verwischt sieht, der Wien im Frieden so anziehend machte. Harald Wegener schreibt:

Durch die Straßen Wiens rollen wohl weniger Straßenbahnwagen als durch Berlin, doch nehmen diese mehr Passagiere auf, was seine rein psychologische Erklärung hat. Zwei Berliner streiten sich unfehlbar in einem leeren Straßenbahnwagen um den Platz oder sie stoßen, wie von einer Naturnotwendigkeit getrieben, beim Hinausgehen zusammen; doch der Wiener drückt sich zusammen, macht sich kleiner, wie ein Anchovis in der Dose, und bewahrt doch seinen guten Humor, trotz Krieg, trotz Kohlenmangels, trotz allem.... Nichts scheint den Wiener seines guten Humors berauben zu können, der ihn allezeit ausgezeichnet hat, obwohl es wohl leicht erklärlich ist, daß drei Jahre Krieg die Menschen nervös und empfindlich machen. Puffst man dem Wiener mit dem Ellbogen in den Magen, so erhält man ein liebenswürdiges Lächeln zur Antwort, und dieses ist in Wien ein besonderes Volksvergnügen. Bittet man um Auskunft, ob ein Wagen hierhin oder dorthin fährt, so strecken sich gleich hundert willige Hände unter einem Strom von Erklärungen aus, nach der Richtung hin, welche man einschlagen sollte, und man nimmt gern mit in den Kauf, daß alle Hände nach entgegengesetzten Richtungen zeigen und alle Lippen nach dem eigenen Gutdünken dem Fragenden den Weg nach sämtlichen Himmelsrichtungen beschreiben. Der Wiener Humor ist bezaubernd, und er wirkt ansteckend.

Man wird mit den Volksmassen in der Kärntnerstraße fortgezogen und denkt daran, um wieviel schöner das Leben hier vor dem 1. August 1914 war. Erinnert man sich noch, wie es war, als man reich, satt und leicht berauscht von edlem Weine hier spazierte? — Hier schlägt noch der Puls des Lebens im Rhythmus eines Festes. Ich war sechs Wochen an der Front, wo das Feuer Tag und Nacht wütete; doch hier fühlt man sich mit einem Male so weit fort vom Kriege. Hier spazieren die elegantesten Offiziere, welche wirklich keine andre Armee aufweisen kann, in der leuchtenden Friedensuniform, welche man beim Urlaub in der Hauptstadt tragen darf; doch der zierliche Herr mit dem wohlfrisierten schwarzen Haar und den koketten Polizeiaugen, der seine Dame graziös am Arme führt, trägt Dekorationen, welche man sich nur aus dem Schützengraben holen kann. — Und die Frauen dieser Stadt, wo sich alle Rassen des Reiches oder, besser gesagt, die besten der vielen Rassen des Reiches vermengen, tragen eine Märchenpracht des Orients an sich. Man kann es verstehen, wenn die Dichter des Landes eigentlich nur über sie schreiben, nur für sie. Es ist wahr, daß die Wienerin auf den Boulevards an Geschäften vorbeigeht, welche sich augenblicklich nicht gerade durch einen Ueberfluß an Waren auszeichnen; doch ihr sieht man es nicht an, daß die Modemagazine leer sind oder daß auch nur die gediegensten Sachen fehlen.

Der Krieg hat dem Oesterreicher diese unausrottbare Liebenswürdigkeit nicht abgewöhnen können. Es ist, als ob aus dem Braus dieser Millionenstadt wie aus einem Orchester immer der Rhythmus eines Festes herausklänge, etwas von einer Götterlaune, welche bei dem Geringsten zu Tanz und Lachen aufflammt. Man kann das beschreiben als etwas, das Stockholm nicht hat, aber doch sehr gern haben möchte. Hier in Wien findet man es noch, während das vierte Kriegsjahr bereits eingezogen ist. Hier hat man noch den Mut, das Leben lächelnd anzuschauen und sich über Luxus, Pracht und Glanz zu freuen, obgleich die Kohlen knapp sind und viel Armut sich in den Gassen versteckt. Warum muß der Nordländer denken, wie schön das Leben vor dem Kriege war, wie schön noch, bevor das dritte Kriegsjahr seinen Anfang nahm; warum erfaßt man nicht statt dessen die fliehenden Minuten und hält sie fest? Man kann alles, was eine wohlversehene Küche in Friedenszeiten bieten kann, für Geld und gute Worte — das letztere ist selbstverständlich — bekommen, nur Kaffee nicht. Es ist und bleibt unmöglich, Kaffee aufzutreiben, während die Armee an der italienischen Front dreimal des Tages den ausgesuchtesten Luxuskaffee trinkt, der für die italienische Armee bestimmt war, doch dann in andre Hände fiel. Und es ist auch nicht notwendig, zu Sacher zu gehen, wenn man ein Diner nach Friedensansprüchen wünscht. Die zwei fleischlosen Tage der Woche sind nicht so fleischlos, wie man wohl annimmt. Man bekommt in der Regel keine Kalbs- oder Schweinskotelette, aber Wild und alle Sorten Vögel werden von der liberal denkenden Obrigkeit nicht zum Fleisch gerechnet. Dagegen sind die berühmten österreichischen Nachspeisen und Gebäck dem Kartensystem unterworfen, und es ist vorgekommen, daß ein Kellner in einem Restaurant wirklich irgendeinem einfältigen Gast die Mehlkarte abverlangt hat. Mindestens drei Kellner mußten den Gast wie Schmetterlinge eine Blume, sie decken auf, um seine kleinsten und größten Wünsche und einen Teil derer, die er gar nicht hat, zu erfüllen, doch sie möchten ihn nie mit der naiven Frage verletzen, ob er die Mehlkarte bei sich trage.

Doch mehr denn je leiten die großen Ereignisse, welche täglich geschehen, die Gedanken in die historische Zeit, welche die Kaiserstadt hinter sich hat, zurück. Eigentlich hat diese Stadt ein ernstes Gesicht, vornehm wenigstens, mit einem Gepräge, viel von der wichtigsten Geschichte Europas durchlebt zu haben. Und die Geschichte verpflichtet diese vielbedrohte Nation, während dieses Krieges, dem schwersten aller Kriege, zusammenzuhalten. Bismarck hat auch hier, wie in so manchem andern, recht, wenn er sagt: Steigt der Kaiser von Oesterreich zu Pferd, so folgt ihm das ganze Volk. Die gehässigen Feinde rundumher, und nicht zum wenigsten England, welches großmäulig versprach, alle seine Stärke dafür einzusetzen, um die österreichische Monarchie in Atome aufzulösen — welch demokratisches Kriegsziel, um dafür zu bluten —, haben nur vermocht, die einzelnen Bestandteile der Monarchie den Wert der Zusammengehörigkeit schätzen zu lehren. Ich glaube nicht, daß die berühmten Zwistigkeiten des Parlaments bedeuten, daß das Volk auseinander, daß es sich entzweien will. Es herrscht wohl ein leichter Sinn an der Donau, doch kein Leichtsinn, welcher den Selbsterhaltungstrieb ausschließt.

Die Zeit
10./II. 1918
123

Kriegsgebiet und Touristenverkehr.

Vor kurzer Zeit hat eine Regelung der Umgrenzung der nördlichen und südlichen Kriegsgebiete stattgefunden, die besonders im Bereich der Alpenländer weitgehende Erleichterungen in den bisherigen Verkehrsmöglichkeiten bietet. Die Einrichtung des sogenannten „weiteren" Kriegsgebietes erstreckt sich — soweit alpine Gebiete in Betracht kommen — gegenwärtig nur noch über das Kronland Vorarlberg; in Tirol, Kärnten und Krain gibt es ein solches weiteres Kriegsgebiet überhaupt nicht mehr. In das „engere" Kriegsgebiet Tirols fallen derzeit nur noch dessen südwestlichste Gebiete, also die Ortler- und Silvrettagruppe, die Südflanke der Oetztaler Alpen, die Texelgruppe, das Mendelgebiet, die Presanella- und Adamellogruppe, die Brentagruppe, das Gardaseegebiet, die Fleimstaler Alpen und der westlichste Teil der Dolomiten, also Grödener-, Rosengarten-, Latemar- und Palagruppe und unmittelbar an diese anschließende kleine Teile der Nachbargebiete.

Die touristische Freizügigkeit ist somit bezüglich aller übrigen Alpengebiete nur durch die Reichsgrenzen, was besonders bei den Salzburger Kalkalpen, den Nordtiroler Alpen und bei den Karnischen Alpen zu beachten ist, beschränkt. Freilich wird man sich an dem Begriff der „Freizügigkeit" nur cum grano salis erfreuen können, und rosenrote Optimisten, die sich an ausschweifenden touristischen Hoffnungen berauschen würden, dürften manche katzenjämmerliche Ernüchterung zu erwarten haben. Die Bäume des touristischen Verkehrs werden auch im Sommer 1918 nicht in den Himmel wachsen; dafür sorgen neben mancherlei Unterkunfts- und Verpflegungsschwierigkeiten unsere derzeitigen Eisenbahnfahrpläne in zielvollster Weise. Aber wenn auch die Verkehrserleichterungen, die die neue Umgrenzung der Kriegsgebiete der Touristik bringt, von den einzelnen Bergwanderern nur in bescheidenstem Maße werden ausgenützt werden können, so werden sie doch vor allem von den Leitungen der Vereine, die Schutzhäuser und Wege in den bisher gesperrt gewesenen Gebieten besitzen, freudigst begrüßt werden. Die Sorgen, die diesen Vereinen in den letzten Jahren aus solchem Besitz erwuchsen, waren nicht klein, da ihnen die Möglichkeit, ihre Objekte in genügendem Maße zu beaufsichtigen und entstandene Schäden zu beseitigen, ehe sie zu größeren wurden, nahezu benommen war. Die Gefahr, daß Schutzhäuser, besonders solche in hochgelegenen Gletschergebieten, schwer an ihrem Bauzustand zu leiden haben würden, war groß, und darum ist anzunehmen, daß ihre Besitzer die wiedergewonnene Bewegungsfreiheit vor allem dazu benützen werden, dort nach dem Rechten zu sehen. Sie werden wohl auch trachten, ihre Schutzhütten während der Sommermonate durch geeignete Leute ständig beaufsichtigen zu lassen.

Ob damit auch eine selbstverständlich ganz einfache Bewirtschaftung der Hütten wird verbunden werden können, muß noch als offene Frage bezeichnet werden. Dies wird nicht nur von dem jeweiligen Stande der allgemeinen Ernährungsverhältnisse in dem betreffenden Gebiet, sondern vor allem davon abhängen, ob in den in Betracht kommenden Talstationen die nötigen Transportkräfte aufgebracht werden können. Auch diese Frage wird naturgemäß um so schwieriger zu lösen sein, je höher und schwerer erreichbar das betreffende Schutzhaus gelegen ist, da ja bergerfahrene Träger kaum zur Verfügung stehen dürften. Immerhin aber wird der touristische Verkehr in diesem Sommer unter dem Zeichen eines kleinen Fortschrittes stehen; man ist ja so bescheiden geworden und freut sich schon, daß die Zeiten des Paßzwanges beim Ueberschreiten des — Semmerings einer hoffentlich nie wieder aufiebenden Vergangenheit angehören.

Im Stammbeisl.

„Wißt's, was heut' für a Tag is?" fragte Schwasser, und er, der sonst so Heitere, sah dabei etwas melancholisch drein.

„Samstag — was fragst denn so dumm?" lautete Stichlers Antwort und Gegenfrage.

„Stimmt! Aber was für a Samstag?" forschte Schwasser weiter.

„Was für a Samstag," sagte Spannagl erstaunt, „i waß net, was D' manst . . . Dös haßt ja, richti wahr, auf dös hätt' i total vergessen: Faschingsamstag is ja heut'!"

„Daß ma da drauf vergißt, is ka Wunder net in der Zeit," sagte Oberberger; „gibt 's denn überhaupt no an Fasching? Seit drei Jahr' steht der nur mehr in Kalender, aber d' Menschheit g'spürt nix von eahm. Wann i denk', zu meiner Zeit, was dös jed'smal für a G'spaß g'west is am Faschingsamstag. Da hat der Ernsteste sein Grant daham lassen, und d' ältesten Kracher war'n dazumal fidöler als heutz'tag a junger Mensch. Hört's ma auf, es is scho wirkli a grausliche Zeit! 's Tanzen wird d' heut'ge Generation ganz verlernen, und d' jungen Madeln von heut' werden, wann s' amal in die Jahr' kommen, net wissen, ob s' überhaupt amal jung g'west san."

„In die Tag jetzt'n," sagte Schwasser, „hat ma in frühere Jahr' der Wölt a Haxen ausg'rissen, und vor Sechse in der Früh' is, wer halbwegs was auf sei Reputation g'halten hat, net hamkemma — sogar unser alter Freund Oberberger hat in d' Faschingstag' von den Seinigen Ausgang kriagt, und i erinner' mi no ganz guat an die Zeit, wo wir viere miteinander in aller Hamlichkeit am Maskenball gangen san."

Oberberger lächelte wehmütig.

„Herrschaft no eine, dös war'n Zeiten, dös war'n Zeiten! Und wie lang' is 's denn her? Gar net amal so lang, aber es kommt an vor, als war 's vor aner Ewigkeit g'west, so viel is seitdem g'scheg'n und hat si seitdem g'ändert. Erinnerst Di a no an die Räuscherln, die mir uns dazumal ang'trunken hab'n? Kruzitürken, dös war no was, a so a Faschingsrausch in Friedenszeiten, der hat no nach was gleichg'schaut."

„Na jetzten, schließli und endli, Räuscherln gibt 's in Kriag a no," sagte Spannagl.

„Aber was für welche," erwiderte Oberberger; „erstens haßen s' nix und zweitens san s' z' teuer. Wie willst Dir denn heutz'tag an Rausch antrinken und mit was: Bier kriegst kann's und dös, was D' kriegst, is a traurig's G'söff, das D' früher net amal ang'schaut hätt'st. Gegen 'n Wein war ja nix einz'wenden, aber wann er was haßen soll, mußt fürs Viertel an Gulden blechen. Um dös Geld, was heut' der g'wöhnlichste „Marka" kost't, hast früher amal an Schampus kriegt und warst a Gawlier. Na, meine Herren, da könnt's reden, was Des wollt's, aber a Fasching is heutz'tag net; höstens a Fasching-Ersatz."

„Nach der neuchen Verurtnung dürfen d' Ersatzmittel nimmer so tuan, als ob s' echt wär'n," sagte Schwasser; „wann si der Prinz Kriegsfasching für 'n richtigen Fasching ausgibt, nachdem kann 's sein, daß eahm d' Polizei derwischt."

„Dabei is d' Polizei eh no d' einzige, die si am Faschingsamstag d'erinnert und d' Spirrstund verlängert hat, damit d' Weana do a bisserl a Freud' hab'n in dera traurigen Zeit," sagte Spannagl.

„Richti! — auf dös hätt' i ganz vergessen," sagte Schwasser, „auf die Art dürfen ma ja a in unser'n Beisl bis Zwölfe bleib'n. Wenn 's so is, Leopold, nachdem bringen S' ma no a wengerl was z' essen, damit daß i durchhalt' bis Mitternacht. Was sagen S'? A Beuschel wär' no da? Her damit!"

„Heut' in vierzehn Tag' wird 's dös nimmer geb'n, daß D' Dir mir nix Dir nix nach'n ersten Nachtmahl no a zweit's kommen laßt," sagte Oberberger, „denn bis dahin gilt schon d' neuche Wirtshausurtnung. Mit den neuchen Urtnungen und Verurtnungen wird wieder amal net g'spart in der letzten Zeit. Was 's Fleisch anlangt, da bin i gar net bös', daß dös endli amal billiger werd'n soll."

„I bin a net bös' drüber," meinte Schwasser, „i möcht' nur wissen, warum die G'schicht' mit dem Luxusfleisch sein muaß? Wann scho a einheitliche Wirtschaft eing'führt werd'n soll, warum net glei ganz? Dös geht ma net ein."

„Tschapperl, dös is do 's anfachste von der Welt," lachte Stichler, „a Hinterlürl muaß denen Kriegsg'winnern und Kettenhändler do g'lassen werd'n, durch das s' außaschliefen können. So is 's ja bei einer jeden Verurtnung bei uns, es gibt Luxusschuh, Luxuskleider, Luxusäpfel — warum sollt' 's ka Luxusfleisch — geb'n? Wundern tät 's mi nur, wenn 's anders war'."

„Desmal is das Hintertürl klan g'nua," verteidigte Oberberger die behördliche Verordnung, „durch dös kommt so g'schwind kaner durch."

„Sagst Du!" erwiderte Stichler, „i aber sag Dir: Aus 'n klan' Türl wird auf ja und na a große Tür word'n sein, und mit 'n Fleisch wird 's akkrat so geh'n wie mit die Aepfel: Luxuswar', wohin D' schaust, sonst nix."

„Abwarten!" riet Oberberger.

„Aber ja, i wart', i sag' ka Wurt mehr," erwiderte Stichler; „wann i recht hab', werd' i 's früh g'nua bemirken, und wann i mi g'irrt hab', soll 's mi g'reu'n."

„Wann d' schlechten Zeiten nur wieder besser werd'n wollten," klagte Spannagl, „jetzt'n muß ma si ja um 's Stückerl Fleisch a scho raufen, a grüne Zuaspeis kennt ma nur mehr vom Hör'nsag'n, 's Mehlspeiseffen hab' i ma lang scho abg'wöhnt . . ."

„Und 's Brot hat die Gelbsucht," ergänzte Oberberger; „vor a paar Jahr um die Zeit hat d' Menschheit no Faschingkrapfen g'gessen. Die war'n a gelb, aber net vom Kukuruz, sondern von d' Eier."

Schwasser meldete sich jetzt zum Wort. „Meine Herren," sagte er, „heut' is Faschingsamstag, also hört 's endli amal zum Lamentier'n auf und seid's fidel. I schlag vor: Lassen ma uns an Wein geb'n und schwemmen ma d' Sorgen aba."

„Aber ohne meina," sagte Oberberger, „i zahl' und geh'."

„Fadian!" sagte Schwasser, „wann scho a anzigsmal bis Zwölfe offen is, wirst do net hamgeh'n? Mach' kane G'schichten und bleib' da!"

„Na," sagte Oberberger und schüttelte den Kopf; „zahlet si net aus. Früher amal hätt' i net na g'sagt und hätt' den Verdruß daham riskiert. Heutz'tag steht si 's meiner Söl und Gott net dafür."

Er sprach's, beglich seine Zeche und ging.

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung
10. II. 1918

Die Zeit
10. II. 1918

(Fasching.) Niemand sprach von ihm, kein Mädchen träumte von ihm, kein Walzer lockte, über allen Tanzsälen lag Ruhe. Hätte nicht die löbliche Polizei einen so gewissenhaften Vormerkkalender, dann hätte heuer vielleicht überhaupt kein Mensch daran gedacht, daß wir in der Faschingszeit stehen und daß laut Tradition für die Nacht zum Faschingsonntag die Sperrvorschriften der Gast- und Vergnügungslokale eine gelindere Handhabung erfahren. Eine zweistündige Verlängerung der Schankbetriebe, das also ist alles, was uns in diesem Jahre von der ganzen alten Faschingslust geblieben ist. Im ersten Kriegswinter hatte man das Tanzverbot noch schmerzlich empfunden. Inzwischen aber hat sich die einst so vergnügungsfrohe Welt so sehr an die freudlose, entsagungsreiche Gegenwart gewöhnt, daß man selbst in der klassischen Heimat des Walzers die grundstürzende Wandlung der Zeit als etwas fast Selbstverständliches erträgt. Wer hätte in diesen Tagen auch Sinn für die lustigen Tändeleien und den Uebermut des Tanzbodens? Wir alle wurden bedächtig und verdrießlich. Die spärlichen Restchen der wienerischen Leichtlebigkeit haben sich mit den letzten noch lebenden Drahrern hinausgeflüchtet nach der Peripherie der Stadt, haben Zuflucht gesucht in den bescheidenen Heimstätten des Heurigen. Nicht einmal das goldige Wiener Mädel, der süße Wiener Fratz, vermißte heuer die einst so heiß ersehnten Freuden einer flott durchschwärmten Ballnacht. Denn in diesen vier Kriegsjahren ist eine neue weibliche Generation herangereift, deren Sinn auf das Ernste und Praktische gerichtet ist. Statt an Fächer und Tanzordnung denkt sie an Einkaufstasche und Lebensmittelkarte, und ans der Polonäse am Parkett wurde für sie die schrittweise sich vordrängende Anstellreihe auf der Straße. Die jugendliche Heroenwelt aber hat sich längst entwöhnt, in Frack und bretthart gestärkter Hemdbrust die Welt in die Schranken zu fordern. Sie führt draußen in schlichter Uniform den Kampf ums Ganze. Und wir im Hinterland kämen, weiß Gott, in die ärgste Verlegenheit, wenn wir nun plötzlich wirklich den strahlenden Ballsaal von einst betreten sollten. Vom Lackschuh bis zum Glacehandschuh fehlt uns fast alles, was früher das Exterieur des Salonlöwen ausmachte. Was uns blieb von dieser ganzen tollen, seligen Faschingszeit, ist nur der Katzenjammer, der ihr stets auf dem Fuße folgte. Er hat wenigstens den Vorteil, weniger Geld als einst zu kosten.

Neue Freie Presse
11./II. 1918

128

[Der Eindruck der russischen Friedensnachrichten in Wien.] „Es lag in der Luft." — Wenn jemals die Behauptung, daß ein Ereignis von Bedeutung „in der Luft liegt", Berechtigung hatte, so war es diesmal der Fall. Dieser jäh hereingebrochene Vorfrühling, der den gestrigen Sonntag in einen Maitag umzauberte und allen Verkehrshindernissen zum Trotz „ganz Wien" zu Ausflügen verlockte, wirkte wie eine Ankündigung froher Botschaft und hieß die Menschen zum erstenmal seit langer Zeit wieder froh und heiter dahinwandeln. Die düsteren Wochen voll Nebel und feuchter Kälte hatten der Sonne und dem strahlend blauen Himmel weichen müssen. Und der Einfluß der Witterung auf die Stimmung zeigte sich deutlicher als je. Wo man hinhörte, konnte man Gespräche vom nahenden Frieden erlauschen und immer wieder wurde es ausgesprochen: „Der erste Schritt zum Frieden ist getan, der zweite wird bald nachkommen." Dem heiteren, schönen Sonntag folgte ein nicht weniger von des Wetters Gunst begnadeter Montag und in der von fein mildem Sonnenschein erfüllten und von lenzartigen Winden umwehten Stadt verbreitete sich mit Blitzesschnelle die Nachricht von dem Frieden mit Rußland, der dem Frieden mit der Ukraine buchstäblich auf dem Fuße gefolgt ist. Von Mensch zu Mensch, von Haus zu Haus pflanzte sich das Wort „Friede" fort, auf tausend Telephondrähten wurde es weitergegeben, man rief es einander auf der Straße zu, die Schaffnerin erzählte es dem noch unkundigen und verschlafenen Stammpassagier, und wen mußte nicht die tiefe Rührung überkommen, wenn er hörte, wie ein kleiner Knirps aus der Tafelklasse einem andern zurief: „Mir san mit die Russen wieder gut, jetzt kommt der Vata aus Sibirien heim und bringt was zum Essen mit." . . . Nicht alle Tage werden so schön sein wie der gestrige und der heutige, es kann noch stürmen und frieren und wieder können sich dichte Nebel auf Herz und Lunge legen, aber der Frühling ist nahe und er läßt sich nicht aufhalten, er eben so wenig wie der Friede.

Neue Freie Presse
11. II. 1918

11

129

[Wo bleibt der „Mistbauer“?] In den letzten Wochen wurde der Wiener Bevölkerung eine neue Kriegslast aufgebürdet. Ob sie eine Kriegsnotwendigkeit ist, wird erst klargestellt werden müssen; sicher aber ist, daß sie nachdrücklich nach Abhilfe schreit, und zwar um so rascher, als die Vorboten des nahen Winterendes sich mehren und die in den Tagen der Schneenot geborene neue Plage der Wiener Hausfrauen beseitigt sein muß, ehe der Lenz seinen Einzug hält. Wir sprechen von der passiven Resistenz des „Mistbauers“. Nicht daß die stets in Staubwolken gehüllten städtischen Arbeiter, welche die Abfuhr des Hauskehrichtes besorgen und deren Gewand und Aussehen grau in grau ist, wie das Handwerk, das sie treiben, aus irgend einem Grunde streiken würden. Nein, es gibt ganze Bezirksteile, in die mit Wissen und Genehmigung der Gemeindeverwaltung der Mistbauer jetzt oft in drei Wochen nur einmal kommt. Angefangen hat die Sache, als die großen Schneefälle eintraten und die Gäule den hochgetürmten Abfall- und Kehrichtwagen nicht vorwärts brachten. Da blieb der Mistbauer einfach aus. Und es ist seither so geblieben und vielfach noch schlimmer geworden, trotzdem die Fahrbahn wieder in ganz verkehrsfähigem Zustande ist. Bald waren trotz Kohlenkarte und reduzierten Feuerungsmöglichkeiten die Kübel voll und trotz der Geringfügigkeit der Küchenabfälle bei der gegenwärtigen Wirtschaftsführung war kein Platz mehr frei in der Wohnung für den Kehricht. Als die Not noch weiter wuchs, griff die Bevölkerung einfach zur Selbsthilfe. Erst tats die resolute Köchin vom ersten Stock, dann folgte das Stubenmädchen aus dem Hochparterre und schließlich kamen sie alle und schütteten den Kehricht auf die Schneehaufen. Erst schien die Sache harmlos und war auch nicht bedenklich. Der Schnee war hart und tragfähig und ob die Wälle zu beiden Straßenseiten um eine Handbreit höher waren oder nicht, war nicht so von Bedeutung. Dann aber begann es zu tauen und zu regnen. Der Schnee schmolz, die Kehrichthaufen aber wuchsen und heute ist es nur mehr gröbste Asche und Unrat, zerbrochenes Geschirr, unbequemster „Kram“, der so kurzerhand den Weg aus der Wohnung auf die Gasse findet. In dem wenig appetitlichen Gemenge liegen Knochen, Apfel- und Kartoffelschalen, unverwendbare Gemüsereste, Papierfetzen, zerbrochene Ziegelsteine, löcherige Kasserolen usw. in buntem Durcheinander. Wie soll das werden, wenn es noch wärmer wird? Soll das die endliche Lösung der Frage der Kehrichtabfuhr sein, die schon Dutzende von Enqueten beschäftigt hat und sich doch nicht vom Flecke rührt? Sollen aus Gründen der Transportschwierigkeiten die „Mistgstätten“, die früher nahe genug der Stadt ihre sanitätswidrigen Miasmen ausströmten und die Brutstätte für Millionen Fliegen waren, nun „dezentralisiert“ und über die ganze Stadt verteilt werden? Die Rationierung der Kehrichtabfuhr, die Mistbauerkarte, darf nicht kommen. Hier galt es, rasch und gründlich handeln.

Fremdenblatt
11./II. 1918

130

* (Zunahme der Heiratslustigen im vierten Kriegsjahre.) Der gestrige Faschingsonntag war trotz des vierten Kriegsjahres des Weltkrieges und der durch denselben hervorgetretenen schwierigen Lebensverhältnisse für die Heiratslustigen ein auserwählter Tag. Trotz dieser Verhältnisse fanden gestern bedeutend mehr Eheschließungen statt als in den letzten drei Faschingsonntagen während des Weltkrieges. Unter den vielen neuen Ehemännern befanden sich zahlreiche Reservisten und Angehörige des Militärstandes.

Reichspost Abend
12./II. 1918

131

*** Luxus- und Schmarotzergäste von auswärts.** Man schreibt uns: Staatsbehörde, Polizei und nicht zuletzt die Steuerbehörden hätten jetzt günstige Gelegenheit, zu manch interessanten Ergebnissen zu gelangen, wenn sie einmal hinter den zahllosen exotischen Fremden her wären, die sich seit einiger Zeit in Wien, namentlich in den Luxushotels, meist ständig oder doch für längere Zeit, aufhalten. Man sieht da merkwürdige Türken, türkische Juden, angebliche bulgarische Kaufleute und noch manchen Flüchtling aus Galizien. Wer diese Gesellschaft beispielsweise im Hotel „Bristol" zu beobachten Gelegenheit hat, denkt unwillkürlich darüber nach, welche Geschäfte diese Mehmeds und Achmeds eigentlich betreiben. Denn daß sie „Geschäfte" machen, Kriegsgewinner von auswärts sind, ist klar, denn so viel Geld, wie man diese merkwürdige Türken-, Spanioien- und sonstige Händlersorte ausgeben sieht, können sich nur Leute leisten, die schwer verdienen. Aber wie und wo? Interessiert sich weder Staats- noch Steuerbehörde dafür? Gewiß wird mancher „gute Gründe" für seinen Aufenthalt beibringen und vielleicht gar seine „Konsulatsbeziehungen" geltend machen, aber bei der jetzigen Zimmerknappheit in den Hotels, der allgemeinen Wohnungsknappheit und der durch so wahlloses Luxustreiben gewiß nur erschwerten Nahrungsversorgung wäre eine behördliche strenge Musterung ohne Ansehen der Person (denn kürzlich wurde ja auch ein „Pascha" wegen nachträglich entdeckten Goldschmuggels verhaftet) dringend nötig. Kriegsgewinner, Schmarotzer und Geldverschwender von auswärts haben derzeit wahrlich keinen Platz in Wien.

Arbeiterzeitung
12./II. 1918

132

* **Die Brautausstattung.** Jetzt endlich wird die „schwarze Fanni" — so genannt zur Unterscheidung von einer gleichnamigen blonden Kollegin — „wirklich" heiraten. Die kirchliche Zeremonie ist zwar schon vor mehr als einem Jahre erfolgt. Aber die Zwischenzeit verbrachte der neugebackene Ehemann im Schützengraben und die junge Frau blieb ruhig im „Dienst". Jetzt ist der Mann nach schwerer Krankheit nach Wien zurückgekehrt, arbeitet im Militärbetrieb, und nun soll es endlich Ernst werden mit den Träumen vom eigenen Hausstand. Schon Wochen vorher ergreift die Fanni fieberhafte Aufregung. Zum Glück hat sie schon seit Jahren für ihre „Ausstattung" gesorgt. Sie besitzt Hemden und Röcke und nennt auch vier Leintücher ihr Eigen. Für die „Polsterziechen" hat sie an langen Sonntagnachmittagen endlose Einsätze gehäkelt, die, mit blauen Bändern gebunden, den Stolz ihres Herzens bilden. Wenn sie mit ihren arbeitsharten Händen darüber hinstreicht, dann verklärt ein Hauch von Poesie das matte Gesicht. Nun soll dieser Glanz endlich auf einer eigenen Bettdecke zur vollen Entfaltung kommen. Beim Bekleidungsamt kommt man Fanni sehr freundlich entgegen: sie erhält Bezugsscheine für je ein halbes Dutzend von jeder Wäschesorte und geht sehr befriedigt fort. Aber als sie die Preise hört, da schwindelt ihr. Das „sechspersönige" Kaffeegedeck mit den Fransen kostet ungefähr so viel, als das Mädchen in zwei langen Arbeitsmonaten verdient, und fühlt sich wie Packpapier an. Die Bettdecken sind unerschwinglich, Matratzen nicht erreichbar. Nach langem Feilschen muß sich Fanni mit Strohsäcken zufrieden geben, obwohl sie früher von Federeinsätzen geträumt hat. Die Möbel hat sie zum Glück von einer alten Tante geschenkt bekommen, sonst ginge es ja überhaupt nicht. Der Tisch wackelt, der Kasten ist nicht versperrbar und die Politur der Betten überall abgesprungen. Aber jetzt kann man nichts herrichten lassen. Jedes Fläschchen Lack, jede Leiste, die man anschlägt, jeder Schlüssel kostet ein Vermögen. Aengstlich rechnen die beiden Eheleute am Abend in der Küche immer wieder: wird es gehen? Und immer wieder wird das eine oder das andere von der Liste der unentbehrlichen Gegenstände gestrichen — man muß sich ohne diesen Luxus behelfen. Das Service „für gewöhnlich" kostet dreimal so viel, als vor ein paar Jahren das sorglich gehütete Service „für schön" gekostet hat, und ist doch nur aus glattem, grobem Steingut. Die sechs Wassergläser, dick und ungeschliffen, verschlingen ein paar Kronen, das Bügeleisen ist ein halber Monatslohn. Als schließlich alles beisammen steht, sieht es so kläglich und dürftig aus, daß selbst die freundlichsten Nachbarinnen, die die Herrlichkeiten besichtigen kommen, nur tröstend sagen können: Na ja, es ist halt Krieg. Welch schöne Brautausstattung hätte man nicht vor fünf Jahren noch für den angewendeten Betrag bekommen! Glitzernde Spiegel, bunte Teller, lustige Teppiche und vielleicht sogar eine Plüschdecke für den Tisch. Heute heißt es sparen, sich das selbstverständlichste Behagen, den bescheidensten Komfort versagen und doch eigentlich über seine Verhältnisse ausgeben. Aber Fanni läßt sich den Mut nicht nehmen. Ihre gute Laune siegt über alle Mißlichkeiten. Die Schätze werden verpackt, die Möbel auf einen Karren geladen; vorn zieht der Mann, rückwärts schieben die Fanni und ihre Schwester, die zu ihnen zieht. Auf dem Kasten ist ein wackeliges Sofa festgebunden und auf diesem ein Wäschekorb. In dem Wäschekorb aber liegt seelenvergnügt ein kleiner Bub und macht vergebliche Anstrengungen, seine große Zehe in den Mund zu stecken. Mutter und Tante lachen dazu. Und sie schieben aus Leibeskräften; die Rockzipfel in den Gürtel gesteckt, stemmen sie sich tüchtig an, damit sich der Mann nicht überanstrengen muß. Und so schieben sie ihren Karren mit dem armseligen Hausrat in das Glück der Zufriedenen hinein. Denn was für ästhetisch besser ausgebildete Damen ein Gegenstand des Spottes und des Abscheus wäre, Fannis Brautausstattung, das ist für diese einfache Frau die Erfüllung eines Lebenstraums. Wenn ein Töchterchen aus gutem Hause heiratet, dann gibt es endlose Konferenzen mit dem Wäscheatelier, dem Künstler für Innenausstattung, dem Porzellanwarenhändler. Die Gläser müssen nach der Eigenart der jungen Hausfrau abgestimmt werden, jeder Vorhang muß Individualität atmen. Diese Mühe hat sich Fanni erspart. Dennoch trägt auch ihre Brautausstattung ihr „persönliches Gepräge". Jedes Stück davon ist mit der Arbeit ihrer Hände bezahlt. Das macht es in gewissem Sinne wertvoller als die kostbarsten Stücke aus dem Schatz der anderen.

Fremdenblatt
12./II. 1918

133

* (Frühling und Frieden.) Es fällt den Menschen so schwer, an schönen Tagen düstere Gedanken zu hegen. Nie haben wir uns aufgeregter die Frage gestellt, ob denn wirklich Krieg sei, als vor nun drei Jahren die Frühlingsahnungen Natur und Herz zum erstenmal in diesem unglückseligen Kriege bewegten. Und als in nie gekanntem Reichtum der Frühling in Görz blühte und leuchtete, wurde die im seligen Werden prangende Erde, wurde die hoffende und vom Uebermaß einer lebenspendenden Sonne genährte Seele vom Kanonendonner erschüttert, der von Italien herüber zwischen dem erschreckten Schweigen von Meer und Sternen den grimmigsten Totentanz durch die schimmernde Landschaft führte. Da wurde uns erst so recht der grause Sinn der Kriegsfurie offenbar, die nur von Verachtung für alles Leben beseelt ist und Vernichtung an dessen Stelle setzt. Das war 1915. Und wir hofften auf einen friedfertigen Frühling 1916. Als auch diese Hoffnung schmerzensreich durch den Vernichtungswillen unserer Feinde geknickt war, wagten wir vom nächsten Frühling, dem vorjährigen, nichts mehr zu erwarten. Aber aus Gram und Not, aus schmerzlichstem Verzicht, aus der Unwelt der Vernichtungstragödie sowie aus der Gewöhnung an das Unvermeidliche führten uns die lindesten Frühlingslüfte heraus in die Gegenwart eines schöneren Daseins, wir kosteten das Glück weniger Minuten, täglich und täglich, und konnten nicht verhindern, daß die Zeit des Werdens wieder den Phönix der Hoffnung aus der Asche verbrannter Welten fliegen ließ. Freilich, wir fragten uns, als der Frühling immer wieder verblühte, vergebens sehnend nach dem Ende des schrecklichen Mordens, nach dem Ende des Alpdruckes des bitter gewordenen Lebens, das wir in der Sonne für einen schreckhaften Traum zu halten gesonnen waren, während uns das tausendfache Erwachen zur Not der größeren Realität der Tatsachen eines Schlechteren belehrte. Und heuer? Es ist kaum einige Tage her, als warme Lüfte und ein tiefblauer Himmel die Ahnungen des nahen Frühlings verstreuten; als wir an der Tür, die zum vierten Kriegsfrühling führt, mit bangendem Herzen standen und uns fragten: Wird auch heuer die Kriegsfurie alle göttlichen Gesetze und reinsten menschlichen Wünsche Lügen strafen? Aber über Nacht, als hätte es die erste Frühlingsbotschaft bewirkt, hat die ermüdete Hoffnung neues Leben empfangen, der Friedensengel, im englischen Kerker seit Jahren schmachtend, war seinem Gefängnisse entflohen und entzündete im Osten die Feuer der Hoffnung. Daß diese Freudennachricht mit dem Erwachen der Natur zusammenfällt, gibt dem Ereignis elementare Kraft und einen so tiefen Sinn, daß auch dort, wo heute noch starre Köpfe sind, die Herzen gerührt werden können. Die Natur läßt sich nicht um ihre Notwendigkeiten betrügen; sie will, und der widerstrebende Mensch muß gehorchen.

Neue Freie Presse
12. II. 1918
135

Der Friede mit Rußland.

Wien, 11. Februar.

Eine vollständige Aufklärung über den Inhalt des Friedensvertrages mit der Ukraine wird erst der Wortlaut bieten können, der bisher noch nicht bekanntgegeben ist, jedoch in kurzem veröffentlicht werden dürfte. Immerhin ergibt sich der Aufbau der wirtschaftlichen Bestimmungen und die Absicht der vertragschließenden Teile auch aus dem gegenwärtig vorliegenden knappen Auszuge. Für die allerdringendsten Vorkehrungen, nämlich für den ersten gegenseitigen Warenaustausch in landwirtschaftlichen und industriellen Produkten, ist eine Periode bis zum 31. Juli 1918 in Aussicht genommen, die sich also etwa mit dem Ablaufe der Erntekampagne deckt. Dann kommt die Periode des Provisoriums, in welchem die Vertragszölle des bis zum Kriegsausbruche geltenden Handelsvertrages mit Rußland und eine Reihe anderer wichtiger Verfügungen desselben für die Ukraine Wirksamkeit erlangen. Wie lange dieses Provisorium aufrecht bleibt, hängt zunächst davon ab, wann ein Handelsvertrag zustande kommt, durch den die provisorische Vereinbarung außer Kraft gesetzt wird. In handelspolitischen Kreisen glaubt man, daß das vielleicht binnen Jahresfrist der Fall sein könnte, aber es ist auch im Vertrage mit der Ukraine für alle anderen Möglichkeiten vorgesorgt. Das Provisorium bleibt mindestens sechs Monate nach Abschluß des allgemeinen Friedens, aber auch darüber hinaus bis Ende 1919 in Kraft, wenn bis zu dieser Zeit kein Handelsvertrag zustande gekommen ist. Vom 30. Juni 1919 an ist nämlich das Provisorium sechsmonatlich kündbar, so daß es, im Falle ein Vertragsteil von dieser Ermächtigung Gebrauch macht, Ende 1919 erlischt. Diese Konstruktion verbürgt durch ihre Elastizität beiden Teilen nach allen Richtungen Entschließungsfreiheit. So sehr der baldige Abschluß eines endgültigen Vertrages erwünscht wäre, muß man in der Politik auf Zwischenfälle Bedacht nehmen, und durch den weitgestreckten Termin für die Geltung des Provisoriums wird die Monarchie kaum unter den Druck gestellt werden, überhastet auf einen definitiven Vertrag einzugehen, um kein handelspolitisches Vakuum aufkommen zu lassen. Sie hat es aber in ihrer Macht, sich des Provisoriums zu entledigen und einen vertragslosen Zustand herbeizuführen, wenn zum Beispiel der andere Teil den Abschluß eines Handelsvertrages ohne zwingende Gründe über Gebühr hinausziehen sollte. In diesem Falle wird einfach von der Kündigung Gebrauch gemacht. Die zweite Eventualität ist unwahrscheinlich, aber die getroffenen Vereinbarungen sorgen eben für alle Möglichkeiten, auch für die unerwarteten, vor.

Das Uebereinkommen ist das erste, in dem die Wirkungen unseres künftigen engeren Verhältnisses mit Deutschland aufscheinen. Die Ukraine verzichtet auf die Begünstigungen, die Oesterreich-Ungarn an Deutschland oder an ein anderes mit ihm durch ein Zollbündnis verbundenes Land gewährt. Als in Brest-Litowsk in den Verhandlungen mit Trotzki die gleiche Frage angeschnitten wurde, ist eine ähnliche Erklärung Rußlands zwar nicht auf direktem Widerspruch gestoßen, allein, wie so oft in diesen Verhandlungen, sind auf russischer Seite doktrinäre Anschauungen über die Aufgaben des Staates im Handelsverkehre und die Abneigung, den Warenaustausch auf eine gesicherte Vertragsgrundlage zu stellen, geäußert worden. Es ist die Frage, ob es der jetzigen Regierung in Petersburg noch längere Zeit hindurch beschieden sein wird, ihre Umsturzideen, die zu einer vollständigen Anarchie geführt haben, zur Geltung zu bringen, und wenn sie selbst am Ruder bleiben sollte, würde sie zu den altbewährten Grundlagen im Völkerverkehre den Rückweg finden müssen. Für künftige Handelsvertragsverhandlungen mit Rußland ist daher sowohl die mit der Ukraine vereinbarte Sonderbestimmung über den Verzicht auf die Deutschland gewährten Zugeständnisse als auch der Durchbruch der bisherigen Sperre des freien Verkehres nach Asien und nach Persien von günstiger präjudizieller Vorbedeutung.

Da nach dem Provisorium die Zölle des Handelsvertrages mit Rußland vom Jahre 1906 für die Ukraine in Kraft treten, sollen die Tarifsätze in einigen der wichtigsten Artikel des gegenseitigen Verkehres erwähnt werden. Die Zölle von heute haben bei den schwerwiegenden Aenderungen der Währungsverhältnisse nicht mehr die frühere Bedeutung. Die Ukraine hat eine Reihe von Getreidesorten, Hülsenfrüchte und Futtermittel abzugeben. Sehr ansehnlich sind auch die Eisenerzlager der Ukraine, namentlich im Kriwoi-Rog-Gebiete, wo man die noch vorhandenen Erzmengen mit 800 Millionen Meterzentner schätzt. In früheren Jahren haben die dortigen Erzlager zum Teile auch die österreichischen und deutschen Werke versorgt. Das Donezrevier hat 70 Prozent des gesamten russischen Kohlen- und Eisenbedarfes gedeckt und im östlichen Teile desselben sollen noch Eisenerze von etwa 1600 Millionen Meterzentner sein. Oesterreich hat im letzten Friedensjahre nur 230.000 Meterzentner Eisenerze, meist Manganerze, Deutschland dagegen in früheren Jahren fünf bis sieben Millionen Meterzentner jährlich aus Rußland bezogen, und in Zukunft könnte die Ukraine eine bedeutende Rohstoffbezugsquelle der Mittlmächte werden. Oesterreich wiederum ist in der Lage, unter anderm landwirtschaftliche Maschinen, Sensen, Sicheln, Holz, Möbel usw. nach der Ukraine zu liefern. Es ist anzunehmen, daß das Getreide zollfrei aus Rußland hereingebracht werden wird. Nach dem Handelsvertrage mit Rußland vom Jahre 1906 stellte sich bei der Einfuhr von dort der Zoll für Weizen auf 6 Kronen 30 Heller, für Roggen auf 5 Kronen 80 Heller, für Gerste auf 2 Kronen 80 Heller, für Hafer auf 4 Kronen 80 Heller, für Mais auf 2 Kronen 80 Heller, für Hopfen auf 24 Kronen, für Bohnen, Erbsen, Linsen auf 2 Kronen 40 Heller, für Raps und Mohnsamen auf je 3 Kronen, für Kleesaat auf 8 Kronen. Bei dem Bezuge durch Rußland aus Oesterreich genoß Holz die Zollfreiheit; für Balken waren 3, für Blöcke 9, für Bretter 15 Kopeken per Pud (16·3 Kilogramm), für Möbel aus gebogenem Holz 6 Rubel 75 Kopeken, für Sensen und Sicheln 1 Rubel 65 Kopeken, für Schaufeln, Spaten, Rechen und Schafscheren je 1 Rubel 80 Kopeken zu entrichten. Der Handelsvertrag mit Rußland hat ganz besonders auf den Verkehr Deutschlands günstig gewirkt. Unsere Ausfuhr nach Rußland ist im Jahre 1913 auf 103 Millionen Kronen von 78 Millionen Kronen im Jahre 1908 gestiegen. Deutschland hat nach Rußland und Finnland im Jahre 1913 nicht viel weniger als eine Milliarde (978 Millionen Kronen) an Waren abgesetzt. Rußland hat zu uns 1913 Waren für 200 Millionen Kronen, um 73 Millionen Kronen mehr als im Jahre 1908, gebracht. Aus Rußland stammten vor dem Kriege 15 Prozent der deutschen und 6 Prozent der österreichisch-ungarischen Einfuhr. In der deutschen Einfuhr war Rußland an erster Stelle. Nach Rußland gingen vor dem Kriege 8 Prozent der deutschen und 4 Prozent der österreichisch-ungarischen Ausfuhr. Die Zentralmächte lieferten 45 Prozent der gesamten russischen Einfuhr und bezogen 34 Prozent der gesamten russischen Ausfuhr, so daß sie im russischen Außenhandel an der ersten Stelle sind.

Der Abend
12./II. 1918

136

Künstlerelend.

Die pensionierten k. u. k. Hofmusiker darben.

Zum Skelett abgezehrt, an allem Mangel leidend, ersehne ich die Stunde meiner Auflösung.
(Aus dem Briefe eines pensionierten Hofmusikers.)

Ich sitze in meiner Schreibstube, da klopft es an meine Türe. Es ist ein leises, schüchternes Pochen. „Herein!" rufe ich. Ein alter Herr tritt zaghaft, ja, fast ängstlich ein. Ich nötige ihn zum Sitzen (wozu ich ihm erst lange zureden muß) und frage nach seinem Begehren. Stockend und verlegen rückt er endlich mit seinem Wunsche heraus. Er würde gerne eine Stelle als Diener erhalten. Nun ist die Reihe, verlegen zu werden, an mir. „Verzeihen Sie," sage ich, „aber Sie machen doch nicht den Eindruck, als ob Sie bisher Diener gewesen wären." — „Allerdings, das war ich nicht." — „Was war also Ihr bisheriger Beruf?" — Und nun erfolgt die verblüffende Antwort: „Ich bin k. u. k. Hofmusiker im Ruhestande." — „Wie? Sie sind Hofmusiker? Also Künstler von Beruf und wollen eine Stelle als Diener? Welche Umstände nötigen Sie dazu?" Und der alte Herr schildert, wieso er dazu kommt:

„Sehen Sie," sagt er, „ich war achtundzwanzig Jahre Mitglied des Hofopernorchesters, dann mußte ich in den Ruhestand treten. Nach achtundzwanzig Dienstjahren beträgt mein Ruhegehalt statutengemäß zehn Zwölftel meines festen Gehaltes. Ich erhielt also zweihundert Kronen monatlich. Es sind jetzt ungefähr zwanzig Jahre her, und damals konnte ich damit schlecht und recht auskommen. Es ist gewiß nicht viel, aber wir Musiker sind ja nicht verwöhnt. Ich ergänzte mein Einkommen noch durch Erteilung von Privatstunden, und so konnte ich zur Not leben. Aber heute? Ich bin alt, über siebzig, und da kann ich keine Stunden mehr erhalten. Die Leute wollen nur jüngere Kräfte. Und nun habe ich nur diese zweihundert Kronen. Aber was bedeuten heute zweihundert? Ich hungere, ich darbe, ich leide an allem Not, und so will ich denn jede Arbeit tun."

Ich machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung. „Alles, alles will ich tun," beschwor er mich, „nur damit ich nicht mehr so hungere. Freilich! Als ich in das Opernorchester aufgenommen wurde, da stellte ich mir meine Zukunft anders vor. Wie war ich stolz darauf, Mitglied des ersten Kunstinstitutes zu sein! Ach, mein Herr, wenn Sie wüßten, welche künstlerischen Eigenschaften man besitzen muß, um da aufgenommen zu werden; über welches Können man verfügen, welche Summe von geistiger und körperlicher Arbeit man leisten muß. Und was ist das Ergebnis? Ein Mitglied jener Körperschaft, die ein Richard Wagner den „hundertköpfigen Künstler" genannt hat, muß betteln gehen, wenn es nicht elend verrecken will. Denn es gibt Kollegen, die ein noch viel kleineres Ruhegehalt haben als ich.

Noch geringer ist die Witwenpension. Die beträgt z. B., wenn der Mann 2400 Kronen jährlich hat — 800 Kronen! Und mehr als 1600 Kronen jährlich kann die Witwe eines Hofmusikers überhaupt nicht erhalten! Und das sind keine Gnadengaben, denn der Pensionsfonds wird zum größten Teil aus unseren Beiträgen gebildet. Und obwohl wir durch Jahre treu der Kunst gedient, obwohl wir durch Jahre unsere Beiträge von unserem kargen Gehalte geleistet haben, ist niemand, der sich uns annähme. Die ausübenden Mitglieder des Opernorchesters haben nach dem Aufsatz, der in Ihrer Zeitung erschien, eine Aufbesserung ihrer Bezüge bis zu 50 v. H. erfahren. Aber wir haben seit dem Kriege keinen Heller außer unseren Pensionen bekommen. Und mit seinem Opernorchester prunkt Wien vor aller Welt und nennt sich die Stadt der Lieder. Aber uns, die wir für diesen Ruf Wiens sorgten, läßt man — hungern."

Der alte Herr Patik. Dann fuhr er fort: „Wir haben lange geschwiegen. Aber schließlich wagten wir es, eine Eingabe zu machen, in der wir um eine Erhöhung der Ruhegenüsse oder um eine Zuwendung von Teuerungszulagen baten. Hier ist der Bescheid, den wir erhielten." Ich las:

K. k. Hof-Operntheater
1077/1917.

Wien, am 1. Februar 1918.

Laut Reskript der k. u. k. Generalintendanz der k. k. Hoftheater, Zahl 330, ddo. 25. Jänner l. J., hat der Herr Erste Oberstkofmeister mit dem Erlasse vom 17. Jänner l. J., Z. 18, das Gesuch der pensionierten Mitglieder des Orchesters des Hof-Operntheaters um Erhöhung ihrer Ruhegenüsse, beziehungsweise um Zuwendung von Teuerungszulagen abgewiesen, da einerseits das Pensionsinstitut des Hof-Operntheaters, aus welchem die erwähnten Mitglieder ihre Ruhegenüsse beziehen, als eine private Versicherungsanstalt anzusehen ist, deren Statuten und finanzielle Lage keine Möglichkeit bieten, dem gestellten Ansinnen zu entsprechen, anderseits das Hofärar aus budgetären Gründen sich nicht in der Lage sieht, außer den sehr beträchtlichen Zuwendungen, welche es den drei Pensionsanstalten der Hoftheater macht, noch weitergehende Lasten auf sich zu nehmen.

Hochachtungsvoll
die k. k. Direktion des k. k. Hof-Operntheaters:
Hans Gregor.

„Was sollen wir jetzt tun?" meinte der alte Herr. „Hin ist unsere Kraft, alt und schwach sind wir, müssen wir mit Haydn sagen. Weil wir selbst eingezahlt haben, müssen wir heute hungern. Wir hungern buchstäblich. Hier habe ich einen Brief eines alten Kollegen, darin heißt es: „Zum Skelett abgezehrt . . . ersehne ich die Stunde meiner Auflösung." Ich bitte Sie," schloß der alte Künstler, „nehmen Sie sich unser an."

Ich versprach dies.

Mit einem: „Ich küss' die Hand, Herr Redakteur," empfahl er sich.

Ich brauche wohl nichts hinzuzufügen. Ich glaube, es genügt, diese Mitteilungen zu veröffentlichen. Aber eines will ich hervorheben. Es geht ja aus dem Abschiedsgruß des alten Philharmonikers hervor. Ich habe mit Absicht dieses „Küss' die Hand" hergesetzt. Ich hatte in der letzten Zeit häufig mit Wiener Musikern zu tun. Und da konnte ich sehen, wie zermürbt sie vom Schicksal sind. Sie sind alle von einer Demut, daß man beschämt wird und einem das Herz weh tut. Statt von Künstlerstolz muß man jetzt von Künstlerdemut sprechen.

B.

Neue Freie Presse
13./II. 1918
138

[Das Schusterlaberl und die Knackwurst.] Als wir kleine Jungen und kleine Mäderln waren, da hat uns alle das reizende deutsche Volksmärchen darüber belehrt, wie vorsichtig man beim Wünschen sein müsse. Drei Wünsche hat eine gütige Fee dem Bauer und der Bäuerin freigegeben. „Da möchte ich gleich eine lange, dicke Wurst haben!" sagt die Bäuerin, und sie hält sie schon in der Hand. „Daß sie dir gleich an der Nase anwachsen möge!" ruft der Bauer in seinem Zorn, und schon ist der zweite Wunsch vertan. Da bleibt ihm eben nichts übrig, als den dritten Wunsch zu opfern, sonst muß die arme Frau ihr Lebenlang mit dem eigenartigen Nasenschmuck herumspazieren. Besonderen Respekt vor der Wurst hat uns jedenfalls dieses Märchen nicht beigebracht. Auch in späteren Jahren hielten wir es eher mit Bismarcks kühl gleichgültigem Reichstagswort. Ich weiß wirklich nicht, was mir mehr Wurst wäre, sagte er bekanntlich bei irgendeinem parlamentarischen Anlaß. So kam die Wurstigkeit zu politischen Ehren. Schusterlaberl und Knackwurst nannte man seinerzeit ein frugales Nachtmahl, und der Student, der sich damit begnügte, kam sich recht bescheiden vor. Die Hauptsache war freilich, daß man derart so ziemlich satt werden konnte. Diese schöne Zeit liegt aber sehr weit hinter uns. Man muß schon eine Reihe von Jahren zurückgehen. In der letzten Friedenszeit war die Knackwurst beträchtlich im Wachstum zurückgeblieben und auch das Schusterlaberl, soferne es überhaupt noch gebacken wurde, hatte nicht mehr den Umfang wie einst im Mai. Aber Anno dazumal, als der alte Schuldiener des Akademischen Gymnasiums, der Brandmayer, im Respirium das Schusterlaberl mit Butter um vier Kreuzer verkaufte und noch einige Jahre später am Universitätsbüfett, damals hatte das Schusterlaberl noch eine Größe, die es mit der heutigen Brotration für den ganzen Tag ganz gut aufnehmen konnte. Vom Schusterlaberl und von der Butter dürfen wir gegenwärtig höchstens träumen; aber auch die Knackwurst und ihre verschieden benannten Brüder und Schwestern sind sicherem Vernehmen nach in den letzten Tagen in Wien so gut wie ausgestorben. Daß zwei Kriegsknackwürste ungefähr so viel kosten wie vor dem Krieg ein paniertes Schnitzel, sei nur nebenbei erwähnt. Aber auch diese Kostbarkeiten, die mit freiem Auge nicht gut sichtbar sind, zählen augenblicklich zu den Dingen, die verschwunden sind und die man auf stundenlangen Wanderungen durch die Straße vergebens sucht. Der göttliche Dulder des alten Homer hat vor seinen Wiener Nachfahren zum mindesten die Wurst vorausgehabt. Man erinnert sich daran, daß er gelegentlich durch die Gunst der Freier einen gebratenen Gaismagen, gefüllt mit Blut und Fett, zugewiesen erhält, und wird kaum fehlgehen, wenn man in dieser Umschreibung der Odyssee nichts anderes erblickt als eine antike Wurst. Der Bauer, von dem eingangs dieser schmerzlichen Wurstelegie die Rede ist, wäre sicherlich nicht töricht genug, die Wurst zu verwünschen. Er würde sich gar nichts daraus machen, wenn sie dem Meister Trotz böte und immer aufs neue nachwüchse. Im Gegenteil! Er wäre in die Stadt gezogen und im Handumdrehen wäre eine Wurstzentrale gegründet worden, bei der er sich eine hervorragende Stellung gesichert hätte. Ueber kurz oder lang hätte er sowohl über eine Burgtheater- wie über eine Opernloge verfügt und nur gelegentlich darüber Klage geführt, daß seine Frau Gemahlin sich aus naheliegenden Gründen im Hintergrund der Loge halten müsse und ihr neues Perlenkollier nicht dem Parkettpublikum zeigen könne. Da wir aber leider keine gütige Fee kennen, die uns die Wurst von der Nase herunterwachsen läßt, so müssen wir mit unseren Wünschen an das Ernährungsamt herantreten. Wir bitten um genügend Mais und Gerste. Denn die ungarischen Schweine, die hieher kommen, wetteifern leider an Magerkeit mit uns selbst, und dem „Bettelstudent" zum Trotz: bei den Schweinen wenigstens gilt es nicht, daß der wahre Adel auf Taille halte.

Die Zeit
13. II. 1918

139

Revolvermanie.

Seit den letzten Monaten vergeht kaum ein Tag, an dem der Wiener Polizeibericht nicht Einbrüche, Gewalttaten und Zusammenstöße zu melden hätte, bei denen fast immer der Revolver eine mehr oder minder unheilvolle Rolle spielt. Wiederholt sind bei diesen Zwischenfällen auch Polizeiorgane in Ausübung ihres Dienstes zu Schaden gekommen. Da es sich bei diesen Zwischenfällen nicht etwa um Affektausbrüche handelt, sondern da die Häufigkeit dieser Vorfälle wie auch ihr typischer Verlauf darauf schließen läßt, daß es sich hier um eine regelrechte Revolvermanie handelt, wie sie früher in der Wiener Polizei- und Kriminalchronik nicht zu beobachten war, erscheint die Frage gerechtfertigt, auf welche Ursachen diese neuartige Neigung zum Waffengebrauch zurückzuführen ist. Das Wiener Verbrechertum ist immer mit Verwegenheit und einem gewissen Maß von Brutalität zu Werke gegangen, Revolverschießereien aber, wie sie jetzt leider an der Tagesordnung sind, gehörten doch zu den Ausnahmsfällen.

Die Frage nach den Ursachen dieser unerfreulichen Wandlung ist nicht schwer zu beantworten. Auch auf diesem Gebiet äußert sich eine der Rückwirkungen des Krieges. Man behauptet vielfach, daß der Krieg uns um neue Begriffe bereichert habe. Ueber diese Theorie ließe sich streiten. Richtig ist jedenfalls, daß die Kriegserlebnisse in einer großen Anzahl von Individuen die rohen Instinkte, die durch Kultur und Disziplinierung bereits eingedämmt waren, neu geweckt und der brutalen Machtgier frische Impulse verliehen haben. Menschen, schon vor dem Kriege mit verbrecherischen Neigungen behaftet, kommen ins Feld, werden hier Zeugen eines ununterbrochenen Blutvergießens, und der Begriff von der Unantastbarkeit des menschlichen Lebens, der ihnen auch vorher recht mangelhaft anhaftete, schwindet nun gänzlich in ihnen. Kommen diese Individuen später wieder ins Hinterland zurück, dann weisen sie eine Verrohung auf, die sie auch vor dem Blutvergießen nicht zurückschrecken läßt. Der Griff zur Waffe und deren sofortiger Gebrauch dünkt ihnen als etwas fast Selbstverständliches. Dazu kommt aber noch, daß unser Verbrechertum sich zu einem nicht geringen Prozentsatz aus Deserteuren zusammensetzt, zumeist bemakelten und verlorenen Existenzen, die, wenn es ihnen an den Kragen geht, das menschlich verständliche Bestreben haben, sich durchzuschlagen und ihre Freiheit zu wahren, koste es was es wolle. Alle diese Verbrecher betrachten heutzutage, zum Unterschied gegen früher, den schußfertig geladenen Revolver als unentbehrliches Requisit für ihre Unternehmungen, und es kann leider nicht geleugnet werden, daß die oft beklagte nächtliche Unsicherheit in Wien durch die blutigen Einzelexzesse der jüngsten Zeit eine recht bedenkliche Verschlimmerung erfahren hat. Eine Frage für sich bleibt es, auf welchem Wege sich die Mitglieder des Wiener Verbrechertums fast regelmäßig in den Besitz von Revolvern zu setzen wissen. Eine Erklärung bietet der Umstand, daß normale Feuerwaffen von einem genau bestimmten Mindestmaß eben ohne Vorweisung eines Waffenpasses in jedem einschlägigen Geschäft erhältlich sind. Soweit Militärpersonen und Deserteure in Betracht kommen, sind diese bei ihrer Truppe mit Waffen ausgerüstet worden. Vielfach kommt es auch vor, daß die Gewalttäter ihre Revolver einfach durch Diebstahl erworben haben. Nicht zu übersehen ist auch, daß infolge des Krieges heutzutage weit mehr Männer mit dem Waffengebrauch vertraut sind, als es früher der Fall war.

Die Opfer der sich häufenden blutigen Zusammenstöße sind freilich nicht so häufig Zivilpersonen, wohl aber in den meisten Fällen die Organe der Sicherheitsbehörden. Erst dieser Tage wieder mußte ein Polizeiagent, der, wie erinnerlich, in einem Hotel im 9. Bezirk einen Betrüger festnehmen sollte, seine Unerschrockenheit teuer bezahlen. Von drei Kugeln getroffen, brach der brave Beamte, lebensgefährlich verletzt, zusammen. Das Schicksal dieser Opfer ihres Berufes ist, rein wirtschaftlich betrachtet, in den meisten Fällen ein recht beklagenswertes. Zwar lehrt die Theorie, daß der Polizeidienst infolge seines hohen Gefahrenrisikos ein gut bezahlter Dienst ist. Die Praxis steht aber hierzu leider in krassem Widerspruch. Um nur ein Beispiel anzuführen: Es ist bis heute keine gesetzliche Vorsorge dafür getroffen, daß ein Polizeiagent, der bei der Verfolgung eines Verbrechers zu Schaden kommt und invalid wird, eine besondere Rente erhält. Der Mann erhält nichts weiter als die geringe, ihm nach seinen Dienstjahren zustehende Pension; stirbt er infolge einer in Ausübung seines Dienstes erhaltenen Verletzung, so erhält die Witwe nur die geringe Witwenpension. Das sind Verhältnisse, in denen unbedingt Wandel geschaffen werden müßte, da es doch nicht angängig ist, daß Personen, die Gesundheit und, wenn es sein muß, auch ihr Leben im Dienste und Interesse der Oeffentlichkeit opfern, dann, wenn sie, auf der Höhe ihrer Schaffenskraft stehend, ein Opfer ihres Berufes wurden, mit einer kargen Rente abgespeist oder der Mildtätigkeit ihrer Kameraden überlassen werden.

Aber nicht nur die Brutalität und Verwegenheit der erwachsenen Verbrecher, die jetzt in der Revolvermanie so erschreckend drastisch zum Ausdruck kommt, hat eine bedenkliche Steigerung erfahren, auch die Kriminalität unter der Jugend ist im Steigen begriffen. Auch hier sind die Roheitsdelikte am häufigsten vertreten. Es wird zielbewußter und ernster sozialpolitischer Arbeit bedürfen, um dieser Entartung zu steuern. Die einander immer häufiger folgenden blutigen Zwischenfälle der Wiener Polizeichronik sprechen eine vielsagende Sprache und liefern eine ernste Mahnung, auch auf diesem Gebiete beizeiten ans Werk zu gehen und Erscheinungen zu steuern, die eben auch auf das große Konto der Kriegsschäden zu setzen sind.

Neues Wiener Tagblatt

13./II. 1918

140

* **(Reine Wäsche.)** Gibt es das überhaupt noch? Mißtrauisch blickt man seine Hemden und Kragen an, wenn sie von der Putzerei kommen. Geputzt sind sie allerdings — das beweist schon die stattliche Rechnung, die neben den abgelieferten Wäschestücken liegt. Aber rein? Oft sieht es wirklich aus, als würde man die Sachen schmutziger zurückerhalten, als man sie hergegeben hat. Die Manschetten tragen Flecke unbestimmter Herkunft, die vermutlich von Stärke stammen, und die Kragenränder sind nichts weniger als blendend und weisen schon nach der zweiten oder dritten Waschprozedur jene rauhen Stellen auf, die der Rissigkeit vorangehen. Mit farbiger Wäsche geht's ja noch; sie klagt das mangelhafte Waschverfahren der Gegenwart nicht gar so sichtbar an, aber mit weißen Stücken ist man herzlich schlecht daran. Darum ist auch das farbige Hemd gegenwärtig zum Tagesanzug, auch zum Jackett besonders modern. Mit der Wäsche der Abendkleidung, mit Frackhemden schaut es hingegen traurig aus. Das spüren namentlich jene, bei denen der Frack nicht Festgewand, sondern sozusagen Berufskleidung ist. Denn für gesellschaftliche Zwecke kommt er gegenwärtig nicht wesentlich in Betracht, da man selbst bei Abendeinladungen meist im Jackett erscheint. Der sonst so beliebte „Smoking" ist beinahe vollständig außer Kurs. Auch beim Tagesanzug sucht man nach Vereinfachungen. Vor allem wurde der weiche Kragen eingeführt, der in jüngster Zeit nahezu salonfähig geworden ist. Er hält doch länger als der steife und wird vor allen Dingen beim Putzen nicht so schmerzlich mitgenommen. Man fürchtet ohnedies bei jedem Schicken in die Waschanstalt die Kunde zu vernehmen, daß der Betrieb bald eingestellt wird. Alle Ersatzmittel, die als Seife verwendet werden, greifen entweder das Gewebe an oder machen nicht sauber. Wo sind die schimmernd weißen Kragen von einst! Die Wäsche ist jetzt grau und macht meist jenen verschmierten Eindruck, der der gesamten Erscheinung so abträglich ist. Aengstlich sieht man, daß ein Kragen um den andern ausgemustert werden muß, und die Bangigkeit vor dem Bezugsschein, ohne dem neue Wäschestücke bekanntlich nicht zu erhalten sind, nimmt zu. Weit mehr noch als die Männer klagen die ohnedies schon so viel geplagten Hausfrauen, die sich nicht nur um die Leibwäsche, sondern auch um das Haushaltungsleinen zu kümmern haben. Niemals war die Mutter über ein vergossenes Glas Wein oder über Sauceflecke so entsetzt wie jetzt, niemals war sie so böse, wenn das Stubenmädchen das Bettzeug zu lange im Fenster liegen ließ oder das Fensterbrett vorher nicht ordentlich abstaubte. Bei den Kindern heißt es fast überall: „Nicht in der Serviette abwischen! Gleich zum Waschtisch gehen!" ... Und die weißen Kleidchen hören auch beim verzärtelten Nesthäkchen langsam auf. In sehr vielen Haushaltungen gibt es nur mehr Papierservietten, und auch die Schürzen der Kinder sind aus Papier. Beim Personal wurden wieder farbige Betten eingeführt, die man in letzter Zeit weniger häufig sah. Auch der Köchin wird bedeutet, mit ihren Abwischtüchern sparsam umzugehen. Selbst der Hausherr hört ein vorwurfsvolles: „Schon wieder?", wenn er nach einem reinen Taschentuch langt, und die Damen des Hauses haben sich ihre weißen Blusen und Schürzen, ihre gestickten Kragen und Plastrons, die so appetitlich stehen, längst abgewöhnt. Im Badezimmer geht es nicht ohne kleine Szenen ab, wenn die Handtücher schmutziger gemacht werden, als nötig, oder die Buben trotz aller Vorstellungen sich doch immer wieder beim Händewaschen mit dem Bademantel abtrocknen, der jetzt so schwer zu säubern ist und dessen Reinigung so viel Geld kostet. Bekümmert fragt man sich, wohin dieser Kampf um die Reinlichkeit noch führen soll. Die Amerikaner scheinen auch in diesem Falle radikal vorzugehen. Um Ersparnisse an Arbeitskraft, an Rohstoffen und Geld zu erzielen, hat man bei ihnen eine Vereinheitlichung der Kleidung vorgeschlagen. Man spricht davon, daß Herrenkleiderstoffe nur in drei Farben erzeugt werden dürfen: in Schwarz, Grau und Blau. Ebenso soll das Schuhwerk wesentlich vereinfacht werden, und das nationalökonomische Wäscheproblem will man, so heißt es, mit einem „Einheitshemd" lösen, das in gleicher Ausführung von allen Männern getragen werden soll. Es wäre sicherlich nicht das Schlimmste. Ein Einheitshemd ließe man sich schon gefallen, nur rein müßte es sein, nicht nur scheinbar, sondern wirklich rein.

Neue Freie Presse
13./II. 1918

141

[Aus dem Tagebuch eines Kurzsichtigen.] Daß Straßentafeln und Hausnummern in unerreichbarer Höhe über den Köpfen der Menschheit thronen müssen, sehe ich ein. Es ist notwendig, sie so anzubringen, damit sie von der anderen Seite der Straße gelesen werden können, und die Zumutung, sie tiefer für den Davorstehenden zu wiederholen, wäre unbillig. Schließlich darf Kurzsichtigen das Leben nicht zu leicht gemacht werden, sonst könnten sie übermütig werden. Sollte der bedauerliche Zustand des Uebermutes aus irgendwelcher Nebenursache dennoch eintreten, so empfehle ich, den Kurzsichtigen in das Cottage zu schicken und dort ein bestimmtes Haus suchen zu lassen, am besten in der Dämmerung. Die Hausnummern leuchten geheimnisvoll hinter den Vorgärten auf, durch Wellen und Meere, aber namentlich durch unübersteigliche Gitter vom Besucher getrennt. Faßt man Mut und läutet an, so ist es natürlich immer das falsche Haus, und eine scharfe, gewöhnlich weibliche Stimme erkundigt sich mit Neugierde, ob man nicht lesen könne. Mit diesen Uebelständen aber könnte man sich noch abfinden. Anders steht es mit der Türnummer im Miethause. Die Namentafel im Treppenhause ist sorgfältig dort angebracht, wo es am allerfinstersten ist und weder Mond noch Sonne jemals leuchten. Hat man sich mit Hilfe eines Taschenlämpchens eine notwendige Aufklärung verschafft und erfahren, daß der Gesuchte „auf" Tür 13 wohnt, so harrt nun noch die schwierigste Aufgabe: eben diese Türnummer zu finden. Auf wolkiger Höhe weilet sie wie die Götter Walhallas. Sie zu entziffern ist von vornherein schon durch die herrschende Finsternis unmöglich. Nach langjähriger Ueberlegung bin ich zur Ueberzeugung gekommen, daß die Türnummer ausschließlich dekorativen Zwecken dient. Ueberdies vermeiden es viele vorsichtige Leute geflissentlich, ihre Namen an der Türe anzugeben — wohl aus Furcht vor Wohnungseinschleichern. Befindet sich eine winzige Visitenkarte im Ausschnitt, so kann sie von unsereinem nur entziffert werden, wenn man eine kleine Stehleiter verwendet. Und die trage ich — allerdings eine sträfliche Nachlässigkeit — nicht immer bei mir. Bei Glastüren ist das Namenschild viel bequemer angebracht: es genügt, wenn man sich auf die Knie niederläßt oder niederhockt, das ist gewiß nicht zu viel verlangt. Aber beim Verlassen des Hauses bieten sich neue Schwierigkeiten. Man hat sorgsam Bedacht genommen, das Ende jedes Treppenabsatzes in undurchdringliches Dunkel zu hüllen, und ängstlich tappt der Fuß des Kurzsichtigen nach der letzten Stufe noch in eine Tiefe, die nicht da ist. Das sieht sehr anmutig aus und erregt stets befriedigte Heiterkeit bei normalsichtigen Zuschauern. Die erweisen sich überhaupt zumeist als ungemein verständnisvoll. Man hüte sich, einen Sonnenuntergang mit dem Fernglas anzusehen, will man nicht allgemeinem Gespött anheimfallen. Dasselbe gilt für Denkmäler. Ich bin durch diesen Umstand in der künstlerischen Beurteilung von Standbildern noch nicht über das Werturteil: „Mit Pferd oder ohne Pferd" hinausgekommen. Das Erste sind nach meiner Erfahrung die Feldherren, und je wilder das Roß sich bäumt, um so größer war das strategische Genie. Hinsichtlich der Person wird man im unklaren gehalten, denn lesbar ist die Inschrift fast nie. Der Gerechtigkeit halber verteile ich die Rollen von Kolonitz, Schwarzenberg und Erzherzog Karl für jeden Provinzbesuch an einen anderen Bronzemann. Da in der Umgebung keine Cafés vorhanden sind, die Anhaltspunkte bieten, geht es nicht anders. Fragt man auf der Straße nach einer Auskunft, so wird sie unfehlbar mit Anweisungen verbrämt, wie: „Droben, wo die kleine, weiße Tafel hängt, dort biegen S' nach rechts zuwi", oder: „Wo das Madel den Fetzen g'rad abibeutelt". Aber ach, ich sehe weder die Tafel noch den Fetzen und muß mir daher eine wenig schmeichelhafte Kritik meiner geistigen Fähigkeiten gefallen lassen. Man hat mir schon so oft versichert, daß ich „terisch" bin, daß ich es zu glauben beginne. Aber wenn mir die Postbeamtin, weil ich die winzige, handgeschriebene Anweisung „Marken bei Schalter 7" nicht bemerkt habe, eine scharfe Zurechtweisung zuteil werden läßt, so tut sie mir wahrhaftig unrecht. Ich kann wirklich lesen — aber leider wird es mir nie geglaubt.

Reichspost Abend
13./II. 1918

142

* **Wiener Aschermittwoch 1918.** Der Sensenmann, welcher Flitterstaat, Masken und Ballputz unbarmherzig zur Tür hinauskehrt, während das junge Mädchen nach durchtollter Ballnacht beim hellen Morgenlicht im Spiegel die Gestalt ihres Skeletts, von Röntgenstrahlen gezeichnet, zu erblicken glaubt, dieses Bild, des Malers gräßlicher Gegensätze, der Brüsseler Wirt, paßt schon längst nicht mehr auf den Kriegskarneval und Aschermittwoch der letzten vier Kriegsjahre. Faschingsstimmung zeigten auch in den drei letzten Tagen des heurigen Faschings nur jene bekannten Gäste von auswärts und ihr Anhang, die in Kaffeehäusern große Zechen zu machen gewohnt sind. So waren Samstag nachts bis 1 Uhr und Sonntag abend Wirtschaften und Lokale überfüllt. Montag und Dienstag zeigte sich ein merkliches Verschwinden jeden Rummels; nur die Theater waren ausverkauft, wie überhaupt noch in den ersten Tagen des Monats. Am heutigen Aschermittwoch wurde in allen Wiener Kirchen vor und nach den hl. Messen die geweihte Asche ausgeteilt. Mit Markttaschen drängten sich die Frauen, die vom Anstellen kamen, zu den Altären, um das Aschenkreuz, das Zeichen frommen Todesgedankens, zu empfangen. Auch viele Männer, besonders in den Vororten, die zur Arbeit eilten, sah man sich dieser altgewohnten ersten Kirchenzeremonie unterziehen.

Tägliche Rundschau
14./II. 1918.
14
143

Ein Schwede über deutsche Verhältnisse.

Von einem geachteten Schweden, der soeben von einer Reise aus Deutschland zurückkehrte, veröffentlichen die schwedischen Zeitungen („Aftonbladet", Stockholm u. a.) folgenden Reisebericht:

Deutschland im vierten Kriegswinter, im Kriege mit fast der ganzen Welt! Es ist schwer, sich das vorzustellen, wenn man als Tourist das Land bereist.

Natürlich gibt es Einschränkungen, wo gibt es die jetzt nicht und vielleicht noch viel strengere. Aber die Ordnung, die man in Deutschland stets bewundert hat, fehlt auch jetzt nicht. Die Züge gehen und kommen fast ausnahmslos zu bestimmter Zeit. Die Preise auf den Bahnen sind wohl beträchtlich erhöht, aber die Ursache ist wohl hauptsächlich die, unnötige Reisen zu verhindern und der Zugüberfüllung abzuhelfen.

Die Hotels, wenigstens die erster Klasse, zeichnen sich, wie in Friedenszeiten, durch große Ordnung und Sauberkeit aus. In den Vestibülen und Treppengängen schimmert alles im besten Glanze. Im Unterschiede von der Dame, die in „Dagens Nyheter" neulich ihre Erfahrungen schilderte, glückte es mir stets, in den verschiedenen Hotelzimmern der vielen Städte, welche ich in Nord-, Mittel- und Süddeutschland besuchte, blendend weiße Wäsche, sowohl Bettwäsche wie Handtücher, zu erhalten. Tischtücher und Servietten sind in vielen Restaurants gegen solche von Papier vertauscht. Große Sparsamkeit herrscht in der Beleuchtung. Auch die Straßenbeleuchtung wird eingeschränkt. Das Vergnügungsleben blüht jedoch wie im Frieden. Theater, Varieté und Restaurant sind immer überfüllt. Die Fröhlichkeit ist gedämpft, und man bemerkt unwillkürlich die ernste Stimmung, die sich geltend macht. Das militärische Element ist in allen Vergnügungslokalen stark vertreten. Von Soldaten wimmelt es geradezu auf allen Straßen, Eisenbahnen und Bahnhöfen. Bahnhofsrestaurants machen oft den Eindruck kleiner Feldlager; man bewundert die vortreffliche, fast neue Ausrüstung der zur Front gehenden Truppen. Von Offizieren und Mannschaften bekommt man den besten Eindruck durch ihr von Kraft und Ernst zeugendes Aussehen.

Irgendeine Spionenfurcht scheint in Deutschland nicht zu herrschen. Wahrscheinlich verläßt man sich auf die Wachsamkeit der Behörden. Außer dem obligatorischen Vorzeigen meines Passes vor der Abfahrt und bei der Ankunft wurde ich während meines monatelangen Aufenthaltes in Deutschland in keiner Weise belästigt. Ueberall wird einem mit der größten Höflichkeit und Freundlichkeit begegnet, und man sah auch keine mißtrauischen Blicke auf sich gerichtet, ungeachtet der fremden Aussprache.

Was die Lebensmittel anbetrifft, so existiert zwischen Nord- und Süddeutschland großer Unterschied. Während in Norddeutschland die beiden fleischlosen Tage der Woche streng eingehalten werden, kann man in Süddeutschland oft auch an diesen Tagen Fleisch erhalten, und sogar an gewissen Tagen auch Butter. Zu bemerken wäre noch, daß an den fleischlosen Tagen es nicht verboten ist, Gänse und anderes Geflügel zu verabreichen, wovon reichlich vorhanden zu sein scheint.

Vom hungernden Deutschland sieht der Tourist nicht viel. Gewiß sind viele Menschen abgemagert, aber einen wirklichen ausgehungerten Typ gibt es nicht. Die Kinder selbst in den ärmsten Stadtteilen machen einen guten und gesunden Eindruck. Der Humor, mit dem sie auf der Straße spielen und sich herumtummeln, ist der denkbar beste. Daß wohl große Knappheit herrscht, erfährt man aus den Gesprächen, besonders in Norddeutschland. Der Zugang an Brot, Kartoffeln und Kohl scheint jedoch reichlich zu sein. Zum Schluß möchte ich bemerken, daß nirgends Unzufriedenheit und Klage zu hören ist. Ebenfalls habe ich keine Demonstrationen irgendwelcher Art gesehen, und irgendein Zweifel an dem schließlichen siegreichen Ausgang des Krieges scheint nirgends zu existieren.

Vossische Zeitung
15./II. 1918.

18
144

Um Groß-Berlin.

Städtebau und Verwaltungsorganisation.

In den letzten Wochen ist eine Reihe von Broschüren erschienen, in denen sich anerkannte Kommunalpolitiker mit dem Problem „Groß-Berlin" beschäftigen. So verschieden auch der Standpunkt der Verfasser ist, alle stimmen sie darin überein, daß der gegenwärtige Zustand dringend der Reform bedarf. Für heute wollen wir davon absehen, auf den nun gedruckt vorliegenden Vortrag des Schöneberger Stadtrats Dr. Licht, der die „Gemeindeaufgaben in Groß-Berlin" untersucht, näher einzugehen. Es sei nur bemerkt, daß seine ebenso gehaltvollen wie klaren Ausführungen vor allem eine soziale Umgestaltung des Wohnungswesens und die Geldbeschaffung behandeln; das aber könne nur durch eine planmäßig ordnende einheitlich kommunale Verwaltungsbehörde gelöst werden. Auch die Beschäftigung mit der Schrift des Verbandsdirektors Dr. Steiniger „Groß-Berlins Zukunft" sei einer späteren Zeit vorbehalten.

Gerade zur rechten Zeit erscheint der Vortrag, den der Städtebauer Stadtbaurat a. D. F. Beuster vor einiger Zeit im Berliner Architektenverein" gehalten hat. Auch er, der ja selbst ein Beamter des Zweckverbandes ist, kommt zu dem Schluß, daß der Verband, so wie er jetzt besteht, nicht lebensfähig ist. Beuster weist darauf hin, daß das Problem Groß-Berlin gerade infolge des Krieges dringend der Lösung bedarf. Wie sollen, so fragt er, bei der kommunal-finanziellen Zersplitterung die unter den Kriegslasten vollends zusammengebrochenen Finanzen nördlicher, östlicher und südlicher Arbeitervorortgemeinden wieder aufgerichtet weden? Wie will man bei der Zerrissenheit die schwierigen Aufgaben der Uebergangswirtschaft auf dem Gebiete des Siedlungs- und Wohnungswesens lösen? Beuster geht von dem ihm nahestehenden Gebiet des Siedlungs- und Wohnungswesens aus. Er grenzt das künftige Groß-Berlin ungefähr so ab, daß es einen Kreis bedeckt, der mit einem Halbmesser von rd. 20 Kilometer um das Berliner Rathaus gezogen wird. Es würde alsdann die Gebiete der heutigen 7 Groß-Berliner Stadtkreise, 2 Teilgebiete der Landkreise Teltow und Nieder-Barnim und ferner ein kleines Teilgebiet des Landkreises Ost-Havelland umfassen. Untersucht man die bauliche Entwicklung des so abgegrenzten Groß-Berlin, so fällt das starke Mißverhältnis auf zwischen der dicken Masse der eng verbauten Hochbaustadt, deren Durchmesser im Mittel heute schon über 14 Kilometer beträgt, und dem allzu bescheidenen Umfange der weiträumiger gebauten Ortsteile mit mittelhoher und flacher Bauart. Groß-Berlin hat sich einseitig im Hochbau entwickelt; von seinen 3,9 Mill. Einwohnern wohnen 3,5 Mill., also 90 v. H. im Hochbau. In den neueren Hochbauvierteln ist die Wohndichtigkeit auf über 1000 Menschen auf 1 Hektar Grundstückfläche gesteigert worden, also 5 mal so hoch, wie beispielsweise in Düsseldorf und der Arbeitergroßstadt Essen.

Beuster will nun vorläufig durchaus nicht den Hochbau beseitigen, er will ihn nur besser ausgestalten, damit gesunde Wohnungen, zu denen Sonne und Luft vorn und hinten Zutritt haben, entstehen. Es sollen auch nach Möglichkeit Hausgärten und ausreichend Spielgelegenheit geschaffen werden. Bitter beklagt er es, daß die Berliner Bauordnung keinen Unterschied zwischen Wohn-, Geschäftshaus und Fabrik macht, mahnend schreibt er: Groß-Berlin wird mit Ausnahme des Südwesten mit einem breiten Industriegürtel umschlossen werden, mit eine Folge der verfehlten Anlage der nördlichen Industriebahn. Man möchte fast sagen, daß der fehlende Waldgürtel im Nordosten durch einen dem. Rauchgürtel ersetzt werden kann.

Eine Reihe sehr berechtigter Wünsche auf dem Gebiete der Dezentralisation, des Kleinbauwesens, des Groß-Berliner Verkehrswesens werden vorgebracht, Forderungen für Freiflächen und Spielplätze aufgestellt. Aber, so muß Beuster bekennen, unter den heutigen Organisationsverhältnissen kann nichts Durchgreifendes oder Befriedigendes geschaffen werden. Er fordert ein einheitliches Siedlungs- und Wohnungsamt für Groß-Berlin, natürlich mit entsprechender Dezentralisation. Die Organisation des Zweckverbandes, und mag sie auch noch so sehr verbessert werden, wird, solange sie auf bundesstaatlicher Grundlage ruht, hier keine erfolgreiche Lösung geben. Darum soll an die Stelle des heutigen Verbandes eine Zentralgemeinde treten, die eine ganz beschränkte Zahl von Gemeinschaftsaufgaben zu lösen hat, während die übrigen Aufgaben von den heutigen Lokalgemeinden, denen dadurch ein initiativfreudiges Eigenleben bleibt, selbständig wie bisher gelöst werden. Damit kommt Beuster zu ähnlichen Forderungen, wie der Bürgerausschuß Groß-Berlin. Es scheint, als ob so die großen gemeinsamen Interessen zwischen Innenstadt und Vororten gefördert werden können, ohne daß Vororte oder Innenstadt benachteiligt werden.

K. J.

Neue Freie Presse

16./II. 1918

145

[Der Krieg im Spiegelbild der Wiener Straße.] Spiegelein, Spiegelein an der Wand, der vierte Kriegswinter ging ins Land. Im Spiegel der Wiener Straße ist diese Tatsache deutlich und markant genug wahrzunehmen. Heute ist wieder einmal eine neue Kriegsvorschrift plakatiert worden. Diesmal an den Türen der Gastwirtschaften. Speisestunde von bis so und so viel Uhr. Wieder erhält der Konsument einen sanften Wink mit dem Zaunpfahl, die Tür von außen zuzumachen. Das ist ja der tiefe Sinn der meisten Geschäftsinschriften, die während der Kriegszeit in so verschwenderischer Fülle neu aufgetaucht sind, Käuferzuzug möglichst fernzuhalten! Es ist die verkehrte Welt. Früher bot der Geschäftsinhaber seine ganze Findigkeit und Ueberredungskunst auf, um den Mann von der Straße am Kragen festzuhalten und in sein Lokal zu schleppen. Die üppig dekorierte, künstlerisch eingerichtete und verschwenderisch beleuchtete Auslage war im letzten Grund eine vornehme Uebersetzung des „Hereinspaziert!" des Praterausrufers. Heute hat es den Anschein, als seien die Leute ängstlich darauf bedacht, in ihrem Laden möglichst allein und ungestört zu bleiben. Früher die nervöse Angst, daß die Türklinke am Ende einroste, heute die Besorgnis, sie könne durch allzu vielen Gebrauch vorzeitig abgenützt werden. Das Alltägliche ist ungemein lehrreich. Nur stumpft man sich rasch ab, wird vorzeitig gleichgültig und empfindet, was gestern noch unerhört schien, heute bereits als Selbstverständlichkeit. Zu Beginn des Krieges führten die Plakate eine ganz andere Sprache. Bald erzählten sie mit wehmütiger Resignation von ergreifenden Einzelschicksalen, bald schlugen sie einen düster-geheimnisvollen Ton an. Das war damals, als es dem Passanten kalt über den Rücken lief, wenn er an einem Geschäft vorüberging, bei dem die Rollbalken hinuntergelassen waren und ein Zettel die knappen und doch so vielsagenden Worte enthielt: „Wegen Einrückung geschlossen!" Mancher Rollbalken ist seither nicht emporgezogen worden. Der Zettel ist vergilbt, die Schriftzüge vom Regen und Schnee verwaschen, und mitunter ist er wohl unterdessen zu einer Todesanzeige geworden. Im ersten Kriegsjahr hat man auch mit einem gewissen Gruseln die scharfen Warnungen gelesen, die auf die Spionengefahr aufmerksam machten, und andere wieder auf Brücken oder in Eisenbahnstationen, die das Verbot des Photographierens einschärften. Solche Ankündigungen aus dem ersten Kriegsjahr verschwinden heute unter der erdrückenden Menge jener Anzeigen, die von den Einschränkungen und Entbehrungen des Alltagslebens erzählen und von den vielen, vielen Dingen sprechen, die wir nicht mehr kriegen. Das Vergnügen an diesen Dingen ist bekanntlich nach Wilhelm Busch die Entsagung. Wir haben in diesem Sinne einigen Grund, vergnügt zu sein! „Kein Bier über die Gasse!" und „Nichts Rauchbares, Anstellen zwecklos!", „Kein Saccharin!" und „Keine Zuckerln!", so liest man Straß' auf, Straß' ab in reichhaltiger Abwechslung. Hier teilt ein Geschäftsmann mit, daß er aus Mangel an Arbeitskräften eine ausgiebige Mittagspause eintreten lasse, und dort erklärt sein Gegenüber, daß er seinerseits überhaupt nur dreimal in der Woche aufsperre. Es ist eine ganze große Straßenliteratur der Inschriften entstanden, die uns der Krieg beschert hat. Das Leben der Großstadt freilich pulsiert weiter und wer nur das Gesamtbild im Spiegel der Wiener Straße betrachtet, sagt je nach Gemütsart voll lokalpatriotischer Bewunderung oder mit griesgrämiger Nörgelei: Ganz wie im Frieden! Die Straßeninschriften aber, die sind wie die Krähenfüße um die Augen einer schönen Frau. Das Spiegelbild der Straße zeigt Wien im vierten Kriegswinter.

Vossische Zeitung
16./II. 1918.
16
146

Menschenökonomie und Menschenverschwendung.

Vortrag von Prof. Altmann-Mannheim.

Die Zentrale für private Fürsorge veranstaltete Mittwoch im Berliner Rathause ihre Hauptversammlung; nach Erledigung der Tagesordnung sprach Professor Dr. Altmann-Mannheim über „Menschenökonomie und Menschenverschwendung", ein Gegenstand, der auch der Leitung der Zentrale beim Vergleich ihres großen Mitarbeiterstabes mit der geleisteten Arbeit zu denken geben sollte.

Der Vortragende ging in seinen tiefgründigen, geistvollen Ausführungen von dem Kantschen Worte aus: „Die Dinge in der Welt haben einen Wert, nur der Mensch hat Würde." Mit Ausnahme der Privatwirtschaft, die gelegentlich eine Ersparnis an Arbeitskräften als an Kosten durchführe, habe der Mensch bisher noch keine wirtschaftliche Wertung gehabt. Jetzt aber müssen wir eine Vereinigung von „Wert und Würde" schaffen, um die gesteigerten Aufgaben, vor die uns der Wiederaufbau der Welt bei verringerten Arbeitskräften stellt, erfüllen zu können. Jeder einzelne muß daher mit dem Bewußtsein der gesteigerten Leistung und Verantwortung durchdrungen werden. Dr. Altmann ging dann auf drei Bedeutungen des Begriffes „Menschenökonomie" ein und erörterte sie zunächst im Sinne vom Leben und Sterben oder von der Zahl, die in dem Schlagwort „Bevölkerungspolitik" mündet. Er warnt vor jeder vernünftelnden Maßnahme zur Steigerung der Zahl und wünschte statt dessen die Herabdrückung der Sterblichkeit und die Schaffung von Lebensbedingungen, die es dem Volke wünschenswert erscheinen lassen, in der Zukunft zu leben. Aufgabe der sozial Arbeitenden sei es, die Gesamtheit auf eine Mindesthöhe zu bringen, in der es schöpferische Arbeit leisten kann, also nicht notmildernd, sondern vorbeugend zu wirken.

Wer menschenökonomisch handelt, muß ferner darauf ausgehen, sich in die menschliche Arbeit zu vertiefen; um das zu erzielen, brauchen wir eine stärkere Erziehung zur Arbeitsfreudigkeit. Die Fürsorge darf niemals dahinführen, daß der einmal in Not Geratene sich daran gewöhnt, von der Gesamtheit erhalten zu werden, sondern er muß zur Arbeit zurückgeführt werden; bei der Heimkehr der Krieger muß ein Ausgleich geschaffen werden zwischen Männer- und Frauenarbeit, denn es sind nicht nur bisher Tausende von Frauen zu schwer, sondern auch viele Tausende von Männern im Verhältnis zu ihrer Arbeitskraft zu leicht beschäftigt gewesen. Die Betrachtung des Inhalts der Arbeitsleistung führte den Redner dann zu dem dritten Punkt, zu der Beeinflussung des Gesellschaftslebens und seiner Verwaltung im Sinne der Menschenökonomie, z. B. durch Vereinfachung der Rechtswege. Er gelangte schließlich zu der Forderung, daß alle Zweige des Rechts, der Politik und des Gemeinschaftslebens nach dem Kriege vom Standpunkt der Menschenökonomie und der Verpersönlichung der Arbeit aus betrachtet werden.

Dr. M. M—a.

Nachdruck verboten.

Zündhölzer.

Ich habe mir vorgenommen, all den Nöten und Kümmernissen, die uns dieser unselige Krieg beschert, eine Reihe auferbaulicher Gedenkblätter zu widmen, und in diesen genau und natürlich ohne jede Uebertreibung, zu Nutz und Frommen in zukünftiger froher Friedenszeit all die Schlammassik dieser bösen Zeit zu beschreiben. Diese losen Blätter will ich dann, wenn der Krieg zu Ende ist, zu einem stattlichen Bande vereinigen, daß die Späterlebenden daraus erfahren, wie es zu Kriegszeiten einmal zugegangen ist, und es ihnen dann doppelt warm und behaglich unter den warmen Strahlen der Friedenssonne wird, und es ihnen immer und immer bewußt wird, welch ein hohes, unaussprechlich großes Gut der Friede ist.

Immer hat es geheißen, bei den Zündhölzchen muß man zu sparen anfangen. Wir haben das für einen leeren, bedeutungslosen Gemeinplatz gehalten. Nun sind wir eines anderen belehrt worden. Mit diesem Gemeinplatz geht es uns wie mit der hausbackenen Weisheit der Sprichwörter, die wir erst zu würdigen verstehen, wenn uns das Wasser zum Munde steigt.

Ja, jetzt haben wir mit den Zündhölzchen zu sparen gelernt, weil wir nur unter den größten Schwierigkeiten uns diese wichtige Erfindung beschaffen können. Nur der Papiernot haben wir es zu verdanken, daß wir noch keine „Zündhölzelkarten" bekommen haben mit dem Anspruch auf täglich drei Stück. Aber es wäre schon an der Zeit, auch diese Einrichtung zu treffen, denn wir leiden schon solchen Mangel, als wenn die Zündhölzelkarten tatsächlich eingeführt wären. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß mit der Einführung einer neuen Kartenkategorie die dazugehörigen Waren vollständig aus dem Verkehr verschwinden und nur die betreffenden Karten allein übrig bleiben, wie es zum Beispiel bei Speck, Zucker, Baumwolle, Hemdkragen und Sacharin der Fall ist.

Der Zündhölzchenmangel hat in meinem Hauswesen höchst bemerkenswerte Einrichtungen hervorgerufen. Die Zündhölzchen hält meine Frau unter strengstem Verschluß, und nur mit einem Riesenaufwand schmeichlerischer Worte gelingt es, ihr ein Streichholz abzulocken. Die römischen Vestalinnen, die die schwierige Aufgabe hatten, das heilige Feuer zu bewachen, waren leichtsinnige Personen im Vergleich mit meiner Frau. Am schlimmsten bin ich daran, denn infolge meines nachdenklichen Wesens geht mir fortwährend die Pfeife aus, und da meiner Stammtrafikantin außer Tabak und Zigarren jetzt auch noch die Zündhölzchen ausgegangen sind, befinde ich mich in einer höchst prekären Situation. Im Stammgasthause geht es mir leiblich, meine Freunde helfen mir immer mit Feuer aus, haben aber seit einiger Zeit die Gewohnheit angenommen, ihre Zündhölzchenschächtelchen sofort einzustecken, wenn sie ein Streichholz der Freundschaft geopfert haben. Sie behaupten nämlich, daß wenn sie diese Vorsicht nicht beachten, ich dann das Schächtelchen einstecken würde. Anfangs war ich empört über diesen gemeinen Verdacht, als ich aber eines Abends beim Ausziehen in den verschiedenen Taschen meiner Kleider sieben mehr oder minder gefüllte Zündholzschachteln entdeckte, über deren Herkunft ich absolut im unklaren war, kam mir der Gedanke, daß meine Freunde in dem erwähnten Punkte nicht so unrecht haben dürften. Aber mein Stolz hat es bisher nicht zugelassen, ihnen diese meine Wahrnehmung mitzuteilen.

Was aber das Empörendste ist, daß die Zündhölzchen, die man tatsächlich bekommen kann, alles zu wünschen übrig lassen. Ein großer Teil der in einer Schachtel befindlichen Hölzchen ist kopflos, was übrigens heutzutage nicht nur bei Zündhölzern vorkommt. Wir gebrauchen zu Hause die Marke „Solo". Ich leite den Titel von dem Umstande ab, daß aus dem ganzen Schächtelchen selten mehr als eines zum Brennen zu bringen ist. Die Marke „Helios" verdient auch ihren Namen nicht im entferntesten, denn die Zünder geben nur sehr wenig Licht, haben vielmehr die Eigenschaft, daß die Köpfe mit einem Krach abspringen und dann ruhig auf der Hose weiterglimmen. Und brennen wirklich einmal drei Hölzchen, so ist das Schächtelchen nicht mehr weiter zu gebrauchen, die schwarze Reibfläche hängt in kleinen Fetzen herab, wie die Hosen eines Landstreichers. Dann hat man Zündhölzchen und muß, um sie zum Brennen zu bringen, sich von jemand eine Zündholzschachtel ausleihen, was aber nur in den seltensten Fällen gelingt. Meine Frau hat Schwefelhölzchen nach Hause gebracht, die noch interessanter sind. Nach dem Anzünden brennen sie mit kleiner blauer Flamme und stinken fürchterlich. Wenn sie genug gestunken haben, löschen sie wieder aus, ohne ihren Zweck erfüllt zu haben.

Diese Schwierigkeiten haben uns manche sinnreiche Erfindung gebracht. Zum Beispiel wird alles unnötige Papier zu Fidibus verarbeitet. Solange im Küchenherde oder im Ofen Feuer brennt, darf kein Streichholz angezündet werden, sondern müssen Fidibusse in Gebrauch genommen werden. Seither stinkts den ganzen Tag in der Wohnung nach verbranntem Papier.

Ich habe mir auch eines der neumodischen Feuerzeuge angeschafft, die nach dem System der vor urdenklichen Zeiten in Gebrauch gewesenen Steinschloßflinten gebaut sind. Sie gewähren unendliches Vergnügen und man kann sich mit ihnen stundenlang auf sehr angenehme Weise die Zeit vertreiben. Entweder ist der Stein abgenützt oder das Benzin ausgegangen, manchesmal ist beides auf einmal der Fall. Mein Feuerzeug ist besonders interessant. Es geht nur sehr selten; wenn's aber einmal geht, so erzielt man damit überraschende Effekte. Es entsteht eine düsterrote Flamme, von der schwarze Rauchschwaden emporsteigen. Ein kurzes Stück Zigarre damit anzuzünden, ist sehr gefährlich. Wenn es einmal gelingt, so sieht man danach im Gesichte wie ein Rauchfangkehrer aus, und einige Zeit nach dem Experiment fallen schwarze Rußflocken aus der Luft herab. Auch mein Freund Petsch hat ein solches Feuerzeug und ist sehr stolz darauf, es entspricht auch seiner derzeitigen düsteren Gemütsstimmung.

Ein anderer Freund, Herr Pogatscher, machte mir den Vorschlag, es mit Feuerstein, Stahl und Zunder zu versuchen. Meinem romantischen Sinne entsprach dieser altertümliche Vorschlag ungemein. Er brachte mir aus Salzburg ein tüchtiges Stück Kiesel, einen handsamen Klopfer aus Stahl und einige Lappen Feuerschwamm mit. Erst zeigte er mir, wie der Apparat zu gebrauchen sei. Er schlug prachtvolle Funken aus dem Stein, brachte aber nicht den Feuerschwamm zum Glimmen. Dann versuchte ich es, erhielt ebenfalls prachtvolle Funken und klopfte mir die Finger blutig. Aber auch bei mir wollte der Feuerschwamm nicht glimmen. Dann versuchte es meine Frau, welche aber den Versuch sofort aufgab, da sie sich ebenfalls den Knöchel des rechten Zeigefingers blutig klopfte. Das Dienstmädchen Poldi, das in seiner Heimat einen alten Herrn kannte, der auf ähnliche Weise Feuer schlug, versuchte es ebenfalls und schlug sich auch die Finger blutig.

Wir gaben die Sache auf und stillten dann mit dem Feuerschwamm das Blut, das in zähen Tropfen aus unseren Fingern herabrann.

Meine Tochter behauptete, sie habe sich schon lange nicht so gut unterhalten.

Die Sache mit den Zündhölzern bildet wohl nur ein geringes Kapitel in dem großen Schauerroman des Weltkrieges, aber es ist gut und lehrreich für die Zukunft, auch solche Kleinigkeiten zu verbuchen. Wenn uns einst leuchtend und warnend die Sonne des Friedens strahlen wird, dann wird es für alle gut sein, hin und wieder auch jener schweren Zeit zu gedenken, da in der Nacht des Krieges uns sogar die Zündhölzel versagten.

Der Friedenstag wird uns dann noch heller und glänzender erscheinen.

Rudolf Hawel.

Die Zeit
17./II. 1918
150

Wenn erst wieder Friede ist...

In diesen Tagen wurde viel vom Frieden geredet, und die schöne Vorfrühlingsstunde, in der der Graf Czernin mit einem Koffer voll von Hoffnungen und Aussichten in Wien eintraf, schmeckte sehr nach Abrüstung und nach dem Veilchenduft der Versöhnlichkeit. Wenn erst wieder Friede ist... war das Leitmotiv jedes einzelnen geworden. Mag sein, daß ich ein verstocktes kriegerisches Gemüt bin, mag sein, daß mich der unbeugsame Geist eines starren Militarismus rettungslos erfüllt, aber ich habe diesen ersten Auftakt des Friedens zu einer Kriegserklärung benützt; nicht zu einer offenen, klaren, in alle Welt hinausposaunten, o nein, dazu bin ich viel zu konservativ und geheimdiplomatisch erzogen, nein: ich schloß ganz einfach mit mir selber einen Geheimvertrag, dessen verruchte Absicht keine andere ist, als die, eine Reihe friedliebender Bürger in demselben Augenblick, da wir den allgemeinen Frieden haben werden, zu überfallen. Meine Kriegsansage gilt der Frau Veronika Schmitt, bürgerlichen Frognerin zu Wien; sie gilt dem Herrn Johann Zaunfuchs, Holz, Kohlen, Koks en detail, sie gilt weiter der ehrsamen Jungfrau Ludmilla Hartmann, k. k. Tabaktrafikantin, dem Herrn Schorsch Schwingenbögel, Bürger von Wien, kalte und warme Küche, Bier vom Faß, Ausschank naturbelassener Weine aus den besten Rieden. Ich werde mit diesem Vierbund ebenso fertig werden, wie er es durch dreieinhalb Jahre mit mir wurde. O Morgenrot der Vergeltung! Wir wollen einmal abrechnen mit Frau Veronika Schmitt und Genossen!

Fall eins: Schmitt Veronika. Da sind zunächst die Rosen; das Stück 1 Krone 80 Heller. Wem in dieser ganzen Kriegszeit habe ich je drei Stück Rosen zu 1 Krone 80 Heller verehrt? Niemandem! Alles, was an Poesie und Liebe und an Neigung zum Blütenkult aus einer uralten barbarischen Zeit her in mir geschlummert, habe ich auf Veronika Schmitt konzentriert! Mit der Scheu des Bräutigams, mit der Glut des Unwiderstehlichen bin ich ihr genaht, in jeder Hand eine Rose, die dritte (man beachte die sinnige Nuance) zwischen den Zähnen haltend; aus dem Liebesbriefsteller meiner Köchin hab' ich mir das Wort gemerkt: „Die Kinder Florens nahen dir." So trat ich vor Frau Schmitt, Gemischtwarenhandlung, Delikatessen und Südfrüchte. „Die Kinder Florens nahen dir", sagte ich, frech, wie ich nun einmal bin, in Gegenwart ihres Gemahls, des Herrn Wendelin Schmitt. Veronika glühte röter als alle Rosen (1 Krone 80 Heller!) und Herr Schmitt war gerührt, fühlte sich in die Zeit vor seiner silbernen Hochzeit zurückversetzt, flüsterte: „Geh' Broni, gib eahm a was von den Holländer Kas!" Rosen gab ich für Holländer Käse, und meine unschuldige Familie freute sich einen Abend lang vollfett. Täglich beteten wir für Frau und Herrn Schmitt. Ich zog tief den Hut vor ihr. Wenn die Rolladen herabgelassen waren und ich ging an der Schmittschen Greislerei vorbei, grüßte ich dennoch; wie vor Geßlers Hut. Ja, meine Ehrfurcht wurde belohnt: ich bekam dreimal je zwei Erbswürfel und mußte bloß immer zwanzig andere Suppenwürfel dazu nehmen; das Kind unserer Hausmeisterin hat sie gern zum Kolorieren von Mandelbogen verwendet. Aber, aber... Die Rosen wurden teurer, Kriegsgewinner liefen mir den Rang ab und stifteten Herrn Schmitt wöchentlich zehn Kuba; ich habe ausgespielt; Frau Schmitt gibt nichts mehr; obwohl ich mich, ihrem Befehl gemäß, bei ihr auch auf Brot rayonieren ließ. (Sprich: rai-onieren!) „Se wollen allerweil a Extrawurst! Teilen S' Ihner Ihner Brot ein. Die Mammelad holn S' beim Meindl, aber für Strafhölzeln war i Ihner gut! Nix da, schau'n S' daß S' außi kummen!" Sie wies mir die Tür, sie, in deren Boudoir meine Rosen welken! Wenn erst wieder Friede ist, Frau Veronika, dann gibt's Krieg! Dann werden Sie „Habe die Ehre" sagen und „Schamster Diener", und ich werde eisig lächelnd mit einer Waggonladung Blumen Ihren Laden betreten, werde drei Trabukko zugleich rauchen und — ein Päckchen Streichhölzer verlangen. Sie haben mich zum Sadisten gemacht!

Und ähnlich wird es Ihnen ergehen, Herr Johann Zaunfuchs! Habe ich Ihnen nicht immer, ohne mit der Wimper zu zucken, 60 Heller Bestellgeld für die Kohlen gegeben, habe ich nicht stets „Herr von Zaunfuchs" zu Ihnen gesagt, Herr Zaunfuchs? Nicht immer Ihrem Töchterchen, wenn es in kindlicher Neugier, gelegentlich Ihrer Besuche, seine schwarzen Patschhändchen auf meinem Klavier verewigte und ein paar Tasten sanft zertrümmerte, in der sanftesten Weise erklärt, Klaviere hätten auch eine andere Bestimmung? Sie aber, Angeklagter Zaunfuchs, ließen mich fünf Tage frieren, weil ich die musikalischen Absichten Ihres Töchterchens nicht ganz sich entfalten ließ. Sie verweigerten, notabene an einem Tage, wo mir das Dienstmädchen in eine Munitionsfabrik durchgebrannt war, die Lieferung von Kohlen, nachdem Sie mir vorher eine Woche lang statt Brennstoff eine Mineraliensammlung geliefert hatten. Sie schleuderten mir die Worte zu: „Hol'n S' Ihner Ihnere Kohlen selber, Se G'scherter!" Den G'scherten vergesse ich Ihnen nicht! Es gibt Krieg, Herr Zaunfuchs, wenn erst wieder Friede ist!

Und du, ehrsame Ludmilla Hartmann! Habe ich nicht durch ungezählte Monate, jede Woche dir, deiner lieben Tante Barbara, allen deinen Kognaten und Agnaten in sämtlichen Wiener Operettentheatern ein warmes Freiplätzchen gestiftet, alles für lumpige zwanzig Memphis in der Woche? Habe ich nicht jedes Ei, das mir ein einsichtsvolles Huhn außer der Bezugsberechtigung legte, jedes Tröpfchen Milch, das eine barmherzige Kuh für mich außer der Fettkarte zu Butter erstarren ließ, redlich mit dir geteilt? Und einmal ließ ich mich, nur weil du es wünschtest, hinreißen und verschaffte dir eine Karte ins Burgtheater. Ludmilla, darum ließest du mich fallen und sprachst: „Ihner Burgtheater können S' Ihner einmagarier'n! Des is mir z'fad. Hol'n S' Ihner die Memphis wo anders!" Mein Gewissen ist rein, am Burgtheater bin ich unschuldig! Es gibt Krieg, Ludmilla, nach dem Frieden! Feindschaft will ich setzen zwischen diesem Weibe und mir!

Schorsch Schwingenbögel! Ich mag keine Kuttelflecke mit ranzigen Kartoffeln für 4 Kronen 60 Heller. Ich mag ein Krügel Bier! Sie haben mich aber hinausgeschmissen, weil ich nur ein Krügel Bier und keine Kuttelflecke wollte. Der Tag der Vergeltung kommt! Schon preisen Sie Bier über die Gasse zu jeder Tagesstunde an, aber ich kann mich beherrschen.

Krieg, Krieg, Krieg gegen alle, wie nur erst wieder Friede ist! Auch gegen Sie, Franta Votrubil, der Sie mir die Kaffeemühle, für deren Reparatur Sie 2 Kronen vereinbart und 7 Kronen gefordert haben, an den Kopf warfen und mir versicherten, ich sei ein „Hatscheber!" Nein, ich suche Leidensgenossen, ich suche ein geeignetes Plätzchen für einen dramatischen Mittlischwur, ich suche Menschen, die mit mir in feierlichen Jamben sprechen: „Wir sind ein einig Volk von Brüdern", die mit mir in die hohlen Gassen gehen und die Kriegsfackel gegen die Zaunfuchs-Entente schwingen, wenn nur erst wieder Friede ist!

—ls.

Neue Freie Presse
19./II. 1918

152

[Der Luxusschal im Kriege.] Bezirksgerichtsverhandlungen gegen Preistreiber sind immer lehrreich. Gegen wirkliche Preistreiber sowohl als gegen vermeintliche, denn das richterliche Urteil ausdrücklich bestätigt, sie hätten nicht mehr verlangt, als recht und billig. Der eine ersieht aus solchen Prozessen mit naivem Staunen, womit man heute Geld, manchmal sogar viel Geld machen kann, und der andere, der ohnehin schon genug Geld besitzt, beklagt bitter, daß er wieder einmal eine Adresse zu spät erfahren hat. Heute aber hat man im Verlaufe eines Preistreiberprozesses von ganz etwas anderem vernommen, nämlich von einem wichtigen Gebot der Mode. Die es eigentlich angeht, werden freilich längst davon wissen. Aber auch ein weiterer Kreis hört mit herzlichem Vergnügen, daß es augenblicklich hoch an der Zeit ist, lange, farbige Seidenschals zu tragen. Dabei fällt es wenig ins Gewicht, daß dieses Vergnügen ein durchaus platonisches ist. Solche seidene Modeschals kosten nämlich zwischen hundert und hundertfünfzig Kronen, und dem Kaufmann, der sie um diesen Preis feilbot, wurde heute überdies in aller Form bestätigt, daß auf derartige Schals die Preistreibereiverordnung überhaupt keine Anwendung fände. Trotz dieses negativen Resultats verlief die Verhandlung anregend genug. Es ist für Leute, die Schals und ihren Preiszettel nur in der Auslage bewundern können, gewiß interessant, wenn sie erfahren, daß es Zeitgenossen gibt, die sich durch die gleichgültigen und ärgerlichen Kleinigkeiten des Alltags in ihrer anstrengenden und aufreibenden Kopfarbeit nicht beirren ließen und auf neue, schöpferische Ideen kamen. Der farbige Seidenschal ist eine richtige Kriegserfindung. In Friedenszeit war sie, wie der Richter durch eindringliches Befragen feststellte, noch gar nicht gemacht worden. Erst mußte der Weltkrieg ausbrechen, damit ein einsamer Denker, der es wirklich mit dem über Gebühr gerühmten Archimedes aufzunehmen vermag, auf solch erquickenden Einfall kam. Jetzt erinnern wir uns, einzelnen Exemplaren der neuen Erfindung mit den dazu gehörigen Aposteln dieser Heilsbotschaft der Männermode bereits in den Wiener Straßen begegnet zu sein. Aber wir dachten eben eher an Scherz und Satire, als an Ernst und tiefere Bedeutung. Es ist ein breiter, grellfarbiger Seidenschal, der malerisch um den Hals geschlungen wird. Das eine Ende baumelt den Rücken entlang und das andere deckt die Männerbrust. Solche fein gearbeitete kostbare Schals kamen in der Friedenszeit überhaupt nicht auf den Markt, belehrte der betreffende Geschäftsmann den Richter. Sie werden erst im Kriege erzeugt, in dem überhaupt der Luxus gestiegen ist. Eine Aeußerung, die einiges zu denken gibt. Die Unbefangenheit, mit der just die Kriegszeit als geeignet aufgefaßt wird, um neuen Affanzereien Tür und Tor zu öffnen, mutet alles eher denn erquicklich oder gar vernünftig an. Die Preistreibereiverordnung ist unanwendbar. Den Verkäufern der Schals steht es frei, so viel für seine Ware zu verlangen, als Kaufkraft und Geschmacklosigkeit des betreffenden Kunden zu erlegen bereit sind. Die seidenschallustigen Herren selbst aber sollten einen Augenblick lang nachdenklich werden. Gerade, weil gegenwärtig so viele Dinge im Verordnungswege verboten sind, müßte man einen Stolz darein setzen, manches nicht zu tun, das kein Paragraph hindert und dem sich keine Strafbestimmung drohend in den Weg stellt.

Die Zeit

20./II. 1918

154

(Die fleißigen Straßenkehrer.) Würde man nicht Gefahr laufen, zu ersticken, dann würde es sich wahrhaftig verlohnen, auf der Straße jetzt immer wieder stehenzubleiben und unseren wackeren Straßenkehrern bei ihrer Arbeit zuzuschauen. Sie haben es nämlich in der Staubaufwirbelung zu einer Meisterschaft gebracht, wie man sie wohl in keiner zweiten Stadt Europas beobachten kann. Sie handhaben ihre Besen mit einer Verve und sie fegen die Fahrdämme mit einem Schwung, daß überall dort, wo sie wirken, und weit im Umkreis herum, die Luft förmlich kompakt und zum Schneiden dick wird. Schon von weitem sieht man, sobald man um eine Straßenecke gebogen ist, graue, schwere Staubwolken über den Fahrdamm und die Bürgersteige wallen. Hat man sich dann der Wolke, vor der es kein Entweichen gibt, genähert, dann entdeckt man regelmäßig auch eine ganze Kolonne dieser wackeren städtischen Hilfskräfte, die mit ihren Instrumenten kräftig das Pflaster bearbeiten, bis auch die verhärtetsten Kotkrusten glücklich vom Granit entfernt und in die Luft hinaufgefegt sind. Es ist allerdings schwer, zu erklären, warum diese fleißigen Leute gerade jetzt mit solcher Verserkerwut die strohtrockenen Fahrdämme bearbeiten, während doch früher wochenlang, als alle Wiener Verkehrswege mit Kot, Morast und Pfützen übersät waren, weit und breit keine Straßenreiniger zu entdecken waren. Damals hätten sich diese Kehr- und Fegekünstler das freilich anspruchslosere, aber gewiß auch nicht zu verkennende Verdienst erworben, der Staubbildung vorzubeugen! Jetzt hingegen, da der Staub zentimeterhoch das Pflaster überzieht, wollen sie das früher Versäumte offenbar durch doppelte Energie nachholen. Deshalb kehren sie den getrockneten Mist unermüdlich von links nach rechts und von rechts nach links, so lange, bis jedes Staubkörnchen seinen Weg empor in die Lüfte nimmt und der Straßengrund buchstäblich vom letzten Stäubchen befreit ist. Aber einen Nachteil hat diese Wiener Straßenreinigungsmethode eben doch: Was nützt es schon, wenn zwar das Pflaster rein, aber dafür unsere Lungen mit dem Staubmist angefüllt sind. Deshalb bliebe zu erwägen, ob die Wiener Straßenkehrautoritäten nicht in Zukunft mit der Kehraktion etwas früher beginnen lassen sollten. Dann nämlich, wenn der berühmte Wiener Straßendreck noch flüssig, zäh und träge ist! Nicht erst dann, wenn er sich zu feinem, trockenem Pulver verdichtet hat. Der Fleiß unserer Straßenkehrer ist ja zweifellos anzuerkennen, aber ihre Tätigkeit artet jetzt zu einer Gefahr aus, die uns allen in die Nase steigt.

Neues Wiener Tagblatt
20./II. 1918

155

* **(Der Mangel an Geschirr.)** Die Genossenschaft der Geschirrhändler in Wien hat in ihrer kürzlich abgehaltenen Generalversammlung den großen Warenmangel besprochen, der schon seit längerer Zeit besteht. Wie der Vorsteher kaiserlicher Rat Böck berichtete, machte sich zu Anfang des Jahres 1917 eine starke Warenknappheit fühlbar. Sie war durch die Versendung der Porzellan- und Steinguterzeugnisse nach Südungarn und Russisch-Polen entstanden. Die dortigen Käufer boten jeden Preis an, um nur rasch in den Besitz von Ware zu gelangen, und große Posten, die für Oesterreich und besonders für Wien bestimmt und angefertigt waren, wurden von den Fabrikanten ins Kriegsgebiet verkauft, zum Schaden der österreichischen Händler und Verbraucher. Dazu kamen für die Erzeuger Schwierigkeiten beim Transport und bei der Kohlenbeschaffung. Die Erzeugung ging unter ein Viertel der normalen Menge zurück, und im November wurde in den meisten Fabriken die Arbeit überhaupt eingestellt. Durch diese Umstände sind derzeit die Vorräte an Gebrauchswaren, besonders an Hohlgeschirren in Steingut und Porzellan, vollständig ausverkauft und die Lager der Großhändler und Kleinverschleißer geleert. Der Mangel an Gebrauchsgeschirr macht sich auch schon bei den Verbrauchern selbst fühlbar. Diese vollkommen unhaltbaren Verhältnisse werden sich nach Kriegsschluß noch verstärken, wenn die Ansprüche des Hotel- und Gastwirtegewerbes in den vom Kriege zerstörten Gebieten und der Bedarf für Steingut und Porzellan für Hunderttausende neuer Hausstände sich geltend machen werden. Nach eingehender lebhafter Erörterung wurde ein Antrag des Vorstandsmitgliedes Walk angenommen, wonach die berufenen Aemter und Behörden auf die Sachlage aufmerksam gemacht werden sollen. Durch Versorgung des Inlandsbedarfes in erster Linie könnten schon jetzt Besserungen geschaffen werden. Mit Rücksicht auf die derzeit üblichen hohen Preise soll von allen Fabrikanten auf Qualitätsverbesserung Rücksicht genommen werden. Aus diesem Grunde möge der Import aus Deutschland nach Möglichkeit erleichtert werden. Vorstandsmitglied Landsmann beantragte hierauf die Gründung einer Einkaufsgenossenschaft der Wiener Geschirrhändler. Beide Vorschläge wurden einstimmig angenommen.

Neue Freie Presse
21./II. 1918
157

[Ahasver nach Mitternacht.] Obdachlosigkeit ist gegenwärtig ein Wiener Uebel, das viel mehr Leute bedroht als es früher jemals der Fall gewesen ist. Einige Nachtstunden bis zum grauenden Morgen in den dunklen ausgestorbenen Straßen umherirren zu müssen, das kann jedem passieren, der mit einem Nachtzug auf einem Wiener Bahnhofe ankommt. Und zum Nachtzug kann wieder bekanntlich bei den jetzigen Eisenbahnverhältnissen ein jeder Zug werden. Man sollte meinen, daß der Eisenbahnfahrplan ein Fremder ist. Im Vaterland nämlich treffen seine Prophezeiungen beinahe niemals zu. Jemand, den sein Beruf zur vorgerückten Abendstunde oder gar zur Nachtzeit durch die Straßen führt, der kann jetzt von ganz merkwürdigen Begegnungen erzählen. Abgesehen von schwer bepackten Soldaten, die in der Nähe des Südbahnhofes oder Westbahnhofes nach irgendeiner Gasse in Hernals oder Dornbach fragen, begegnet man nicht selten Zivilisten, die mühselig eine schwere Reisetasche oder einen Handkoffer schleppen und froststarrend und zähneklappernd um guten Rat bitten. Wo unterkommen? Wo übernachten? Das sind keine Obdachlose, die sich scheu an die Wand drücken, wenn im Mondschein der Winternacht die Pickelhaube des Wachmannes aufblitzt. Sie sind gar nicht so unbescheiden, etwa nach einem Bett zu verlangen oder nach einem geheizten durchwärmten Zimmer. Sie wären schon zufrieden, wenn sie sich überhaupt in vier Wänden befänden, damit ihnen nicht der eisige Nordwind um die Ohren blase. Auf den Boden niederkauern zu dürfen, damit gäben sie sich schon zufrieden, und irgendein wackliger Sessel erschiene ihnen als ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Der Angesprochene, der um Rat Gefragte befindet sich in der peinlichsten Verlegenheit. Er steht ja keinem Bettler, keinem Vaganten gegenüber, kann sich mit einer milden Gabe nicht loskaufen und vermag nur die Achseln zu zucken. Die großen Umwälzungen auf dem Wiener Wohnungsmarkte, der Wohnungsmangel, der Zufluß von Flüchtlingen, dann der allgemeine Zug in die Hotels und in die Pensionen, zu dem die Schwierigkeiten der Wirtschaftsführung den Anstoß geben, haben es mit sich gebracht, daß die Wiener Hotels und Gasthöfe weit weniger Fremde beherbergen können. Dabei fällt noch der Umstand schwer ins Gewicht, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl von Hotels überhaupt ihrem eigentlichen Zweck entzogen, vom Kriegsministerium oder von privaten Unternehmungen für Bureauzwecke angekauft wurden. Was soll der Mann anfangen, der zur Nachtzeit in Wien ankommt, ohne für Quartier vorgesorgt zu haben? Von den Schwierigkeiten der Gepäcksbeförderung soll heute nicht die Rede sein. Die Möglichkeit, ein Fahrzeug zu bekommen und im weiteren Umkreis nach einem Nachtquartier zu suchen, ist so gut wie ausgeschaltet. Der arme Teufel, der vielleicht eine vielstündige Reise, auf dem Eisenbahnkorridor stehend, zurückgelegt hat, kann von Gasthof zu Gasthof, von Hotel zu Hotel pilgern, um überall mehr oder weniger höflich abgewiesen zu werden. Die öffentlichen Lokale sind insgesamt geschlossen. Der Mann ist buchstäblich verurteilt, sich irgendein Polizeidelikt zuschulden kommen zu lassen und dann nach dem nicht immer leicht erreichbaren Wachmann zu rufen. Sonst darf er die Nacht auf der kalten Straße verbringen. Das sind Zustände, die einer Großstadt auch im vierten Kriegswinter unwürdig sind. Man muß sich Ahasvers nach Mitternacht erbarmen. Dazu braucht es keine Enqueten und keine Kommissionsberatungen. In jedem Bezirk muß ein Lokal ausfindig gemacht werden mit Sitz- und Waschgelegenheiten, das den obdachlosen Reisenden dessen enthebt, auf die grüne Bettfrau angewiesen zu sein, die in der gegenwärtigen Jahreszeit alles eher denn grün ist. Bis zur Durchführung dieser Reform aber heißt es: Oeffnet die Bahnhofshallen! Oeffnet die Wartesäle! Auf die Gefahr hin, daß einmal eine ledergepolsterte Bank zu Schaden käme. Das wäre übrigens in einer Zeit zu ertragen, in der in allen Coupés zweiter Klasse die Sitzplätze ohnehin wie skalpierte Indianer dreinschauen.

Die Zeit
23./V. 1918

159

Verdorbene Sonntagsfreuden.

Wir sind im Laufe dieser vier Kriegsjahre namenlos bescheiden geworden, und selbst die vielen kleinen harmlosen Freuden, die einst das Leben in Wien so angenehm machten, die billigen Zerstreuungen, Unterhaltungen, Ausflüge, an denen die stets genußfrohe Kaiserstadt so reich war, sind uns vergällt. Ein Sonntag in Wien bot zahllose und lohnende Möglichkeiten, sich für die Arbeit der Wochentage zu entschädigen, und wenn etwas Schwierigkeiten verursachte, so war es nur die Auswahl in der Unzahl der sich bietenden Vergnügungsmöglichkeiten. War nur wenigstens die Voraussetzung für jegliche gute Laune, die erträgliche Witterung, gegeben, dann fehlte es nicht an Gelegenheiten aller Art, sich einen vergnügten Tag oder ein paar frohe Stunden zu leisten. Wer nicht in der Stadt selbst auf seine Rechnung kam, der unternahm einen Spaziergang oder einen kleinen Ausflug. Am Abend aber, bei der allgemeinen Heimkehr, gab es nur heitere Mienen und verklärte Stimmung. Denn schön war's immer.

Wer heute am Sonntag das Bedürfnis empfindet, den stillen Nachmittag oder den einsamen Abend in angenehmer Weise außer Haus zu verbringen, kommt in die ärgste Verlegenheit. Das Wien von einst ist kaum wiederzuerkennen in dem Wien von heute. Die sprichwörtliche Wiener Gemütlichkeit ist nur noch ein sagenhafter Begriff, zu dem die triste Wirklichkeit im schärfsten Kontrast steht. Der Ausflugsverkehr ist gedrosselt, denn alle Verkehrsmöglichkeiten von früher versagen, gar nicht zu reden von den Lokalzügen auf den Vorortelinien, die unter den jetzt herrschenden Bahnbetriebsverhältnissen so gut wie unbenützbar sind. Der kürzeste Spaziergang wird einem verekelt durch den skandalösen Zustand aller Straßen. Das Benützen der Straßenbahn bildet ein Martyrium; das Kaffeehaus, diese traditionelle Zuflucht aller zerstreuungsbedürftigen Wiener, wird einem vergällt durch Saccharin und Tee-Ersatz. Ein Gasthausbesuch muß teurer erkauft werden als vor dem Kriege eine Schneebergpartie, abgesehen davon, daß es nicht gerade die Stimmung verbessert, trotz schwerster Geldopfer mit hungrigem Magen aufstehen zu müssen. Der Prater gleicht an Stille und Verlassenheit einem vergessenen Friedhof, die vielen kleinen Gaststätten im Wienerwald sind gesperrt, denn sie können den Gästen nichts vorsetzen; der Theaterbesuch ist ein Vergnügen, auf das man sich acht Tage vorher vormerken muß, da einen Tag später schon keine freie Karte mehr zu haben ist.

Ein Vergnügen war dem Wiener aber doch noch geblieben. So schien es wenigstens im Herbst. Der Heurige! Auch so eine Lokalspezialität, um die uns früher mit Recht die ganze Welt beneiden durfte. Gab es etwas Herrlicheres als eine Heurigenpartie? Etwas Fideleres als so einen kleinen Rutscher nach dem gemütlichen Vorortebeisel, in dem man an Tischen ohne Tischtuch verzehren durfte, was man sich mitgebracht, und dabei nebst einem prickelnden, köstlichen Wein gar auch noch eine Musik genießen konnte, aus der mehr Melodie strömte als aus so manchem steifen Prunkkonzert drin in der Stadt? Sachverständige wußten vom heurigen Heurigen ganz märchenhafte Dinge zu berichten. Er wird in Strömen fließen, prophezeiten sie. Und an Güte wird er alle seine Vorgänger übertreffen. Es waren falsche Propheten, denn sie vergaßen die Hauptsache, die Preise; sie machten ihre Rechnung ohne die Wirte. Es wird heute in diesem sündteueren Wien nirgends mehr gewuchert und der Wiener nirgends mehr geprellt als in den meisten Heurigenlokalen. Zwar fließt der Heurige in Strömen, und die Keller können den Reichtum der Ernte kaum fassen, aber das hindert die Schenker nicht, mit einer an Unverschämtheit grenzenden Kaltblütigkeit für ein Viertel Heurigen 2 Kronen 50 Heller und in den meisten Fällen sogar 3 Kronen zu fordern. Manche gehen sogar so weit, ein Eintrittsgeld von 3 bis 4 Kronen pro Person einzufordern. Verlangt man einen besseren Wein, dann kommt man unter 16 Kronen pro Liter nicht weg! Die Heurigenmusik aber, die sonst nebst dem billigen, guten Wein die eigentliche Stimmung erst schuf, ist fast nirgends mehr zu finden. Die Geigen sind verklungen, sangfrohe Kehlen sind eine Seltenheit.

Lärmend allerdings geht's auch jetzt noch draußen an der Peripherie der Stadt in den Buschenschenken zu, aber dieser Lärm hat nichts zu tun mit dem so urfidelen Trubel von einst. Es hat sich ein neues Publikum dort eingenistet, neue Schichten haben das Bürgertum und den Mittelstand verdrängt, robustere Naturen, die für die feine Wiener Gemütlichkeit keinen Sinn mehr haben und die da glauben, um so kräftiger mit der Faust auf den Tisch hauen zu können, je höher ihr Wochenverdienst in der Kriegsindustrie war.

Wien am Sonntag ist heute ein Häusermeer voll salziger Verdrossenheit und öder Eintönigkeit. Die Wiener Sonntagsfreuden existieren nicht mehr. Kriegsnot, Nahrungssorge, Teuerung und schamloser Wuchergeist haben sie ausgelöscht, und wo sich wirklich kümmerliche Reste zu erhalten suchten, machen sich die Profitmacher mit Unterstützung brutaler Geldverdiener breit. Wien ist, drinnen und draußen, einfach nicht wieder zu erkennen. Protzentum läßt sich nicht hindern, die alte Wiener Kultur niederzutrampeln und der Physiognomie der Stadt ein neues, aber abscheuliches Gepräge zu geben. Der bodenständige echte Wiener fühlt sich eigentlich nur noch zu Hause wohl. Einst freute er sich auf den Sonntag, heute fürchtet er ihn.

Die Zeit
24./II. 1918

Proletarisierung.

Man wird seine Sorgen niemals los und immer neue kommen hinzu. Seit die russische Revolution ausbrach, der Fähnrich Krylenko das Heeresoberkommando in die Hand nahm und Soldaten ohne Chargengrad an die Stelle der Armeechefs traten, dachte ich oft sorgenvoll darüber nach, was denn wohl aus all den nunmehr entbehrlichen russischen Offizieren, die der Ermordung entgangen waren, geworden sein mag. Ich vermochte mir deren Los nicht zu vergegenwärtigen. Ob sie wohl eine Pension erhielten? Und selbst wenn auch, allzu pünktlich dürfte ihnen diese kaum ausbezahlt werden. Und dazu die Teuerung in Rußland, die wo möglich noch größer sein soll wie bei uns. Wovon leben diese Hunderttausende von kurzerhand davongejagten und überdies verhöhnten und mißhandelten russischen Offizieren, was treiben sie? Da las ich kürzlich einen Bericht aus Petersburg, aus dem ich entnahm, daß ein kleiner Teil des russischen Offizierskorps allerdings bei Kaledin noch einen Unterschlupf gefunden habe, der weitaus größere sich jedoch neuen Berufen zuwendete. Als Lastträger, als Schneeschaufler fanden die gewesenen Generale, Stabs- und Oberoffiziere weiland des Zaren wieder ein Betätigungsfeld.

So schlimm steht es um die Berufsmilitärs in den anderen Staaten nicht. Aber dem Los einer fortschreitenden Proletarisierung scheinen auch sie verfallen zu sein. Nicht sie allein. Ueberhaupt all die, die vor diesem Kriege zu den gebildeten Ständen zählten, ein wenn auch nicht üppiges, so doch auskömmliches und kultiviertes Dasein führten, indes nicht in der Lage waren, Reichtümer anzusammeln. Immer zahlreicher wird die Menge derer, die kein Heim mehr besitzen. Der Krieg hat es ihnen genommen, hat es zerstört. Sehen wir von der Legion der Offiziere und Beamten ab, deren Besitz infolge des feindlichen Einmarsches in den Grenzgebieten ihnen geraubt wurde und sich verstreute, um nie wieder zu seinen einstigen Eigentümern zurückzukehren. Groß ist der Umfang auch jener, und wird täglich größer, deren Familien den Wettlauf der Preissteigerung mit ihren Bezügen nicht auf die Dauer mitzumachen vermochten und sich genötigt sahen, sich ihres einzigen Besitzes, der Einrichtung ihres Heimes, zu entäußern, um mit dem Erlös sich die Möglichkeit zu schaffen, nur überhaupt einige Zeit lang weiter zu existieren. Dies ist die erste Etappe auf dem Abstieg zum Bettlerproletariat. Man löst die Wirtschaft auf und übersiedelt in ein billiges Hotel. Der Ernährer der Familie — Offizier oder Beamter — ist im Felde, seine Frau mit den Kindern hausen, zusammengedrängt, in einem sogenannten Monatszimmer, in einem Vorstadthotel. Man wahrt weiter das Dekorum, verpflegt sich aus der Hotelrestauration. Man ist noch immer standesgemäß gekleidet, die sorgsam zusammengehaltenen Vorräte dessen, was einem an Kleidern, Schuhen und Wäsche aus der Friedenszeit übrig blieb, helfen über die augenblickliche Sorge noch immer leidlich anständig hinweg. Aber nach und nach gehen die Mietpreise des Hotelzimmers in die Höhe, die Wirtshauskost wird schmäler und zugleich teurer. Eines Tages erkennt man, daß man sich auf diesem Niveau der Lebensführung nicht mehr erhalten könne und entschließt sich, wiederum eine Stufe tiefer herabzusteigen. Nach langem Suchen findet man ein möbliertes Zimmer und übersiedelt in dieses. Die Uebersiedlungskosten sind freilich erschrecklich hoch, aber sie bedeuten doch eine nur einmalige Ausgabe. Und man bringt sie an dem billigeren Zins herein. Der gemietete Raum ist billiger, aber mit seinem ganzen Drum und Dran auch schofler. Die Vermieterin ist eine brave Briefträgersfrau, deren Mann eingerückt ist. In ihren Mußestunden ist sie Wäscherin. Sie wird auch die Säuberung der Leibwäsche übernehmen. Man begrüßt dies denn in der „Putzerei", die die Reinigung bisher besorgte, wurde das bißchen Leinenzeug, über das man noch verfügte, aufs fürchterlichste zugerichtet, bis auf einen alleräußersten Rest dezimiert.

Gespeist wird von nun an in der Gemeinschaftsküche. Die dort dargebotene Kost setzt einen gesunden Magen voraus, aber sie füllt ihn und ist überdies billiger als die im Gasthaus. Auch die Trinkgelder erspart man sich. Nur muß man nach dem Abspeisen sich sogleich entfernen, denn zweitausend Menschen wollen der Wohltat dieser Institution teilhaftig werden und der Raum des Speisesaals ist beschränkt. Wer sind die, die dichtgedrängt an den mit Wachstuch überzogenen Tischen sitzen und in Hast das „Menü" zu sich nehmen, um dann den Nachkommenden Platz zu machen? Die Gesellschaft ist bunt zusammengewürfelt. Neben dem Geschäftsreisenden sitzt der pensionierte Hofrat, die Stabsoffiziersfrau mit ihren drei Kindern neben der Putzmacherin. Man kennt einander nicht und darum „vergibt" man sich nichts.

Welche wird die nächste Stufe nach abwärts sein? Noch ahnt man es nicht und versucht auch nicht, sich irgendeine konkrete Vorstellung hiervon zu machen. Nur nicht denken. Ehedem galt es als ein Gebot der Klugheit, weiterzudenken. Heute ist das Sichfernhalten von jeder Versuchung, sich das Kommende ausmalen zu wollen, das einzige Mittel, um sich seine Widerstandskraft im Ertragen des Gegebenen zu bewahren.

Eine Dame sagte kürzlich zu mir: „Man nennt uns Helden. Sind wir es denn? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß, wenn ich selbst auch gar keine Veranlagung zum Heldentum hätte, mir ja doch keine andere Wahl bliebe, als mich so zu verhalten, wie ich es eben tue."

Fast wünschte man, daß der Prozeß der Proletarisierung der gebildeten Stände, wenn er schon unausweichlich ist, sich etwas rascher vollziehe, als es in der Tat geschieht. Wenn schon, denn schon. Die schneeschaufelnden russischen Offiziere haben die Metamorphose ziemlich plötzlich vollzogen. Niemand verargt es ihnen mehr, wenn sie sich von ihren Zivilkollegen in ihrem Habitus nicht unterscheiden. Von der Gemeinschaftsküche zu den Holzschuhen ist noch ein Weg zurückzulegen. Letztere sind zwar schon heute für eine mit Kindern gesegnete Offiziers- oder Beamtensfrau unerschwinglich teuer, aber noch immer ist es ihr aus Standesrücksichten unmöglich, sich anders als in tadelloser Lederbeschuhung zu zeigen. Heute frettet man sich noch immer durch, und morgen wird es vielleicht auch noch gehen. Aber wie wird es in einem Jahre sein?... Nein, nicht fragen, nur nicht fragen. Der Herr, der die Lilien auf dem Felde kleidet...

Remus.

Österr. Volkszeitung
24.IV.1918

162

* **Trinkgelderumwertung.** Daß auch das Trinkgeld von den Zeitereignissen nicht unbeeinflußt blieb, versteht sich von selbst; denn wo gibt es heute noch irgend etwas, woran der Krieg spurlos vorübergegangen wäre? Was die Trinkgeldgeber betrifft, so gibt es ihrer drei Kategorien: Die einen geben jetzt mehr Trinkgeld als früher, denn sie können sich's leisten, die zweiten geben weniger, denn sie können sich's nicht leisten, und die dritten haben alles beim alten gelassen. Demgemäß werden die ersten von den Trinkgeldnehmern geachtet, die zweiten mit scheelen Augen angesehen und der „Notigkeit" bezichtigt, und die dritten — ebenfalls mit scheelen Augen angesehen und „notig" genannt. Denn mit der allgemeinen Entwertung des Geldes ging naturgemäß auch eine Entwertung des Trinkgeldes Hand in Hand, und wer früher als nobel galt, ist mit der gleichen Summe heute ein Filz. Das „Fünferl", das man dem Friseurgehilfen früher einmal in die Hand drückte und für das man ein hochachtungsvolles „Danke, Herr Doktor!" nebst einem Buckerl einheimste, macht heute nicht den geringsten Effekt mehr. Auch im Gast- und Kaffeehaus muß man sich mit mehr als den einst üblichen 20 Hellern einstellen, wenn man Wert darauf legt, seine Stellung als geachteter Stammgast zu behaupten. Und so ist es überall, wo Trinkgelder gegeben und genommen werden: Der Installateurgehilfe, der die Lampe in Ordnung bringt, der Schlosser, der das Schloß richtet, der Tischlerjunge, der Laufbursche vom Kaufmann, sie alle machten früher zufriedene Gesichter, wenn man ihnen ein „Sechserl" gab, während sie heute die gleiche Summe nur mürrisch oder gar nicht willkommen heißen und selbst einen höheren Betrag ohne sichtliche Begeisterung entgegennehmen. Wer heute Freude bereiten oder sich Respekt verschaffen will, der darf überhaupt kein Bargeld geben; ein Stückchen Brot wird oft freudiger begrüßt als ein Sechserl, mit einer Zigarette kann man einen Menschen ehrlich glücklich machen, ein Packel „Dreikönig" übt tiefere Wirkung als der schönste Zweikronenschein und mit ein paar Virginier soll es sogar möglich sein, die rauhen Umgangsformen von Möbelpackern ins Gegenteil zu verwandeln. Allerdingt hat diese Form des „bargeldlosen Trinkgeldverkehrs" eines zur wesentlichen Voraussetzung: Daß man die genannten Sachen selber hat . . .

Vossische Zeitung

25. II. 1918

163 25

Nation und Menschheit.

Vortrag von Dr. Friedrich Naumann.

In der Reihe der Vorträge zum Besten des Freiwilligen Erziehungsbeirates für schulentlassene Waisen sprach im Abgeordnetenhause Friedrich Naumann über „Nation und Menschheit".

Der Gedanke der Nationalität hat, so führte der Redner aus, durch den Krieg ungeheure Fortschritte gemacht. Wie wir uns, ob Polen, Dänen, Elsässer oder Deutsche, als eine Nation fühlten, so empfanden auch unsere Gegner im Anfang des Krieges. In Frankreich, England, ja Amerika, alle kämpfen für die eigene Sache und fühlen sich zusammengehörig. Aber auch die, die noch keine Nation bildeten — auch die in drei Teile auseinandergerissenen Polen — beginnen sich als Nation zu fühlen: der Geist des Westens, der im 19. Jahrhundert ein Geist Mitteleuropas wurde, der Deutschland und Italien einte, wandert jetzt nach Osten, zu Esten, Lit[illegible], Ukrainern.

Was bedeutet nun das Selbstbestimmungsrecht der Nationen? Jede hat ein anderes Normaljahr, in dem es ihr gut ging, in der sie größer war als jetzt — nach diesem Zustand streben alle: Europa würde ein vergrößerter Balkan, wenn diese Forderungen sich verwirklichten!

Besonders interessant ist nun der Wandel des Nationalismus: In der Opposition ist er radikal, setzt er sich durch, wird er imperialistisch, rücksichtslos gegen anderer Nationalismus, tötet seine eigene Idee. Der Internationalismus aber tritt gerade für die Rechte der kleinen Nationen ein. Beide haben die Rollen getauscht. Dabei betrachtet der Nationalismus die übrige Welt als Anhängsel der eigenen Nation, der Internationalismus fordert den Kongreß der Nationen.

Demgegenüber steht die Idee der Menschheit, auf die wir glaubten, verzichten zu müssen, weil wir die nicht lieben Banen, die uns überfielen. Indessen — je länger der Krieg dauert, desto stärker wird wieder das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit denen, an die uns das 19. Jahrhundert durch Telegraph, Weltpost, Welthandel, Weltrecht band. Wie werden wir wieder zu ihnen gelangen?

Einmal muß der Menschheitsgedanke wieder erstarken: dann müssen wir unformulierte Dinge, wie Freiheit des Welthandels, formulieren, wir müssen für Minderheiten Schutzbestimmungen treffen. Kein Staat — das haben wir jetzt gelernt — lebt für sich allein: nur durch Bündnisse kann er bestehen. Hl.

Die Zeit
25./II. 1918

165

(Ein Staat, dessen „Wohnsitz unbekannt" ist.) Die kaiserliche Wiener Zeitung ist ein im allgemeinen ungemein ernstes Blatt und insbesondere in ihrem amtlichen Teil findet sich nichts, was Amüsement erwecken könnte. Kundmachungen, Konkurse, gerichtliche Aufgebote oder Konkurrenzausschreiben, das ist das Um und Auf ihrer Amtsblattbeilage. Eine erquickende Ausnahme bildet jedoch die gestrige Ausgabe, in der, wenn auch unfreiwillig, doch in gewissem Maße auch einmal der Humor zum Ausdruck kommt. Unter den ernsten, trockenen Aufgeboten findet sich nämlich unter anderem auch folgende, höchst spaßhaft klingende und hier wiedergegebene Kundmachung: „Rumänischer Staat. Wider den rumänischen Staat, dessen Aufenthalt und Wohnsitz unbekannt ist, wurde bei dem k. k. Landesgericht Wien in Z.-R.-S. von der Kriegsgetreideverkehrsanstalt durch die k. k. Finanzprokuratur in Wien wegen 800.000 Kronen eine Klage angebracht. Auf Grund der Klage wurde die erste Tagsatzung auf den 21. Dezember 1917, vormittags 10 Uhr, Zimmer Nr. 57 (Mezzanin), vorgenommen. Inzwischen wurde am 15. Februar 1915 die Klagebeantwortung überreicht und wird ein Verhandlungstermin im April 1918 ausgeschrieben werden. Zur Wahrung der Rechte des rumänischen Staates wird Herr Dr. Eduard Coumont, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, 1. Bezirk, Walfischgasse Nr. 4, zum Kurator bestellt. Dieser Kurator wird den rumänischen Staat in der bezeichneten Rechtssache auf dessen Gefahr und Kosten so lange vertreten, bis dieser entweder sich bei Gericht meldet oder einen Bevollmächtigten namhaft macht. K. k. Landesgericht in Z.-R.-S., Abt. III, Wien, am 20. Oktober 1917 und 15. Februar 1918." — Soweit die amtliche Verlautbarung, aus der nun alle Welt, soweit sie die amtliche Wiener Zeitung überhaupt liest, in gewiß unterhaltender Form die betrübliche Kunde vernehmen kann, daß dem Wiener Landesgericht die „Wohnung" des rumänischen Staates — unekannt ist, daß aber diese hohe Gerichtsstelle doch mit der Möglichkeit rechnet, der — rumänische Staat werde sich hier bei Gericht melden! Ob in dieser Annahme nicht allzuviel Optimismus liegt, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist nicht unwahrscheinlich, daß der rumänische Staat, verstockt, wie er schon ist, dieser Einladung keine Folge leisten wird. Dann wird also, um im Amtsstil zu sprechen, „in seiner Abwesenheit" verhandelt werden. Die gegen Rumänien eingeklagten 800.000 Kronen sind von unserer Kriegsgetreideverkehrsanstalt zu fordern für große Getreideankäufe, die unmittelbar vor Eintritt Rumäniens in den Krieg mit der rumänischen Regierung abgeschlossen und unsererseits bar im voraus ausgezahlt wurden, ohne daß Rumänien jedoch das gekaufte und bezahlte Getreide geliefert hat.

Der Abend
25./II. 1918

166

Sperrstunde bei Hopfner.

Wann ist Sperrstunde bei Hopfner (dem Luxus-Restaurant — „Gasthaus" darf man bei einem so noblen Betriebe wohl kaum sagen — in der verlängerten Kärntnerstraße)? Nun, natürlich wie bei jedem anderen wohlgesitteten, der Polizeivorschrift ergebenen Restaurant: um 10 Uhr. Beim Haupteingang nämlich. Aber es gibt bei österreichischen Restaurants dasselbe wie bei Gesetzen und Gesetzesauslegungen: ein Hintertürl. Durch dieses ist der Einlaß erst um 10 Uhr; die Sperrstunde aber wie in der alten, seligen Drahrerzeit: „nie", das heißt so zwischen Zeitungsaustragen und Gabelfrühstück. So ist es zumindest, wie man jetzt erfährt, im Restaurant Hopfner viele Monate hindurch bis in die allerjüngste Zeit der Brauch gewesen. Für die gewöhnlichen Sterblichen galt die Polizeivorschrift. Für die Besucher eines der dreizehn Chambres separees aber, die sich bei Hopfner trotz der schweren Zeit noch in ungeahnter Blüte erhalten haben, galt ein anderes Gesetz. Sie konnten bleiben, solange sie wollten. Bis vor einigen Tagen. Jetzt allerdings wird sich Herr Hopfner vielleicht doch dem Normalbrauch anpassen. Aber es scheint so ungewiß, daß die eingangs gestellte Frage noch immer aktuell ist: Wann ist Sperrstunde bei Hopfner?

Die Leute, die genug Geld übrig haben, um beim Herrn Hopfner ihr Mittagessen oder Nachtmahl einzunehmen und sich an der braten- und mehlspeisgefüllten Schüssel über den Rindfleischmangel und die Mehlknappheit zu unterhalten, konnten sich also damit nicht begnügen: sie brauchten auch das Pfropfenknallen, die amouröse Luft und ein Nachtlokal für beides. Dem gewöhnlichen Sterblichen steht dafür allenfalls eine ungeheizte und schlecht beleuchtete Wohnung zur Verfügung. Herrn Hopfners Stammgäste waren besser dran; sie verließen vorn ihr Bürgerrestaurant — es sei denn, sie hätten sich schon vorher in eines der dreizehn Chambres separees zurückgezogen — und betraten hinten (in der Giselastraße) das wiedergeborene Moulin Rouge. Die Staatsbürger mochten nur müd' und verärgert in ihre Betten kriechen — bei Hopfner enden die Zeit, die Geschichte, das Durchhalten und alle anderen Tugendstrapazen der Unbemittelten.

Herrn Hopfner hat dieser Spaß, nach gehäuften Anzeigen, allerdings bisher 15.000 Kronen an Strafgeldern gekostet. (Man kann sich beiläufig ausrechnen, welche Summe an Einnahmen ihr bei solcher Übertretungsgeduld gegenüberstehen und wieviel den Gästen nach jeder Kriegsanleihezeichnung noch an Bargeld übrig bliebl) Aber er wankte und wich nicht. Das „Nachtg'schäft" blühte weiter. Bis der Polizeileiter des 1. Bezirkes Spielvogel kürzlich auf Grund von Anzeigen, die Herr Hopfner sofort zu einer Vernaderung von Wachleuten benützte, den Herrn Restaurateur zu sich lud und ihm mit der Lokalsperre drohte. Wird die „Gisela-Bar" jetzt ihren Betrieb einstellen? Oder hat das Hintertürl noch ein Hintertürl?

*

Wie wir erfahren, soll sich übrigens ... auch im Restaurant Hartmann, 1. Bezirk, Kärntnerring, öfters abgespielt haben. Auch dessen Besitzer wurde in Strafe genommen.

Fremdenblatt
26. II. 1918

167

* (Wildwest in Wien.) Schüsse auf der Straße, die einmal ein seltenes, aufsehenerregendes Vorkommnis gewesen sind, gehören, leider, seit einiger Zeit schon zu den sich wiederholenden Ereignissen. Einbrecher, die auf ihre Verfolger schießen, die von diesen, im Lauf der Verfolgung, in selbstverständlicher Notwehr, wieder beschossen werden, gehören nicht mehr zu den Seltenheiten. Wenn man auch nicht von der täglichen Schießerei sprechen will, weil das denn doch ein bißchen übertrieben wäre, so gibt es doch allwöchentlich so eine Einbrecherschlacht, die sich in aller Oeffentlichkeit, unter Entfaltung von bemerkenswertem Lärm, unter Detonationen vollzieht. Die letzte Schlacht hat in der Brigittenau stattgefunden; die vorletzte hat den 16. Bezirk in Schrecken gesetzt. Man erinnert sich, daß die Einbrecher, die Diebe, einmal die Stille vorgezogen haben. Die nächtliche Ruhe war ihre beste Freundin, unter ihrem Schutz gingen sie ihrem lichtscheuen Gewerbe nach und ihr Bestreben war es, den Schlaf der Menschen nicht zu stören. Sie kamen und sie gingen auf leisen Sohlen. Wurden sie überrascht, so liefen sie davon, ließen die Beute im Stich und gaben Fersengeld. Das ist nun anders geworden. Die Tages- oder Nachtzeit spielt keine Rolle mehr. Waren die Einbrecher einmal vorsichtig und raffiniert, so sind sie heute tollkühn und erbittert und geneigt, den eventuellen Verfolger niederzuknallen. In einer Welt, in der es seit beinahe vier Jahren kracht und knallt, weiter nicht verwunderlich. Bemerkenswert jedoch etwas anderes, da die Diebe auch andere Gelüste bekommen haben. Die Schränker, die Kassenräuber sind eigentlich ganz selten am Werk. Sie sind lange nicht mehr so häufig nach Geld und Gold aus, wie anno dazumal. Auch die Juwelen haben es ihnen nicht mehr angetan. Dafür kriechen sie — in Keller und Vorratskammern. Eine Wandlung, die man einen mildernden Umstand nennen muß. Die Einbrecher setzen ihr Leben aufs Spiel, um Werte zu ergattern, die erst jetzt entstanden sind und um die keiner von ihnen jemals früher seine Nachtruhe geopfert hätte.

Berliner Lokalanzeiger
27. III. 1918

168

„Weder Rumäne, noch Hohenzoller."

Von

Dr. Alexander Beldiman,

früherem rumänischen Gesandten in Berlin.

Im unserer Abendausgabe vom 25. d. M. wurde die an den König von Rumänien in Jassy gerichtete Erklärung Peter Carps wiedergegeben, in welcher der altbewährte Staatsmann die Unmöglichkeit des jetzigen Herrscherhauses kategorisch zum Ausdruck brachte. Im Anschluß hieran veröffentlichte Alexander Beldiman, der frühere Gesandte in Berlin, in der Bukarester Zeitung Lumina des Professors C. Stere unter der Ueberschrift „Weder Rumäne, noch Hohenzoller" einen Aufsatz, der die Ueberzeugung weiter Kreise Rumäniens wiedergibt, und besonders derjenigen, die das Heil und die Zukunft Rumäniens nur im engen Anschluß an das Deutsche Reich erblicken. Der Aufsatz wird uns in deutscher Uebersetzung nachstehend zur Verfügung gestellt.

D. Red.

„Nach der verhängnisvollen und zerstörenden Rolle, die König Ferdinand und Königin Maria — jeder seinem Wesen entsprechend — in der Tragödie Rumäniens gespielt haben, ist es da noch möglich, daß sie oder ihre Nachkommen an der Spitze dieses Landes verbleiben mit dem sittlichen und politischen Ansehen, das für die Wiederaufrichtung unseres Vaterlandes auf neuer und gesunder Grundlage unerläßlich ist?

Herr Carp, der sein ganzes Leben hindurch für die staatliche Ordnung eingetreten ist und dem daher nicht umstürzlerische Neigungen nachgesagt werden können, hat kategorisch geantwortet: Es ist unmöglich!

Es ist unmöglich, weil König Ferdinand, als er sich zum Werkzeug seines Ministerpräsidenten und dessen Mitschuldigen erniedrigte, die Zerstörung des Lebenswerks eines halben Jahrhunderts König Carols zuließ, dieses Lebenswerk, das aufgerichtet wurde auf der von der Generation unserer Patrioten geschaffenen Grundlage der Vereinigung der beiden Fürstentümer.

Um vor unserem betrogenen und hingeopferten Volke die Haltung König Ferdinands zu rechtfertigen, dessen Verantwortung vor der Geschichte noch viel schwerer wiegen wird, als wir es heute darstellen können, haben diejenigen, die ihn in den Abgrund stürzten, die Legende aufgebracht und verbreiten sie weiter, daß König Ferdinand, um seine Pflicht als Rumäne zu erfüllen, sein Hohenzollernherz hätte aufopfern müssen.

Im Namen des gesamten politischen Erbes unserer Nation müssen wir energisch gegen diese freche Entstellung der Wirklichkeit Einspruch erheben! In der tiefen Ueberzeugung, daß wir dieses Erbe vertreten, erklären wir, daß König Ferdinand, indem er sich dazu hergab, der Mitschuldige seiner Minister zu werden, an der Politik, die zum Verderben Rumäniens führte, weder als Rumäne noch als Hohenzoller gehandelt hat.

Als Rumäne war er verpflichtet, unsere nationale Vergangenheit zu kennen und von allen Mitarbeitern ohne Parteiunterschied des Begründers des Königreiches, die ihm 50 Jahre lang beratend zur Seite standen, zu wissen, welches der geschichtliche Beruf des rumänischen Volkstums zwischen Karpathen und Donaumündungen als natürlicher Wall gegen den Slawismus ist und bleiben wird. Er durfte daher nicht die Politik seines großen Vorgängers verleugnen, indem er zugab, daß das Schicksal unseres Landes mit dem Rußlands verknüpft wurde.

Als Hohenzoller war König Ferdinand verpflichtet zu wissen, daß der Ruhm dieses Herrscherhauses allezeit darin bestand, im Laufe der Jahrhunderte unerschütterlich Hüter und Mehrer des Staates gewesen zu sein, dessen Steuer sie in fester Hand hielten. Wenn König Ferdinand diesen hohen Traditionen seines Hauses hätte folgen wollen, so hätten ihm diese den rechten Weg gewiesen, der ihn vor einer Richtung bewahrt hätte, die den Lebensbedingungen und der Zukunft unseres Königreiches entgegengesetzt war.

Zwischen der Pflicht als Rumäne und der Pflicht als Hohenzoller bestand daher und konnte kein Gewissenskonflikt bestehen! Im Gegenteil, die Eigenschaft als Hohenzoller war eine Stärkung, eine Bürgschaft mehr für die Erfüllung der Pflicht als König von Rumänien.

Dieser König hat daher an dem Tage tatsächlich abgedankt, als er alle seine Schwüre brach, als er zugab, daß der Staat an der Seite Rußlands zur sicheren Niederlage, zur Erniedrigung und zur Zerstörung geführt wurde.

Weder Rumäne noch Hohenzoller!

König Ferdinand und sein Haus haben keine Stätte mehr, weder in Rumänien noch in Deutschland. Sie werden in der Fremde ihre Sünden büßen müssen!

*

Wir geben diesen Artikel als einen Beweis für die tiefe Erbitterung wieder, die gerade in den besten und patriotischsten Kreisen Rumäniens gegen die Dynastie herrscht, auf der die Mitschuld an der Katastrophe des unglücklichen Landes mit furchtbarer Schwere lastet.

In Deutschland freilich betrachtet man die Auseinandersetzung zwischen dem rumänischen Volk und seinem Herrscher als eine innere Angelegenheit Rumäniens, die niemals zum Gegenstand der Friedensverhandlungen werden kann. Durch eine von außen erzwungene Erledigung dieser Angelegenheit würde auch dem unglücklichen Lande nicht genützt werden. Der ihm zu wünschende Gesundungsprozeß kann sich nur gedeihlich entwickeln, wenn er von innen heraus erfolgt.

Reichspost

1. III. 1918

Die letzte Fahrt.

Veränderungen im Wiener Leichenbestattungswesen.

Die Folgeerscheinungen des Krieges haben auch im Wiener Leichenbestattungswesen Neuerungen und Einschränkungen gebracht. Die pompösen Leichentransporte „1. Klasse", die düster-feierlichen Aufzüge von so und soviel Leichenwagen, Kranzwagen und Trauerkutschen mit einem ganzen Aufgebot von Personal der Leichenbestattungsunternehmung sind aus dem Straßenbilde Wiens verschwunden: Die Verwendung von Herolden und Laternenreitern sowie von sechsspännigen Leichenwagen ist überhaupt verboten. Bei der letzten Fahrt tritt der Unterschied zwischen Reich und Nichtreich so stark und sinnfällig nicht mehr zu Tage. Die Ursache der Vereinfachung und der Abstellung der pompvollen Leichenbegängnisse liegt im Pferde- und Futtermangel. In der städtischen Leichenbestattung sind allein zwanzig Pferde infolge Futtermangel unterernährt, an Kreuzlähmung eingegangen, und die Fuhrwerksbesitzer sind längst nicht mehr in der Lage, so und so viele Trauerkutschen beizustellen. Das hat nun auch dazu geführt, daß den trauernden Hinterbliebenen soweit als möglich die Ausführung der Leichenbegängnisse von den Friedhöfen aus, namentlich von der Einsegnungshalle des Zentralfriedhofes aus, nahegelegt wurde. Man hat in Wien davon abgesehen, die Bestattung von den Friedhöfen aus, wie dies in anderen Städten schon seit Jahren eingeführt ist, allgemein anzuordnen, weil die Wiener Bevölkerung nach altem Brauch an der Aufbahrung im Hause und der Einsegnung in der Pfarre festhält. Doch hat es der Zwang der Verhältnisse mit sich gebracht, daß in den letzten Monaten die Beisetzungen, Aufbahrungen und Einsegnungen im Wiener Zentralfriedhof sich stark mehrten. Die Hinterbliebenen machen von der Vereinfachung der Bestattung schon deshalb Gebrauch, weil die Schwierigkeiten und Auslagen, die mit der Veranstaltung des Konduktes von der Wohnung aus verbunden sind, erspart bleiben; zur Beförderung der Leidtragenden wird jetzt die Straßenbahn benützt. Ohne behördliche Verfügung und ohne Zwang hat die Einsicht der Bevölkerung in sehr vielen Fällen eine alte Sitte aufgegeben. Nur in einer Richtung hat die Gemeinde Wien eine ausnahmslose Beschränkung angeordnet: die Durchführung der Kondukte von entfernt gelegenen Anstalten, vom Versorgungsheim und vom Jubiläumsspital aus, erfordert eine zu große Leistung der schlecht ernährten Pferde; so wurde bestimmt, daß der Leichnam nach Vornahme der Einsegnung in jenen Anstalten auf dem Zentralfriedhof beigesetzt und dort am nächsten Tag eingesegnet und beerdigt wird. Dieser Vorgang hat sich klaglos eingeführt und wird auch bei den übrigen Krankenanstalten bald im Brauch sein. Die städtische Leichenbestattung hat sich entschlossen, zur Durchführung der zweckentsprechenden Neuerungen im Bestattungswesen ein zum Transporte von sechs Särgen geeignetes Lastenautomobil anzuschaffen und die städtische Straßenbahn zur Ueberführung von Leichen aus dem Lainzer Versorgungsheim und Jubiläumsspital zu verwenden. Infolge der Vermehrung der Zahl der Aufbahrungen und Einsegnungen in der Einsegnungshalle des Zentralfriedhofes (im letzten Jahre auf 4408 gestiegen) wird man neue Aufbahrungsräume in der Totenstadt schaffen müssen und für Beisetzungszwecke den bisher nicht benützten Teil des Untergeschosses der Einsegnungshalle heranziehen, während Einsegnungen nach wie vor im allgemeinen in der Friedhofskapelle vorgenommen werden.

Fremdenblatt Abend
2./III. 1918

* (**Sommerzeit.**) Sie ist zur ständigen Kriegseinrichtung geworden, und da sie sich so trefflich bewährt, wird sie wohl auch in künftigen, friedlicheren Tagen zur Herrschaft gelangen dürfen. In diesem Jahre wird man sie um vierzehn Tage früher schon begrüßen dürfen; zwischen Ostersonntag und -Montag wird sie einsetzen. Dafür dauert sie auch vierzehn Tage über den vorjährigen Schluß hinaus, so daß erst am letzten Septembertag die Normalzeit die Sommerzeit ablösen wird. Ursprünglich wollte man noch weitere vierzehn Tage zugeben und erst am 15. Oktober das Ende der Sommerzeit ansetzen. Die im Herbst allzu früh einsetzende Dämmerung war es jedoch, die diese Verlängerung nicht ratsam erscheinen ließ, so daß man von ihr Abstand genommen hat. Es wird sich nun wieder ereignen, was sich alljährlich begeben hat: Der Tag des Ueberganges wird sich irgendwie bemerkenswert vollziehen, wir werden die zeitigere Aufstehstunde ein wenig in den Gliedern spüren. Aber bald wird dieses Gefühl vergessen und der um eine Stunde früher beginnende Tag wird der Alltag geworden sein. Die Ansetzung des Sommerzeittermines ist diesmal im vollen Einverständnis mit den Deutschen Reiche erfolgt. Hier wie dort wird sich die Zeitveränderung in vollster Ruhe vollziehen; da sie diesmal außerdem zwischen zwei Feiertage fällt, wird die Regelung leichter erfolgen können, da der Werktagsbetrieb doch ein viel dichterer und tätigerer ist. Wir aber werden, die kleine Unbequemlichkeit in Kauf genommen, die natürlich gar keine bedeutet, dafür der zahlreichen Vorteile teilhaft werden, die wir aus den letzten beiden Jahren noch in bester Erinnerung haben. Wir werden Licht gewinnen und Wärme sparen. Tageslicht gewinnen vor allem. Der in die Form des kaufmännischen Berufes Gespannte wird es in diesem Frühling neuerlich begrüßen, wenn es ihm ermöglicht wird, das Comptoir, den Laden zu verlassen und auf der Straße den Tag noch anzutreffen. Wenn er nicht genötigt ist, im trüben Laternenschein umherzuschleichen. Die Sommerzeit sitzt diesmal in einem Osterei, wohlverpackt; keine Vorschrift, keine Maßnahme, sondern wirklich ein ebenso angenehmes wie vernünftiges Geschenk.

Nachdruck verboten.

Kriegswäsche.

Es war einmal ein Wäschekasten, schön und groß, mit blank polierten Wänden. In den Fächern lagen genau geordnet und fein geputzt in ganzen Paketen die Wäschestücke: Herrenhemden, Unterhosen, Socktücher und in braunen Pappschachteln Hemdkragen und Manschetten, alles in untadeliger Weiße, die Hemdbrüste, Kragen und Manschetten steif wie Holz und von herrlichem Glanz. Sie hatten alle ein sehr ruhiges, regelmäßiges Leben. Ihr Besitzer trug sie nie länger als höchstens acht Tage, Socktücher, Manschetten und Kragen sogar nur zwei, bis höchstens drei Tage, dann kamen sie zur Erholung in die Wäsche, wo sie wieder auf den Glanz hergerichtet wurden, nachdem sie durch ihre Verwendung trotz aller Achtsamkeit des Besitzers im Aussehen stets einigermaßen gelitten hatten. Auch andere Sachen waren da, zum Beispiel Bettwäsche, die, obwohl auch sehr notwendig, sogar notwendiger als Kragen und Manschetten, doch geringeres Ansehen genossen, was man schon daraus ersehen konnte, daß sie seltener in die Wäsche kamen als die anderen Sachen. Das hatte auch in der Art ihrer Benützung seinen Grund; Kragen und Manschetten dienen in erster Linie zum äußeren Glanz, und es ist bis jetzt noch niemand eingefallen, mit einem Leintuch spazieren zu gehen.

Der Waschtag war immer für alle Wäschestücke ein besonders aufreibender Tag, dem sie mit großem Bangen entgegensahen. Schon die Vorbereitung dazu war unangenehm. Zuerst wurde alles ohne Unterschied als schmutzige Wäsche zusammen in einen großen Korb geworfen, dann „ausgesucht", wie die Hausfrau sagte, worunter sie das Sortieren der Wäschestücke verstand, und dann fing die eigentliche Behandlung an, die sich sehr langwierig und auch sehr schmerzlich gestaltete und an der sich sämtliche weiblichen Mitglieder des Hauses, auch die Fräulein Töchter mit vielem Eifer beteiligten, denn die Hausmutter war eine altväterische Person, die von der Anschauung befangen war, Waschen, Kochen, Nähen und Bügeln seien für junge Damen weit nützlicher als zum Beispiel Klavierspielen und Schlittschuhlaufen. An dem Waschtage war immer die ganze Hausordnung auf den Kopf gestellt, man konnte niemals angeben, wann zu Mittag gegessen wurde, und trat dieser sehnlichst erwartete Zeitpunkt endlich ein, so bot er im Gegensatz zu anderen, gewöhnlichen Wochentagen sehr fragwürdige Genüsse, denn es wurde immer nur gekocht, „was sehr schnell hergeht", wie die Hausfrau immer sagte, um die Einfachheit des Mahles zu entschuldigen. Dieser und noch andere störende Uebelstände im Hauswesen hatten zur Folge, daß die erwachsenen männlichen Mitglieder der Familie an diesem großen Tage das Haus möglichst vermieden und zur Mittagszeit das Wirtshaus und dann sogar mit Zustimmung der Hausfrau aufsuchten.

Wie gering aber erschienen diese Unannehmlichkeiten gegen die Torturen, die die Wäsche zu erleiden hatte. Sie kam in kalte und warme Bäder, ja, sogar gesotten wurde sie, daß sie oft glaubte, kein Faden könne mehr ganz bleiben, sie wurde direkt in die Zugluft gehängt, wenn die Familie am Lande war, kam sie sogar in den Garten hinaus und der Wind trieb sein Spiel mit ihr, ja, er wurde manchmal so grob, daß er die Stücke von der Leine abriß und durch den Garten fegte, so daß die Mägde dann oft Mühe hatten, wieder alles zusammenzusuchen. Nach dieser Luftkur wurden die Wäschestücke noch mit heißem Eisen behandelt, nachdem sie vorher mit einer Menge der verschiedensten Chemikalien imprägniert worden waren. Wenn dann alles vorüber war, die Prozedur nahm immer eine halbe Woche in Anspruch, kam die Wäsche wieder in den Kasten zurück, spiegelblank, in blendender Weiße. Und wenn dann die Pakete, schön aufgestapelt, wieder in den Fächern lagen, dann glitt ein Schimmer heller Freude über das rosige Antlitz der kleinen, wohlbeleibten Hausfrau und sie sagte mit tiefer Zufriedenheit: „Gott sei Dank, ist der Tag auch wieder vorüber."

Und das sagten alle weiblichen Mitglieder der Familie, die Mägde sowie die Fräulein Töchter, und sie alle hatten das Gefühl, daß nun wieder etwas Schönes, Großes und Nützliches geschehen sei.

„Gott sei Dank," raschelten auch ganz heimlich und leise die Hemden, Kragen und Manschetten, „daß das wieder vorüber ist, es ist immer eine harte Tour! Aber jetzt glänzen und strahlen wir alle so wie damals, als wir noch ganz neu waren. Wirklich, wir verjüngen uns immer bei dieser Gelegenheit."

Und die gesteiften Hemdbrüste, die Kragen und Manschetten glänzten alle, als wenn sie aus Alabaster wären und wenn die Hausfrau die Schranktür öffnete, so ward sie immer gerührt über all den Reichtum und die Pracht des Inhalts.

Aber da kam mählich eine Wendung — eine Wendung zum Schlechteren. Die Waschtage stellten sich viel unregelmäßiger ein als früher, und es kam manchmal vor, daß der Kasten fast ausgeleert war, bevor neugewaschene, frische Wäsche ankam.

Man hörte, wie die Hausfrau jammerte, daß alles so teuer geworden, ja selbst für vieles Geld nicht zu erhalten sei, zum Beispiel Seife, Soda, Stärke und überhaupt alle Waschutensilien, und daß die Wäscherinnen fast einen Ministergehalt verlangten. Und eines Tages hörten sie, wie die Hausfrau sagte: „Kinder, es bleibt nun nichts mehr anderes übrig, als die Wäsche außer Haus zu geben. Es ist mir sehr leid um meine schöne Wäsche, aber es geht nicht mehr anders!"

Als die verschiedenen Wäschestücke das hörten, wurden sie gelb und grau vor Schrecken.

Mit diesem Tage fing das Elend an. Die schmutzige Wäsche wurde nun von fremden Frauenzimmern abgeholt und in großen Bündeln in die Dampfwäscherei geführt. Die Hausmutter schrieb genau auf, welche und wie viel von den teueren Stücken in die Fremde gingen.

Und in der Dampfwäscherei wurden die Hemden und Unterhosen und alle anderen Wäschestücke fürchterlich hergenommen, so daß sie manchmal glaubten, jetzt und jetzt sei es mit ihnen zu Ende. Sie wurden mit neuen ihnen bisher unbekannten Chemikalien behandelt, welche eine solche Wirkung ausübten, daß sie glaubten, alle Nähte müßten aufgehen und sie in Stücke zerfallen. Nie gekannte Maschinen nahmen sie in Arbeit, die die Reinigungsarbeit so gründlich besorgten, daß zum Teil mit dem anhaftenden Schmutz auch der Stoff der Hemden und Unterhosen mitging. Oh, wie sehnten sie sich nach der liebevollen Behandlung zurück, die ihnen zu Hause zuteil geworden war! In der Familie war in den letzten Jahren viel vom Kriege die Rede gewesen, und sie dachten sich, sie seien nun selbst in den Krieg geschickt worden.

Endlich schickte man sie nach Hause, aber nicht alle Stücke, einige, und darunter sehr wertvolle, blieben in Kriegsgefangenschaft und wurden an den verschiedensten Orten und in gänzlich unbekannten Gegenden interniert. Diejenigen, welche das Glück hatten, die Heimat wiederzusehen, wurden von der Hausmutter und den Familienmitgliedern mit lauten Freudenausbrüchen begrüßt. Die Hausmutter las das Verzeichnis vor, und da ergab es sich, daß so manches fehlte. Nun fing der Jammer an, aber alle Tränen und Bitten waren vergebens. Des Dampfwäschers Herz blieb ungerührt, und der Mann gab zur Antwort, daß er von den fehlenden Stücken durchaus nichts wisse und über den Verbleib derselben absolut keine Auskunft geben könne.

Und wie elend und herabgekommen sahen die aus, die ein gütiges Schicksal wieder in die Heimat zurückgeführt hatte. Die Kragen und Manschetten hatten eine fahle Farbe und die Hemdbrüste alle Haltung verloren, die Unterhosen, Socken und Leibchen waren so schwach und hinfällig, daß sie bei der geringsten Berührung in Stücke gingen und sich in Fetzen auflösten.

Und je länger es dauerte, daß die Wäsche aus dem Hause gegeben wurde, desto leerer wurde der Wäschekasten. Die wenigen Pakete, die noch vorhanden waren als Reste vergangener Pracht, boten einen recht trübseligen Anblick.

„Mir ist gerade so, als würde ich in einen Friedhof hineinsehen," sagte die Mutter eines Tages, als sie den Wäschekasten öffnete; „einst habe ich solche Freude an der Wäsche gehabt, nun ist das vorüber. Vorüber wie so vieles in dieser schweren Kriegszeit."

Hans, der jüngste Sohn, hörte diese traurigen Worte, schnitt aus schwarzem Papier ein Kreuz aus und heftete es mit Reisnägeln an die Kastentür.

Die Mutter sah es. In früheren Zeiten hätte Hans eine Ohrfeige bekommen, diesmal ging er straflos aus.

„Er hat ja recht," sagte die Mutter und wischte sich mit dem Schürzenzipfel eine Träne aus dem Auge.

R. Hawel.

Österr. Volkszeitung
3./III. 1918
174

Vergessene Verordnungen.

Ein Märchen vom Tage.

Den Wienern ist es in der letzten Zeit aufgefallen, daß sie für Würste von Tag zu Tag mehr zahlen müssen. Die sogenannten „feinen Würste" — über die Berechtigung des Attributs ließe sich streiten — sind heute bereits so teuer, daß sie für den Tisch des Mittelstandes kaum mehr in Betracht kommen; für „echte Salami" werden 44 H., für „Krakauer" zirka 30 H., für „Gansleberwurst" ebensoviel verlangt. Die „billigen Sorten" aber machen ihrem Namen auch keine Ehre mehr; denn wenn sich auch die Begriffe „billig" und „teuer" verschoben haben, so muß man doch zugeben, daß Extrawurst um 20 bis 22 H. per Dekagramm sogar für die Jetztzeit teuer ist. Unter diesem Preis ist aber dieser Leckerbissen nicht mehr zu haben.

Es war einmal — eine Höchstpreisverordnung, die sich auf alle Arten von Würsten erstreckte und die Selcher unter Androhung empfindlicher Strafen zwang, sich daran zu halten. Ferner wurde ihnen zur Pflicht gemacht, die festgesetzten Preise auf einer Tafel zu verzeichnen und diese Tafel an sichtbarer Stelle im Lokal anzubringen. Freilich ist das schon sehr lange her; eine Aenderung der Höchstpreisvorschriften ist aber nicht erfolgt; auch der Verpflichtung zur Ersichtlichmachung der Verkaufspreise wurden die Selcher nicht enthoben. Trotzdem kann man heute von einem Selcherladen zum andern wandern: die Höchstpreistabelle wird man vergebens suchen und die Höchstpreise — noch vergeblicher. Erst sachte, dann immer mutiger gingen die Selcher und Delikatessenhändler seit Beginn der Fleischknappheit mit ihren Preisen in die Höhe; und als sie merkten, daß die Behörde keine Miene machte, sie in dieser Beschäftigung zu stören, erhöhten sie unbekümmert darauf los. Angeblich herrscht im Selchwarenhandel eine bunte Willkür, und wer es nicht weiß, würde nie auf den Gedanken kommen, daß es für Würste so etwas wie einen Höchstpreis gibt.

Ueberhaupt ist es sonderbar, welch kurze Lebensdauer all diesen Verordnungen beschieden ist. Sie unterliegen der Mode wie Kleider, Hüte, Möbel und Operetten, nur mit dem Unterschied, daß diese — man denke nur an Operetten! — im Krieg langlebiger wurden, während eine Verordnung die reine Eintagsfliege ist. Am Tage ihres Inkrafttretens steht sie im Brennpunkt des Interesses; man spricht darüber, setzt sich mit ihr auseinander, krittelt, nörgelt, lobt auch mitunter, kurz: man nimmt sie wichtig. Das dauert je nach der Art der Sache zwei Wochen, drei, vier, dann beginnt sie „unmodern" zu werden. Sie gerät allmählich in Vergessenheit, wird in die Rumpelkammer geworfen und schläft dort den Dornröschenschlaf. Mitunter betätigt sich die Behörde als Märchenprinz und versucht das Dornröschen durch einen Spezialerlaß wachzuküssen, in dem ungefähr folgendes vorkommt: „Es hat sich gezeigt, daß . . . die Verordnung betreffs . . . R. G. Bl. Nr . . . demgegenüber wird festgestellt, daß . . . uneingeschränkt in Wirksamkeit . . . Zuwiderhandelnde . . . Arrest von sechs Wochen bis sechs Monate . . ." Im Lauf der Zeit ist aber die Zahl der Dornröschen so riesig angewachsen, daß die Behörde schlechterdings außerstande ist, sich um jedes einzelne zu bekümmern. So schlafen sie ungestört weiter und nur hin und wieder erzählt jemand, der ein gutes Gedächtnis hat, dem anderen: „Es war einmal ein Höchstpreis für Extrawurst . . ." oder was derlei Geschichten mehr sind.

Einmal war auch ein „fleischloser Tag". Als er auf dem Verordnungswege festgesetzt wurde, war das Aufsehen groß und eine Zeitlang war er in „Mode". Freilich, eingehalten wurde er auch in seiner Blütezeit nur von denen, die an die Einrichtung fleischloser Tage von der Zeit her gewöhnt waren, als es noch keine gab; aber man war bei „Kriegsgewinners" doch etwas ängstlich. Läutete damals jemand, wenn die Familie just bei Tische saß, dann konnte es geschehen, daß der Kalbsbraten in einem Hui in der Kredenz verschwand und erst wieder zum Vorschein kam, nachdem einwandfrei festgestellt war, es sei nur der Briefträger gewesen. Und wie viel Geschichten raunte man sich in den „gewissen Kreisen" zu! Bei X. sei faktisch eine Kommission gewesen und der Hausherr habe 5000 K. Strafe zahlen müssen! . . . Bei Y. habe man eine Gans entdeckt, und es wurde erklärt, sie sei für den nächsten Tag, worauf die Herren fortgingen; am nächsten Tag — nein, so eine Unverschämtheit! — kamen sie tatsächlich wieder und suchten die Gans, aber die war natürlich längst verspeist! Von Z. wieder ging die Kunde, er habe ein unfehlbares Rezept, jede Kommission hinters Licht zu führen; in Dutzenden von Fällen bestens erprobt! Zahllose „fleischlose Geschichten" kursierten damals in Wien; sie waren zwar nur zu einem Zehntel wahr, bewiesen aber immerhin, daß man sich mit dem Problem des „fleischlosen Tages" befaßte. Heute? Kein Hahn kräht mehr danach; die damals kein Fleisch aßen, essen heute noch weniger; die es sich damals leisten konnten, lassen sich auch jetzt nichts abgehen, und zwar verzehren sie ihren Rindsbraten und ihr Hühnchen am Dienstag und Freitag mit dem gleichen sorglosen Behagen wie an allen anderen Tagen der Woche. Es mag während des Mittagessens klingeln so viel es will: An eine Kommission denkt keine Seele mehr.

Die „Prangerliste" — auch sie hat einmal bessere Tage gesehen. Heute denkt niemand mehr daran, die meisten wissen nicht einmal, ob diese Einrichtung überhaupt noch besteht. Sind die Gesetzesübertreter seltener geworden? Das ist nicht gut anzunehmen; also scheint es sich auch in diesem Fall um eine „Modesache" gehandelt zu haben. Man erinnere sich ferner an die Beleuchtungsvorschriften, die einst so große Beunruhigung hervorriefen. Die Sache sah für Leute, die „ein Haus machen" bedenklich aus; vorsichtige Haushaltungsvorstände betätigten sich damals als Amateurelektriker und versuchten auf empirischem und analytischem Wege zu ermitteln, wie viele Jours man per Monat riskieren dürfe, ohne mit der Behörde in Konflikt zu geraten. Die Erfahrung lehrte, daß auch in diesem Fall die gehegten Besorgnisse übertrieben waren. Die gefürchteten Kontrollorgane ließen auf sich warten; und bald hatten diejenigen, die es anging, vergessen, daß es so etwas, wie eine Beleuchtungsbeschränkung gibt. Die anderen schränkten sich so wie so ein, allerdings nicht der Verordnung wegen, sondern aus anderen, naheliegenden Gründen.

Die Liste von vergessenen Verordnungen ließe sich beliebig verlängern, doch dürften diese Beispiele genügen. Es scheint förmlich das Schicksal aller dieser Verordnungen zu sein, nach kurzer Zeit außer Kurs zu kommen, unmodern, veraltet, vergessen zu werden, so daß nichts als eine blasse Erinnerung übrigbleibt. „Es waren einmal Höchstpreise für Wurst . . ." Und da sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute; nur — merkt man nichts davon. W. P.

Ohne Trommelschlag.

Nun wird es in unserm Heer keine Trommeln mehr geben. Ein Erlaß hat der alten Herrlichkeit der „Tambours", wie die Trommler noch immer genannt wurden, ein jähes Ende bereitet, und unsre an geschichtlichen Erinnerungen und Gedenkzeichen ohnehin sehr arme Wehrmacht verliert jetzt auch das klingende Kalbfell. Ein bißchen wehmütig stimmt das doch; wenngleich dieser Verlust mit jener vor vielen Jahren geschehenen, aus gewiß gutgemeinten, aber doch entsetzlich nüchternen Erwägungen entspringenen Abschaffung altehrwürdiger Abzeichen und Besonderheiten im Heere in seiner Wirkung auf das Gesamtbild nicht zu vergleichen ist, so wiegt er doch schwerer, denn der Begriff der Trommel ist mit dem des Soldatentums seit so vielen hundert Jahren verbunden, daß man den Zusammenhang für unlöslich halten mußte.

Man braucht nur einen Augenblick lang an wohlbekannte, durch den Krieg wieder aufgefrischte Gedichte zu denken, die man als Knabe mit erglühenden Wangen las. An den zum Volkslied gewordenen „Guten Kameraden", dieses schönste und innigste aller deutschen Kriegslieder, an die traurige Weise: „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang", an den nächtlichen Tambour des alten Napoleonverehrers Zedlitz auf dem Elysäischen Feld. . . . Ungezählte Gedichte brauchten dieses rasselnde Wort, um kriegerischen, aufreizenden Klang zu gewinnen. Es lag ja eine so lange Zeit zwischen den schweren und tiefen Landsknechtstrommeln, dem „Pummerlein pum", und der flachen, hellrufenden Trommel, die zum schrillen Querpfeifenklang vor den preußischen Regimentern wirbelt. Unsre Trommel hielt die Mitte, dumpfer im Klang, aber doch laut genug und voller im Ton.

Zu so vielen Tausenden und aber Tausenden von Kriegern und solchen, die es werden wollten, hat die Trommel in ihrer eigenen, den Eingeweihten wohlverständlichen Sprache geredet. Sie hat sie rasselnd aus süßen Träumen zu hartem Dienst geweckt und ihnen pumpernd den Zapfenstreich geschlagen, hat die marschmüden Knie neu gestrafft und mit wütendem Alarmstreich fast Tote ins Leben gerufen. Trommlerjungen hielten in den eisigen Winterstreppen Rußlands die Schlegel in erfrorenen Fingern — 1812, kleine deutsche Buben, die mit den Reichstruppen und den Bayern mitmußten. Das war die Zeit, in der die Tambourmajore mit blitzenden Augen und wehendem Schnurrbart zu den Fenstern der Städtchen aufsahen, prächtig und allein vor der Musik, und den Stock mit glänzendem Knauf und Goldquasten hoch in die Luft warfen und kunstvoll auffingen. Es waren die Tage, in denen die Urteile der Feldgerichte auf drei übereinandergestellten Trommeln geschrieben wurden, in denen jeder Versuch, unter dem Schafott zu sprechen, in einem polternden, brausenden Wirbel ersterben mußte. Und allmählich wurden die schönen Trommeln bescheidener. Die „Tamburln" mit dem Schurzfell über dem linken Hosenbein verschwanden, die bunten Farben des Rahmens, die blitzende Messingpracht verblaßten, und zuletzt wurden auch die Trommeln zu runden Schachteln aus grauweißem Aluminium, mit dürrem Fell bespannt. Und der ehemalige „Joli tambour" ward ein Mann wie alle andern und konnte Sonntags in irgendeinem Haus für Altertümer jene riesigen alten „Trummen" betrachten, auf denen säuberlich der Reichsadler mit seinen Heiligenscheinen, St. Georg oder ein buntes Wappen gemalt war.

Menschen, die in kleinen Städten aufgewachsen sind, erinnern sich wohl an die morgendlichen und nachmittägigen Uebungen der Trommler und Trompeter „vor dem Tor", an das Wirbeln und Blasen. Wenn sie es nach Jahren wieder hören, dieses freundliche, kriegerische Durcheinander aus Kindertagen, tauchen im Schwall dieser harten und langgezogenen Töne so viele Erinnerungen auf — an Frühlingstage, an denen man zum erstenmal bewußt das neue Leben der Erde sah und empfand, an längst versunkenes Leid der Schule, an die gütige Hand des Vaters, die die eigene, damals noch so schwache und kleine Hand schützend und führend umschloß. Kleinigkeiten. . . . Aber deshalb bedauern wir, daß nun die Trommel geht, denn unsre Kinder werden das nie mehr ganz fühlen können, was wir bei diesem Worte empfanden, das sich durch seinen Klang selbst erklärt. Es geht da wieder etwas von hinnen, bevor wir noch selbst gehen, und wir blicken ihm eben nach wie so vielem, das wir schwinden sahen. Nichts Wichtiges, das mag schon sein. Aber etwas, von dem der Dichter sagt, daß „ein Märlein dranhängt".

So erinnert die Ablieferung der Trommeln daran, wie allmählich alles Besondere und Bestimmende, alle die hübschen und gewohnten — wenn man will, überflüssigen — Dinge von dem kahlen Nützlichkeitswillen der Zeit weggefegt werden. Ein unsichtbarer Pinsel überstreicht die Aeußerlichkeiten unsres Daseins, die so farbenfroh und vielfältig waren, mit haltbarer grauer Farbe. Eine gespenstische Riesenwalze geht über die Blumen und Ziersträucher und quetscht sie zu ebenem, fruchtbarem Ackerland ohne „unnützen" Schmuck. Das alles kommt uns in den Sinn, weil nun die Trommel geht, die vielen nichts andres gewesen sein mag als eine Lärmvorrichtung. Seltsam nur, daß so viele Dichter aus dem Trommelschlag und dem Klang der Querpfeifen ihre schönsten und kraftvollsten Lieder schöpften. Aber das Dichten gehört leider auch zu jenen Tätigkeiten, die nicht unbedingt erforderlich sind. Wir denken aber doch in stiller und etwas wehmütiger Freude an die Tage, da mit Trommelschall, blitzend und bunt, in dröhnendem Gleichschritt die Soldaten marschierten, wie ein letzter Rest ritterlicher Zeiten anzusehen. Auch die schönen Uniformen hat jene graue Schicht überzogen und unscheinbar gemacht, wie es sich als notwendig herausstellte. Da es die schönen, rot und blauen, versilberten, schimmernden und funkelnden Röcke und Helme nicht mehr gibt, braucht es auch der Trommel nicht mehr und nicht mehr der Romantik, die einst im Wort „Soldat" lag. Das Leben geht über solche Dinge hinweg, unbekümmert, ob der oder jener ein paar Erinnerungen daran hängen hat. Der Tambour „schlägt ab", wie die letzten Streiche hießen, und die Trommel schweigt für immer, ein stummes Gestell aus Kalbfell, Metall und Holz, der Umwandlung geweiht.

P. R.

3. III. 1918

Fremdenblatt
3./III. 1918
176

Das Kaffeehaus von heute.

Die jungen Zivilisten sind auf ein kleines Häufchen zusammengeschmolzen. Ein paar Engbrüstige, ein paar Enthobene, einige Jünglinge aus dem Osten werden von der Uniformbluse fast ganz in den Hintergrund gedrängt. In der erdrückenden Majorität — die Damenwelt, elegant, überraschend elegant für den vierten Kriegswinter. Zwischen Spiegelscheiben von beängstigend großen Dimensionen, schimmernden Wänden aus Onyx, Kacheln oder Marmor — wie pompös ist das Kleid des Wiener Kaffeehauses in den letzten 15 Jahren nur geworden! — Unter Ampeln und Lusterkronen, wie in eine gigantische Glasglocke hineingestellt, ein nach einem genauen Stundenplan funktionierendes Kommen und Gehen und Plaudern und Rufen, surrend wie ein Teekessel, manchmal überrauscht von den lässig heruntergefiedelten Produktionen einer Musikkapelle. Das Wiener Kaffeehaus, wie alle Kaffeehäuser der demokratischeste Salon der Welt, ist in den letzten Jahren schrecklich voll und laut geworden. Doppelt laut im Krieg. Trotz der Wasserschokolade, dem Tee- und Rumersatz und den paar meist schlechten Schnäpsen, Köstlichkeiten, nach denen kein Mensch mehr verlangt, die nur genommen werden, weil ihr bitterer Geschmack durch den Aufenthalt in wohlig-warmen, glitzernden Räumen, die Lektüre der Blätter und den angenehm plätschernden Zeitvertreib geselligen Beisammenseins reichlich aufgewogen wird.

Im Nebenraum stehen zwei vereinsamte Billardtische. Ueber ein drittes und die schimmernde Glatze eines alten Herrn, der soeben gemächlich zum Stoß ausholt, fließt grünes, angenehmes Licht. Was man früher so selten sah, gehört heute zum alltäglichen Kaffeehausbild: die alten Herren spielen Karambol. Sie, die sich in politisch geruhigeren Jahren auf die Gemütlichkeitsinsel ihrer Kegelpartie zurückgezogen, gemächlich ihr duftendes Kraut — das heißt natürlich nur im Sinne der Raucher-Genußnerven — schmauchend die feinen, wohlberechneten Bälle über das grüne Rechteck rollten, sind heute, da sie nicht mehr der aufgeregte Ruf und die heruntergeworfene Elfenbeinkugel eines Billardgymnasiasten stört und die Serienkönige, die zumeist ein dichtes Spalier um ihre fabelhafte Kunstfertigkeit lockten, einsam geworden und in hellen Scharen zum Spiel der Jugend übergegangen. Gemächlich holt der rechte Arm aus, führt den Queue sachte durch den gekrümmten Finger und „tupft" ohne Aufregung, ohne exaltierten Ausruf, ohne nervösen Seitenblick nach dem vorübergehenden Pikkolo, dem hustenden Partner oder der flackernden Lampe seine Points. Wer zu den Auserwählten gehört, schiebt seine Virginier in den Mundwinkel, zündet den braunen Stengel gemächlich an und läßt sich weidlich Zeit, den Gegner am Brett abzulösen.

Ein junges Paar draußen im hellerleuchteten Saale steckt die Köpfe zusammen und hat sich viel, viel zu sagen. Sie schaut manchmal auf, hört seine leisen Worte und das Klappern der Elfenbeinkugeln und erinnert sich an die schöne Zeit, da „er" noch nicht auf die Seligkeitsinsel eines Vierzehntage-Urlaubes den Lebenshunger langer, langer Monate kaufen mußte, zuweilen mit einem guten Freund auch am Billardtisch stand und sie fürsorglich Zahl um Zahl auf die Tafel kritzelte.

Es ist spät am Abend. Spät am Abend ist's im vierten Wiener Kriegswinter, wenn es auf halb elf geht. In dieser letzten halben Stunde tritt der Unterschied des Wiener Kaffeehauses der Vorkriegszeit und heute kraß zutage. Der Kellner wandert von Tisch zu Tisch und streift, ohne von den Gästen aufgefordert worden zu sein, die Rechnung ein, da und dort verlöscht ein Leuchtkörper, mit einem Schlag die „Stimmung" wegblasend, die sich spät genug bei überteuerm Weine, schlechten Likören und allerhand undefinierbarem Gebräu eingestellt hat. Die Blumenkörbe von einst haben sich auf ein paar kleine Maiglöckchensträuße reduziert, statt leuchtender Frackhemden — weiche Krägen, keine beladenen Aufsätze, höchstens einige verkümmerte, armselige Stückchen Bäckerei.

Und der Gast zahlt seine in doppelter Höhe geforderte Zeche und tritt auf die schlafende Straße, durch die sich das Licht einer letzten „Blauen" verliert. Schon stehen die Stühle auf den Tischen und eine alte Scheuerfrau kehrt den Mist zusammen, den Stammgäste, Pärchen, lustige Frauen, Schleichhändler, Urlauber und alle die unzähligen Typen der Wiener Kaffeehaus-Galerie tagsüber zusammengetragen.

e. h.

Pester Lloyd Abendbl 6./III. 1918 179

Dalmatien.

Von Ihrer kön. Hoheit Prinzessin Stefanie, Fürstin Elemér von Lónyay.

Ein fest verschlossener Schrein. Sein Inhalt sind kostbare Juwelen, viele Perlen — eine unentdeckte Goldgrube. Das ist das Land der Zukunft: Dalmatien. Ich sehe es vor meinen Augen als eine Quelle der Freude, als einen kostbaren Schatz unserer Monarchie, in deren Diadem es ein geschliffener Diamant werden muß.

Vor einiger Zeit, am 18. September v. J., erschien im Pester Lloyd ein Aufsatz über Dalmatien von Hofrat Dr. Rudolf Havas, der meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, meine Liebe zu Dalmatien neuerdings entfesselte, mir viel Freude bereitete, denn ich entnahm aus ihm den richtigen Standpunkt des Verfassers, sowie seine Kenntnisse über das Land der Sonne, der glühenden Farben.

Wenige kennen Dalmatien wie ich. Ich habe es durchkreuzt zu Wagen, zu Pferd, zu Fuß. An Bord unserer Kriegsschiffe, umgeben von Liebe, Verehrung und Aufmerksamkeit, habe ich unvergeßliche, glückliche Monate, Tage in seinen Gewässern verbracht. Mir wurde die Ehre zuteil, an die ich stets stolz zurückdenke, die Flagge unserer Kriegsmarine um Inseln und Vorgebirge, in Buchten und Kanälen, auf Flüssen, in Meerengen wehen zu lassen, wo selten Schiffe sich hinwagten.

Nach diesem furchtbaren Völkerringen, das die Länder in tödlicher Feindschaft gegeneinander aufwiegelt, nach all dem aufgewühlten Haß, nach der unverzeihlichen Hetze der ausländischen Presse gegen die Mittelmächte wird es eine Pflicht sein, die Hebung der heimischen Produkte, der heimischen Gegenden, des heimischen Bodens vorzubereiten. Die Hebung aller Zweige der Volkswirtschaft, der Industrie, der Landwirtschaft, des Handels zu einer mächtigen nationalen Arbeit ist unser aller Aufgabe. Eine schöne, dankbare Aufgabe, die wir, von Heimatsliebe durchglüht, von Kraft und Freude getragen, von Pflichtgefühl gestählt, erfüllen wollen. Eine Zukunft soll geschaffen werden, die es gestattet, unser Geld bei uns zu verwerten und nicht in das Ausland zu tragen, das uns verschmäht, das uns mit Abscheu, mit Widerwillen und Verachtung behandeln würde. Unser Geld, es soll bei uns bleiben, tausendfach sich verzinsen, ungeahnte Früchte tragen. Der Allmächtige hat Oesterreich-Ungarn reich gesegnet mit herrlichen Schätzen der Natur, mit kostbaren Gaben, die nicht ausgenützt sind. Welch erhabener Lebenszweck, dem Volke Arbeit, Wohlergehen zu verschaffen, den Gelehrten Gelegenheit, ihre Kenntnisse zu verwerten, den Kauf- und Handelsleuten ein neues Feld der Tätigkeit zu eröffnen, großzügige moderne Kultur zu schaffen, wie der ausländische Westen sie aufweist.

Mit zu diesem Werke gehört die Erschließung Dalmatiens. Naturfreunde, Männer der Wissenschaften und Ingenieure, Handelsleute, Gärtner, Maler, bedeutende Finanzleute sollten sich vereinigen zu einem festen, starken Bund des Schaffens, des Zusammenarbeitens, um das herrliche Ziel der Eröffnung von Dalmatien zu erreichen.

Das ausgedehnte Feld der Tätigkeit, das unendlich Interessante, das diese Aufgabe bietet, verheißt reiche Freude und Genugtuung. Die Ueberbrückung der Mühen und Schwierigkeiten wird reichen Lohn finden in der Entfaltung des Kü[illegible]landes, das wie wenig Länder geeignet ist, erforscht, besucht, zivilisiert zu werden.

Ein wohlgeprüfter Plan soll entstehen, der Dalmatien in eine Riviera verwandelt, viel schöner, viel farbenprächtiger, viel reicher als ihre ausländischen Rivalinnen. Von Gott durch seinen günstigen Himmelsstrich, seine geschützte Lage, sein mildes, herrliches Klima, seine fette, feurige Erde, seine Wasser-, Berg- und Felsenwelt, seine üppige Vegetation, seine mannigfaltigen Inseln, Halbinseln, Buchten, natürlichen Häfen, seine Bodenschätze, seine Naturwunder besonders bevorzugt, ist Dalmatien dazu geschaffen, um an Schönheit und an Werbekraft Frankreichs, Italiens, Spaniens Küsten zu überflügeln. Die Inseln Pago und Arbe, die Städte Knin, Sebenico, Deynis mit ihren Kohlengruben, Macarska mit seinen Eisenerzen, Vergorae mit seinem Asphalt, die Flüsse Cettina, Kerka, Ombla mit ihrer kolossalen Wasserkraft sollen der Industrie ein reiches Feld der Tätigkeit eröffnen.

Hotels, Kurhäuser, Sanatorien, Badeanstalten sollten errichtet werden, zum Wohlbefinden der Menschen, aber auch als zinsbringende Kapitalsanlage für das allgemeine Wohl.

Bahnen, Straßen sollen durchkreuzen die großartig romantischen Landschaften; Anlagen und Gärten sollen zieren die köstliche Küste, auf den Inseln sich ausbreiten, bis an den Strand von den Meereswogen umspült; sie sollen die Blicke der Reisenden fesseln, ihnen Stimmungen einflößend, die unauslöschliche Eindrücke in ihr Gedächtnis prägen.

Dampfschiffe aller Größen sollen das Festland mit den Inseln verbinden, die Produkte des Bodens, die Erzeugnisse emsiger Arbeit in Verkehr bringen.

Die Häfen und Buchten sollen ausgenützt und belebt werden nicht nur zum Schutz gegen Sturm und hohe See, sondern auch zur Hebung eines regen Weltverkehrs.

Städte und Dörfer sollen entstehen; ein reiches Menschenmaterial beherbergend von gesundem, kräftigem Schlag.

Die Inseln mit ihren verborgenen Naturschönheiten werden dem Wanderer ein blühendes Paradies enthüllen, aus dem heraus sie alles, was Seele und Geist erhebt und zur Begeisterung anregt, schöpfen können.

Marmorbrüche, Steinbrüche, die Kraft der riesigen Wasserfälle sollen für Bauten und elektrische Anlagen über ganz Dalmatien verwertet werden.

Kognak, Konserven, Obst, Likör und andere Erzeugnisse des dalmatinischen Bodens sollen Dalmatiens Marke weithin verbreiten.

Weinbau, Erzeugung ätherischer Oele, Tabakbau, Kultur des Maulbeerbaumes, der Marascafrucht, Verwendung der Ginsterfaser, Frühgemüse, Medizinalkräuter, Obsttreibereien sollen die Leistungen von Fleiß und Ausdauer beweisen.

Oliven-, Mandel-, Orangen-, Zitronenbäume, Schnitt- und Zierpflanzen, Rebenstöcke, Feigen- und Pfirsichpflanzungen sollen unter den heißen Küssen der Sonne ihre Früchte tragen und einen Goldstrom ins Land leiten.

Und die Blumen sollen sich entfalten in der ganzen Kraft ihrer Farbenpracht. Sie sollen, nach Norden geliefert, durch ihre Schönheit, ihre Masse, ihren Geruch beglücken die Herzen der Frierenden, erquicken die Seelen der Leidenden, zieren die Zimmer der Einsamen. Sie sollen mit ihrer glühenden Sprache, von Sonnenschein durchleuchtet, erzählen von lauen, linden Lüften, dem türkisblauen Himmel, den meerumbrausten Gestaden, welche Heimatsliebe in ein Feenland verwandelte.

Und wenn auf den Wiesen und im Schatten des Waldes gleich einem Teppich Immergrün, Veilchen, Jonquillen, Narzissen, Hyazinthen, Primeln in allen Farben den Boden bedecken, die Inseln vom Ginster grell vergoldet werden, die Küste vom Oleander heiß erglüht, wilde Rosen mit Geißblatt in Hecken sich verwickeln, Glyzinen mit gelben, roten, rosa Schlinggewächsen um Eichen und Pinien ranken, in ihnen sich verketten, um in einem Blütenregen sich zu ergießen, Pfingstrosen aus den dunkelgrünen Lorbeerbäumen scheinen, Myrten und Jasmin, Flieder, Mimosa, Nelken in vollem Schmuck prangen, gelbe Margueriten und rote Geranien durch das Steingewirr sich ihren Weg erzwingen, um Zypressen sich schmiegen, baumhohe weiße Erika durch das Blattgewirr schimmert, Nachtigallen schmetternd ihre Liebeslieder ertönen lassen, aromatische würzige Düfte, wie nur der Süden sie ausströmt, die Lüfte durchtränken, das Meer in seinen tobenden Brandungen zur Seele spricht, die Sonne ihre heilkräftigen Strahlen herniedersenkt, die ganze Umgebung in ihr Licht tauchend, Palmen sich schwingen und neigen in ewigem Gruß, — dann, o Wanderer, erhebe deine Blicke hinauf zum azurnen Himmelszelt, denke an den allmächtigen Schöpfer dieses gesegneten Landes, das alles hat, um tiefe Dankbarkeit zu entfesseln, himmlischen Jubel zu erwecken!

Meine ganze große Begeisterung für Dalmatien möchte ich übertragen in jene Gemüter, die, wie ich, fühlen, welche Bedeutung die Erschließung Dalmatiens hat, welche Vorteile und tausendfachen Erträgnisse sie mit sich führt, welcher Reichtum im Schoße dieser Erde noch verborgen schlummert, deren Scholle nur sehnsüchtig danach verlangt, daß ihre Schätze gehoben werden zum Aufblühen dieses Gebietes, des Sonnenlandes an der Adria.

Nachdruck verboten.

Tauschhandel.

Vor ungefähr vierzehn Tagen haben wir Besuch vom Lande erhalten. Der Besuch war ein biederes, lustiges Bäuerlein, trug einen alten, wetterzerzausten Flausrock und große, funkelnde Starbrillen, aus denen er ungemein heiter in diese trübe Welt hineinschaute. Er setzte sich ungeniert auf die Kohlenkiste in der Küche und erklärte, als wir ihn in das Staatszimmer hineinnötigen wollten, der Platz sei ihm ungeheuer sympathisch, er sitze wegen der Kälte daheim meistens auch in der Küche. Seine erste Frage war, wo da in der Nähe ein Pfeifenschneider zu finden sei, oder irgendein Geschäft, in dem Rauchrequisiten verkauft werden. Auf der Fahrt nach Wien war ihm nämlich das Unglück passiert, daß er den im Wassersack steckenden kurzen Pfeifenfortsatz wurzweg abgedreht habe, wodurch das so unentbehrliche Instrument leider Gottes gänzlich dienstunfähig geworden sei.

„Wissen S', Herr, i bin 's halt schon so g'wöhnt, daß i von da Fruah bis in d' sinkende Nacht die Pfeif'n im Maul halt'n muaß. Und wann i meine Pfeif'n nöt hab', so bin i halt nur a halbeter Mensch!" erklärte er mir.

Diese volle Uebereinstimmung mit meinem ureigensten Wesen rührte mich so, daß ich dem Bäuerlein eine Pfeife aus meiner eigenen Sammlung verehrte, eine sehr schöne, gut angerauchte Holzpfeife. Zögernd, aber sichtlich hoch erfreut, nahm er das duftende Rauchgefäß entgegen und fragte, was ich dafür verlange. Er konnte es absolut nicht glauben, daß ich ihm die Pfeife als Gastgeschenk verehre. Endlich nahm er sie mit zufriedenem Schmunzeln entgegen, und nachdem er nach umständlichen Versuchen sich von ihrem tadellosen Zustand und ihrer eminenten Verwendbarkeit überzeugt hatte, öffnete er seinen umfanglichen Rucksack, entnahm demselben ein mächtiges Stück kalten Schweinsbraten und einen tüchtigen Keil ausgezeichneten Landbrotes. Die Augen sämtlicher Familienmitglieder leuchteten, als sie diese Wertsachen erblickten, selbst unsere kleine Hündin Minka wurde gerührt, bot dem fremden Gast das „schöne Pratzerl" und leckte sich erwartungsvoll ihre schwarze, böhmische Nase ab.

Den Braten im Gewichte von ungefähr drei Viertel Kilo und das Brot nahm ich nach einigem gut gespielten Sträuben dankbar entgegen und zog mich mit den Kostbarkeiten in mein Zimmer zurück. Meine Frau und meine Tochter folgten mir merkwürdig schnell nach, allen voran aber lief unter freudigem Gebell Fräulein Minka.

Fleisch und Brot schmeckten vorzüglich; meine Frau bewertete die beiden Nahrungsmittel mit ungefähr zwanzig Kronen und forderte mich auf, auch meine übrigen Pfeifen unter den gleichen Modalitäten wegzugeben. Dies tat ich zwar nicht, aber ich gab dem biederen Landmann noch einen sogenannten „Pfeifenstierer" modernster Fasson als Draufgabe. Als wir in die Küche kamen, paffte der Gast schon ungeheure Rauchwolken von sich. Nach Ueberreichung des Pfeifenstierers erklärte er mir mit gerührter Stimme, daß er nie noch eine so ausgezeichnete Pfeife sein Eigen genannt habe, worauf ich Brot und Schweinebraten mit Ausdrücken des höchsten Lobes belegte. Ich fragte ihn dann, ob es nicht möglich wäre, Lebensmittel, die hier in der Stadt nur mehr sehr schwer und in ganz ungenügenden Quantitäten zu erhalten seien, aus seiner gesegneten Heimat zu beziehen. Auf diese Anfrage hin nahm er seine Pfeife aus dem Munde und begann eine umständliche Rede. Mit Geld allein sei auf dem Lande in dieser Zeit nicht viel anzufangen, Geld hätte man derzeit genug, aber es mangelte leider an anderen Sachen, an Tabak, Zigarren, Zündhölzern, Zucker, Kerzen, Spiritus, Petroleum, Kaffee, Seife, Schuhen, Wäsche, Wolle, Zwirn und anderen notwendigen Lebensgütern. Wer mit solchen Sachen ausgestattet auf das Land komme, der könne da draußen dann leicht so viel Fressalien und anderes zusammenbringen, daß er dann damit leichten Herzens den endgültigen Frieden abwarten könne.

„Wissen S', Herr," setzte er noch dazu, „in frühere Zeiten hat 's a'hak'n, in Wean wird 's Geld g'macht — na, hiatzt wohl a no, und sogar mehr als früher, wia 's i mir hab' sag'n lass'n, aber mit dem Geld ist 's halt jetzt a Kreuz — ma kriagt jetzt nix mehr dafür. Alles ist so sündteuer, desweg'n nehmen mir für unser Sachen gern glei wieder Sachen aus der Stadt, dö wieder mir notwendi brauchen tuan! Für's Geld allan werd'n S' schwerlich viel kriag'n bei uns."

Diese neue und doch so uralte Form des Handelsverkehrs interessierte mich mächtig und ich erkundigte mich genauer, in welcher Weise die Wertverhältnisse der einzelnen Waren festgestellt würden.

„Dös ist ganz verschieden," erklärte der Besuch, „wer gern raucht, gibt natürlich für a paar Packl Tabak a Kilo Erdäpfel her; wer nit raucht, natürlich, bei dem kriag'n S' halt weniger. Mei Weib hat erst unlängst für an Liter Petroleum vier Liter Milli hergeb'n — natürli, weil ihr 's Petroleum ausg'angen war. Das ändert si mit jed'n Tag; wann S' 's halt probier'n und zu uns kommen, was z' kaufen, so kummt 's halt d'rauf an, wia S' 's grad treff'n. Kommen S' halt einmal — a bißl was wer'n S' schon kriag'n."

Mit diesen tröstlichen Worten nahm er Abschied.

Der ungeheure Erfolg meines Pfeifenhandels hatte auf meine Frau einen derartigen Eindruck gemacht, daß sie sofort eine Hamsterfahrt plante. Es kostete Mühe, sie von der sofortigen Ausführung dieses Entschlusses abzuhalten. Ich stellte ihr vor, man müsse die behördliche Regelung der Sache abwarten, welche gewiß nicht mehr lange auf sich warten lasse. Pflicht des Ernährungsministeriums sei es, festzustellen, wie viel Mehl, Butter, Schmalz, Milch man von den Bauern zum Beispiel für zehn Stück Virginier oder zehn Paket Ordinären zu bekommen habe, wie viel Fisolen, Erbsen und Linsen man für ein Kilo Seife bekommen müsse, wie viel Zucker für ein Kilo Schmalz auszugeben sei, wie hoch eine Leinenunterhose, in Spiritus ausgedrückt, koste usw.

Die Ordnung dieser Sache sei ja als dringendste Angelegenheit zu betrachten. Da es auf eine andere Weise unmöglich sei, vom Lande Nahrungsmittel zu bekommen, müsse die Regierung eine gesetzliche Regelung dieser Verhältnisse herbeiführen. Denn nur dadurch allein sei es möglich, daß die Städter Butter, Milch, Schmalz, Eier und andere wichtige, ja unentbehrliche Sachen bekommen und die Landbevölkerung mit Virginiern, Seife, Kerzen, Tabak Petroleum und Zwirn versorgt werden könne. Die bisherigen Anstrengungen, so gut und wohlmeinend sie waren, haben sich alle als nutzlos erwiesen, und die Zusammenziehung des Handels an wenigen Zentralstellen zeigte sich direkt schädlich. Nur die weiteste Dezentralisierung sei am Platze, wenn alle mit allem handeln können, wird dem Jammer bald gesteuert sein. Auch zur Besserung der Valuta dürfte es beitragen oder wenigstens zur Besserung unseres Papiergeldes, das jetzt schon ganz schauderhaft aussehe, verschmiert und zerrissen; wenn es dann nur mehr Tauschhandel gebe, würde unser Papiergeld viel dauerhafter sein und besser aussehen als jetzt. Man wird einfach im Ernährungsamt Tabellen und Verordnungen ausarbeiten, auf die paar kommt's auch nimmer an, und die Sache ist gemacht.

Meine Frau sah mich bewundernd an.

„Glaubst Du, daß das bald kommen wird?" fragte sie.

„Ja, es ist schon ein ganz sicheres Anzeichen dafür vorhanden," sagte ich, „das Ministerium für Volksernährung ist bereits aufgehoben worden. Wir können also bestimmt auf gründliche Besserung hoffen. Pass' auf, jetzt wird der Tauschhandel obligatorisch!"

Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Er muß kommen, schon aus einem anderen zwingenden Grunde!" sagte ich.

„Was soll das für ein Grund sein?" fragte sie und sah mich verwundert an.

„Wegen der Papiernot. Es wird bald kein Papiergeld mehr gedruckt werden können!"

„Da kannst Du recht haben, ich werde also noch zuwarten!"

Und sie atmete erleichtert auf.

Rudolf Hawel.

No. III. 1918

Im Stammbeisl.

„Wiar i alleweil g'sagt hab', so is 's a," ließ sich Oberberger vernehmen; „der Frieden kommt aktrat so zizalweis' wie dazumal der Krieg, und wie 's dazumal Zeiten geb'n hat, wo ma si vor lauter Kriegserklärungen net auskennt hat, so wird an jetzt von lauter Friedensschlüss' enterisch. Alle acht, vierzehn Täg' gibt 's an."

„Nur so weiter in dem Tempo, is ma scho recht," sagte Schwasser; „der Frieden im Osten is jetzt'n da, und wann all's guat geht, san ma in an Viertel-, an halben Jahr mit die andern Weltgegenden a firti."

„Oder a net," brummte Stichler; „bis jetzt'n is no bei an jeden Frieden a Hakerl g'west; gegen den russischen protestier'n d' Russen und sag'n, so hab'n s' net g'wollt, und von aner Verständigung, von der immer die Red' g'west is, is dös weit weg. Mit 'n Rumäner wieder hab'n ma no net den ganzen, sondern nur an Präliminarfrieden, wie ma 's haßt. Auf deutsch: a Vorfriede. Was dös is, waß i net genau, nur dös waß i: A halbete G'schicht is."

„A Vorfrieden," erklärte Schwasser, „der verhalt si zum Hauptfrieden so wie d' Vorspeis' zur Hauptspeis'. Schmecken tuat ans so guat oder so schlecht wie 's andere, nur daß die Hauptspeis' mehr ausgibt, daß s' solider is, kompakter, dauerhafter. Ja, dös is der Unterschied."

„Hoffen ma, daß er halt', der Frieden," sagte Spannagl; „bis jetzt, i waß net warum, aber i hab' allemal so a entrisch' G'fühl und denk' ma, es könnt' no auf d' letzt was dazwischen kommen. I trau' eahm net, dem Präliminarfrieden."

„Laß Di net auslachen," beruhigte ihn Oberberger; „daß auf an Vorfrieden früher oder später der richtige folgt, dös is so klar wie Schuhwichs. Der Rumäner tuat nur a so, weil er si denkt: Vielleicht gibt's do no a Hintertürl, durch das i' außischlierfen kann! Aber dös san Dummheiten, nix als Dummheiten. Was soll er denn machen, der Hascher? Nix als Feind' rund herum, die guaten Freunderln von Vierverband, aut die er si verlassen hat, weiß Gott wo — soll er denn allani mit uns Krieg führ'n? Heilfroh derf er sein, daß er mit an blauen Aug' aus der Schlamasti außakommt, in die er si einig'setzt hat. I für mei Person bin g'wiß a Anhänger von aner Verständigung, und von mir aus könnt' all's beim alten bleib'n. Aber was 'n Rumäner anlangt, den soll' s' nur wegnehma, was eahm g'fallt. Warum hat er si in den Handel eing'lass'n? Ka Mensch hat eahm 's g'schaffen!"

„Weißt dös so sicher, daß auf 'n Vorfrieden der Hauptfrieden kommt?" fragte Spannagl, dem die Sache noch immer nicht geheuer schirn.

„Jed'smal!" nickte Oberberger, „dös waß i von mir z' Hauf'. Wann i in der Nacht z' spat hamkumm', dann is dös a Keppeln und a Sekkier'n von der Meinigen, net zum aushalten. Bis 's mir aut d' letzt' z' dumm wird und i sag': Gib do endli amal an Fried', damit daß der Mensch schlafen kann." Dann einigen ma uns, daß von der Sach' bis zum ander'n Tag ka Red' mehr sein soll. So, dös war also der Vorfrieden; am ander'n Tag wird der Hauptfrieden g'schlossen. Und wann aner von Euch mant, daß die Bedingungen bis dahin weniger drückend word'n san, nachdem is er am Holzweg."

Er trank sein Krügel aus und bestellte ein neues. „Bier gebet 's ja jetzt'n wieder g'nua," brummte er dabei vor sich hin, „wia 's schmeckt, is allerdings a and're Frag'."

„Dös Bier heutz'tag'," sagte Stichler, „dös is von an wirklichen Bier so weit weg — manen d' russischen Delegierten — als der Verständigungsfrieden mit Rußland von an wirklichen Verständigungsfrieden."

„Ah was, so oder so," meinte Schwasser, „Frieden is Frieden; wie s' eahm haßen, is g'hupft wie g'sprungen. Dös is a so a neuche Mod'. Früher hat 's so was net geb'n, da hat ma nur an anzigen Frieden kennt oder kan. Jetzt'n gibt 's glei' a halb's Dutzend Arten von Frieden ..."

„Von denen der Brotfrieden," schaltete Oberberger ein, „a mir für mei' Person der liebste is."

„I wunder' mi eh, daß ma 's bis jetzt'n beim bloßen Brotfrieden bleib'n laßt," spöttelte Schwasser, „und daß ma net an Brot- und an Semmelfrieden unterscheid't. A Eier-, Schmalz-, Erbsen-, Linsen-, Zucker- und Fleischfrieden wär' a net schlecht."

„Aber schlecht kunnt' an werd'n von Deine G'spaß nämli'," brummte Stichler und sah seinen Vorredner stirnrunzelnd an. „Draußt kommt schluckzessive der Frieden daher, bei uns geht der Krieg lusti' weiter. Die Kommune geht offen gegen die „Geos" vor und die „Geos" gegen die Kommune. „Du bist an allen schuld," sagt die „Geos" und deut't auf d' Gemeinde. „Dir hab'n ma 's zu verdanken, wann ka Zuaspeis und ka Obst da is," ruft d' Gemeinde und deut't auf d' „Geos." Die „Geos" is an nix schuld, die Regierung net, die Gemeinde net, die Naschmarktfrau net, die Greisler net. A jeder hat recht, der schwarz sagt und der weiß sagt. 'n Volk aber wär'n weniger Versammlungen, Reden, Verteidigungen und Erklärungen, dafür aber mehr Zuaspeis und Obst lieber. So wird g'red't und g'stritten und zum Essen is nix da."

„Dös is das Oelend, daß si d' Zentralen unterananda in d' Haar' lieg'n!" seufzte Spannagl.

„Von der Fleischzentrale hab' i läuten g'hört," fuhr Stichler fort; „firti is no net, aber mit 'n Fleisch is 's scho gar a. In der Markthalle gibt 's jeden Tag in der früh a große Schlacht. Sieger an die, was die ersten dag'west sein, und die Siegesbeute is a klanwunzig's Fuzerl Fleisch mit mehr viel Baner dran. Beim Fleischhacker und Selcher, bei der Grünzeugfrau und bei der Obstlerin, im Eierg'wölb und bei der Tabaktrafik — überall Streiterei, G'schrei, Spektakel, Bahöl. Von der Tramway net z' reden ... A Kampf is heutz'tag 's ganze Leben, gegen die Zentralen und Behörden, gegen die Preistreiber, Kettenhändler, Lebensmittelverstecker, a Kampf gegen die hohen Preis' und gegen die schlechte War'. Umdrah'n tuat si d' Welturtnung nach und nach. Draußt an die Grenzen wird 's schön langsam stiller und im Hinterland geht 's drunter und drüber."

„Neue Höchstpreis' gibt 's wieder," sagte Schwasser, „für Zuckerln und Bachereien."

„I waß net, warum 's Zuckerln und Bachereien überhaupt no gibt," ärgerte sich Stichler; „muß 's denn Naschereien geb'n auf dera Welt?"

„Der Ernährungsminister sagt ja," erwiderte Schwasser; „und in aner neuchen Felsstrümm Verurtnung steht genau drinnat, was jed's Zuckerl, jed's Stückerl Torten, jed's Krapferl, Stangerl und Beugerl kosten derf'."

„Ueber die Zuckerbacherverurtnung laß i nix kommen," sagte Oberberger, „weil s' der „ungarischen War'" den Garaus macht. s' Leben war' leichter, wann 's den Schwindel mit der „ungarischen War'" net gebet und 's Preistreiben schwerer. Die Herr'n Wucherer werd'n si jetzt'n was Neuch's austüfteln müssen; aber bis dös außabracht hab'n, is vielleicht der Krieg scho aus. — Leopold zahl'n!"

Thomas Berger.

Österr. Volksstimme 10. Juli 1918

Arbeiterzeitung

10. III. 1918

182

Fahrgast mit Ausrüstung.

Du mußt es nur verstehn, dich anzupassen! Kannst du das, dann besiegst du sogar die jetzige Wirtschaft auf der Stadtbahn. Denke dir eine Art „Knigges Umgang mit der Stadtbahn" aus und ihre Mängel, die dir jetzt so oft die Vorstellung aufzwingen, sie sei eine Einrichtung, die ungefähr dem Kulturzustand der Buschmänner entspricht, werden dich nicht mehr sonderlich belästigen.

Die Stadtbahn fährt jetzt ohne Beleuchtung. Sie macht das so gründlich, daß du dich sogar davor hüten mußt, dich zur Bändigung deiner stockfinsteren Langweile auf dem Kopfe zu kratzen, weil du in der undurchdringlichen Dunkelheit sehr leicht das ahnungslose Haupt deines Nachbarn erwischen kannst. Hast du besonderes Pech, dann kann es dir geschehen, daß es dir so geht wie jenem unglücklichen Manne, der unlängst, als er in der Finsternis des Waggons seinen Winterrock zuknöpfelte, von der Brust einer Mutter weg einen Säugling mit hineinknöpfelte.

Darum Anpassung und Ausrüstung! Du hast es leicht, denn man sieht schon hübsche Beispiele. Es gibt nämlich Leute, die meinen, sie hätten das Recht, während einer abendlichen Stadtbahnfahrt eine Zeitung zu lesen. In der bitteren Qual der stadtbahnlichen Dunkelheit sind nun etliche Zeitungsleser auf den Gedanken gekommen, sich die Beleuchtung, die der Mensch zum Lesen braucht, auf „privatem" Wege zu besorgen. Manche von ihnen helfen sich damit, daß sie das Flackerlichtchen eines „Zündbüchsels" auf die Zeitung fallen lassen und sich auf diese Art mit hervorgequollenen Aeuglein mühsam von Zeile zu Zeile fretten. Sie werden, während sie gierig Neuigkeiten hamstern, zu willkommenen Opfern für zündhölzchenlose Raucher, die sich die günstige Gelegenheit, eine Zigarette in Brand zu setzen, nicht entgehen lassen. Es gibt aber auch Zeitungsleser, die darauf ausgehen, die Finsternis mit elektrischen Taschenlampen zu bekämpfen. Diese klugen Leute lesen, die Lampe an einem Rockknopf verankert, geruhig ihre Zeitung, wobei sie es natürlich dulden müssen, daß die Leser der Nachbarschaft, so weit sie das Glück haben, in dem Bereich des Lichtkegels zu sitzen, von der Beleuchtung dankend profitieren. „Sö Liachtschmarotzer!" wurde unlängst einer von ihnen von einem Manne, der es unbillig fand, daß er sein Licht für andere leuchten lassen sollte, angeknurrt. Die Neuheit dieses Hilfsmittels brachte es auch mit sich, daß kürzlich ein Fahrgast, der die Mitternacht des Waggons dazu nützte, ein Schlafdefizit auszugleichen, aus einem unruhigen Kinotraum emporfahrend, den Besitzer eines solchen Lichtkegels gewaltsam bei der Krawatte nahm und „Einbrecher! Polizei!" schrie. Das ändert aber nichts daran, daß diese Form der Anpassung an die Dunkelkammerzüge der Stadtbahn sehr nachahmenswert ist.

Die Gewölbewächterlaterne hilft aber nur einem der Mängel ab, mit denen die Stadtbahn jetzt ausgestattet ist.

Willst du dein Anpassungstalent glänzen lassen, dann mußt du dir auch dagegen zu helfen wissen, daß jedes dritte Fenster scheibenlos ist. Du weißt, die Stadtbahn hat jetzt den Vorteil, daß dir der Luftzug den Hut durch das „geschlossene" Fenster entführen kann. Es gibt Leute, die, wenn sie beim Niedersitzen von einer durch das glaslose Fenster hereindringenden rußgeschwängerten Windsbraut angefächelt werden, instinktiv nach dem Lederriemen tasten, um das Fenster zu schließen. Sie tun es unbewußt, zerstreut, noch angekränkelt von der Waggonkultur, die ehemals auf der Stadtbahn ihren Ausdruck auch in dem Bestehen von Fensterriemen gefunden hat. Aber wo sind diese Fensterriemen? Viele von ihnen mögen, von praktischen Dieben heimwärts gebracht, ihr zähes Leben längst in der Form von Sohlenschonern verhaucht haben, die anderen haben bahnamtliche Vorbeugungsmaßregeln gerettet, unbekannt wohin. Uebrigens, wozu diese Abschweifung, was sollen dir die tüchtigsten Zugriemen, wenn du entdeckst, daß das Fenster ohnehin geschlossen ist, aber nur aus einem Rahmen besteht!

Es mag sein, daß die Stadtbahnverwaltung schon die Idee gefaßt hat, die scheibenlosen Fenster mit Plankenholz zu vernageln. Die Beleuchtung könnte dadurch ja nur unwesentlich beeinträchtigt werden. Wenn sie es noch nicht getan hat, dann wohl deshalb, weil sie von ihren Fahrgästen rücksichtsvolles Entgegenkommen erhoffen darf. Der Fahrgast, der seine mit der Fahrkarte erworbenen Pflichten voll erfaßt, muß sich dazu veranlaßt fühlen, die Fenstervernagelung selbst mitzubringen. Setzt ihn das Schicksal zu einem leeren Fensterrahmen — heraus mit Brettern, Hammer und Nägeln und die Höhlung übermacht! Selbstverständlich kann die Bahnverwaltung schwer verlangen, daß der Fahrgast beim Aussteigen seinen „Glasersatz" zurückläßt, da er ja in diesem Augenblick das Interesse an verschalten Stadtbahnfenstern mit Recht verliert. Es ist freilich nicht ausgeschlossen, daß es ihm gelingen könnte, vor seinem Aussteigen die Verschalung an einen weiterfahrenden Wiental- oder Gürtellinieeisenden vorteilhaft zu verkaufen. Ein solcher Handel würde allerdings die Waggons mit ziemlichem Geräusch erfüllen, außerdem würde er wahrscheinlich das Kriegswucheramt stark beschäftigen, da eine solche Gelegenheit, für einen wichtigen Gebrauchsartikel die Preise zu treiben, nicht unausgenützt gelassen würde. Andererseits wäre es aber recht umständlich, gut angenagelte Planken wieder loszulösen. Es ist deswegen empfohlen, recht leichtes Material zu verwenden. Ausgelesenes Zeitungspapier oder alte Schachteldeckeln und Reißnägel. Eine mit solchen Mitteln hergestellte Fensterscheibe ließe sich rasch abnehmen und leicht nach Hause tragen.

Zur Ausrüstung des Stadtbahnfahrgastes gehört auch unbedingt eine Gasmaske. Mit Glimmeraugen.

Diese Gasmaske wird sich besonders gut bewähren, wenn man keine Ersatzfensterscheibe zur Hand hat. Die aus der Lokomotive pfauchenden Funkenströme sind wohl von außerordentlicher Farbenschönheit und bieten dir, wenn du sie draußen an geschlossenen Wagenfenstern in der Dunkelheit vorüberzucken siehst, ein fesselndes Bild. Sie werden dir aber einigermaßen unangenehm, wenn sie durch das Fensterloch ihr Ziel in deinem Antlitz finden. Es wird übrigens auch kaum deinen Absichten entsprechen, dich von den Funkengarben in Brand setzen zu lassen. Du wirst es natürlich auch als eine Belästigung empfinden, wenn dein Nachbar in die Gefahr kommt, in Flammen aufgehen zu müssen. Darum sei dir geraten: Versorge dich beim Einsteigen stets auch mit einer mit Wasser gefüllten Gießkanne. Bist du für kompliziertere Löschversuche eingenommen, dann wird dir ein Minimaxapparat gute Dienste tun. Ein Feuerwehrschlauch, in der Länge von einigen Metern um den Bauch gerollt, dürfte deinen Anpassungsfähigkeiten viel Ehre machen. Du weißt doch, wie nützlich es unter Umständen bei Bränden ist, Schlauchlinien legen zu können. Eine Feuerwehrleiter (es muß nicht die längste sein) wäre wahrscheinlich auch von Nutzen. Es könnte vorkommen, daß dich, wenn die Lokomotive besonders gut geheizt ist, die Flucht vor einem brennenden Nachbarn auf das Dach treibt. Gegen den Kohlenstaub, der dich und deine Umgebung nach einer längeren Stadtbahnfahrt belastet, kann ein Staubsauger von Vorteil sein. Es wäre denn, daß du deiner Ausrüstung praktischerweise ein Kohlentitel beigesellst, in dem du die herrenlose Kohle zur Vergrößerung deines „Zimmerbrandes" sammelst.

Trage einen Sessel, eine Bank oder ein Sofa bei dir. Auf der Stadtbahn, die von den Langfingern kleinweise weggetragen wird, könntest du ja auch eines Tages die Sitzgelegenheit vermissen müssen. Auch die Mitführung eines Strohsackes sei dir angeraten. Scheue die Belastung nicht! Es kommt jetzt so oft vor, daß auf der Stadtbahn die Türen aus ihren Gefügen springen. Der Waggon ohne Tür! Wie willst du dir helfen, wenn du nicht einen Strohsack bei dir hast!

Also: Anpassung! . . . Ausrüstung! . . . Und noch eine Kleinigkeit: Sei jederzeit auf eine Fahrpreiserhöhung gefaßt . . .

Neues Wiener Tagblatt

12./III. 1918

183

Zeiterscheinungen in Budapest.

Raucherfragen. — Wohnungen und Milch.

Eine Verordnung der ungarischen Tabakregie verbietet den Trafikanten, in Hinkunft die Aufschrift anzubringen: „Keine Rauchwaren!" oder „Rauchwaren ausverlauft!". Die Trafiken dürfen eine solche Ankündigung nicht veröffentlichen und müssen ihre Vorräte sofort an jedermann, der sich meldet, verkaufen. Gleichzeitig wird bekannt, daß eine Monopolisierung des Tabakersatzes in Ungarn erfolgen wird. Die Tabakregie wird neue Zigaretten in den Verkehr bringen, die 70 Prozent Ersatzmaterial und 30 Prozent Tabak enthalten werden. Der Privathandel von Zigarren und Zigaretten wird auf das schärfste bestraft werden.

Der Minister für Volksernährung hat den Magistrat der Hauptstadt verständigt, daß er die Verabreichung von Milch, mit Milch zubereiteter Getränke sowie Milchspeisen in den Kaffeehäusern und Milchhallen in der Hauptstadt vom 15. d. angefangen vorläufig bis zum 15. April verboten habe. Dieses Verbot erstreckt sich nicht auf jene Kaffeeschenken, in denen die ärmeren Volksklassen Kaffee erhalten.

An kompetenter Stelle beschäftigt man sich mit der Idee, einen großen Teil der großen Luxuswohnungen zu beschlagnahmen und die Mieter zu verpflichten, eine gewisse Anzahl von Zimmern beim Wohnungsamte zur Verfügung zu stellen. Diese Verfügung wird vorläufig nur die größeren Wohnungen betreffen, die mehr als fünf Zimmer enthalten. Insbesondere bereitet die Unterbringung der in Budapest weilenden Offiziere Schwierigkeiten, und das Wohnungsamt hat deshalb veranlaßt, daß in einigen großen Wohnungen je ein Zimmer für Offiziere requiriert werde.

13./III. 1918

184

Oesterreichischer Reichsrat.

Entschädigung für rechtswidrige Verletzungen im Kriege und für ungerechtfertigt verhaftete Personen. — Die Todeserklärung von Kriegsvermißten.

Wien, 12. März.

Die Erledigung dreier wichtiger Gesetzentwürfe ist das Ergebnis der heutigen Abgeordnetenhaussitzung. Die Not des Krieges hat sie veranlaßt, und zwei sollen Mißgriffe der staatlichen Organe wenigstens teilweise durch materielle Entschädigung wieder gut machen. Der erste Gesetzentwurf setzt eine Entschädigungspflicht des Staates für rechtswidrige Verletzungen im gegenwärtigen Kriege fest. Auch von der Ministerbank mußte heute zugegeben werden, daß Angehörige der bewaffneten Macht und staatliche Organe bei der Bekämpfung oder der Abwehr von Angriffen gegen den Staat mitunter die Formen des rechtlichen Verfahrens ganz außer acht gelassen haben und daß rechtswidrig Leben und Freiheit verletzt worden seien. Die Regierung erklärte sich daher auch bereit, der Gewährung einer angemessenen Entschädigung zuzustimmen, um dem durch die Fehler ihrer Organe beleidigten Rechtsgefühle Genugtuung zu bieten. Die Vorlage ist aus einem Kompromiß zwischen der Regierung und dem Justizausschuß hervorgegangen. Die Entschädigungspflicht des Staates tritt ein, wenn auf Befehl der Gendarmerie oder eines Angehörigen der bewaffneten Macht jemand rechtswidrig getötet oder schwer verletzt und weiter wenn eine Internierung oder sonstige Aufenthaltsbeschränkung ungerechtfertigt verfügt oder zu lang erstreckt wurde. Die Rechtswidrigkeit liegt insbesondere dann vor, wenn sich jemand das Recht über das Leben anmaßte, dem es nach den Gesetzen nicht zukam, oder wenn die gesetzliche Feststellung, daß der Beschuldigte das Leben verwirkt habe, unterblieben ist. Bei Freiheitsbeschränkungen soll eine Vergütung nach Billigkeit geleistet werden. Mit Zustimmung des Justizministers Dr. Ritter v. Schauer wurden heute noch zwei Erweiterungen des Gesetzentwurfes vorgenommen. Es wurde klar ausgesprochen, daß das Gesetz für den gegenwärtigen Krieg rückwirkend sei; die Frist zur Geltungmachung der Ansprüche wurde von einem Jahre auf zwei Jahre ausgedehnt.

Abgeordneter Dr. Adolf Groß, der heute als Berichterstatter fungierte, hatte in einem Initiativantrage die Regelung dieser Frage angeregt. In der Debatte wurde die große Bedeutung des Gesetzentwurfes von allen Rednern anerkannt, wenn auch bedauert wurde, daß nicht alle berechtigten Wünsche Berücksichtigung gefunden haben. Graf Lasocki verlangte, daß auch jenen Bürgern, die als Geiseln ausgehoben wurden, eine Entschädigung bewilligt werde. Der Redner konstatierte bei dieser Gelegenheit, daß über die Zahl der in Galizien hingerichteten Personen übertriebene Gerüchte verbreitet seien. Dr. v. Gentili wies darauf hin, daß mit dieser Vorlage die Sache der Internierten und Konfinierten noch nicht erledigt sei, und gab der Meinung Ausdruck, daß auf Grund des vorliegenden Gesetzentwurfes auch die Flüchtlinge einen Ersatz der ihnen zugefügten Schäden beanspruchen können. Dr. Liebermann trat dafür ein, daß jene, die die Uebeltaten verschuldet haben, zur Verantwortung gezogen werden, damit die Steuerträger nicht allein die Kosten zu tragen haben. Sehr heftig wandte sich der Redner gegen die Rede des Ersten Wiener Staatsanwalts an die Geschwornen. Er erklärte, die Aufgabe des Staatsanwalts sei es, strafbare Handlungen zu verfolgen und den Vollzug der Strafe zu überwachen, nicht aber die Rechtsprechung zu überprüfen. Justizminister Dr. Ritter v. Schauer erwiderte, daß der Staatsanwalt aus eigener Initiative gehandelt, daß er ihm aber nachträglich seine Zustimmung und den Dank ausgesprochen habe. Das Vorgehen des Staatsanwalts sei im Interesse der Rechtsordnung und der Geschwornengerichte gelegen gewesen. Abgeordneter Dr. Liebermann beantragte dann bei dem nächsten Gegenstande der Tagesordnung eine Resolution, in der Eingriffe in die zivile und militärische Justizverwaltung durch geheime Befehle und Instruktionen verurteilt und die Regierung aufgefordert wird, gegen jede unzulässige Beeinflussung der Gerichte einzuschreiten. Diese Resolution wurde vom Hause angenommen.

Ueber die Vorlage, betreffend die Entschädigung ungerechtfertigt verhafteter Personen, berichtete Abgeordneter Dr. Ofner. Ersatzberechtigt sollen bis auf gewisse Ausnahmsfälle solche Personen sein, die vom Strafgerichte oder von der Sicherheitsbehörde verhaftet, später aber freigesprochen oder in anderer Weise außer Verfolgung gesetzt werden. Auch auf Fälle von Verhaftungen durch Militärgerichte bezieht sich das Gesetz. Aus den vom Justizminister Dr. v. Schauer mitgeteilten Daten über die Zahl der im Jahre 1912 verhafteten und dann wieder befreiten Personen geht hervor, daß das Gesetz einer großen Zahl von Personen zugute kommen wird. Es wird auch eine namhafte finanzielle Mehrbelastung des Staates mit sich bringen. Aber der Justizminister selbst hat heute erklärt, daß dieser Mehraufwand kein hoher Preis für die Verbesserung der Strafrechtspflege und die Befestigung des Vertrauens in die Justiz sei. Denn das Gesetz wird zu einer genaueren Prüfung der Verhaftsgründe führen und damit eine Einschränkung der Haft bewirken.

Ohne Debatte nahm das Haus nach einem Berichte des Abgeordneten Dr. Roller die Vorlagen über die Todeserklärung von im Kriege Vermißten und die Aenderung des Verfahrens bei der Todeserklärung an. Auf Antrag des Justizausschusses werden an den Beschlüssen des Herrenhauses zwei Aenderungen vorgenommen, so daß die beiden Entwürfe noch einmal an das andere Haus zurückgehen müssen. Das Herrenhaus hatte die zur Todeserklärung erforderliche Dauer der Verschollenheit mit zwei Jahren festgesetzt, von denen mindestens ein Jahr in die Zeit nach dem Tage, der nach Einstellung der Feindseligkeiten durch Verordnung zu bestimmen wäre, zu fallen hätte. Das Abgeordnetenhaus hat die Worte „nach Einstellung der Feindseligkeiten" gestrichen und durch die Worte ersetzt: „seit einem durch Verordnung zu bestimmenden Tag". Weiter hat das Abgeordnetenhaus die Bestimmung fallen gelassen, die jedes Rechtsmittel gegen die gerichtliche Aufhebung der Todeserklärung für den Fall ausschloß, als die Identität des vor Gericht Erschienenen mit dem für tot Erklärten „unzweifelhaft" feststeht.

Neues Wiener Tagblatt
14. III. 1918

185

* (Was alles erzählt und geglaubt wird.) Seit Tagen erzählt man sich in Wien eine Geschichte. Einer gibt sie dem andern weiter. Der eine will sie nur zufällig gehört, der andre die Sache schon von vollkommen vertrauenswürdiger Seite erfahren haben; der dritte nennt den Namen eines Juweliers als den Beteiligten, der andre nennt wieder einen andern Namen. Ein Oberleutnant und ein Major sollen nach der einen Darstellung hier eine Rolle gespielt haben, ein Major und ein General nach der andern Erzählung. Wien wird als Ort der Handlung genannt, in andern Erzählungen wieder wird der Vorfall nach Graz, Prag und auch nach Budapest verlegt. Der Ort der Handlung ist ein vornehmer Juwelierladen. Ein Oberleutnant, nach der andern Darstellung ein Major, wählt hier ein Schmuckstück aus, s er seiner Braut zum Geschenk machen will. Dann, wird weiter erzählt, betrat ein Major, respektive ein General, das Juweliergeschäft. Der jüngere steht Habtacht, der ältere begrüßt ihn mit kameradschaftlicher Freundlichkeit, den er kennt ihn aus dem Felde; dann macht der höhere dem andern den Vorwurf, daß das ausgewählte Schmuckstück für ein Brautgeschenk denn doch zu minderwertig sei und er doch lieber einen Brillantschmuck wählen soll. „Ja, soweit reichen meine augenblicklichen Mittel nicht. Da müßte ist nach Hause gehen und mir mehr Geld holen," erwidert der Bräutigam, worauf der höhere entgegnet: „Such' dir nur was Hübsches aus und nimm es gleich deiner Braut mit, hol' dir dann zu Hause das Geld. Solange bleibe ich gewissermaßen als Pfandobjekt hier, vorausgesetzt, daß der Herr Juwelier mich als so wertvoll ansieht." Darauf verbindliches Lächeln des Juwelenhändlers, und der Bräutigam wählt einen prachtvollen Brillantenhalsschmuck und entfernt sich mit der Zusage, möglichst bald wiederzukehren, während das lebende Pfandobjekt bleibt. Nun wartet der Major, respektive der General geduldig, raucht eine Zigarette nach der andern — es vergeht eine Stunde, dann noch eine, bis schließlich beide ungeduldig werden, der Geschäftseigentümer wie der im Juwelengeschäft verpfändete Offizier. Schließlich erklärt dieser — so geht die Erzählung weiter —, daß er aus Dienstesrücksichten nicht länger warten könne. Der Kamerad wäre wohl aufgehalten worden und werde sicherlich später kommen — er selbst aber könne nicht länger bleiben, womit aber der Geschäftsinhaber nicht einverstanden ist. Er verwehrt vielmehr dem Offizier das Fortgehen, und während sie noch darüber streiten, kommt — so geht die Geschichte weiter — zufällig eine militärische Kommission mit der Nachfrage nach einem angeblich verfolgten Goldarbeiter in das Geschäft. Dieser Militärkommission wird nun der ganze Vorfall geschildert, und der Offizier, welcher die Patrouille befehligt, fordert den hohen Offizier auf, ihm zum Platzkommando behufs weiterer Feststellungen zu folgen, während sich der Juwelier am nächsten Tage bei der Behörde einfinden und seine Anzeige zu Protokoll geben soll. Als nun der Geschäftsmann am nächsten Tage zur Behörde kommt, stellt sich heraus — so schließt die Geschichte —, daß es sich um ein abgefeimtes Spiel zum Zweck der Herauslockung des wertvollen Brillantenkolliers gehandelt habe. Es waren falsche Offiziere und auch die angebliche Militärkommission war mit den beiden im Einverständnis und falsch. Diese Geschichte geht, wie gesagt, seit Tagen in Wien von Mund zu Mund und wird überall geglaubt, trotzdem sie, um es zu wiederholen, vollständig unwahr ist. Wer sie erfunden hat, läßt sich nicht feststellen, aber sie wird weitererzählt, bis sie die Runde durch ganz Wien gemacht hat.

Vossische Zeitung

15./III. 1918

186 15

Der Wert der Dobrudscha.

Millionenstimmig durchbraust in diesen Tagen alles bulgarische Land jubelnden Klanges das Dobrudscha-Lied, diese weihevolle Hymne, erfüllt von weicher Sehnsucht und markiger Kraft, die im Weltkrieg und zumal seit dem Ruhmestage von Tutrokan auf jedes Bulgarenherz so hinreißend gewirkt hat wie einst auf das deutsche Gemüt das Lied von den meerumschlungenen Bruderlanden. Denn wie kühl auch der Kopf der bulgarischen Nation, wie unbeirrbar sicher ihr nüchterner Wirklichkeitssinn ist, so heiß ist doch ihr Herz, so stark und lebendig ihr völkisches Empfinden, so leidenschaftlich ihr Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang. Nie hat das bulgarische Volk die Losreißung der Norddobrudscha, nie den Raub der Süddobrudscha verwunden, und wenn es auch, von einem klugen Fürsten und von klugen Staatsmännern geleitet, durch lange Jahre schweigend seine Wunden trug, so fühlte sie doch jede Stunde sie brennen, und all ihre Gedanken wie all ihre Vorbereitung galten der Wiedervereinigung der verlorenen Volksgenossen mit dem alten Vaterlande. Ob dieses nationale Sehnsuchtsland wirtschaftlich hoch- oder minderwertig, ob es ein blühender Garten oder eine magere Heide sei, danach fragte niemand, darüber gab sich von Zehntausenden kaum einer Rechenschaft — und wenn die Dobrudscha eine Steinwüste wäre, so hätte sie, die Wiege des Bulgarentums, doch ihren faszinierenden Zauber auf alle Schichten der Nation geübt.

Jedoch es fügt sich, daß der Siegespreis, den Bulgarien in der Dobrudscha erntet, nicht allein ideellen, sondern auch ganz beträchtlichen materiellen Wert hat, den gewaltig zu steigern das ebenso arbeitstüchtige wie arbeitsfrohe bulgarische Volk nicht säumen wird. Insbesondere die im Jahre 1878 von Bulgarien losgerissene, jetzt endlich wieder ihm zufallende Norddobrudscha birgt große Entwicklungsmöglichkeiten, gewerbliche und kommerzielle nicht minder als landwirtschaftliche. Gegenwärtig ist sie, wie Professor Mischaikow in einer dem Sammelwerk „Dobrudscha" einverleibten Studie statistisch darlegt, in erster Reihe Ackerland; im Jahre 1913 waren 628 531 Hektar mit Getreide bestellt, wovon 216 948 auf Gersten-, 118 358 auf Weizen-, 104 276 auf Haferfelder entfielen; 94 407 Hektar waren mit Mais, 17 313 mit Roggen, 12 843 mit Flachs, 10 896 mit Hirse bebaut, außerdem besaß die Norddobrudscha 15 515 Hektar künstliche und 4846 Hektar natürliche Wiesen. Das Ernteergebnis war (in tausend Hektoliter) für Gerste 2719, für Weizen 1441, für Hafer 1439, für Mais 956, für Roggen 159, für Flachs 80. Der Wert ihrer Gesamterzeugung an Ackerfrüchten betrug 60—90 Millionen Franken, etwa ein Fünftel der entsprechenden Gesamterzeugung des Königreichs Bulgarien. Auffallend ist, wie weit der Durchschnittsertrag der Bodenprodukten in der Dobrudscha hinter dem Bulgariens und Rumäniens zurückbleibt. Im Jahre 1912 bezifferte sich der Durchschnittsertrag eines Hektars für Gerste in der Dobrudscha mit 13,3, in Bulgarien mit 20,2, in Rumänien mit 15 Hektoliter, für Weizen in der Dobrudscha mit 9,5, in Bulgarien mit 14,1, in Rumänien mit 15,1, für Hafer in der Dobrudscha mit 14,9, in Bulgarien mit 16,9, in Rumänien mit 19,2, für Mais in der Dobrudscha mit 10,8, in Bulgarien mit 15,8, im Rumänien mit 17 6 Hektoliter. Dieses Mißverhältnis beruht weniger auf einer geringeren Bodengüte, als vielmehr auf der Rückständigkeit des landwirtschaftlichen Betriebes, der vorwiegend extensiv ist und beispielsweise nichts von Düngung weiß. Hier eröffnet sich besserer Einsicht und rüstiger Tatkraft ein überaus verheißungsvolles Schaffensgebiet, und man darf annehmen, daß es nicht allzu schwer fallen wird, binnen weniger Jahre die Ertragsfähigkeit des Ackerbaus der Dobrudscha sehr beträchtlich zu steigern. Es wird dies um so sicherer gelingen, als die Bodenverteilung in der Dobrudscha sehr günstige Voraussetzungen für eine intensive Gestaltung der Landwirtschaft bietet: nach der letzten Statistik zählte die Dobrudscha 25 482 Kleinbesitzer (von weniger als zehn Hektar), 13 339 mittlere Besitzer (von 10—100 Hektar) und 374 Großgrundbesitzer (von mehr als 100 Hektar). Der Kleinbesitz umfaßte insgesamt 195 200 Hektar, der mittlere Besitz 315 820, der Großgrundbesitz 152 802 Hektar. Die Dobrudscha erfreut sich somit eines kräftigen bäuerlichen Mittelstandes (34 v. H. aller Besitzer, in Rumänien nur 4 v. H.), aber auch ihr Kleingrundbesitz mit einem Durchschnittsbesitz von 7,66 Hektar ist beträchtlich kräftiger als der Rumäniens mit 3,42 Hektar Durchschnittsbesitz; der Großgrundbesitz der Dobrudscha mit einem Durchschnittsbesitz von 408,5 Hektar zeigt dagegen weitaus noch nicht das hypertrophische Gepräge des rumänischen mit seinem Durchschnittsbesitz von 707,5 Hektar.

Neben dem Ackerbau spielt im Wirtschaftsleben der Dobrudscha die Viehzucht eine wichtige Rolle, wiewohl sie sich seit der Vereinigung des Landes mit Rumänien in fühlbarem Rückgang befindet. Vordem war das ganze Land eine unabsehbare Weide gewesen, auf der die Pferdeherden der Türken und Tataren sich tummelten und die oft vieltausendköpfigen Schafherden der Bulgaren ihre Nahrung suchten. Seit vierzig Jahren haben Ausfuhrschwierigkeiten und andere ungünstige Verhältnisse der Viehzucht viel Eintrag getan, doch wurden im Jahre 1911 immer noch 160 000 Stück Hornvieh, 550 000 Schafe, 52 000 Schweine, 93 000 Pferde in der Dobrudscha gezählt. Durch gedeihlichere Handelsbeziehungen und Verkehrseinrichtungen, planmäßige Verbesserung der schon jetzt recht guten Rassen und sanitäre Fürsorge wird die Hebung der Viehzucht auf ihren vormaligen hohen Stand unschwer zu bewirken sein.

Einen bedeutenden Aktivposten im Wirtschaftsleben der Dobrudscha stellt der Obst- und Weinbau dar. Die Obstkultur gedeiht vornehmlich im Bezirk Tultscha, insbesondere bei Sarika, wo große Mengen von Kirschen, Weichseln, Pflaumen und Birnen von hervorragender Güte geerntet werden. Der Weinbau ist seit einigen Jahren infolge von Reblaus im Rückgang; während im Jahre 1904 noch über 8000 Hektar mit Reben bepflanzt waren, hatte die Dobrudscha 1913 nur noch 5200 Hektar tragfähiger Weinberge, hauptsächlich bei Sarika, Badila, Nikolitzel, Telitza und Isaktscha im Kreise Tultscha; diese Orte erzeugen 15—20 Millionen Liter sehr guter Weiß- und Rotweine; gleichfalls sehr geschätzt sind die an Bordeauxweine erinnernden Weine von Sarykői und Jurilowka.

Sehr aussichtsreich ist der Tabakbau, der erst in den letzten Jahren wieder in Aufnahme gekommen ist und zurzeit auf 1100 Hektar betrieben wird; von dem Gesamtbetrag von 825 000 Kilo Tabak entfallen auf den Bezirk Tultscha 350 000, auf den Bezirk Constanza 475 000, doch ist beachtenswert, daß das Durchschnittsergebnis für den Hektar im Bezirk Tultscha 975 bis 1150, im Bezirk Constanza nur 650 Kilo beträgt.

Einen empfindlichen Rückgang hat der vordem sehr bedeutende Flachsbau erlitten; zu Anfang des Jahrhunderts waren 36 254 Hektar mit Flachs bebaut, die einen Mittelertrag von 224 548 Hektoliter hatten, im Jahre 1913 war der Anbauboden für Flachs bereits auf 12 843 Hektar zurückgegangen.

Verhältnismäßig gering ist der Waldreichtum der Norddobrudscha: 142 500 Hektar Waldland, wovon 100 000 auf den Bezirk Tultscha, insbesondere die Kreise Babadag und Matschin entfallen. Vorherrschend ist in diesen Wäldern, die durchweg Staatsbesitz sind, die Eiche, berühmt sind die ganz einzigartigen Lindenwälder bei Matschin; hier ist auch der Mittelpunkt der Honigerzeugung, die auf mehr als 200 000 Kilo zu beziffern ist.

Über den Mineralreichtum des Landes liegen nur ziemlich dürftige Angaben vor. Bekannt sind seine Stein-, zumal Granitbrüche, 118 an der Zahl, die das Material für die Hafenbauten in Constanza, die Brücke von Cernavoda und die Straßenpflasterung von Bukarest, Braila und anderen Städten geliefert haben. Mehrfach ist das Vorkommen von Eisenerz in beträchtlichem Umfang, ferner von Kupfererz, Schwefelkies, Magnetit, Hämatit, Malachit, Gold und Silber festgestellt worden.

Während die Hausindustrie mit Ausnahme der Fischerei und der Hausweberei ganz unbedeutend ist und die alten Gewerbe immer mehr verfallen, hat sich die Großindustrie in den letzten zwei Jahrzehnten vor dem Kriege sehr stattlich entwickelt; die meisten Fabriken liegen an der Bahn Cernavoda-Constanza. Die Erzeugung von Mineral- und Pflanzenölen, Töpfereiwaren, Zink- und Petroleumfässern, Farben und Lacken, Leder, Zement u. a. wird in rasch wachsendem Maße betrieben. Ziemlich reich ist das Land an Dampf- und Motormühlen, die zuletzt insgesamt weit über vier Millionen Kilo Mehl erzeugten.

Die größten Aussichten eröffnen sich der Entwicklung des Handels, für die schon die rumänische Verwaltung viel getan hat. Durch den Besitz einiger Donau- und einiger Seehäfen ist die Dobrudscha das prädestinierte Durchgangsland für den Warenverkehr zwischen Nord- und Mitteleuropa und dem Orient; diese seine Bedeutung wird sich nach dem Kriege in vorerst noch gar nicht abzusehbarem Maße erhöhen. Der zu erwartende Aufschwung wird ebensowohl den Donauhäfen Tultscha und Isaktscha, wie dem Seehafen Mangalia, ganz besonders aber Constanza zugutekommen, das schon jetzt über großartige Anlagen verfügt, darunter drei große moderne Getreidesilos mit je 255 Abteilungen und einem Raumgehalt von 33—35 000 Tonnen und 25 Petroleumzisternen von je 5000 Tonnen Raumgehalt. Die rumänische Getreideausfuhr wird freilich nach wie vor hauptsächlich den Donauweg benutzen — schon bisher sind 92 v. H. des rumänischen Ausfuhrgetreides diesen Weg gegangen —, aber der Industrieexport Mitteleuropas wird künftighin in weit größerem Umfange als bislang Constanza als Ausfallstor nach dem Orient benutzen.

Solchermaßen voll Entwicklungsmöglichkeiten aller Art, stellt die Dobrudscha eine stattliche Bereicherung der wirtschaftlichen Kräfte Bulgariens dar. Diese in vollem Umfang und gleichmäßig zu entfalten, wird Bulgarien, das ein kapitalarmes Land und dessen Industrie erst in der Entwicklung begriffen ist, aus Eigenem nicht vermögen, daher die Hilfe ausländischen Kapitals und Unternehmungsgeistes heranziehen müssen. Deutschem Kapital und deutscher Arbeit winken da große Aufgaben und Erfolge, wofern sie sich von Anfang an klar bewußt sind daß es sich nicht um eine Ausbeutung Bulgariens handeln darf, sondern um ein für beide Teile gedeihliches Zusammenwirken, um eine redliche Arbeitsgemeinschaft, bei der es keinen Verlierer, sondern nur Gewinner gibt. H. B.

Reichspost Abendbl
15./III. 1918
187

Schutz vor den Gefahren der Großstadt.

Ein edles Vereinswerk.

Es war im Frühjahr 1917, als angeregt von Jugendfreunden der Schutzverein für gefährdete männliche Jugend gegründet wurde, um der überhandnehmenden Verwahrlosung der Jugend zu steuern und insbesondere die Unterbringung der schulentlassenen Burschen an geeigneten Arbeitsplätzen in die Wege zu leiten. Nun besteht er ein Jahr und schon hat er eine Arbeit geleistet, die hohe Anerkennung verdient. Außer der Schaffung einer Anmeldestelle für alle Fälle von Gefährdung, Verwahrlosung oder Hilfsbedürftigkeit jugendlicher Personen männlichen Geschlechts hat er ehrenamtliche Fürsorger gewonnen und besoldete Fürsorgeorgane bestellt, welche die Vormundschaft über gefährdete Jugendliche übernehmen und die notwendigen Verhandlungen im Interesse derselben mit Eltern, Erziehern, Behörden und Arbeitgebern führen. Diese Fürsorgeorgane wirken bei der Jugendgerichtshilfe mit, damit straffällig gewordene Jugendliche, insbesondere Unverschuldete, die aus Hunger, Not und mangelhafter Erziehung oder Einsicht straffällig geworden sind, wieder brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft und keine Verbrecher werden. Eine wahre Großtat aber war es, als der Schutzverein das Haus XVIII., Gentzgasse 27, erwarb und darin ein Schutz- und Bewahrungsheim errichtete, über das die „Reichspost" bereits vor einigen Tagen berichtet hat.

In Ziffern ausgedrückt, hat der Schutzverein im ersten Jahre seines Bestandes 309 Fälle der Gefährdung, bezw. Verwahrlosung zu behandeln gehabt und meist günstig erledigt. Er hat 744 Erhebungen gemacht sowie 218 Erhebungs- und Führungsberichte an Gerichte und Behörden erstattet, ferner über 93 Jugendliche die Schutzaufsicht und über 12 Jugendliche die Vormundschaft übernommen. 32 Jugendliche wurden, um Arbeit zu finden, mit den notwendigen Anzügen, Schuhen und Wäsche ausgestattet und hiefür namhafte Summen ausgegeben.

Als Vorbeugung gegen ein weiteres moralisches Verkommen hat der Verein die Unterbringung der Jugendlichen in Lehrstellen auf dem Lande veranlaßt, wo der Jugendliche, vor den lockenden Vergnügungen der Großstadt gesichert, als zur Familie gehörig betrachtet wird und eine kräftige Kost erhält. Eine Hauptursache, die zur Verwahrlosung beiträgt, ist die zu frühe Selbständigkeit der Jugendlichen. Durch die Not an Arbeitskräften werden die eben aus der Schule entlassenen Knaben als Hilfsarbeiter für die Fabriken gesucht und ein Verdienst von täglich 8 bis 12 Kr. ist etwas Selbstverständliches. Es ist dem Schutzvereine nicht leicht, Jugendliche, die einmal die Freiheit des Hilfsarbeiters kennen gelernt haben, zum Eintritt in ein Lehrverhältnis zu bewegen; denn der Junge will Geld zum Vergnügen und Freiheit. Obendrein gibt es noch kurzsichtige Mütter, die dagegen wirken, wenn man Jugendliche in die Lehre geben will, da sie den Entgang des hohen Verdienstes fürchten. Wenn es bei all dem der Arbeit des Vereines doch gelungen ist, 40 ehemalige Hilfsarbeiter in Lehrstellen unterzubringen, so ist das ein Erfolg, der nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Selbst einige „Paketträger", von denen jetzt die Bahnhöfe wimmeln und von denen nur sehr wenige mehr zu retten sind, konnten vom Bahnhof weg in Lehrstellen untergebracht werden. Wie weit oft die Erziehung zurück ist, zeigt uns ein Fall von Verwahrlosung, der so arg war, daß selbst der soeben erschienene Jahresbericht des Schutzvereines darüber nicht hinweggehen konnte und ihn anführt: Eine Mutter ließ ihre zwei Knaben, 11- und 16jährig, gänzlich verwahrlosen. In einem vollständig leeren kalten Zimmer mußten sich die zwei Knaben aufhalten, da die Mutter alles, Kleider, Wäsche und Möbel versetzt hatte. Die Knaben waren in zerrissenen Anzügen, barfuß, starrten vor Schmutz und Ungeziefer, waren mit Skabies behaftet und befanden sich im elendesten Zustand. Sie wurden der Mutter mit Gewalt abgenommen; der größere Knabe kam nach seiner Ausheilung in eine Lehre, der kleinere aufs Land in die Kost. Dies ist nur ein Fall, verursacht durch das Verschulden der Eltern. Solche gibt es aber viele.

Ein Großteil all dieser gefährdeten Jugend ist besserungsfähig, kann gerettet werden, wenn man nur diese jugendlichen Sünder in einem ihrem Charakter und ihren Fähigkeiten entsprechenden Arbeits- oder Lehrplatz unterbringt. Was der Schutzverein, an dessen Spitze Hofrat Ernst Graf Marschall und als Vizepräsidenten Kanonikus LAbg. Wolny und Baron Max Vittinghoff-Schell stehen, in dieser Hinsicht geleistet hat, haben wir im Vorgesagten gesehen. Er bedarf aber dringend der materiellen Unterstützung aller Jugendfreunde und Wohltäter, aller in Betracht kommenden Behörden und Zentralstellen, damit er sein edles Werk nicht nur weiter führen, sondern fort und fort vergrößern kann, denn die Zahl der in der Großstadt gefährdeten Jugendlichen ist leider eine betrüblich hohe.

Arbeiter-Zeitung 17. III. 1918

Im Stammbeisl.

„Dem neuchen Ernährungsminister — Pardon, Ernährungspräsidenten will i sag'n! — muß ma 's lassen: Reden kann er," brummte Stichler; „ka Tag vergeht, ohne daß er da oder durten Erklärungen abgibt. Was g'scheg'n soll, g'scheg'n muß, g'scheg'n derfet, dös waß i jetzt'n scha ganz genau; was für Maßnahmen ergriffen werden soll'n, müssen, derfen, können und werden, waß i a. Nur was wirkli g'schicht und scho g'scheg'n is, dös hab' i bis jetzt'n net derfahr'n."

„Der Schlüssel, mit dem ma die Sachen aus der Ukraine einikriagt, is jetzt'n a scho fix und firti, hab' i ma sag'n lassen," meinte Spannagl; „jetzt hatzt 's nur, daß ma mit eahm aufsperrt."

„Mit so an Schlüssel is 's oft a G'frett," sagte Stichler; „er schaut ganz schön aus und wann ma 'n anschaut, is ka Fehler an eahm; aber zum Schluß kannst machen, was D' willst: Er spirrt net!"

„Geh' zua, Du bist allerweil a so a Pessimist," tadelte Schwasser, „zu was denn?"

„Lieber Freund, i bin 's früher net g'west," erwiderte Stichler, „aber ..."

„Net wahr!" unterbrach ihn Schwasser. „so lang i Di' kenn', warst immer a so. I für mei Person ..."

„Laß' an Menschen do ausreden!" ärgerte sich Stichler; „i will sag'n: Seit zwa Jahr' wird d' Menschheit immer auf die Zukunft vertröst't. Allemal, wann d' Schlamasti scho z' arg wird, heißt 's: Nur a wengerl Geduld ... es dauert net lang ... auf d' Wochen is 's scho wieder besser. In der nächsten Wochen haßt 's wieder: Auf d' Wochen, in der übernächsten wieder und so furt in aner Leier. Wem da der Geduldsfaden net reißt, der muß scho wirkli an g'sunden Optimismus in eahm hab'n. I für mei Person hab' eahm net."

„I scho!" sagte Schwasser; „i hab' dös so in mir, daß i mi, wann 's ma heut' schlecht geht, auf morg'n g'freu', wo 's wieder besser sein wird."

„Und wann 's morg'n wieder net besser is?" fragte Stichler.

„Dann g'freu' i mi auf später und denk' ma: Amol muß 's wieder anderst werd'n!" erwiderte Schwasser.

„Gott erhalt' Dir Dein Ideäulismus!" rief Stichler.

„Hört's do endli z' philosophier'n auf," schlug Spannagl vor, „red'n ma von was Reäuler'n."

„Damit erlebt ma net viel Freud' heutz'tag'," ließ sich Oberberger vernehmen; „i bin a so ähnli wie der Schwasser, und wann i a net leugnen will, daß mi oft gnua der Schiach angeht in dera Zeit, und gehör i a no dazua, so dauert dös nia net lang bei mir. „'s wird wieder besser werd'n, 's muß besser werd'n!" Dös is der beste Grundsatz und der anzige, der an über die bitterböse Zeit übrihilft; und wann ma genauer hinschaut, hat beinah' a jed's den Grundsatz, a Du, mei lieber Stichler, wannst 's a net zugeb'n willst."

„Na, na, na, i net, gar ka Spur!" protestierte Stichler.

Oberberger schüttelte lächelnd den Kopf.

„Dös kommt Dir nur so vor," sagte er; „wann ma dös net hätt', dös G'freu'n auf bessere Zeiten, dann war 's G'scheiteste, ma legt si' nieder und laßt si begrab'n."

„Bravo!" rief Schwasser; „beispielsweis' i, wann i z' Mittag Wruken mit Kukuruzbrot fress', siech i vor mein' geistigen Auge allerweil scho' den zukünftigen Kruspelspitz mit G'röste', und wann i vor mein Häferl Kriegskaffee sitz, deleitier' i mi in Gedanken an aner Melansch mit Doppelschlag und mürbe Baunzerln."

„Narrentattel!" knurrte Stichler,

„Wieso denn?" fragte Oberberger, „a glücklich's Naturell hat er, unser Schwasser; war mancher froh, wann er eahm a wengerl davon ablassen tat. I sag' oft zu meiner Alten daham, wann s' gar so lamentiert und dahersammert: Geh' schau, sag' i, sei g'scheit. Es is halt amal so, aber früher oder später muaß 's anderst werd'n. Muaßt halt Geduld hab'n und derfst 'n Kopf net hängen lassen. Aber sie will davon nix wissen. Geduld hat s' jetzt'n lang g'nua g'habt, sagt s', und auf bessere Zeiten, sagt s', wart' s' scho' seit dreiahalb Jahr' und jetzt wird ihr die G'schicht z' dumm und wann dös so fortgeht, sagt s', daß s' sich Tag für Tag stundenlang bei'n Selcher, Fleischhacker und bei der Zuaspeisfrau d' Füaß' in Bauch steht und erst mit 'n leeren Einkaufskörbel hamkommt, nachdem schmeißt s' all's hin und spielt nimmer mit — sagt s'."

„Siehgst," rief Stichler, „da hast es ja! Es gibt außer mir do no and're a, denen die ewige Warterei auf d' Läng' beim Krawatt'l außawachst."

„Weiber," sagte Oberberger, „Du als Mannsbild wirst Di do mit Weiber net vergleichen? D' größten Raunzen auf der Welt san allemal d' Weiber g'west, und warum? Weil s' kan Hamur net hab'n, dös is das Ganze. Wann ane heutz'tag' kan Hamur net hat, nachdem is 's g'fehlt!"

„Der Hamur," brummte Stichler, „der kunnt' an bergeh'n in dera Zeit. Wann ma sieht, wie rundumadum d' Kriegsgauner d' Menschheit über 's Ohr hau'n, daß 's höher nimmer geht, wann aner sieht, wie d' anen 's Geld mit volle Händ' beim Fenster außaschmeißen und selber sieht ma mit die leeren Bratzen da; wann ma sieht, wie d' Behörden die alte G'schicht' von der „gerechten Verteilung aller Lebensmittel" dem Volk immer nur vorerzähl'n und dabei füll'n si d' Reichen jetzt akkrat so wie vor und eh' ihr'n Bauch mit die delikatesten Sachen an und unserans kann zuaschau'n; wann man sieht, wie a Verurtnung nach der andern außakummt und wie si immer nur d' armen Schlucker dran halten müassen, d' Reichen aber, die scher'n si net d'rum, nehmen a jede Verbrauchsregelung für an G'spaß, und lass'n 'n Ernährungsminister an guaten Mann sein. — Ma hat 's ja, ma kann 's ja tuan! — Mein lieber Oberberger, wann ma dös all's sieht, dann kunnt' an der Hamur vergeh'n und der Zurn packt an, daß ma am liebsten dazwischenfahr'n möcht' mit an heillosen Donnerwetter und dreinhau'n, daß all's nur so waggelt und schebbert!"

Er schlug, während er das sagte, mit der Faust so mächtig auf die Tischplatte, daß die Gläser klirrten und Schani, der Pikkolo, erschreckt herbeieilte, um zu sehen, was es hier gebe.

„Temp'rament is a schöne Sach'", meinte Schwasser, „aber in dera Zeit is 's net z' brauchen."

„Dös is Dei private Meinung," sagte Stichler, „i wieder man, daß ma 's Temp'rament heutz'tag notwendiger brauchet als je. Allen Respekt von unsere Behördlichkeiten! Sei'n ruhige, höfliche, artige Herren! Aber was nutzt die Höflichkeit? Nix! Wann's mehr Temp'rament hätten und einafahr'n möchten in die jahrelangen Zuaständ' so wie i vorher in d' Bierkrügeln — wär' g'scheiter."

„Kann sein, daß D' recht hast," meinte Oberberger; „aber mir werden 's net anderst machen, Du net und i net. D'rum bleib' i dabei: Ka Aufregung net, kan Zurn und — auf bessere Zeiten warten. Wann a all's pomali geht bei uns in Oesterreich — amal müssen's ja do kommen. — Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung
17./III. 1918

189

* **Sorglosigkeit.** Die stetig zunehmenden Diebstähle und Einbrüche haben in weiten Kreisen eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen. Daß aber nicht nur die Sicherheitsverhältnisse im Kriege an der Steigerung der Eigentumsverbrechen Schuld tragen, sondern vielfach auch Mangel an Aufmerksamkeit auf Seite der Geschädigten, ist außer Zweifel. In Anbetracht der verringerten Anzahl der Sicherheitswachen, die zum Teil eingerückt sind, zum Teil durch anderweitige notwendige Verwendungen dem Straßendienste entzogen werden, wäre es — schreibt uns ein Wiener Kaufmann — denn doch notwendig, ein wenig zum Selbstschutz zu greifen und seinem Eigentum wie auch dem seines lieben Nachbars eine erhöhtere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Sicherheitswachmann kann nicht überall sein, und die Einbrecher kundschaften ganz gewiß genau aus, zu welcher Zeit der diensthabende Wachmann auf seinem Rundgange an einer bestimmten Stelle vorbeikommt. Das Publikum selbst, die Hausbesorger und auch Passanten müßten hier die Polizei unterstützen. Das Publikum durch Verwahrung des Eigentums, durch sorgsames Verschließen der Wohnungen und der Geschäftslokale, der Hausbesorger durch große Wachsamkeit und durch persönliches Begehen der Höfe, der Dachboden und der Kellerräumlichkeiten, sowie durch Nachschau bei den in dem betreffenden Hause untergebrachten Geschäften. Die Passanten schließlich dadurch, daß sie den Hausbesorger oder den nächsten Wachposten auf auffällige Wahrnehmungen aufmerksam machen. Ein Beispiel für viele: Durch die Aufmerksamkeit eines Sicherheitswachmannes wurde — wie erinnerlich — der Einbruch verhindert, den drei Leute in einem Modewarengeschäfte auf dem Opernring verüben wollten. Dem Wachmann war es aufgefallen, daß in den Abendstunden, zu welcher Zeit sonst das Geschäft geschlossen war, ein Streifwagen vorgefahren war und drei wie Geschäftsdiener gekleidete Männer aus dem Geschäfte Tuchballen heraustrugen und auf den Wagen verluden. Weniger aufmerksam waren die Nachbarn der Firma Sperber in der Gonzagagasse, denen es gar nicht aufgefallen ist, daß während der Mittagspause das um diese Zeit sonst immer geschlossene Geschäft von fremden Leuten geöffnet wurde, die Tuchballen im Werte von 300.000 K. heraustrugen, auf einen bereitgestellten Wagen verluden und davonfuhren. Wären hier der Hausbesorger und die Nachbarn sowie die Passanten vorsichtiger gewesen, hätten sie diesen auffälligen Vorgängen mehr Aufmerksamkeit geschenkt, so hätte auch dieser Einbruch verhindert werden können. Und so gibt es zahlreiche Fälle, in denen Schaden verhütet worden wäre, wenn die Betroffenen und ihre nächste Umgebung weniger Sorglosigkeit an den Tag gelegt hätten — eine Sorglosigkeit, die, wie schon bemerkt, nicht zum geringsten Teile an dem Ansteigen der Eigentumsdelikte Schuld hat.

Reichspost

17. III. 1918

181

* **Das Lesebedürfnis im Felde.** Wir erhalten von der Zentralstelle für Soldatenlektüre (Wien, 9. Bezirk, Canisiusgasse) folgende interessante Zeilen: Bei Ausbruch des Weltkrieges hat man in vieler Hinsicht unsere Feldgrauen unrichtig eingeschätzt. So hat man sich auch hinsichtlich ihres Lesensbedürfnisses geirrt. Bald zeigte es sich, daß die vielfache Oede des Schützengrabens, das Einerlei des Stellungskrieges und die zunehmende Dauer des Krieges das Bedürfnis nach geistiger Beschäftigung, Fortbildung in dem früheren Berufe, geistiger Verbindung mit der Heimat geweckt hat. So kam das Verlangen nach Lektüre. „Wo ist was zum Lesen?" Wieviel tausendmal ist diese Frage gestellt worden, im sicheren Unterstand wie im Schützengraben angesichts des Feindes! Leider war die geistige Verproviantierung nicht so vollkommen vorgesehen wie die leibliche und so kam es, daß besonders anfangs die Sehnsucht nach Lesestoff oft ungestillt blieb. Was an Lesbarem aufgefunden wurde, wanderte durch alle Hände, ja wurde oft in ebenso viele Stücke zerteilt, als Lesehungrige vorhanden waren. Der eine las zuerst den Schluß, der andere den Anfang, dann tauschte man. So versteht man, wenn es in Dankschreiben an die Zentralstelle für Soldatenlektüre oft und oft heißt: „Mit riesiger Freude haben wir Ihre Sendung erhalten." Dann wieder: „Als Ihre Sendung ankam, ging ein freudiges Hurra durch unsere Reihen. Jetzt haben wir wieder etwas zum Lesen!" hieß es. Oder wie kürzlich einer berichtete: „Vor einer halben Stunde kamen Ihre Bücher an und jetzt sind sie schon sämtlich verteilt. Sogleich haben alle die Spielkarten weggelegt und sitzen ruhig bei den Büchern." Mehr als einmal heißt es in den Briefen: „Als die Sendung ankam, entstand eine förmliche Rauferei um die Bücher. Ich mußte sie alle weggeben, bitte uns deshalb wieder etwas zu schicken." — Es ist bemerkenswert, daß die Telephonisten, also die intelligente, für diesen verantwortungsvollen Dienst ausgewählte Mannschaft, im Lesebedürfnis an erster Stelle stehen, aber auch in den Feldspitälern und Lazaretten des Hinterlandes und neuestens in unseren Sammelstellen für heimkehrende Kriegsgefangene ist die Zahl eifriger Leser Legion. Da es aber auf der Hand liegt, wie bedeutungsvoll es ist, was für Lektüre den Feldgrauen in die Hand kommt, so erscheint es als ein Hauptverdienst um unsere Armee und um die Zukunft des Vaterlandes, für gute Lektüre Sorge zu tragen.

Die Zeit 17./III. 1918 182

Der Hernalser Kalvarienberg.

Der alte Hernalser Kalvarienberg, der mit zu den Wahrzeichen Wiens zählt, erlebt jetzt seine vierten Kriegsfasten. Mehr als zwei Jahrhunderte sind verflossen, seit reiche Wiener Bürger den künstlichen Berg bauten, der bald zu einem verehrten Wallfahrtsort der städtischen Bevölkerung und späterhin zum Ziele der Sehnsucht ungezählter Wiener Kinder werden sollte. Jetzt freilich sind für den Kalvarienberg und seine Besucher magere Tage gekommen, und nur mühsam ruft die Erinnerung das Bild der mit Datteln und Feigen gefüllten Körbe und der zu Bergen gehäuften goldgelben Orangen wach.

Man nimmt an, daß das erste Hernalser Kirchlein gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts gebaut wurde und daß sein Schöpfer das Salzburger Stift St. Peter war, das schon seit 1115 das benachbarte Dornbach in seinen Besitz übernommen hatte. Schon 1301 wurde das Kirchlein urkundlich genannt, als Graf Ulrich von Pfannenberg sein Gut zu Simmering auf dem Altar des heiligen Bartholomäus der Kirche opferte. Allmählich wurde die Kapelle vergrößert und 1474 teilweise umgebaut. Nachdem die Türken im Jahre 1529 die Kirche vollständig zerstört hatten, wurde sie unter wirksamer Mithilfe der Bevölkerung notdürftig wieder aufgebaut. Später war die Hernalser Kirche und ihre Umgebung vielfach der Schauplatz der erbitterten Zwistigkeiten, die sich zwischen den Katholiken und den Anhängern des lutherischen Glaubens abspielten. Die letzteren hatten hier lange Zeit dank der Unterstützung der einflußreichen Familie von Geyer und der Tätigkeit ausgezeichneter Prediger einen starken Stützpunkt. Mit dem zweiten Einfall der Türken begannen für Hernals und seine Kirche wieder böse Zeiten. Zuerst verwüstete der Feind, der auf dem Höhenrücken hinter der Kirche einen Lagerplatz bezogen hatte, die ganze Gegend, und kaum hatte sich die Bevölkerung nach Vertreibung der Türken wieder häuslich eingerichtet, brachte das Jahr 1713 die fürchterliche Pestepidemie, der mehr als der fünfte Teil der Einwohner von Hernals zum Opfer fiel.

Gerade in jene Zeit aber fällt das dauernde Werk, das den Hernalser Kalvarienberg geschaffen hat. Zur Erinnerung an das heilige Grab, das als Nachbildung des heiligen Grabes zu Jerusalem 1689 in Hernals erbaut, 1683 aber von den Türken zerstört worden war, beschloß die vom Hof in Wien seßhafte Bruderschaftsverwaltung des Vereins der 72 Jünger, neben der alten Pfarrkirche zur Anlage eines Kalvarienberges einen künstlichen Felsen zu errichten. Im Herbst 1709 wurde die Arbeit begonnen, und da die reichen Bürger, die der Bruderschaft angehörten, mit dem Geld keineswegs geizten, schritt der Bau tüchtig fort. Trotz der Pest war das Werk, das einen Kostenaufwand von 80.000 Gulden erfordert hatte, im Jahre 1714 vollendet. Zum Andenken an die 72 Jünger der Bruderschaft führten 72 Stufen über die hufeisenförmig angelegte Berghöhe, bei deren Aufstieg in sieben Stationen die Hauptsünden und bei deren Abstieg in ebenso vielen Stationen die sieben Tugenden bildlich dargestellt waren. Schließlich entschloß man sich, in die Rundung des Bergbaues eine kleine Kirche zu stellen, und so entstand die erste Hernalser Kalvarienbergkirche.

Die malerische Anlage des Kalvarienberges bewirkte, daß die Wiener gern in hellen Scharen in die weingesegneten Gefilde von Hernals hinausströmten, und so groß war der Zuspruch, daß die Weltpriester der Pfarrkirche dem Andrang bald nicht mehr gewachsen waren. So berief man im Jahre 1720 den Pauliner-Orden nach Hernals, der mit Genehmigung Kaiser Karls IV. die Verwesung der Bergkirche übernahm. Vorerst hatten die Mönche ihr Heim am Hof und mußten alltäglich den weiten Weg nach Hernals zu Fuß zurücklegen. Aber dann fanden die Pauliner in einem für sie angekauften Hernalser Bürgerhause Unterkunft, und schließlich gingen sie daran, ein stattliches Klostergebäude zu errichten. Bald darauf wurde auch an den Umbau des Berges und der Kirche geschritten. Die Arbeit war 1766 vollendet.

Nicht lange jedoch währte die Wirksamkeit der Pauliner-Mönche, denn schon 1782 erfolgte die Sanktion des Klosteraufhebungsgesetzes, und neben vielen anderen Klöstern verfiel auch das Hernalser Pauliner-Kloster der Auflösung. Das Klostergebäude wurde in ein Erziehungsinstitut für Offizierstöchter umgewandelt.

Im Jahre 1785 erhielt die Kirche den jetzt noch bestehenden Turm, und dann änderte sich durch mehr als hundert Jahre, abgesehen von der inneren Ausgestaltung der Kirche, an ihrem Bau und am Kalvarienberg nur wenig. Von 1892 bis 1894 wurde dann der vollständige, vergrößernde Umbau durchgeführt, durch den die Kirche ihre heutige Gestaltung gewann.

Leider ist durch diesen Umbau der landschaftliche Reiz des Kalvarienberges verloren gegangen. Vorher war der Kreuzgang ein richtiger Berg, und wenn man über die Stufen emporgeklommen war zur Kreuzigungsgruppe, hatte man das Gefühl, auf einem Berggipfel zu stehen. Weithin umfaßte der Blick einen großen Teil des der Wienerstadt einverleibten Dorfes Hernals, und an das von Obstgärten umrankte Berglein schmiegten sich Buden und Standeln. Und ein Lärmen drang herauf, das kreischende Geschrei anpreisender Marktweiber, Jubelrufe entzückter Kinder und die mißtönende Musik von Mundharmonikas, Trommeln und blechernen Kindertrompeten. In den Gassen zwischen den Verkaufsständen aber drängte sich eine schau- und kauflustige Menge; große Papiersäcke voll Orangen wurden erstanden und gewaltige Stanitzeln mit Datteln und Feigen. Wenn dann die Herren Eltern erst ihren Jausentrunk beim Heurigen getan hatten, zog die ganze Familie wohlgemut stadtwärts, voran die Kinder mit Papierfahnen, Baumkraxlern und riesigen Kipfeln, hinterdrein schwankenden Schrittes Vater und Mutter.

Das war einmal. In der Zwischenzeit ist alles viel nüchterner geworden. Der gedeckte, vermauerte Kreuzgang sowohl, der im hohen Bogen um die stattliche Pfarrkirche führt, wie die großen und kleinen Menschenkinder, die wallfahrend herkommen. Der Kalvarienberg ist geradezu ein Gradmesser der Kriegsnot. Pietätvolles Gedenken hat zahlreiche Votivtafeln gestiftet, die beim Eingang und Ausgang des Kreuzganges Kunde geben von manchem Helden, der für das Vaterland starb. Und die Leute, die oben beim Gekreuzigten betend ihre Not geklagt haben, lesen mit scheuem Flüstern halblaut die Namen der toten Soldaten.

Still gehen sie dann gewohnheitsmäßig durch die Straße, zu deren beiden Seiten altersschwache Buden den üblichen billigen Kram darbieten: Die Windradeln und die Baumkraxler, die grellfarbigen Papierfahnen, namengezierte Kaffeehäferln, Heiligenbilder, falschen Schmuck, Spielsachen und künstliche Blumen in unmöglichen Farben. Alles ist teuerer und nichts ist besser geworden. Ein Glücksversuch beim Zuz über Zuz, den man sich einst um 2 Kreuzer leisten konnte, kostet jetzt 10 Heller, und bei einem Stand, an dem schaumwichsartige Zuckerln verkauft werden, vier Stück zum Spottpreis von 20 Heller, herrscht ein großes Gedränge. Ach, wo sind die Zeiten der blutroten Orangen und der pikfüßen Datteln! Man könnte ganz trübsinnig werden, wenn die Kinder nicht wären, die von jenen verflossenen Herrlichkeiten nichts ahnen und deshalb über jedes elende Kriegszuckerl in quietschvergnügtes Entzücken geraten.

Pf.

Frauenblatt
21./III. 1918

193

* **(Abschied vom Rindfleisch.)** Es war ja längst nur ein luxuriöser Sonntagsbraten für die Bestbemittelten, für die gut situierten Speisezimmer, für die wohlhabenden Kreise, die phantastische Preise bezahlen konnten. Wer nicht über ein reiches Einkommen verfügte, hatte es längst aufgegeben, an gewöhnlichen Wochentagen solche Delikatessen zu verzehren. Würde man berechnen, was der Rindfleischkonsum einer ganzen Familie kostet, man käme zu geradezu fabelhaften Resultaten. Nun hat die Regierung die Preise reguliert. Und man weiß, wie es mit solchen Regulierungen steht: Eine Wohltat, die zur Plage wird. Das Fleisch wird zwar billiger, aber dafür nicht erhältlich. Die Gasthäuser werden das Rindfleisch ganz auflassen, die Fleischhauer werden es ihren Kunden mit der Dezimalwage vormessen. Man wird vom Rindfleisch Abschied nehmen müssen. Dieser Abschied wird Wien schwer, sehr schwer fallen, wenn man sich auch auf dieses traurige kulinarische Ereignis längst vorbereitet hat, die verflossenen Jahre waren ja so ein latenter, langandauernder Verzicht auf das Rindfleisch. Aber wenn man sich einen besonders guten Tag leisten wollte und gerade ein wenig leichtsinnig aufgelegt war, konnte man sich noch immer solche Raritäten anschaffen. Nun wird die Speisekarte um ihre ergiebigste Abteilung verkürzt. Kein Tafelspitz, kein Lungenbraten, kein Beinfleisch! Was bleibt da übrig? Einige Gemüse und vielleicht etwas Kalbfleisch . . . Die Rindssorten waren die letzte Zuflucht aus den ungenießbaren Riesenpreisen des Menüprogramms. Man wird jetzt — wenn es dem Wirt nicht gelingt, irgendwie einen Ersatz zu schaffen — ganz hilflos im Gasthaus sitzen und lauter 6 und 8 Kronen-Tarife sehen. Der Wiener ohne Rindfleisch! Man hat im Ausland oft genug über dieses phäakische Genießertum gespottet und sich darüber lustig gemacht, daß das Gulyas und Beinfleisch zum bedeutendsten Ereignis seines Tages wurde. Mit welchem Behagen band er die Serviette um den Hals, mit welchen Schlichen und mit wie viel List wußte der Stammgast den Kellner zu bestechen, damit ihm die Protektionsportionen: das Saftige oder das Magere oder das Fette reserviert werde. Da hatte jeder die differenziertesten Sonderwünsche. Und selbstverständlich gehörte ein Erdäpfelschmarrn und eine Paradeissauce dazu, die man mit dem Brot restlos austunkte. Das war nicht sehr appetitlich, aber sehr schmackhaft. Und auf letzteres legte der Wiener immer den größeren Wert. Und nun war man froh, überhaupt ein Stück zu bekommen — unter Verzicht auf alle separaten Ansprüche. Selbstverständlich war auch dieses Rindfleisch degeneriert, denn das liebe Vieh magerte ja gleichfalls ab und die Futterversorgung ist keineswegs geeignet, dem Rostbraten zu einer besonderen Ueppigkeit zu verhelfen. Was waren das für glückliche Zeiten, da sich die Behörde noch nicht um den Mittagstisch kümmerte und drakonische Unterschiede zwischen Einheitsfleisch und Extremfleisch aufstellte und man nur etwa die feine Differenz zwischen „Vorderem" und „Hinterem" kannte . . . Das Rindfleisch war die Standard-Speise, in vielen Variationen kehrte es wieder und in jeder Verwandlung war es willkommen — ob es nun als Rostbraten oder als ganz primitive Hausmannskost erschien. Der richtige Wiener zog es jedem teuren Braten vor. Das Rindfleisch — aber war das Solide, das Ausgiebige. Da hatte man etwas für sein Geld. Wobei zu bemerken ist, daß man unter Geld damals etwa 1 Krone 40 Heller verstand. (Heute ist das kein Geld.) Damals — vor drei Jahren. Nun ist, wie man weiß, das Rindfleisch nicht nur Fleisch, sondern auch Suppe, jene Rindssuppe, ohne die man sich ein reguläres Mittagessen kaum vorstellen konnte. Es ist wirklich ein herber Verlust, der die Wiener trifft. Vielleicht nur noch mit der Virginier zu vergleichen. Aber man wird sich an die rindfleischlose Speisekarte noch viel, viel schwerer gewöhnen. Man nimmt Abschied wie von einer teuren Erinnrung. Von einer allzu teuren.

Neues Wiener Tagblatt
22. III. 1918

1939

* (Die gerissene Jalousienschnur.) So betrübt wie jetzt hat man niemals einer Jalousienschnur nachgesehen, wenn sie beim Aufziehen zerriß und hurtig durch die Spaletten davonkletterte. Und nicht minder peinlich berührt ist die Hausfrau, wenn plötzlich ein Schloß versagt, oder wenn in der elektrischen Leitung ein Blei abschmilzt oder ein Taster verdorben ist. Denn wo soll man den Jalousienmacher, wo den Schlosser oder den Elektriker hernehmen? Zwei- oder dreimal muß man hinschicken, bis er kommt, und immer wieder hört man bei Urgenzen die Versicherung, daß er an zwanzig Stellen zugleich sein müßte und keine Leute zur Verfügung habe. Das Kapitel der Reparaturen ist beinahe noch schwieriger als das der Neuanschaffungen. Und doch weiß man, daß die Erhaltung der alten Sachen in der wirtschaftlichen Oekonomie gegenwärtig das ist, worauf es in erster Linie ankommt. Der Sinn des Haushaltes ist überhaupt das Erhalten und Verwalten, und das wird immer schwerer. Bei einem Sessel im Kinderzimmer ist das Sitzbrett gebrochen, weil jemand unvorsichtiger Weise daraufgestiegen ist; bei der Nähmaschine hat sich der Riemen durchgewetzt; bei einem Lehnsessel im Wohnzimmer ist ein Stück Posamenterie schadhaft und müßte dringend ergänzt werden. Soll man um die nötigen Handwerker schicken? Der Tischler wird ja doch wieder erklären, daß er kein Holz auftreibt, Lederriemen sind nicht zu haben, und man stellt sich schon im voraus sehr genau vor, wie der Tapezierer die Achseln zucken wird, indem er versichert, daß von Beschaffung der Borten und Quasten absolut nicht die Rede sein kann. So geht es an allen Ecken und Enden der Wirtschaft. Die tüchtige Hausfrau hat stets darauf gehalten, daß alles Schadhafte sofort in Ordnung gebracht wird. Jede Leiste, die abgebrochen war, mußte geleimt, jedes losgegangene Schnitzwerk festgenagelt werden. An keinem Polster durfte ein Knopf fehlen, in keinem Strumpf selbstverständlich ein Lückerl bleiben. Nun ist, wie man weiß, Stopfwolle nicht aufzutreiben und auch Zwirnknöpfe findet man schwer. Will man sich, schon jetzt im März, um ja nicht zu spät zu kommen, einen Hut umformen lassen, so beteuert der Hutterer, daß er zum Umnähen keinen Zwirn besitzt. Ohne Zwirn übernimmt selbst der Schuster, dem man Oberleder oder Sohlen gibt, keine Bestellung mehr. Besonders arg wird die Unannehmlichkeit bei Installationsgebrechen, das heißt, wenn ein Ausguß oder die Wasserleitung, der Badeofen oder der Gaskocher nicht in Ordnung sind. Der Rauchfangkehrer hat aufmerksam gemacht, daß schon aus Kohlenersparnis der Küchenherd dringend gerichtet werden müßte — ausgeschlossen; kurz es haben sich auf dem Gebiet der Reparaturen, des Wendens und Ausbesserns, großzügige Industrien entwickelt. Maschinelle Kräfte kommen den Händen, die nicht ausreichen, zu Hilfe, eine so dringliche Notwendigkeit sind Reparaturen geworden. An ihre Schwierigkeit wird man von morgens bis abends erinnert, ob man nun den Wäschekasten aufmacht oder eine elektrische Lampe aufdreht, die nicht mehr funktioniert. Und wenn man, womöglich nach langer Wanderung quer durch die Stadt, nachts nach Hause kommt, froh, endlich an Ort und Stelle zu sein, dann kann es geschehen, daß man läutet und läutet und kein Hausmeister erscheint — die Glocke ist verdorben. Ist man dann nicht im glücklichen Besitz eines Telephons, das von einem Automaten erreicht werden kann, um so den Hausmeister aufzustöbern, so kann es geschehen, daß man die ganze Nacht über von seinem eigenen Hause abgesperrt bleibt. Lakonisch erklärt dann der wenig gerührte Portier am folgenden Morgen, daß der Telegraph „hin war" und daß der Mechaniker „noch immer nicht da gewesen ist." Das sind die kleinen Tragödien der großen Reparaturennot.

Tägliche Rundschau
23./III. 1918

Konfessionelle oder moderne Staats-Politik

In den kommenden Mai fällt einer der bittersten Gedenktage deutschen Geschehens. Ernste politische Betrachtungen zwingt er uns auf. Vor 300 Jahren brach da, durch innerpolitische Vorgänge im Reiche der Habsburger veranlaßt, jener Dreißigjährige europäische Krieg aus, der Deutschlands mittelalterliche Weltgeltung aufhob und es an den Rand des Untergangs brachte. Europa glich damals konfessionell einem Pulverfaß. Der Druck der Wiener Jesuiten auf die tschechische Gewissensfreiheit erzeugte den Funken des Aufruhrs in Prag, der das Faß zur Aufflammung brachte. Die Tschechen forderten einen konfessionellen Herrscher. Konfessionelle Politik wurde die Ursache jener Verwüstung unseres Vaterlandes. Als dann im Westfälischen Frieden die kriegsmüden Staaten sich verglichen, war der schuldige Urgrund des Krieges nicht aus der Welt geschafft. Bei den Friedensverhandlungen zu Osnabrück und Münster standen ein „corpus catholicorum“ und ein „corpus evangelicorum“ sich gegenüber, und dieser Gegensatz wurde noch einige Menschenalter lang durch die innere deutsche Reichspolitik hindurchgeschleppt.

Als nach dem Westfälischen Frieden das entvölkerte und verarmte Reich, matt und taumelnd wie ein Genesender, wieder auferstand und mit verwunderten Augen in die Welt schaute, hatte die ein anderes Aussehen erhalten. Spanier, Holländer, Engländer, Franzosen, sogar Dänen und Schweden hatten eine ausgedehnte Flottenpolitik getrieben, hatten die Welt unter sich aufzuteilen begonnen, sich Kolonien erworben und gewaltige Reichtümer angehäuft. Ueber 200 Jahre hat Deutschland gebraucht, um neu zu erstarken, bis es das Wagnis unternehmen konnte, sich bei der Restaufteilung einen Platz an der Sonne zu sichern. Der Spätling zog den Haß aller Vorgänger auf sich. Der Weltkrieg, in dem wir heute schon im vierten Jahre um unser völkisches Dasein kämpfen, ist letztlich die natürliche Folge jener Versäumnisse und Ohnmachten, in die uns einst die konfessionelle Politik in den Zeitläuften des Dreißigjährigen Krieges gestürzt hatte.

Das „corpus evangelicorum“ ist inzwischen sanft entschlafen. Die evangelischen Landeskirchen haben sich daran gewöhnt, in gebotener Selbstbescheidung ihre kirchenpolitischen Aufgaben auf dem Boden einer zulässigen Kulturpolitik im Rahmen des modernen paritätischen Einzelstaates auf dem Wege der Volkserziehung mit rein geistigen Mitteln zu betreiben. Anders das „corpus catholicorum“. Die internationale Organisation des Katholizismus mit seiner internationalen Spitze in Rom kann stiftungsgemäß auf eine internationale konfessionelle Machtpolitik nicht verzichten. Von außen her und von oben herab sollen die Völker ihre Religionsform aufgeprägt erhalten, und zu dieser „Form“ gehört auch die gesamte Staatspolitik, wie sie bei uns in der Zentrumspartei zur Geltung gebracht wird.

Nun hat der Weltkrieg uns den Segen eines äußerlichen konfessionellen Burgfriedens gebracht. An der Front kennt man keine konfessionellen Parteien mehr. Auf evangelischer Seite ist kein Lufthauch bemerkbar gewesen, der in diesen ernsten Zeitläuften irgendwie innerpolitisch oder außenpolitisch konfessionelle Wünsche auch nur ahnen ließ. Aber die internationalen politischen Instinkte des Katholizismus konnten nicht Ruhe halten. Je länger und ernster der Weltkrieg als schwere Not auf uns lastete, deste rühriger traten katholisch-konfessionelle Bestrebungen in die Erscheinung. Ein Druck auf den Kanzler v. Bethmann brachte zunächst die vollständige Freiheit für den Jesuitenorden. Sachverständige Kirchenpolitiker hatten vorausgesagt, daß nach Erfüllung der Jesuitenwünsche des Zentrums als neue Kampfgegenstände die Parität in der Staatsverwaltung, wie sie sie verstehen, und die Schulpolitik auftauchen würden. Beides traf ein: Die sogenannte Parlamentarisierung im Reiche machte einen Zentrumsführer zum Reichskanzler, einen ihm nahestehenden katholischen Bayern zu seinem auswärtigen Staatssekretär. Die Wahlrechtsbewegung in Preußen stellte das Zentrum auf eine harte Probe. Im Zeitalter der demokratischen Phrase wollte es als moderne Macht erscheinen, fürchtete aber von dem gleichen Wahlrecht eine Parlamentsmehrheit, die für seine konfessionell-politischen Bestrebungen kein Verständnis hätte. So versuchte es nun das innerpolitische katholische Interessengebiet vor der zukünftigen Parteigestaltung sicherzustellen durch den Antrag, den gegenwärtigen Stand des konfessionellen Schulwesens und der

Reichspost

23./III. 1918

195

Nach dem Ende der Russenfront.

Sonntag in Czernowitz.

(Von dem Kriegsberichterstatter der „Reichspost".

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Im März.

In der Rathausgasse ist es lebendig geworden. Die vom Kriegsvolk dreier Reiche glattgeschliffenen Pflastersteine klingen aufreizend bald in grollendem Baß, bald schrill schreiend. Die Häuser erzittern unter dem erschütternden Rollen schwerer Kraftwagen, dann wieder rosseln leichte Landesfuhrwerke einher und lassen ihr schlottrig Eisengerippe klirren; die Straßenbahn pfaucht bergan, vergeblich durch Glockenschläge die den Weg versperrende Menge zum Ausweichen auffordernd. Zu mir dringen Laute aus allen Zungen des Reiches.

Ströme von Menschen wallen auf und nieder. Man ist solch drängenden Verkehr nicht mehr gewöhnt und hält fürs erste mit seinem Gang inne. Bildsaubere Bäuerinnen, in grellstem und wildesten Sonntagsstaat ziehen vorüber. Ein farbiges Kopftuch umschließt das runde, volle Gesicht, aus dem große dunkle Augen leuchten. Ein bis zu den Waden reichender weißer Schafpelz — er wird mit dem glatten Leder nach außen getragen — schließt den Körper ein, um nach unten zwei Handbreiten des weißen, enganliegenden Unterkleides freizugeben. Die Männer mit ihren wilden Pelzhauben, braunen Wolljoppen und lichten Leinenhosen, mit langem Haar und wirrem Zwirbelbart erinnern an die armen serbischen Holzknechte aus der Schumadija. Im langen Pelz, denselben, den die Frauen tragen, sehen sie besser aus. Im ganzen ist das Bild der ländlichen Bevölkerung kaum von dem des Balkans, Albanien inbegriffen, zu unterscheiden. Aber auch hier ist es ein schöner Menschenschlag, er hängt nur treu an alter Landestracht. Ich habe so manchen halbwild anmutenden Pelzträger, auch Mädchen gesehen, die unter dem Arm einen Pack dickleibiger Schulbücher trugen.

Es ist Sonntag. Die Gotteshäuser der verschiedenen Bekenntnisse haben ihre Gläubigen entlassen und nun staut sich das Volk zu Hauf auf dem sanftansteigenden Ringplatz. Neben dem Sandsteinkreuz und der Muttergottes mit dem dahingeschiedenen Gottessohn hat eine Militärkapelle Aufstellung genommen. Kopf an Kopf gedrängt ringsum das Volk. Durch die Mitte des Platzes ist ein dünner Faden für den sich zwängenden und pressenden Verkehr freigelassen. Eine Stunde hindurch rauschen Märsche, Opernarien und Wiener Walzer dahin, daß den Jungen die Augen übergehen. Zuweilen klatscht es hoch oben vom Rathausturm, die schwarzgelbe Flagge über dem schwarzgelben Czernowitz spielt im Winde. Was denkt wohl der russische Offizier, der einsam an einem Baume lehnt und seinen müden Blick über Volk und Stadt gleiten läßt?

Wieder ein kompaniestarker Trupp stämmiger Russen, der eine Gasse heraufmarschiert. Sie kommen in funkelnagelneuen Mänteln, wechseln lachend Grüße mit Soldaten und Bürgersleuten — es sind Unsere, die aus Rußland heimgefunden haben. In der Eskortestation erwartet sie Musik. Eine 1914 bei Tarnopol in Gefangenschaft geratene österreich-ungarische Militärmusik ist mit vollzähligem Blechwerk wieder eingerückt und gibt im Hofe ihr Können zum besten. Die Tanzweisen haben sie in Rußland nicht vergessen.

Gastwirtschaften und Delikatessenläden, die in irgendeinem Winkelwerk Buffett und Tische aufgeschlagen haben, sind zum Erdrücken voll. Man ißt — bis auf den Schmutz, nicht schlecht, wenn auch nicht billig — und räumt das Feld. Von da an ist in den Kaffeehäusern kaum mehr ein Platz zu finden. In allen Lokalen marschieren Musiken, Quartette und Harmonien ein, immer neues Volk zeigt sich auf den Gassen, es entsteht ein beängstigender Vergnügungsbetrieb.

Wenige Stunden nach Mittag, die Sonne steht noch hoch, ist es kalt geworden. Zu Füßen liegt mir jetzt die Unterstadt mit dem in emsiger Tätigkeit begriffenen Bahnhofe, der schmächtige, weidenumsäumte Pruth, dahinter der halbverfallene Brückenkopf, der im Sommer 1916 ruhmvoll vom Regiment 13 verteidigt wurde. Schon aber beginnen Gehöfte und Weiler und leiten allmählich zu den weißen Bauten von Sadagora hinüber. Dort öffnet sich ein Tal, während von blauflimmernden Wäldern gekrönte Rücken Sadagora rechts wie links flankieren. Von dort kamen die Russen bei der großen Brussilow-Offensive.

Es ist dunkel geworden, aber mildes Licht ergießt sich aus den breiten Toren der Gotteshäuser. Alle Kerzen und Lampen sind angezündet und ihr Schein bricht sich in den Goldleisten der Ikone. Gesang dringt ins Freie, während verkrüppelte Bettler laut den Segen des Allmächtigen auf jeden Gabenspender herabflehen. In der Stadt haben Gast- und Kaffeehäuser, Kinos und Vergnügungslokale das Volk aufgesogen. Durch Spiegelscheiben und fetzenbedeckte Fensterlein erblickt man die enggepreßten Scharen der Feiernden. Spiel und Musik in allen Ecken, Gesang, Gelächter und Pfropfenknall tönen bis in die Gassen. Blut und Geld und auch das jüngste Kriegsglück haben diese Stimmung gezeitigt. Hoch über dem Heldendenkmal aber gleißen die Sterne in märchenhafter Reine und Pracht und es ist, als wären es die Augen derer, die ihr Leben auf den Feldern der Bukowina hingegeben haben, um Czernowitz, die Schöne, um das herrliche Buchenland, um ihr Vaterland zu retten.

Kirchlehner.

Reichspost Abendausg. 26./III. 1918 197

* **„Disziplin!" — für die Geführten.** In der Volkshalle des Rathauses fand Sonntag der sozialdemokratische „Frauentag" statt, bei dem es nach dem Berichte der „A.-Z." (Nr. 81) sehr lebhaft zuging. Obgleich schon die Einladung vorweg die „Genossinnen" beschworen hatte:

„Wir rechnen auf eure Disziplin, damit der Frauentag in Kraft sich entfaltet und sein Verlauf von eindrucksvoller Würde sei!"

klagt die „A.-Z.", die Versammlung sei „sehr erregt" und „ein Widerklang der Stürme, die in der Welt toben" gewesen, was zu sehr weitgehenden Vorstellungen verleitet; ebenso wenig erfreut klingt die Feststellung:

Gesprochen wurde nicht nur von der Tribüne herab. Es hat wenige Versammlungen gegeben, die so sehr von Rufen der Zuhörer erfüllt waren wie diese ... Die Bitterkeit der Empfindung drängte nicht die sanftesten Worte auf die Lippen. Oft hatten die Redner Mühe, die Rufe der Zuhörerinnen zu übertönen.

Diese eigenartige Disziplin und Würde zwang sogar den Regierungsvertreter zu der Drohung mit der Auflösung der Versammlung. Disziplin und Würde sollten die Zuhörerinnen wahren, den Rednern aber stand es frei, gegen den Frieden im Osten zu hetzen, wie die Rednerinnen Schlesinger und Popp und wie die vorgeschlagene Entschließung, deren erster Satz das revolutionäre Proletariat in Rußland begrüßt und die sodann unsere (!) Regierung auffordert, mit Italien einen „Verständigungsfrieden" abzuschließen. Gestern noch las man es in der „A.-Z.", daß es „Grenzen unserer Macht" gibt, allein das soll nur für die Internationale gelten, nicht aber für unsere siebenmal schon verkündete Friedensbereitschaft. Die Aufreizung gegen den Frieden geht Hand in Hand mit der planmäßigen Verhüllung der Tatsache, daß die „Genossen" der Internationale, die Vandervelde, Sembat und Henderson, es sind, die den von uns angebotenen Verständigungsfrieden abgelehnt und mit der bedingungslosen Bewilligung der Kriegskredite beantwortet haben. Das Ziel dieser Entstellungen ist klar, aber die Taktik ist von dem Tagesbedarf abhängig. Wird an ungeraden Tagen gegen den Frieden revolutioniert — und ebenso wird vom Verbandstage der Metallarbeiter berichtet, daß es dort „temperamentvoll" zuging —, so sind die geraden Tage der „Völkerversöhnung" gewidmet, der „Entsühnung des Völkerhasses", welche die „A.-Z." am Sonntag (Nr. 80) als das künftige „Iphigenienwerk" der Sozialdemokratie proklamiert. Dort wird zugestanden, daß die sozialdemokratischen Führer vor dem Kriege „in den Krieg der Werkstätten viel zu tief verstrickt waren, als daß genügend Zeit und Interesse für die weitreichenden schwierigen Probleme auswärtiger Politik geblieben wäre", ein Schuldbekenntnis, das die Mitverantwortlichkeit der sozialdemokratischen Führung für das Versagen der friedlichen Verständigung, für das Unverständnis und für das Aufflammen des Hasses insbesonders der französischen Sozialisten gegen uns unfreiwillig, aber treffend kennzeichnet. Die „A.-Z." gibt ferner zu, daß die „losen" Internationalen Kongresse und das Bureau in Brüssel ungenügend waren, um den vorgegaukelten Geist der Internationale auch wirklich mit einem Inhalte zu erfüllen, und fährt dann in der Reihe ihrer reumütigen Geständnisse fort:

Kein Gewerkschafter würde es auf sich nehmen, mit solcher Zurüstung allein in einen großen nationalen Lohnkampf einzutreten — sie konnte unmöglich zulangen, die Welt des Imperialismus und Militarismus aus den Angeln zu heben ... Die harte Lehre von dreieinhalb Kriegsjahren muß uns überzeugen, daß wir tiefer schürfen, weiter ausholen, uns fester gliedern müssen, um der bürgerlichen Welt, die tief in der Geschichte wurzelt, !.. unseren Willen, den Willen zum Frieden und nur Freiheit vereinigter Völker aufzuerlegen ... Unser Teil ist das Wort und der Geist, unser Teil der Pflicht ist, dem Haß der Völker zu wehren ... und allen Völkern die Gewißheit zu geben: Welche Grenzen immer das Schwert zieht, ... für unser Walten und Wirken gibt es vollendete Tatsachen solcher Art nicht ... Unser bleibt das Iphigenienwerk der Entsühnung!

Es ist ein Spielen mit Feuer, das die sozialdemokratischen Führer hier treiben. Sie wollen die Erregung der Massen in Fluß halten und für ihre Zwecke ausnützen, aber nur fürihre Zwecke, im übrigen sollen die Geführten „Disziplin und Würde" halten. Die Führer mögen aufreizen und hetzen, die Geführten haben auf einen Gegenruf, wie der vom „Iphigeniewerke" ist, sofort zu parrieren und ihre von den Führern aufgepeitschten Nerven zu entspannen. Wenn aber wieder einmal plötzlich dieses Feuer die Herren Führer auf die eigenen Nägel brennt und der Gehorsam der Masse sich nicht augenblicklich einstellt, wird es wieder eine Parteileitung geben, welche die Unschuldigen spielen und die schwere Verantwortung für die Folgen der Verhetzung von sich weisen wird. Denn „Disziplin und Würde" wurde ja den Geführten an den geraden Tagen eingeimpft. Die eigen Erfahrungen sollten die sozialdemokratischen belehrt haben, daß man nicht zugleich auf zwei Hochzeiten sein kann, und daß derartige Beschwichtigungen zu spät kommen, wenn die Früchte der Aufwiegelung an den ungeraden Tagen reif geworden sind.

Die Zeit

26./III. 1918

188

Ausblick auf Ostern.

In früheren Jahren bildete die Frage des obligaten Osterausfluges ein Problem, das bereits wochenlang vorher alle jene Kreise beschäftigte, die sich dieses Vergnügen leisten konnten. Wie viel Kopfzerbrechen aber auch die bestmögliche Wahl des Ausflugszieles in dieser oder jener Familie hervorgerufen haben mochte, um den Palmsonntag herum war das Vergnügungs- und Reiseprogramm jedenfalls schon bis in alle Einzelheiten festgelegt. Man war sich klar darüber, daß Baden oder die gesegneten Weingefilde entlang der Südbahnlokallinie ein paar urgemütliche Stunden verbürgen, daß der Semmering oder der Schneeberg eine zwar kostspielige, aber äußerst genußreiche Tour darstellen, daß Klosterneuburg oder Mariazell nicht nur den Magen, sondern auch das Gemüt auf seine Rechnung kommen lassen, daß endlich das still-versonnene Waldviertel mannigfache Gelegenheit zu interessanten Entdeckungen bietet. Wer mit Geld und Zeit sparen mußte, fand zahllose nicht minder dankbare Wanderziele in der nahen Umgebung, unter denen der Kahlenberg und der Leopoldsberg natürlich an erster Stelle rangierten, gar nicht zu reden von der Vorortelinie der Stadtbahn, die auf tausende Wiener ihre wohlbegründete Anziehungskraft ausübte.

Heuer getraut man sich kaum, an die Osterfeiertage zu denken. Denn die Ernährungssorge hat aller Feiertagsstimmung und Festtagsfreude einen argen Dämpfer versetzt. Wir werden uns glücklich schätzen, wenn wir zu Hause einen einigermaßen österlich bedachten Mittagstisch finden. Daß jedoch die Wiener diesmal in den Ostertagen außerhalb der Stadt nichts zu essen bekommen werden, darüber ist sich heute wohl schon jedermann im klaren.

Aber nicht nur die unlösbare Verköstigungsfrage fesselt uns an das eigene Heim, auch die Verkehrsverhältnisse zwingen uns, das Weichbild der Stadt nicht zu verlassen. Die Südbahn, die bisher alljährlich in der Osterzeit die Hauptfrequenz fand, scheidet diesmal vollkommen aus. Sie kommt, an früheren Verhältnissen gemessen, für den Zivilverkehr kaum noch in Betracht. Es dürfte vielleicht nur in den wenigsten Kreisen bekannt sein, wie weit die Drosselung der Zivilreisen auf der Südbahnlinie bereits gediehen ist. In der abgelaufenen Woche wurden zu den einzelnen Südbahnfernzügen nur noch je 40 bis 50 Fahrkarten an Zivilpassanten ausgegeben, alle anderen Plätze wurden für den militärischen Verkehr reserviert bleiben. Nicht genug damit, es kam oft genug vor, daß nicht einmal diese Mindestzahl bürgerlicher Reisender tatsächlich abreisen konnte. Denn oft genug wurden in letzter Minute aus dem abfahrbereiten Zug noch ein oder zwei Dutzend Reisender herausgeholt, um für militärische Nachzügler Platz zu machen. Die bereits gelösten Fahrkarten wurden an den Kassenschaltern den Zurückgehaltenen wieder abgenommen. Auf eine Beförderung an den Ostertagen ist auf der Südbahn also nicht zu rechnen. Der Lokalzugsverkehr wird gleichfalls die äußerste Beschränkung erfahren. Alle einsichtsvollen Leute werden sich damit abzufinden wissen, daß dem militärischen Urlauber der Vorrang gebührt.

Ein klein wenig besser wird sich vielleicht die Situation auf der Westbahn gestalten. Sie hat nur in untergeordnetem Maße strategischen Aufgaben zu dienen. Zwar wird auch sie ungezählte Tausende an Urlaubern befördern müssen, aber ihr Fahrplan hat verhältnismäßig die geringsten Einschränkungen erfahren. Eine Reihe hübscher Sommerfrischen, und vor allem der populäre Wallfahrtsort «Mariazell», wird trotz aller amtlichen Warnungen ihre Anziehungskraft wirken lassen. Gnade allen denen, die sich in den Strudel des zu gewärtigenden österlichen Westbahnrummels wagen! Das Geringste, was ihnen passieren kann, ist, daß sie im mörderischen Kampf um den Stehplatz des Rucksackes mit den wohlweislich mitgenommenen Nahrungsmitteln verlustig werden. Ohne Proviant aber droht die Osterfahrt zur Hungerpartie zu werden. Das letztere gilt jedenfalls von den einst so beliebten Ausflugsorten entlang der Donau oder im Waldviertel. Sie sind, was Approvisionierung anlangt, außerstande, auch nur die kleinste Besucherzahl gastlich aufzunehmen. Vor weiteren Osterfahrten auf der Ostbahn und Nordbahn endlich kann nicht eindringlich genug gewarnt werden. Diese beiden Hauptbahnen werden zu Ostern fast ganz im Zeichen des militärischen Urlaubsverkehrs stehen, und Zivilreisende, die trotzdem mitzukommen versuchen sollten, haben lediglich Zeitverluste und Enttäuschungen zu gewärtigen.

Leider wird aber auch der Ausflugsverkehr in die allernächste Umgebung an den bevorstehenden Feiertagen allerhand Hemmnissen unterworfen sein. Wir haben die trostlose Unzulänglichkeit unserer Straßenbahn und das Versagen der Stadtbahn in den letzten Monaten bereits deutlich genug zu fühlen bekommen, zu Ostern jedoch droht diese Unzulänglichkeit zur Katastrophe auszuarten. Es fehlt nach wie vor an Wagen und Personal, um den gebrochenen Verkehrsplan auch nur einigermaßen auszubauen. So wird also der Wiener in diesem Jahre wohl oder übel aus der Not eine Tugend machen und sich mit einem schlichten Spaziergang begnügen müssen. Und Hunderttausende werden nach den Feiertagen zu dem frohen Bekenntnis sich bekehren, daß eine Fußwanderung durch die leider nur allzu wenig besuchten herrlichen Donauauen oder eine Tour über die ennsnahen Prateriesen schließlich auch noch nicht das Schlechteste war.

Neues Wiener Tagblatt
26./III. 1918

199

* (Die Aufnahme der Siegesnachrichten.) Die erwartungsvolle Spannung, mit der jedermann den Berichten von der furchtbaren Walstatt im Westen entgegensieht, äußerte sich während des Doppelfeiertages auch bei uns schon in dem Straßenbilde. In allen Straßen, auf allen Plätzen, in den Parkanlagen, überall harrte man des Rufes: „Extraausgabe!“, der wie in den Tagen der siegreichen Offensive gegen Italien mit Ungeduld herbeigesehnt wurde. Als dann die ersten Kolporteure mit den noch druckfeuchten Exemplaren auftauchten, gab es ein förmliches Wettrennen der Neugierigen, die einander die Ausgaben förmlich aus den Händen rissen. Der Text der Siegesberichte wurde laut verlesen und weckte helle Begeisterung, die sich wie im Fluge bis an die Peripherie der Stadt verpflanzte. Die Spaziergänger standen in Gruppen beisammen und erörterten die Bedeutung der gewaltigen Ereignisse, die von so bestimmendem Einfluß auf die gesamte Kriegslage zu werden versprechen. Und mit den Hochrufen auf Hindenburg und Ludendorff vermischten sich oft die laut geäußerten Wünsche nach dem Frieden, der auf den flandrischen Schlachtfeldern der leidenden Menschheit denn doch näher gebracht werden wird.

Reichspost

26. III. 1918

200

Die Siegesstunde in den verbündeten Hauptstädten.

Wien steht unter einer fieberhaften Spannung, wie schon seit langem nicht. Die Bevölkerung ist sich bewußt, daß die größte Entscheidung des Weltkrieges, vielleicht der Schlußkampf, im Gange ist. Ueberaus zahlreich sind die Anfragen, die im Laufe des heutigen Tages aus allen Kreisen der Bevölkerung in der Redaktion eintrafen. Erkundigungen um den Fortgang der Schlacht, Ersuchen um Auskunft über bestimmte Einzelheiten. Namentlich auch die Meldungen über die Beschießung von Paris erweckten höchstes Interesse. Die ersten Meldungen begegnetem ungläubigem Staunen, nur gut informierte Persönlichkeiten bewahrten ihnen gegenüber ihre Sicherheit. Man ist sich darüber klar, daß der unmittelbare taktische Erfolg nicht sosehr in Betracht kommt, wie die gewaltige moralische Wirkung, welche die Tatsache machen muß, daß die bedeutende Entfernung und der gesamte Fortgürtel kein Schutz mehr für Paris sind und daß die französische Verteidigung ohne jedes auch nur einigermaßen gewachsene Abwehrmittel ist. Ein Geschütz von derartiger Fernwirkung genau festzustellen und mit kürzer reichenden Waffen niederzuhalten, ist ungemein schwer. Ueberall bewegten sich die Gespräche um dieses Thema.

Im Laufe des Sonntag haben das Kriegsministerium und zahlreiche andere militärische Gebäude festlich in den Farben der Verbündeten beflaggt. Hell leuchteten die mächtigen Farbenstreifen der Fahnen über die im Sonnenglanze liegende Ringstraße, auf der sich eine freudig erregte Menge bewegte.

TK. Berlin, 25. März.

Die Hauptstadt des Deutschen Reiches steht während der letzten drei Tage, seit Beginn der großen Angriffsschlacht im Westen, vollkommen unter dem Zeichen der gewaltigen Ereignisse. Dies äußert sich nicht nur in der Presse, in der vor den Kriegsereignissen alle andern Vorkommnisse in den Hintergrund treten, sondern auch in der Bevölkerung selbst durch unmittelbare Kundgebungen. Die Behörden haben infolge der weiter einlaufenden Siegesberichte allgemeine Beflaggung und Schulfreiheit angeordnet.

Vossische Zeitung

28/III. 1918

201

Simmeringer Hauptstraße.

Von

Alfred Polgar.

Wien, im März.

Die Simmeringer Hauptstraße ist die traurigste Straße Wiens. Sie beginnt mit Kaserne und Krankenhaus und endet mit dem Friedhof. Dazwischen: Fabriken, ein Kino, Pferdefleischhauereien. Zuchthaus ist keines auf der Simmeringer Hauptstraße.

Sie ist lang, entsetzlich lang. So lang wie eine schlaflose Nacht. So lang wie vergebliches Warten auf einen geliebten Menschen. So lang wie die Zeremonien vor'm Galgen. Die Simmeringer Hauptstraße hört nicht auf. Sie ist eine chronische Straße.

Sie ist der ausgezogene, geradgestreckte Darm der Stadt. Wenn der Wiener Fäkalie geworden, muß er durch.

Ganz kleine Häuser stehen rechts und links der Straße. Kleine Häuser, nicht Häuschen. Skrophulose, zurückgebliebene, zwerghafte, anämische Häuser. Es ist noch Großstadt, aber unterernährte Großstadt.

Am Eingang der Simmeringer Hauptstraße wuchten ein paar vierstockhohe Winkel aus Ziegeln: mit Fensterlöchern. Drin wohnen Menschen. Wohnen? Nisten.

In der Nähe des Friedhofs wird die Gegend ländlich. Die Häuserkette reißt, und in die Lücken schieben sich Flächen grauen Erdreichs. Im Sommer wächst struppiges, häßliches, lustloses Gras auf ihnen. Gras, das sich ärgert, grün sein zu müssen.

Jetzt stehen, ein wenig im Hintergrund, so gleichsam in Respekts-Distanz von der „Zivilisation" der Simmeringer Hauptstraße, Militärbaracken auf diesen Plätzen. Haufen von alten Landsturmleuten in Uniformen, die an das Gras erinnern, das zur Sommerszeit hier wächst, stehen beschäftigungslos herum und erfüllen ihre Pflicht gegen das Vaterland.

Die Pferdefleischhauereien auf der Simmeringer Hauptstraße sind geschlossen. Pferdefleisch ist rar. Viel rarer jedenfalls als Menschenfleisch. Und die armen Leute haben nichts zu essen. Wie traurig, daß die Pferdefleischläden geschlossen sind!

Ich entsinne mich, wie traurig mir seinerzeit, im Frieden, ein offener Pferdefleischladen geschienen hat!

Um 12 Uhr mittags strömen aus den Fabriken der Umgebung die Arbeiter und Arbeiterinnen und Arbeiterlein auf die Simmeringer Hauptstraße. Ja, da merkt man den Krieg und die große Zeit. Wie Gespenster im Tageslicht sehen diese Trupps und Züge gebeugter Wesen aus. Wie halbverdaute lebendige Nahrung des Menschenfressers: Arbeit, der, ewig wiederkäuend, seine Speise um 12 Uhr mittags ausspeit und sie um 2 Uhr nachmittags wieder schluckt und ihr wieder ein paar Tropfen Lebenssaft und Muskelkraft entkaut.

Ich weiß nicht gleich, was mir — abgesehen von der Elends-Tracht und dem Fehlen der rüstigen Männer und dem Hunger, der in den hohlen Wangen sein Symbol nachbildet: leere Teller — ich weiß nicht, was mir an dieser grauen, aus der Fabrik hastenden Arbeiterschar so besonders verändert scheint. Es fehlt etwas. Sie sahen ja auch im Frieden abgerissen, grauhäutig, schlecht ernährt aus, ... aber irgendwas Beruhigendes, Freundliches war dabei.

Ja, jetzt weiß ich, was es war: Die Pfeife mit dem schlecht riechenden, aber froh glimmenden und rauchenden Knaster. Die fehlt! Der Arbeiter hat keinen Tabak mehr.

Sorgt, daß er welchen bekommt! Sorgt, daß er seine Friedenspfeife wieder in Brand setzen könne! Seht ihr aus der Tasche seines Fetzenrocks das zerbissene Hornmundstück der kriegskalten Pfeife gucken? Wieviel Wut, Verzweiflung, Unzufriedenheit hat er dahineingebissen, wieviel Revolution hat er sich, mit dem Pfeifenrauch aus den Nüstern, von der Seele geblasen? Wieviel Herzensqual zog mit dem Pfeifenqualm ins Freie? Wieviel Aerger ist da verraucht?

Wohin jetzt damit? Achtet auf die Ventile!

In der Simmeringer Hauptstraße gibt es keine schönen Leichenzüge mehr. Diese langen, vielgliedrigen Karossenketten, durch die Straße sich schlängelnd wie Trauer-Bandwürmer, taenia macabris, sind auch an Unterernährung mit Wagen und Pferden eingegangen.

Um so häufiger kriechen die kleinen Würmer, die städtischen und militärischen Totenwagen, dem Friedhofe zu. Vier Särge haben in solcher schwarzen Schachtel Platz. Auf dem Bock hockt ein Mensch in Dieneruniform, hat Hunger und eine kalte Nase und denkt über das traurige Kutscherlos nach, immer stehen Passagiere führen zu müssen, die kein Trinkgeld geben.

Fremdenblatt
28/III. 1918

202

Verbotene Osterfahrten.

Man kann es sich heuer ersparen, gespannt nach der Osterwetterprognose zu sehen. Zu den vielen Dingen, die nicht mehr modern sind, gehört die Feiertags-Meteorologie. Es ist wirklich beinahe gleichgiltig, ob sich der liebe Gott für Sonnenschein oder Regen entscheidet. Was spielte einmal der bange Zweifel um das Witterungsschicksal der Feiertage für eine wesentliche Rolle. Diesmal in der Zeit der Sorgen ist man wenigstens dieser Sorge enthoben. Und gestehen wir uns nur: Beinahe wünscht man ein trübselig-düsteres Ostern, ohne Sonne und ohne Wärme und ohne Frühling. Es paßt erstens zu unserer Stimmung und dann wüßte man mit jenem Lenzgeschenk der blühenden Natur und mit der ganzen taufrischen Ostermorgenpracht, durch die Faust begeistert wanderte, heuer eben nicht viel anzufangen. Wir Großstädter haben uns daran gewöhnt, diese Herrlichkeiten nur mit Beihilfe eines Eisenbahnzuges oder mindestens einer einigermaßen komfortablen Elektrischen genießen zu können. Der Sonnenschein zwischen Zinshäusern, das Frühlingslicht, das in verstaubte Bureaustuben eintritt, erfreut uns nicht, sondern stimmt ärgerlich und nervös, erweckt eine unerfüllbare Sehnsucht nach grünen Spaziergängen, zur Flucht aus dem Gefängnis der Großstadt.

Und die Großstadt ist ihm jetzt ein ganz besonders strenges Gefangenhaus geworden. An Alltagswochentagen, wenn die große Mehrzahl der Menschen ohnehin durch Berufsfesseln an sie gebunden ist, wird der Weg ins Freie geöffnet; aber an Festtagen, wenn sich diese Sklavenketten des Erwerbslebens etwas lockern, dann werden die Gefängnistüren regelmäßig fest verschlossen. Es gibt kein Entkommen! Es bedarf nun hinzu freilich keines rettenden Schlüsselbundes oder Kerkermeisters. Die Methode der Abschließung ist höchst einfach: die Reisen werden verboten. Und da solche Verbote gewöhnlich sehr wenig nützen und die Erfahrung gelehrt hat, daß sich die Leute selbst nicht abhalten lassen, in eingestellten Zügen fahren — zu wollen, weil sie solche Maßnahmen bloß für abschreckende Warnungen und Fiktionen halten, so hat man das Möglichste getan, um den armen ausflugshungrigen Städtern solche übermütige Versuche zu vertreiben. Man hat ihnen „das Wilde obig'rammt", wie man sagt. Die Anstellmüden müssen sich um Fahrkarten anstellen, die sie dann erst recht nicht erhalten. Das wirkt. Im Grunde aber sind dies wirklich bloß prophylaktische Maßnahmen. Glücklich jener, der an der Osterreise administrativ verhindert wurde. Er erspart nicht nur das Fahrgeld, sondern auch Püffe und Quetschungen und die Grobheiten der Leidensgenossen. Es gab Philosophen, die solchen Gelegenheiten einer Körperverletzung selbst in Friedenszeiten immer aus dem Wege gingen.

Diese Philosophie hat nun heuer einen starken Anhang erworben. Leider aber hat sie noch immer nicht Jünger. Noch immer gibt es Leute, die ihre Feststimmung durch panikartige Raufereien um den Halt am Puffer eines Waggons haben wollen, und denen dies trotz allen Abwehrmaßnahmen gelingt. Beinahe scheint es, daß gerade die Verbote die Reiselust beleben, die Erinnerungen an die Ostertage auf dem Semmering, an die Frühlingsfahrt an den Lido oder zum mindestens nach einem gulaschsaftigen, lokalzugnahen Gasthaus sind zu stark und verführerisch. Der Mann, der die Ostertage verboten hat, verbiete deshalb auch das schöne Wetter, er hüllt die Stadt in Nebel und Regen, der einen ohne die störende Aussicht auf Ausflugsgegenden zu einer behaglichen Osterlarockpartie einlädt.

D.

Neues Wiener Tagblatt
30./IV. 1918

* **(Der Möbelwagen und seine Leute.)** Zu allen Zeiten ist eine Uebersiedlung das Schrecknis der Hausfrauen gewesen. Immer hat man vor der Auflösung und Neuinstallierung der Wohnung gebangt, vor den damit unweigerlich verbundenen chaotischen Zuständen, die sich gegenwärtig nahezu ins Groteske steigern. Selbstverständlich hat man den Möbelwagen schon zehn oder vierzehn Tage vorher bestellt und sich in bestimmten Zeitabschnitten von der Haltbarkeit dieser Bestellung vergewissert, damit nicht am Ende „der Krieg" auch für Unpünktlichkeiten des betreffenden Transportunternehmers verantwortlich gemacht wird. Tatsächlich steht um 8 Uhr morgens das wohlbekannte und gefürchtete graue Ungetüm vor dem Hause. Drei Träger und ein etwa zwölfjähriger Knirps stapfen die Treppen herauf und werden von der Hausfrau außerordentlich höflich empfangen, mit jener gesuchten Liebenswürdigkeit, die im Verkehr mit Greislern, Naschmarktfrauen und Milchmeierinnen am Platze ist. 150 Kronen kostet der Wagen, so hat es geheißen, aber schon die ersten Verhandlungen mit den Trägern ergeben, daß es dabei nicht sein Bewenden haben wird. Die Leute erklären in nicht mißzuverstehender Sprache, daß sie eine Stärkung nötig haben, um die Kisten tragen zu können. Man gibt ihnen ein Glas Wein und ein Liptauerbrot, das sie gemächlich verspeisen, mit dem Wunsche nach „einem Zigarrl". Die Hausfrau, die sich erst gestern angestellt hat, um ein paar Kuba für ihren Mann zu erobern, bewilligt auch das. Was soll sie denn mache»? Sie muß doch die Packer in guter Laune erhalten, wenn es ihr nicht gehen soll wie ihrer Freundin, bei der sie die Koffer förmlich unterwegs stehen ließen, weil sie aus Mangel an Vorräten nicht in der Lage war, für ein reichliches Frühstück zu sorgen. Die Arbeit beginnt, und die Koffer und Betten, die Schränke und Tische schwanken allmählich die Stiegen hinab, unbarmherzig an Mauerecken und Türrahmen stoßend, so daß schwierige Auseinandersetzungen mit dem Hausherrn unausbleiblich scheinen. Es geht sehr gemächlich, sehr von oben herab; und nur der Schorscherl oder „Pfifferl", der Zwölfjährige, der noch den Idealismus seines Berufes hat, ist unermüdlich tätig, gerade er, dessen Wachstum bei dieser Arbeit so gefährdet scheint. Nach einer Weile kommt neuerliche Rast Und abermalige Anspielungen von zwanzig, respektive zwölf Kilo Gewichtsverlust, der durch den Krieg hervorgerufen wurde. Die Hausfrau spendet einen Schwarzen und hält angstvoll in der Küche Umschau, weil die ersten vier Brotrationen einen bedenklichen Entgang bedeuten. Was könnte sie den Männern nur noch geben? Bei einer mühselig gepackten Geschirrkiste wird erklärt, sie sei zu schwer und müsse ausgepackt werden. Ohne zu murren geht man daran, wissend, daß dieses Umpacken manch einen zerbrochenen Teller kosten wird. „Am g'scheitesten," meint einer der Packer, „wär's, man ginget zur Bahn. Dort hat der Breitner schon Hunderter verdient, nicht am End' beim Arbeiten, sondern nur, wenn er die Karten vorkaufen tut. Da flieg'n dann die Zwanziger und Fünfziger nur so. Wenn einer reisen muß und glaubt, er kann nicht, dann laßt er immer was springen. . . ." Der Arbeitseifer der Kollegen wird durch diese Mitteilungen nicht gerade erhöht. Schließlich aber ist man so weit und der „Sprecher" der Leute erscheint und ersucht „um a bisserl was zum Essen für die Fahrt". Woher nehmen? Wurst bekommt man nicht. Mit Brot sieht es traurig aus, also müssen die für den Mittagstisch der Familie vorbereiteten Buchteln herhalten. Jedermann erhält vier Stück. Eine Flasche Wien wird auch noch nach entsprechenden Andeutungen zugebilligt, und in Begleitung des Stubenmädchens, das über die Zumutung ein sehr säuerliches Gesicht macht, setzt sich der Wagenkoloß in Bewegung. Auf eine schüchterne Frage der Hausfrau, wann man an Ort und Stelle zu sein glaubt, erklären die Träger: „Ja, dafür kann man nicht garantieren. Die Rösser halten nicht viel aus. Wann ma kommen, sind ma da. . . ." Nachträglich berichtet das Stubenmädchen, daß unterwegs noch zwei Weinstationen gemacht wurden und daß die in einem Korbe mitgeschickten, für die Kinder bestimmten Aepfel sich wesentlich verringert haben dürften. Nichtsdestoweniger wird die Hausfrau in der neuen Wohnung von Andeutungen empfangen, die ebenfalls in dem Wunsch „a bisserl was zum Essen" gipfeln. Ein Glas Schnaps und Zigaretten erregen Wohlwollen, und einer der Träger wird dadurch zum Gönner. Die Arbeit geht jetzt schneller vonstatten, und wenn es Abend geworden und die letzte Kiste die Barrikadenburg in der neuen Wohnung vervollständigt, darf man mit Befriedigung erklären, daß sie mit dem Möbelwagen und seinen Leuten prächtig ausgekommen ist.

Neues Wiener Tagblatt 204
30./III. 1918

Wer hat einen „Vetter vom Lande"?

Ostern einst und jetzt.

Die Osterglocken haben auch heuer noch nicht den Frieden einläuten dürfen, weil es verschiedenen bösen Menschen nicht gefällt, und so müssen wir auch weiterhin so manches missen, was uns in glücklicheren Zeiten Freude gemacht hat. Das tritt so recht sinnfällig zu diesem Frühlingsfeste, den Ostertagen, in die Erscheinung. Da war zum Beispiel kürzlich eine Verlautbarung zu lesen, man möge zu den Feiertagen keine Reisen und keine Ausflüge per Eisenbahn unternehmen. Wie so ganz anders war dies einst. Da luden Bekanntmachungen in den Zeitungen zur Osterzeit ein zur Benützung von Separatzügen nach Graz, nach Triest, nach Budapest usw. Ein kleiner Ausflug an die österreichische Riviera oder nach Venedig war nichts Besonderes. Heuer, im vierten Kriegsjahre, ist es schon nicht erlaubt, nach Baden, Mödling oder gar auf den Semmering zu fahren, um dort die würzige Frühlingsluft zu genießen und auf ein paar Tage auszuruhen. Es wird also nicht viel andres übrig bleiben, als sich schlecht und recht — aber mehr schlecht — seine Osterfreude in der Stadt zu suchen, zumal ja selbst kleinere Ausflüge in die Umgebung derzeit mit großen Schwierigkeiten verknüpft sind, die nicht nur betreffs der Verpflegung obwalten, sondern auch in der außerordentlichen Einschränkung des Straßenbahnverkehres an Sonn- und Feiertagen — also auch an den Ostertagen — ihren Grund haben.

So heißt's denn in Wien bleiben und seine Osterreise in den Prater oder nach Schönbrunn machen. Aber im Prater zum Beispiel wird man auch die Gedanken an den Unterschied von einst und jetzt nicht los. Was waren das früher vor der Osterzeit für Vorbereitungen zum Empfang der Ostergäste. Wochenlang wurde gescheuert, geputzt und alles frisch gestrichen, von den Sesseln und Tischen bis zu den hölzernen Pferden in den Karussells. Von alldem war heuer nicht viel zu spüren. Viele Restaurationen sind ganz gesperrt oder von Militär belegt, und die andern konnten nicht viel Aufwand machen, da einerseits die Geschäfte im Winter nicht besonders gut gingen und anderseits es an Material und Arbeitern für die frühlingsmäßigen Reparaturen fehlt. Wohl gab es schon an den letzten schönen Sonntagen große Wallfahrten nach dem herrlichen Naturpark und seinem der Unterhaltung gewidmeten Anner, dem Wurstelprater; auch ertönte das übliche Durcheinander von Leierkasten und Musikwerken aus den Ringelspielen, und auch die Kinotheater und Varietés fanden Zuspruch — aber die richtige Praterstimmung war das nicht und wird es auch zu den Feiertagen nicht sein, denn bei „Kracherln" und Dünnbier und bei den Kriegspreisen für alles, was man sich gönnen möchte, kann wahrlich keine Duliöhstimmung aufkommen, wie man sie einst zur Prathereröffnung verzeichnen konnte.

Und noch ein andres Kapitel, das uns den Unterschied von Friedens- und Kriegsostern recht fühlbar macht. Wo blieb heuer der erfreuliche Anblick der österlichen Auslagen in allen Gassen mit ihren Massen von bunten Eiern, die auch heuer wieder mit Verbot belegt sind, mit den schönen braunen blumengeschmückten Osterschinken, mit nahrhafter Augenweide aller Art? Das gehört der vorkriegerischen Periode an, die für uns heute schon als „gute alte Zeit" angesprochen werden muß. Und welche Sorge hat die Hausfrau heute, die ihren Lieben zur Festzeit etwas Besonderes bieten wollte! Wie einfach war das doch in der schönen Friedenszeit. Tage vorher wurde, nach dem großen Reinemachen zur Frühjahrstoilette der Wohnung, gerüstet, gebacken und gebraten. Bei der gekürzten Mehlquote, bei den Preisen der Eier bis zu 80 und mehr Heller, bei dem Mangel an Zucker und manch anderm wird es wohl in den meisten Familien mit dem Osterbrot schlecht aussehen; die wenigsten Hausfrauen werden in der Lage sein, die schmackhaften Striezel und andre schöne und gute Dinge auf den Frühstückstisch zu stellen. Und mit dem Osterbraten wird es erst recht hapern, wenn man hört, daß Lammfleisch, sofern es zu haben ist, 22 bis 24 K., Extrem-Rindfleisch ungefähr dasselbe kostet, so man's überhaupt bekommt!

Wir sind also zu den heurigen Ostern mehr als je in den vier Kriegsjahren gezwungen, unsre Wünsche gar sehr einzudämmen und uns an dem genügen zu lassen, was ein gütiges Geschick oder ein „Vetter vom Lande" uns beschert. Man muß sich wie in so vieles andre eben auch dareinfügen und kann nur hoffen und wünschen, daß die Ostern 1918 wenigstens endlich die letzten „Kriegsostern" sein mögen. E. Sch.

Fremdenblatt

30./III. 1918

• (Osterurlauber.) Nun ist ihre heißersehnte Zeit gekommen. Monate lang sind sie, fern von ihren Lieben, in Sturm und Wetter, Schnee und Regen gestanden, treu auf der Wacht gegen des Vaterlandes Feinde, haben in jeder Minute ihr Leben gewagt und alles Irdische für nichtig gehalten. Nun ist ihre Zeit gekommen. Zug um Zug führt sie ins Hinterland, wo sie auf ein paar Tage sich wieder dem guten Leben zurückgegeben fühlen. Sie sind das einzige Reisepublikum der heurigen Ostertage. Der Zivilverkehr auf den Bahnen wurde fast ganz eingestellt, das Feldgrau füllt fast alle Eisenbahnwagen, füllt die Bahnhofshallen mit einem nie abnehmenden, sondern eher zunehmenden ungeheuren Schwarm ungezählter Soldaten. Rucksäcke bis zum Platzen voll beugen die stämmigen Rücken, während in den Händen noch außerdem Pakete und Holzkoffer hängen. Die Straßenbahnwagen bei den Bahnhöfen haben schwerste Arbeit zu leisten, sie stellen gewissermaßen das letzte Verkehrsorgan der Front dar, die in diesen Augenblicken vom friedlichsten Geist erfüllt ist, die Front der Freude, die bis in die Heimat reicht. Man ist es wahrhaftig gewohnt, seit Jahren auch im Getriebe der Großstadt die Uniform vorherrschen zu sehen. Aber unsere Aufmerksamkeit wird in diesen Ostertagen neuerdings von der Uniform gefesselt, weil sie sich vervielfältigt hat. Es sind viel mehr Soldaten in den Straßen, öffentlichen Lokalen, Theatern zu sehen als sonst, und was sie am auffallendsten macht, sie tragen frohere Mienen zur Schau und als deren äußeres Symbol ein paar Frühlingsblumen auf der Kappe, die freundlich weithin leuchten. Osterurlaub! Wie war das früher? Da drängten sich ungezählte Tausende von lufthungrigen Städtern, Eheleute mit Kind und Kegel, alles in Bergschuhe und blaue oder grüne Bauernspenser gesteckt, Mädchen und nicht mehr sehr mobile, hinter Geschäftsbudeln behäbig gewordene Damen im Dirndlkostüm, Gymnasiasten und Hochschüler mit leerem Ränzel, die, von der ländlichen Tante mit Schinken und Würsten gefüllt, am Arm ihrer glücklichen Inhaber nach Ostern wieder zurückkamen, auch jene Bevorzugten, die sich in der österlichen Zeit als Vorbereitung für den langen Sommerurlaub auf ein, zwei Wochen nach Grado, Lussingrande oder gar in den strahlenden Frühling des südlichen Teiles der dalmatinischen Küste begaben, um dem schönen Leben so nahe wie möglich zu sein — alle die drängten sich unabsehbar zu den komfortablen, bereitstehenden Zügen, die keine andere Bestimmung kannten, als dem Vergnügen mit Volldampf zu dienen. Vorbei! Es war einmal eine Zeit, in der das Zivilgrau nur hie und da vom bunten Rock gesprenkelt war. Heute sind es nur Waggons, die ihre Niet- und Nagelfestigkeit in hartem Dienste verloren haben, und in ihnen, obwohl sie bis zum Brechen überfüllt sind, kein Zivil ist, niemand, der sich's erhofft, durch die einst allmächtige Protektion des Schaffners ein absperrbares Schlafplätzchen zu erobern. Es wird schon wieder werden, einmal, wenn diesem Krieg der englische Atem ausgegangen sein wird, wenn die Welt außerhalb unserer Grenzen zur Vernunft zurückgelangt. Geduld!

Im Stammbeisl.

„Dem Osterhaserl geht's heuer miserabel, so wie unseran'n," meinte Spannagl; „früher amal hat er d' Menschheit mit Eier versorgt um die Zeit, heutz'tag . . ."

Er verstummte und gab sich wehmütigen Erinnerungen hin, zu denen das Osterfest herausforderte. Schwasser nickte zustimmend, seufzte tief und schwer und sagte:

„Ja, ja, is' halt scho' a so! Wann i' denk' im Vierzehnerjahr, was 's da all's geb'n hat um die Zeit! Da war'n amol d' roten und violetten Eier, die ma' fi' bei an' jeden Greisler hat kaufen können, so viel als ma' mög'n hat; dann war'n d' gelben Pinzer da — Herrschaften amal, war dös a delikat's Essen. Nachdem da Osterschunken!" Er schnalzte mit der Zunge in freundlichem Gedenken an entschwundene Pracht. „Meine Herren, erinnert's Euch no' an die Osterschunken? Wie die fett und rosa bei die Selchermasta in da Auslag' g'leg'n san, glei' immer a ganz's Schock neben- und überananda, mit färbige Banderln appetitli' herg'richt't, grad zum einabeißen. 's Herz druckt 's an' ab, wann ma' d'ran denkt und d' heutige Zeit daneb'n halt't. Nehmt's beispielsweis' d' Lamperln. Wir Weaner haben s' nie recht mög'n, aber zu Ostern war'n s' in der Mod'. Jetz'n kost't 's Kilo Lampelfleisch dreizehn Guld'n! Der Verstand steht an still . . ."

„Wann ma' an hat, heißt dös," brummte Stichler; „wer so blöd is', daß er s' über's Ohr hau'n und für a Kilo Lampelfleisch dreizehn Guld'n aus der Tasche ziehg'n laßt, der hat kan'n Verstand net und drum kann er eahm a net stillsteh'n."

„Was willst machen, wann ma nix anderes kriagt?" seufzte Spannagl.

„Dös is immer die nämliche G'schicht'," sagte Stichler; „d' Menschheit zahlt den G'schäftsleuten, was s' woll'n, und sagt no „Küss' d' Hand" dafür, und nachdem is dös a großes Staunen, wann d' G'schäftsleut' allerweil frecher werd'n und scho manen, sie dersen tuan, was s' woll'n."

„Dreizehn Gulden a Lampelfleisch!" fing Schwasser von neuem an, „um dös Geld hat ma früher amal a ganz's Lamperl kriagt."

„Manigsmal wunder i mi," meinte Spannagl, „daß unserana überhaupt no lebt und net scho d' längste Zeit als a Verhungerter auf 'n Zentralfriedhof liegt . . ."

„Wann 's no a Weil' in dera Dicken weitergeht," knurrte Stichler, „dann kannst dös Vergnügen hab'n. Aussaspediert wirst von der Oelektrischen, die seit neuestem außer die „Halbtoten", denen auf der hinter'n Plattform d' Mitpassagier' d' Seel' aus 'n Leib druckt hab'n, a ganz Tote befördert. Wannst g'spürst, daß Dei letztes Stünderl nimmer weit is, kaufst Dir anfach a Elter-Gradaus für 'n Totenwag'n und 's weitere b'surgt d' Gemeinde Wien. Vor d' Wirtshäuser kann er glei jeden Tag aufhalten und d' Stammgäst' abhol'n, die infolge vom neuchen Rindfleischg'setz und die klanwunzigen Portionen Hungers g'sturb'n san."

Er wies, während er das sagte, auf ein Gulyas mit Erdäpfeln, das der Leopold soeben gebracht hatte, und schrie diesen an:

„Sie, Leopold, d' Lupen hab'n S' vergessen! I siech nix."

„Früher," ließ sich Oberberger vernehmen, indem er das Gulyas gleichfalls musterte; „früher hat ma si an auer Fleischspeis' 'n Magen verdurb'n, jetzt'n verdirbt ma si d' Augen damit."

„Du hast leicht lachen und G'spatzetteln machen," sagte Stichler; „Du setzt Di dahaim zum vollen Tisch. Aber unseraner, der Jungg'sell, der aufs Wirthausg'fraß ang'wiesen is . . ."

„Heirat'!" schlug Oberberger vor, „i hab' Dir 's oft g'nua g'raten! Jetzt'n is der beste Moment, weil d' Knappheit an heiratsfähige Mannsbilder dazu g'führt hat, daß d' Madeln scho mit die ältesten Jahrgäng' speanzeln."

„Na, dös tua i net," wehrte Stichler ab, „aber an Verein der Jungg'sell'n gründ' i, von dem werd' i der Obmann; zum Minister geh' i, net g'fall'n laß i mir 's mehr, daß ma d' Jungg'sell'n wie d' Schuhsetzen behandelt. Aushungern woll'n uns d' löblichen Behörden, dös is die Sach'! So lang' karnifeln woll'n s' uns, bis ma eintreten im heiligen Eh'stand."

„Aha, jetzt'n hab' i 's!" rief auf einmal Schwasser.

Die anderen sahen ihn erstaunt an.

„Was denn? Was manst denn?" fragte Spannagl.

„'n Stichler sei Golasch!" erwiderte Schwasser. „Bis jetzt hab' i 's mit freien Aug' net g'sehg'n."

„Mi möcht' nur dös eine interessieren," sagte Oberberger, „weg'n was so wenig Erdäpfeln dabei san bei 'n Golasch? Is da dran a d' Fleischnot schuld?"

„Das is weg'n der Symetrie," meinte Schwasser. „Wann i so z'ruckdenk' an frühere Jahr', meine Herren, an dem Abend san ma jed'smal bei unser'n warmen Schunken mit Erdäpfelpüree g'sessen oder bei an fetten Schweinernen mit Kraut und Knödeln . . ."

„Machst an'n scho wieder lange Zähnd?" sagte Spannagl.

„Na, i mach' nur 'n Stichler Appetit," erwiderte Schwasser, „weil er sonst d' Riesenportion net abibringt."

„Wißt's, wer ma leid tuat? D' klan Kinder," sagte Oberberger; „wenn i denk', was war das zu die Ostern immer für a Leben bei uns z' Haus'. Was 's da so zum Essen und zum Naschen geb'n hat; gelbe Osterfladen, Eier und Zuckerln drin, Lamperln aus Zucker, Haserln aus Schokolad'. Wo is dös all's? Wer klane Kinder dahaim hat — meine sein Gott sei Lob und Dank scho alt g'nua, daß s' d' heutige Zeit versteh'n — aber d' klein Bauerln man i, wer solche z' Haus' hat, den muß 's recht hart ankommen, wann er ihnen zu Ostern net d' kleinste Freud' machen kann. A Zuckerl, das früher an Kreuzer 'kost't hat, kost't heut' an Gulden; und dabei kriegst es net amal."

„Traurige Ostern," seufzte Spannagl; „mit 'n Osteraussflug is heuer a nix. D' Bahn nimmt an net mit und d' Oelekrische hat a kan Platz."

„Sei froh," tröstete Oberberger; so a Landpartie wär' gar net anz'raten in der Zeit, denn von der frischen Luft kriegst an Viechshunger und in kan Wirtshaus was z' essen. Mittel zum Appetitanregen gibt's a ganze Masse, 's Gegenteil net. A Medizin gegen den Hunger hat no kaner erfunden. Und dabei brauchteten wir 's so notwendi als an Bissen Brot, den ma net haben —, Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung
31. III. 1918
206
G/134

Reichspost

31./III. 1918

207

Die Flut aus dem Osten.

Eine Gefahr für unsere Gesellschaft.

Die großen Veränderungen auf der einstigen russischen Erde sprengen vielhundertjährige Bande und lösen bisher gebundene Kräfte, die wie in einem Strome aus dem Banne ihrer bisherigen Verhältnisse gegen den freien Westen streben werden. Wie eine dunkle Sphynx steht die Frage des Ostjudentums im ehemaligen Rußland auf. Sechs Millionen Juden — mehr als ein Viertel aller Juden der Erde — sind im Gebiete des gewesenen Zarenstaates plötzlich frei geworden, und sobald die letzten Hemmungen des Krieges gefallen sein werden, wird sich mählich und immer stärker der frei gewordene Ostjude des Verkehrs mit dem Westen bemächtigen und diesem selbst zustreben, wo ihm unbegrenzt höhere Erwerbsmöglichkeiten zu winken scheinen, als in den engen, unsicheren Verhältnissen der östlichen Neustaaten.

Die Verteilung der Juden in Rußland war durch die Judengesetzgebung des russischen Ministerpräsidenten Ignatiew 1881/82 geregelt worden; ihr gesetzliches Wohnrecht war auf den sogenannten „Ansiedlungsrayon" beschränkt, der die 10 polnischen und 15 andere Gouvernements des russischen Westens, Südwestens und Südens umfaßte. In diesem Gebiete, zu dem die baltischen Provinzen nicht gehörten, machten vor dem Kriege (Polen ausgenommen) die Juden etwa 11·6% der Bevölkerung aus gegen rund 5% im gesamten europäischen Rußland. Nur wenn ein Jude sich unter die „Kaufleute erster Gilde" aufnehmen ließ, indem er jährlich mindestens 1800 Mark Gewerbesteuer bezahlte, sollte er Freizügigkeit genießen; sonst durfte er auswärts nur gegen besonderen, zeitlich bemessenen Aufenthaltspaß wohnen. Noch wichtiger für die Juden des Ansiedlungsbezirkes, zu dessen Westteil ja alle Juden des heutigen Neu-Ost außer den kurländischen gehörten, war die gesetzliche Bestimmung, welche den Juden im allgemeinen nur das Wohnen in Städten gestattete und die Niederlassung auf dem flachen Lande verbot. Das Gesetz hatte, wie jedes andere russische, seine Hintertüren; sonst hätten z. B. in Kongreßpolen nicht noch 1913 über 176.000 Juden in Dörfern ansässig sein dürfen. In der Hauptsache aber waren die Ostjuden Stadtbewohner, und als solche machten sie z. B. in Russisch-Polen insgesamt 37·7% aller daselbst in Städten Wohnenden aus.

Nach einem Aufsatze von Hirsch in den „Südd. Monatsh." sind in Russisch-Polen von je 100 Erwerbstätigen im Handel 39 Juden, im Gewerbe 35, aber auch letztere sind eigentlich Handeltreibende, nicht etwa Handwerker in unserem Sinne. Die Art der Moral dieser Geschäftswelt haben wir an ihren galizischen Anverwandten während des Krieges in tausend Formen kennen gelernt. Es ist darüber nichts mehr zu sagen. Der Lebensmittelwucher, der Ketten- und der schamlose Schleichhandel, der geschäftsmäßige Betrug, der sich ebenso mit Rekrutenhinterziehung durch gefälschte Rabbinatskandidaten, wie mit nachgemachten Enthebungsscheinen befaßt — diese Unsumme von kriminellem Schmutz und Schädigungen der christlichen Bevölkerung ist ohne diesen bisherigen Zuwachs aus dem Osten nicht mehr zu denken. Aber das wird nur ein Vorgeschmack sein von dem, was da sein wird, wenn erst die übrigen kommen.

In Deutschland wendet man sich schon sorgenvoll diesem Problem zu. In einer Broschüre „Klarheit in der Ostjudenfrage", Verlag Globus, Leipzig (Preis Mk. 1.50), bespricht Dr. Erich Bischoff, ein Kenner des Ostens, den Gegenstand und er verweist hiebei auf die Fremdartigkeit dieses Ostjudentums, das nicht nur nach Rasse und Lebenshaltung, sondern nach seiner ganzen Moralauffassung der christlichen Welt des Westens sich in abgrundtiefem Gegensatze gegenüberstellt.

Der Durchschnittsostjude, sagt der Verfasser, ist durchaus „Talmudjude" oder „Schulchan-Aruch-Jude" (der Schulchan Aruch ist eine Art systematischen Auszuges der in der Praxis anerkannten talmudischen Bestimmungen). Der Talmudismus aber regelt unter religiösen Gesichtspunkten alle erdenkbaren Lebensäußerungen des Juden vom ersten bis zum letzten Atemzuge. Dazu kommt noch eine Anzahl für uns seltsamer Bräuche, wie z. B. wenn das Neulicht des Mondes durch Entgegenhüpfen im Freien begrüßt wird oder am Versöhnungstage für die Sünden der einzelnen je ein Hahn das Leben lassen muß (Kapporeschlagen) usw. Ein Teil dieser zahlreichen Gebräuche ist kabbalistischen Ursprungs. Die jüdische Geheimlehre der Kabbalah, die von ihren Anhängern neben den talmudischen Schriften studiert und geübt, aber weit über diese gestellt wird, ist, wenn man ihre umfangreiche, z. T. sehr dunkle Literatur kennzeichnen soll, in ihren theoretischen Gedanken schwer verständliche Mystik, in ihrer Praxis großenteils eine wunderliche Magie. Die Anhänger der Kabbalah, die sich „Chassidim", d. h. „Fromme", nennen, beherrschen besonders die südlichen Gebiete Polens und Wolhyniens sowie die Ukraine, während die Anhänger des reinen Talmudismus („Misnagdim", d. h. „Opponenten") mehr im nördlichen Polen und Wolhynien sowie vor allem in Litauen zu finden sind, wo sie in Wilna, Kowno, Grodno usw. berühmte „Jeschiwen" (höhere Talmudschulen, auch für Erwachsene) haben. Im „Cheder" (der ostjüdischen Elementarschule) wird dem kleinen, schwächlichen „Bocher" das Hebräische und Rabbinische mittels einer wissenschaftlich wie pädagogisch gleich barbarischen Methode im buchstäblichen Wortsinne eingebleut. Nicht talmudisches Wissen wird so gut wie gar nicht gelehrt. Das Lesen nichtjüdischer Schriften ist sogar bei allen strenger Gesinnten verboten, ebenso wie das Essen und Trinken mit Nichtjuden und jeder intimere Verkehr mit diesen außer dem Geschäftsverkehr. Für den echten Ostjuden ist der Nichtjude, der „Goi", ein minderwertiges, ja unreines Wesen. (Vergl. Nachum Goldmann, „Südd. Monatshefte", 823 f.) Gesellschaftlich auf seine „Kille" (Gemeinde) beschränkt, geistig ganz und gar und einzig in seine talmudische oder kabbalistische Gedankenwelt eingepfercht, ist der Ostjude in seiner Weltanschauung, seinem seelischen Wesen, sogar seinem Denkorganismus von unserer westlichen Eigenart, ja selbst von seiner nichtjüdischen näheren Umgebung wie durch eine chinesische Mauer geschieden, lebt innerlich und äußerlich in einer ganz anderen Kulturwelt!

Diese sechs Millionen Ostjuden sind nun losgebunden von den ehemaligen Beschränkungen des Zarenreiches, sie werden sich namentlich in den Randländern Rußlands, in denen sie am zahlreichsten wohnen, des Handels gegen Westen bemächtigen und mit dem Handel werden sie selbst nach dem Westen kommen, noch angelockt durch das Beispiel der „Gig" und der „Ost", wozu man es im Westen als Jude bringen kann.

Dr. Bischoff empfiehlt für Deutschland, um die Ostjudengefahr zu bannen, die Einhebung einer Ostjudensteuer bei den Juden Deutschlands, um mit den erzielten Beträgen systematische kulturelle Erziehungsarbeit in der Heimat des Ostjudentums an diesem selbst zu leisten und seine Auswanderung nach Palästina in ein jüdisches Gemeinwesen zu lenken. Wir fürchten, diese Mittel werden daneben gehen. Man wird sich damit nicht des steigenden Massenzuzuges des Ostjudentums und aller Folgen erwehren.

Notwendig sind strenge gesetzliche Sperrmaßnahmen gegen diese Einwanderung. Wenn dagegen zimperliche Bedenken obsiegen würden, dann eröffnen wir zur Ueberflutung unserer Wirtschaftsgebiete mit Sumpfwässern eine Schleuse, die wir später nicht mehr zubringen werden. Nicht die gelbe Gefahr, sondern der gelbe Fleck wird uns zudecken.

Österr. Volkszeitung 31./III. 1918

Deutsche Ostern.

Von **Dr. Wolfgang Madjera.**

Alt ist das Fest und mannigfach sind seine Beziehungen. Natur und Ueberwelt reichen sich an ihm die Hände. Leidensschicksal und Erlösungstrost, Werdensweh und Schaffenslust, Frühlingsglaube und Auferstehungshoffnung, Weltengärung und Geistestriumph teilen sich in seinen Stimmungsgehalt und verleihen dem Osterfest jene wundersame Weihe, von der sich um diese Zeit die Herzen der Gläubigen wie der Ungläubigen ergriffen fühlen.

Gläubige und Ungläubige. Eigentlich gibt es in diesen Tagen keine Ungläubigen, keinen, der sich nicht innerlich ergriffen fühlte von dem Glauben an die Macht des Lebens, an eine unverwüstlich wirkende Kraft, die aus entlaubten Zweigen immer wieder holdestes Geknospe hervorlockt, die vereiste Bäche immer wieder zum frohen Tanz über Fels und Kiesel erweckt, die entflohene Sänger der Luft immer wieder auf goldenen Sonnenschwingen in verlassene Wälder zurückführt. Unter Stürmen und Regenschauern gebiert diese Kraft den jungen Lenz, der seinen veilchenumwundenen Zauberstab über die Erde ausstreckt und ihr Antlitz im Schimmer tausendfältiger Wonne aufleuchten läßt. Und wenn auch an dem Tage, für den der Kalender mit roten Lettern Ostern ansetzt, die Bäume sich noch unter wehendem Sturmgebrause neigen, wenn da Lawinen donnernd von den Alpenhängen stürzen und die braunen, hochgeschwollenen Ströme aus den Ufern treten, alles mit sich fortreißend, was ihnen im Wege steht — es ist doch nur die machtvolle Verheißung neuen Lebens, es ist nur der gewaltige Siegeseinzug kommenden Glückes.

Erleben wir nicht gerade in dieser Zeit des heurigen Osterfestes weltereignisse, die sich ganz außerordentlich den österlichen Vorgängen in der Natur vermählen? Empfinden wir, die wir deutsch fühlen und denken, nicht gerade jetzt hochklopfenden Herzens, daß unter unerhörten Erschütterungen und Stürmen ein neuer Völkerfrühling geboren wird, den deutscher Geist und deutsche Kraft heraufführen?

Was in diesen Ostertagen auf dem westlichen Schauplatz der Kämpfe geleistet worden ist, haben Freund und Feind nur in atemberaubendem Staunen, in jeden Ausdruck übersteigender Bewunderung mitangesehen. Der Sturm, der über die Wipfel hinfährt, die Lawine, die brüllend über die Hänge rollt, der Strom, der seine Dämme zerreißt — das sind die einzig angemessenen Bilder für jenen unaufhaltsam vordringenden Ansturm, in dem die deutschen Heeresmassen den Feind überrannt haben und tief in seinen Besitz eingedrungen sind. Tod, Schrecken und Verwüstung begleiten diesen Siegeslauf, dampfende Nebel verhüllen die Sonne, die Luft bebt vom Gekrache titanischer Geschütze, bis in unsichtbare Himmelshöhen schwingen sich Riesengeschosse empor, um aus ihnen in weiter Ferne auf die Stadt des Feindes niederzustürzen und bleichen Schrecken in ihren Mauern zu verbreiten. Eine ungeheure Macht der Zerstörung ist es, die sich hier Geltung verschafft, und unterliegend räumt ihr der Gegner das Feld.

Aber ist mit diesem Schauspiel des Verderbens und der Gewalt der Sinn dessen, was sich hier ereignet, erschöpft? Ist das etwa wirklich nur jenes „Barbarentum", jener „Militarismus", wovon die Feinde des Deutschtums so gern faseln und wogegen anzukämpfen sie als ihr einziges Ziel erklären? Nein. Was sich in diesen furchtbaren Formen so überwältigend äußert, ist nicht Freude am Verderben um seiner selbst willen, ist nicht eine teuflische Lust am Elend und Untergange fremder Völker. Diese alles zermalmende Wut und Glut, dieser zugleich kühl berechnende und leidenschaftlich loshämmernde Vernichtungswille ist die Aeußerung einer ungeheuren Kraft, die sich die Freiheit erringen muß, dem Leben dienen und ihre unvergleichlichen Entwicklungsmöglichkeiten verwirklichen zu können. In Bande schlagen wollten Eifersucht und Neid die deutsche Kraft, sie sollte niedergehalten, sie sollte angekettet werden, um nicht denjenigen lästig zu sein, die in ihrem Hochmut wähnten, das alleinige Recht zur Beherrschung der Erde zu haben. Wie erstarrender Wintersfrost wollten diese Ehrgeizigen, Nimmersatten die deutschen Lebensgeister in Todesschlummer versenken. Aber diese Geister sind Kinder des Lichtes, sind Kinder eines unverwüstlichen Lebenswillens. Und nun ist ihr Frühling gekommen, nun haben sich diese Geister gegen die rauhen Frostriesen erhoben, sie zerreißen die Ketten, sie brechen los, sie stürmen in trunkener Daseinslust über die stürzenden Bösewichte hinweg, sie fliegen der leuchtenden Zukunft zu, in der sie sich die Freiheit errungen haben werden, ein Reich des Segens, der Gerechtigkeit und des Friedens aufzurichten: Deutsche Ostern sind da!

Frendenblatt

31./III. 1918

212

* (**Kriegsostern.**) Es sind wirklich echte Kriegsostern: Mit Schlachtendonner, einem mehr von der Behörde als von der Religion verhängten Fasten und einem durchaus entarteten Klima. Man hat sich den alten Ueberzieher ausbügeln lassen und muß nun doch den noch älteren, schäbigen Wintermantel hervorholen, der gewissermaßen ein Symbol für die Kriegsostern 1918 ist: ramponiert und traurig. In der Zeit der großen Konfiskationen wurden noch rasch einige Wärmegrade, auf die uns die Jahreszeit ein Recht gibt, beschlagnahmt, und da die spärlichen Winterkohlen längst ausgegangen sind, sitzen wir fröstelnd zwischen unseren vier Wänden. Zum Osterkuchen fehlt uns vor allem das Mehl, zum Osterbraten das Fleisch und selbst der Hase ist aus einem ganz ungenießbaren Papiermaché, ein dekorativer Gegenstand und keine Bonbonnière. Und gerade heuer hätten wir es so notwendig, ein wenig eßbares Material aus seinen Eingeweiden zu schütteln. Die Konditoreien zeigen einen trostlosen horror vacui, nichts als leere, leere Aufsätze, und man kann damit rechnen, daß sie in den Osterfeiertagen selbst über diese für eine Glasfabrik geeigneten Waren die eisernen Rollbalken spannen. Die Filiale der größten Schokoladefabrik hat einige Veilchensträuße in die vereinsamte Auslage gelegt, woraus hervorgeht, daß man den Konditor nur dann besuchen soll, wenn man Blumen kaufen will... Indessen, es gibt noch Erinnerungen an den Frieden: die Kadettenschüler spazieren in den Straßen, großstadthungrig, vergnügungslüstern, die Theresianisten und die Kalksburger haben wieder Osterurlaub. In früheren Jahren wurden solche Ereignisse mit einer Jause beim Demel gefeiert, mit Eis und Torte. Man wird heuer davon Abstand nehmen müssen und die armen Jünglinge wissen mit dem Urlaubsgeschenk nicht viel anzufangen. Selbst die Loge in die Oper oder in die Burg ist recht unsicher geworden. Kriegsgewinner, berufsmäßige Agioteure, Stamm-Abonnenten haben sie weggeschnappt und den Breitenseern Infanteristen und den Mährisch-Weißkirchner Kavalleristen bleibt nichts übrig, als der steuerfreie Kärntnerstraßenkorso bei einigen Graden unter Null... Da sind noch als Ostergäste die Urlauber von der Front und aus der Etappe. Man sieht in den Cafés wieder gute alte Bekannte, die plötzlich verschwanden und nun auf eine Woche wieder heimgekehrt sind. Auch sie bringen, nebst einigen Etappenzigarren, die Sehnsucht nach der Großstadt mit und tauschen dafür eine bittere Enttäuschung ein: Als sie wegzogen, gab es noch Milchkaffee und ein einigermaßen ausreichendes Nachtvergnügen. Nun kann man seinen Urlaub ab 11 Uhr nachts im Bett verbringen. Auch dies ist freilich für Kriegsleute bereits ein seltenes Geschenk. Aber man hat sich doch von seinem Osterurlaub auch Anderes versprochen. Und dieses Andere fehlt. Es bleibt nicht viel mehr als die Billardpartie und das Tarock. Und damit wurde man schließlich in Galizien auch versorgt... Es ist ein trübseliges Ostern, dem alle Freude ausgegangen ist. Zwei Feiertage.. Und während man sich den Kopf zerbricht, ob man die abgespielte Operette oder das Drama besuchen soll, das einem — wozu kein Anlaß vorliegt — noch trauriger stimmt, — sind alle Theater ausverkauft worden und man sucht in einem Gasthaus die Vergnügungsspesen in einem Schweinsbraten zu investieren, — der gestrichen ist.

Arbeiterzeitung
31./III. 1918

214

* **Kriegsosterfreuden.** Auch heuer ist fürsorglich das Verbot des Eierfärbens erlassen worden. Eine der überflüssigsten Bestimmungen in unserer Zeit der überflüssigen Bestimmungen. Wer könnte sich heuer den Luxus von bunten Ostereiern erlauben? Eier über den allerdringendsten, unentbehrlichsten Bedarf hinaus gibt es ja nur in jenen Kreisen, für die ein rotes oder blaues Hühnerei längst nicht vornehm genug zur Ostergabe ist und bei deren Nachwuchs selbst die „ausgeblasenen" und mit Zucker gefüllten Schalen, diese von ihren Altersgefährten aus niederen Schichten stets von neuem angestaunten Wunderwerke, nur ein leichtes Lächeln der Geringschätzung hervorrufen würden. Glücklicherweise ist man aber für die Kinder besserer Leute und für die Damenwelt auch nicht auf dergleichen Armseligkeiten angewiesen. Da gibt es Schokoladeeier und niedliche Seidenhülsen genug mit feinem Zuckerwerk gefüllt, possierliche Osterhäschen tragen allerhand süße Lasten und in geschmackvollen Verpackungen ruhen schöngeschliffene Parfümfläschchen, mit Seidenschleifen geputzt. Um zweihundert Kronen, versichert man mir, kann man schon etwas recht „Anständiges" haben. Wer an solche Beträge nur denken darf, wenn es sich um einen Vierteljahreszins handelt, muß heuer darauf verzichten, Ostergeschenke auszuteilen. Zu meinen verschiedenen kleinen Freunden wage ich mich gar nicht hin. Sofern sie noch an den Osterhasen glauben, sind sie sicherlich überzeugt davon, daß ich seine Sendungen frech unterschlagen habe. So wird heuer hinter dem alten Sofa nicht „gegraben" und Flocks Schlafkiste nicht unter hellem Jubel umgestürzt werden. Wir können es uns ersparen, sinnreiche Verstecke auszudenken und in den Falten der Vorhänge „Nester" zu bauen. Nicht nur den Kleinen, auch den Großen geht dadurch die Hauptfreude verloren. Mürrisch schickt man sich an, den dürftigen Festtagstisch zu bestellen. Aber wenn man leichtsinnig sein und sich etwas „gönnen" wollte, so läßt sich die Sache nicht durchführen. Der mögliche Erfolg steht in so lächerlichem Verhältnis zur notwendigen Anstrengung, daß man am besten von vornherein verzichtet. Ein Ostermahl gibt es im gesegneten vierten Kriegsfrühling eben nur für jene, die schon geregelte, wohl fundierte „Beziehungen" haben. Wer aber seit Monaten am Wochentag seinen Hunger mit Maisbrot und allerhand Rübenzeug stillen muß, der soll sich nicht einbilden, daß ihm zu Ostern ein Braten beschert sein wird. Von meinen Lieblingsgerichten sind zum Glück doch zwei erhältlich: Hering und Salzgurken, und ich weide mich vorhinein im Gedanken an das temperamentvolle, wenn auch nicht ganz stilgerechte Festmahl, das mir da winkt. Und sollte der Heringsbraten Durst erregen, so steht mir eine unbegrenzte Menge von reinstem Hochquellenwasser kostenlos zur Verfügung. Aber nicht nur der Magen, auch die Eitelkeit hat ja an Ostern ihre Forderungen zu stellen. Bekanntlich ist es ein heiliges Gebot für Wiener Frauen, am Karsamstag einen neuen Strohhut auszuführen. Er mag noch so alt sein, an diesem Tage wird er neu. Gewöhnlich im Wege der „Modernisierung". Aber das Umformen, das sonst nicht einmal zwei Kronen kostete, ist jetzt um achtzehn kaum zu haben. Also kaufe ich mir einen Lack, der wie eine frisch bedruckte Zeitung (das heißt nach schlechtem Petroleum) riecht, streiche den Hut mit einem alten Augenpinsel — ein sehr unterhaltender Zeitvertreib! — sorgsam ein und nähe das verblaßte Band von der Krempe an die Kappe. Mein Frühjahrshut ist modernisiert und zeigt echten „Kriegsschick". Er sieht sehr durchhaltend aus. Bei meinem alterprobten Lodenkleid — allerletztes Aufgebot — beschränken sich die Veränderungen auf ein Einnähen in der Mitte — der Krieg scheint außer den Kriegsgewinnern nur noch der dicken Bertha gut zu bekommen. Jedenfalls ist sie so ziemlich die Einzige, deren Körperfülle nicht weiter gelitten. Selbst aus einem Frühlingsspaziergang wird nichts werden, auch der schönste Sonnenschein kann mich nicht vor das Haus locken. Was sollten meine kriegsfleckigen Schuhsohlen von mir denken, wenn ich sie leichtsinnigerweise abnützen wollte? Nein, es gibt nur eine Osterfreude heuer für mich und meinesgleichen: in bürgerlichen Blättern nachzulesen, wie schlecht es den armen, unglückseligen Ententevölkern geht, welchen Leiden, welchen Entbehrungen sie ausgesetzt sind. Da wird einem das Herz weit in seliger Osterlust!

31./III. 1918

217

[Der magere Osterbraten.] Zu Ostern besteht traditionell nach den Fasttagen der Karwoche ein erhöhter Fleischbedarf. Heuer fallen die Feiertage in die Zeit großer Fleischknappheit, die durch den Mangel jeder Regelung des Verkehrs vervielfacht und äußerst drückend gestaltet wird. Schinken und Lammsbraten, die traditionellen Ostergerichte, kennt man heuer nur vom Hörensagen. Die Zufuhr an Lämmern betrug kaum 2 Prozent der Menge in Friedensjahren und Schinken sind im offenen Handel seit Monaten schon vollständig verschwunden. Rindfleisch war in noch geringerem Maße angeboten als seit den Tagen des Inkrafttretens der neuen Fleischordnung, und so standen für die Massen der Bevölkerung in der Hauptsache nur jene Quantitäten zur Verfügung, die in der Großmarkthalle aus den Vorräten der Gemeinde abgegeben wurden: Etwa 40.000 Kilogramm Fleisch und 10.000 Kilogramm Speck. Die Zahl der Käufer, die sich schon Freitag um 7 Uhr abends anzustellen begannen, wurde aber auf 50.000 geschätzt. Trotz der großen Anstrengungen der Gemeinde ergibt ein einfaches Rechenexempel, wie schmal die Osterbraten in den Haushalten ausgefallen sind. Infolgedessen waren die Nebenmärkte für Fische, Geflügel und das ungemein knochen- und muskelreiche Schaffleisch trotz der enormen Preise, die gefordert wurden, stark besucht. Das Schaffleisch, das kaum 40 Prozent Ausbeute an reinem Fleisch liefert, wurde ungescheut bis zu 26 K. und 27 K. für das Kilogramm in den Auslagefenstern der Fleischerladen angeboten. Besseres Mastgeflügel wurde zu 36 K. das Kilogramm feilgehalten, so daß ein Poulard für eine Familie von 5 Köpfen an 100 K. kostete. Karpfen waren nur von 10 K. aufwärts für das Kilogramm erhältlich. Auch die Preise der Würste sind in der letzten Zeit in demselben Maße, wie ihre Qualität zurückgegangen ist, gestiegen, und trotzdem sah man heute in den späten Nachmittagstunden überall nur vollständig geräumte Lager, denn morgen werden die Lebensmittelgeschäfte überhaupt nicht geöffnet und auch am Montag ist auf frischen Nachschub nicht zu rechnen. Bei dem milder gewordenen Wetter waren die Straßen nach der Auferstehung voll von Spaziergängern, und jeder trug ein Päckchen mit Lebensmitteln und die Gespräche hatten zum großen Teil die im Monat März neuerlich um eine ganze Anzahl von Windungen angezogene Preisschraube zum Gegenstand.

Die Zeit
2./IV. 1918

218

(Stille Ostern.) Es waren stille Feiertage, die auch äußerlich des sonnig-fröhlichen Auftaktes entbehrten. Durch die unfreundliche Witterung am Sonntag wurde es den Wienern wesentlich erleichtert, aus der Not eine Tugend zu machen und auf den traditionellen Ausflug zu verzichten. Der zweite Ostertag brachte zwar ein paar Stunden Sonnenschein, aber die nahen Ausflugsorte waren durchaus nicht überfüllt. Es gab sogar, was kaum an Wochentagen der Fall ist, ab und zu Straßenbahnwagen, in denen man bequem Platz fand. Interessante Beobachtungen ließen sich auf den Wiener Bahnhöfen anstellen. Die eindringlichen Warnungen der Behörde hatten ihre Wirkung nicht verfehlt, denn der gefürchtete Massenandrang der Bevölkerung blieb aus. Besonders strenge Vorsichtsmaßregeln waren am Südbahnhof getroffen. Der Bahnsteig war Samstag und Sonntag militärisch abgesperrt und nur jene wenigen Zivilreisenden, die sich mit einer gültigen Fahrkarte ausweisen konnten, wurden zu den Zügen gelassen. Die stärkste Frequenz zeigte sich am Ostbahnhof, dem das Hauptkontingent der Wiener militärischen Urlauber zustrebte. In sehr vernünftiger Weise war jedoch der Ostbahnhof zum Unterschied von den anderen Wiener Bahnhöfen während der Osterfeiertage auch bei Nacht offen gehalten, so daß die Wartenden nicht im Freien kampieren mußten. Arges Gedränge herrschte am Samstag und am ersten Feiertag am Westbahnhof; am Nordwestbahnhof, Nordbahnhof und Franz Josefbahnhof wickelte sich der Verkehr normal ab. Den größten Teil der Reisenden bildeten überall die Militärpersonen. Das Zivilpublikum befleißigte sich, wie schon erwähnt, einer sehr vernünftigen Zurückhaltung. Es blieb in Wien, wo denn auch alle Vergnügungslokale bis auf den letzten Platz besetzt waren.

Pester Lloyd
2./IV. 1918

219

Hotels ausschließlich für Herren; mit bloß männlicher Bedienung.

Eine Anregung von **J. v. Szécht-Lorenz.**

Vor kurzem las ich im Pester Lloyd, daß in einer Besprechung von Sachverständigen der vorzügliche Vorschlag aufgetaucht sei, zur Behebung der Hotelnot dreierlei Hotels zu errichten; Luxushotels, ferner solche für den Mittelstand und endlich Massenhotels in der Nähe der Bahnhöfe.

Nun gibt es noch eine Art von Gasthöfen, die bei uns noch nicht eingeführt ist, sich aber im Ausland vorzüglich bewährt hat und sowohl in Budapest wie auch in jeder größeren Stadt Ungarns zweckdienlich, ja direkt notwendig wäre. Ich meine Hotels, in denen bloß Herren Aufnahme finden und bloß männliche Bedienung vorhanden wäre.

Es gibt ja viel tausendmal mehr Männer als Frauen in Friedenszeiten, deren Beruf sie zu häufigem Herumreisen nötigt. Offiziere, Advokaten, Priester, Aerzte, Lehrer, Fabrikanten, Architekten, Kaufleute, Oekonomen, Unternehmer und andere, die in einem gut geleiteten, gediegen einfach gehaltenen Hotel für Herren allein Wohnung, Speise- und Trink-, Schreib-, Rauch-, Gesellschafts-, Spielzimmer und gesicherte Ruhe suchen und finden würden. Wo keine Dame den Fuß hineintut, da kann mit viel weniger Aufwand doch noch Gediegenes, Gutes, ja Bestes bei möglichster Einfachheit zu erschwinglichen Preisen geboten werden.

In England sind solche Herrenhotels längst schon in Gebrauch und werden dort „Clubs" genannt, eine Bezeichnung, die alle weibliche Mitwirkung oder Teilnahme ausschließt. Es sind Gasthöfe für „single gentlemen" mit männlicher Dienerschaft. (Diese „Clubs" sind freilich nicht zu verwechseln mit jenen fashionablen Tagesklubs, nach deren Muster unsere mondänen und modernen Kasinos und Klubs errichtet sind.)

Auch Italien besitzt eine Anzahl Herrenhotels. Ich hatte Gelegenheit, ein solches kennenzulernen; das Albergo Cesari in Rom. Da war kein weibliches Wesen zu erblicken, weder auf den Korridoren, in den Zimmern oder Fenstern, noch auf den Treppen, in den Eingängen, im Hofraum. Selbst die padrona nicht. Die thronte in der Küche hinter ihrem Schreib- und Verrechnungspult und befehligte Köche und Mägde.

Und als ein ungarischer Professor, der als Junggeselle längere Zeit in diesem Hotel gewohnt hatte, nach zwei Jahren mit seiner Frau dort erschien, wurde er zwar höflich und herzlich empfangen, aber sein Ersuchen um Quartier mit vielem Bedauern und unzähligemal betontem „Impossibile" — „non si può fare" — „mille scusi" usw. rundweg abgelehnt. Als dann der Gast bloß um ein bis zwei Tage Aufnahme bat, bis er für sich und seine Frau ein entsprechendes Hotel gefunden hätte — es war gegen Mitternacht, als sie in Rom ankamen —, da hatte der padrone nicht mehr das Herz, nein zu sagen, quartierte aber bloß den Gemahl ins Hotel ein, die junge Frau jedoch in die Privatwohnung seiner Familie, in deren kleinen Salon ein Schlafdivan gebracht wurde. Diese Privatwohnung war vom Gasthof ganz separiert, hatte eine besondere Stiege am andern Ende des dort abgegrenzten Hofes, dessen Eingang wie auch die Fenster der Wohnung in eine andere Straße mündeten. Bloß die Küche war durch einen schmalen Gang mit der Wohnung verbunden.

In einem solchen Herrenhotel mit dem sicheren, ruhigen, geregelten Gang der Geschäfte, Arbeitseinteilung und Beschränkung mit ausschließlich männlichem Personal ist die ganze Gebarung und Dirigierung einfacher, sicherer, stiller. In so einem Gasthofe gibt es kein Klingeln und Läuten und Treppauf-Treppablaufen der Bediensteten. Die Schuhe und Kleider werden zu vereinbarter Stunde geholt und gereinigt; die Mahlzeiten zu bestimmten Stunden in den dazu bestimmten Räumlichkeiten im Parterre eingenommen. Und so könnten zur Leitung eines solchen Hauses, zur geistigen, administrativen und wirtschaftlichen, sowie zur gesamten Bedienung unsere heimkehrenden Kriegsinvaliden herangezogen werden. Wir werden uns an sitzende Portiers, Sekretäre, Direktoren gewöhnen; an Lohndiener, Speise- und Zahlkellner, die mit Prothesen versehen sind, und wenngleich in einem Speisesaal, wo bisher bloß ein Zahlkellner waltete, der sich nach einigen Jahren als „doppelter Hausherr" zurückziehen konnte, von nun an drei bis vier Invalide ruhig den Dienst versehen müßten, so werden diese dabei noch immer einen besseren Verdienst finden als so mancher gesunde Beamte, Offizier oder Kaufmann.

Starre Bedingung in diesen Häusern bleibt das Fernhalten des weiblichen Elementes. Nicht einmal als Besuchende oder Nachfragende dürfen Frauen zugelassen werden, was leicht durchführbar ist, wenn der Eingang zu den verschiedenen Räumen und Treppen, vor allem aber die Portierloge richtig angebracht ist.

Nach chinesischer Auffassung wird ein Kriegsschiff unbrauchbar, sobald es von Frauen betreten wird! (Selbstverständlich sind es bloß die oft leider zu sehr unternehmenden europäischen und amerikanischen ladies, deren Ueberrumpelung die Chinesen befürchten; denn die chinesische Frau setzt bekanntlich ihre größte Ambition darein, eine „little stay-at-home", nämlich immer zu Hause zu sein.) Beinahs ganz so streng sollten auch die Prinzipien der Herrenhotels aufrechterhalten werden. Im Interesse der Ruhe, der Ordnung und der guten Sitte.

Nach dem Muster dieses Männerhotels für ambulante, wechselnde Gäste müßten gleichzeitig zwei andere Typs desselben geschaffen werden, nämlich: Herrenhotels für ledige Jahresbewohner. Wenn all die unzähligen, gegenwärtig in mehr oder minder elenden, möblierten Zimmern und den damit verbundenen elenden Bedingungen lebenden, unverheirateten Staats- und Privatbeamten, Abgeordneten, Offiziere, ausländischen Sprachlehrer aller Länder, Sportsleute, die sich in der Hauptstadt ein ständiges „pied à terre" halten, und viele andere in Junggesellenhotels je ein Zimmer mit Vorzimmer, oder eine aus zwei Zimmern bestehende Garçonwohnung nebst voller Verpflegung (wenn erwünscht) bekämen, würde eine ungemein große Zahl größerer Privatwohnungen frei werden, denn die Zimmervermieterinnen, die heute zumeist von ihren Zimmerbewohnern leben, wären aus Mangel an solchen gezwungen, sich auf kleine Quartiere mit einem Zimmer und Küche zu beschränken.

Die dritte und wahrlich dringendst benötigte Art des Herrenhotels wäre: Hotels für die Universitätshörer mit männlicher Bedienung und einfacher aber kräftiger Verpflegung und gewissenhafter Leitung. Das Studentenhotel könnte im Pavillonsystem erbaut werden — vier Pavillons für die vier Fakultäten — und wäre gleich den oben beschriebenen selbstverständlich mit Bädern, Zentralheizung und Dampfwäscherei zu versehen.

Das Studentenhotel (ein solches müßte freilich auch für die Hörer der Polytechnik errichtet werden) würde sich in seiner inneren Einrichtung insofern von den anderen unterscheiden, daß es geräumige Schlafsäle, etwa für je zehn Studierende aufwiese. Auch der junge Prinz von Wales, der nun im vierundzwanzigsten Jahre stehende Kronprinz Eduard Albert von Großbritannien, hatte während seiner Studienjahre zu Dartmouth als Marinekadett seinen Schlafraum mit anderen Zöglingen, und zwar mit neunundzwanzig anderen, zu teilen (und bekam gleich seinen Schulkameraden nicht mehr als einen Shilling wöchentlich Taschengeld).

Zusammenkünfte mit den Müttern oder Schwestern hätten im Absteigquartier der Besuchenden stattzufinden.

Den noch nicht sehr zahlreichen weiblichen Hörern der Universität stehen jetzt wohl erst zwei Pensionen für junge Mädchen zur Verfügung, eine in der Inneren Stadt und eine im VIII. Bezirk. Bei Bedarf würden gewiß — auch ohne öffentliches Hinzutun — bald noch mehrere und vollkommenere den weiblichen Studenten zur Verfügung stehen.

Wien — Berlin.

Von

Alfred Holzbock.

Wien und Berlin! Zwei Freunde, die fest verbunden sind, zwei Freunde, die in Freud und Leid den gleichen Weg gehen, und doch zwei Freunde, die trotzdem sie kulturell und politisch zu ihrem gegenseitigen Heile eine Einheit bilden, in ihrem Wesen verschiedene Züge tragen.

Zwei durch ihre kritische Tätigkeit bekannte Schriftsteller, der eine ein Wiener, Willi Handl, der andere ein Berliner, Julius Bab, haben sich zu einem im Osterheldschen Verlage erschienenen Werke „Wien und Berlin" vereint. Auf dem Titelblatt deuten sie den Charakter ihres gemeinsamen Wirkens an, hier heißt es: „Wien und Berlin — Vergleichendes zur Kulturgeschichte der beiden Hauptstädte Mitteleuropas!" — Aus dem Vergleichenden ergibt sich logischerweise die Kritik, und hier üben zwei Schriftsteller an ihren Heimatstädten jene Kritik, die bei aller berechtigten und natürlichen Liebe für den Gegenstand auch seine Schattenseiten hervorkehrt. Aus dem Geist der Zeit heraus entwickeln sie ihre Vergleiche, und gleich auf der ersten Seite geben sie einem Empfinden Ausdruck, das wir ehrlich teilen, sie sagen, „denn wir fühlen, daß die Kriegsgemeinschaft, in der Deutschland mit Oesterreich steht, sich in irgendeiner Form zu einer Lebensgemeinschaft auswachsen will!" Diesen Satz könnte man als das Leitmotiv für das von einem Wiener und einem Berliner geschaffene Werk: „Wien—Berlin" gelten lassen. — Der Berliner setzt seine Geisteskraft, seine Beobachtungen, seine Innerlichkeit daran, um Wien gerecht zu werden, und umgekehrt setzt sich der Wiener für Berlin ein, allein die zärtlichste Liebe kann nicht die sachliche Kritik verdrängen, und so bildet dieses Buch nicht nur ein Dokument zur Würdigung der beiden Hauptstädte Mitteleuropas, sondern ein Dokument unserer Zeit, denn aus ihr heraus entwickeln die Verfasser in großen, kühnen, aber auch in kleinen, zierlichen Zügen das kulturelle, das politische, das gesellschaftliche, das gleichgeartete und das abweichende Wesen von Wien—Berlin.

Sie führen uns hinein in „die steinerne Natur, in die Welt der Straßen, sie lassen die Wiener singen. Da fahr'n wir halt nach Nußdorf hinaus, da gibt's a Hetz, a G'stang", und sie lassen die Berliner singen: „Uf den Sonntag freu' ick mir, denn da jeht es raus zu ihr, fahre mit verjnügtem Sinn, Pferdibus nach Rixdorf hin!" Das verhätschelte und verhätschelnde absterbende Wiener Volkssängertum vergleichen sie mit dem derben, lustigen, von aller Weichlichkeit freien singenden Berlinertum, und unmittelbar, nachdem sie Prater und Grunewald fröhlich gewürdigt haben, schildern sie mit wissenschaftlichem Ernst, allein trotz alles Wissenschaftlichen, trotz allen Ernstes, nicht dozierend, sondern unterhaltend, die Grundlagen, die Schicksale, die Entwicklungen der beiden Städte. An den Stilen in Architektur, Malerei und Bildhauerei zeigen sie die Eigenarten von Wien und Berlin, hierbei auch den Einfluß der Herrscher auf den Kunstgeschmack betonend. Dann rollen sie auf das Berlin, wie es sich seit Friedrich dem Großen ausgestaltet hat, und das Wien, das am Beginn des 19. Jahrhunderts den Auftakt zum Wien von heute gibt; dazwischen leuchten Blitze aus der vormärzlichen Epoche; damals hatte Oesterreichs Hauptstadt eine Viertel Million, Preußens Hauptstadt nur 150 000 Einwohner. Allein in dem Hymnus gibt es auch einige scharfe Tischlaute seitens Handl und Bab, und, wenn nach dem siebenjährigen Krieg ein Herr Millamow auf Berlin den „stark geschwollenen" Gesang anstimmt, „Ein Gott schuf einst das ewige Berlin, das griechisch glänzt und römisch siegt", so wird gar mancher Lobgesang auf Wien als „Bardengebrüll" bezeichnet. Persönlichkeiten aus dem politischen, literarischem, künstlerischem Leben ziehen schattenhaft vorüber, auch die Salons, so die von Stägemann Bettina v. Arnim usw. öffnen sich, und wenn natürlich hier nur literarische Streifzüge in die Vergangenheit, die zur Gegenwart führt, abgehalten werden, so erhält man doch interessante Skizzen aus verschiedenen Wiener und Berliner Zeitabschnitten, die andeuten, wie entscheidend das preußische Berlin für die Ausgestaltung eines Deutschlands der Zukunft war. Hier werden in Erinnerung gebracht Moses Mendelssohn, Nicolai, Goethe, Schiller, Lessing, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Schinkel, Leopold v. Ranke, Begas, Menzel, Fontane usw., dort Grillparzer, Beethoven, Schubert, Haydn, Johann Strauß, Makart usw., und mit einigem Verstehen bauen sie Brücken zwischen den Geistern und dem Geistigen hüben und drüben. — Liebevoll gehen sie auf den Berliner Humor ein, als dessen Schöpfer und Reformator sie Glaßbrenner, Kalisch, Angely und die Gelehrten des Kladderadatsch feiern und den sie mit ein paar heute noch gültigen Scherzworten belegen, wie: „Mensch! Ein Schlag — der zweete wäre Leichenschändung!" „Wer nur den lieben Jott läßt walten — und hat nischt — und hoffet auf ihn alle Zeit — der kricht nischt!" Nicht mit Unrecht meinen Handl und Bab, das Wiener Volkstum sei liebenswürdiger, harmloser, reizvoller, aber das Berlinertum mit seiner derben Treffsicherheit, die selbst im Sentimentalen nicht versagt, drängt sie doch zu dem Bekenntnis, „der Berliner Witz geht in die Welt!"

Sehr fein werden die theatralischen Verhältnisse beleuchtet, wird von dem Burgtheater erzählt, das ursprünglich ein von der Aristokratie begründetes Vergnügungsunternehmen gewesen, wird die Bedeutung des ebenso wichtigen Wiener Volkstheaters und Berlins Theaterleidenschaft zur Biedermeierzeit hervorgehoben. Wohltuend berührt es, daß Handl und Bab, die auch in ihren Kritiken ihre Liebe zum Theater bekunden, sich hierdurch nicht zum Ueberschwang auf der einen oder anderen Seite verleiten lassen und eine vornehme Sachlichkeit bewahren; mit Recht beklagen sie, daß der Berliner Volkscharakter in den Possen von heute seine Echtheit verloren habe.

Sie berühren politische, wirtschaftliche und soziale Fragen, sie charakterisieren Karl Lueger als den Mann, „der in Oesterreich die verworrene mittelständische Bewegung zu ihrer Klarheit und Einheit geführt, und Viktor Adler als einen unter den Ersten, die es unternahmen, den deutsch-österreichischen Liberalismus zum Nationalismus zu radikalisieren!" Und heute?! Das Endresultat der Vergleiche zwischen Wien und Berlin wird in folgendem trefflichen Satze wiedergegeben: „Wien, das ursprünglich begünstigte, hält mit gerührter Dankbarkeit seine Geschenke fest, Berlin, das glücklich emporgebrachte, betont in stolzer Bewußtheit seine Prägung!"

Nun, die Berliner lieben Wien mit all seinen Schwächen, die schließlich von seinen Schönheiten, in denen sich Tradition, Natur und Kunst vereinen, besiegt werden, und die Wiener, die Berlins Prägung verstehen und würdigen, müssen auch die deutsche Reichshauptstadt lieben. — Und so ist das Werk „Wien und Berlin" in seiner mosaikartigen, in allen Farben schillernden Zusammensetzung aus Geschichtlichem und Anekdotischem, in seinen treffenden Vergleichen auf den Gebieten des Politischen, Kulturellen und Sozialen ein verdienstvolles Aufklärungswerk, das für den Oesterreicher wie für den Deutschen von gleichem Interesse ist von beiden Völkern gleich hoch bewertet werden kann.

Berliner Lokalanzeiger
3. IV. 1918

Fremdenblatt
4./IV. 1918

Hotels mit männlicher Bedienung.

Im „Pester Lloyd" vom 2. April macht J. v. Szechy-Lorenz einen bemerkenswerten Vorschlag, nach der Art der bereits in anderen Ländern bestehenden Hotels auch bei uns solche zu schaffen, die ausschließlich für Herren bestimmt sind und keine andere als männliche Bedienung haben dürfen. Ferner sollen Herrenhotels für ledige Jahresbewohner und endlich Studentenhotels gegründet werden. Einer unserer Mitarbeiter hatte Gelegenheit, den Generalsekretär des Landesverbandes für Fremdenverkehr Landesoberinspektionsrat Fedor v. Gerenyi über diese Angelegenheit zu befragen, der sich darüber folgendermaßen äußerte:

„Die Anregung der Errichtung von Hotels für Herren mit ausschließlich männlicher Bedienung wäre gewiß mit Rücksicht auf die im Auslande gemachte Erfahrungen sehr in Erwägung zu ziehen, wenn nicht die durch den Krieg hervorgerufenen wesentlich veränderten Verhältnisse ernste Zweifel über die Durchführbarkeit eines solchen Projektes für die Zukunft auftauchen ließen. Eines der schwersten Folgeübel dieses Krieges wird zweifellos auf Jahre hinaus, der Männermangel sein und es ist daher kaum damit zu rechnen, daß es möglich sein wird, ausreichende geschulte männliche Hilfskräfte zu finden, um durch sie weibliche Hotelbedienstete zu ersetzen. Die männliche Bedienung ist gegenüber der weiblichen dann hochwertiger, wenn, wie dies speziell in England der Fall ist, ein vorzüglich geschultes Personal zur Verfügung steht. Derartige Leute sind aber sehr anspruchsvoll und verkaufen ihre persönliche Unabhängigkeit nur gegen, nach unseren Begriffen, exorbitante Entlohnungen. Der Diener in englischen Klubhotels ist in der Regel ein gelernter Kammerdiener oder Lakai, wie überhaupt in England, aber auch in Frankreich und Italien, die männliche Dienerschaft viel häufiger ist, als bei uns.

Die persönliche Bedienung in einem Hotel erfordert volle körperliche Leistungsfähigkeit. Man denke nur an einen Mann, welcher Stubenmädchendienste zu versehen hat, an den Zimmerkellner, der hundertmal im Tag die Treppen auf- und ablaufen muß, an den Lohndiener, dem hauptsächlich der Transport schwerer Gepäckstücke zufällt und man wird sofort begreifen, daß dieser Dienst durch Prothesenträger kaum wird zu versehen sein.

Nach meiner Ansicht wird dieser Krieg die persönliche Bedienung durch Bedienstete in den Hotels auf ein Minimum reduzieren und wir werden damit zu rechnen haben, wie es in Amerika der Fall ist, daß die persönliche Bedienung überhaupt, wie Kleider und Schuhe reinigen ꝛc., nicht mehr im Hotel wird vorgenommen werden oder nur in Ausnahmsfällen zu bedeutenden Tarifsätzen. Wir müssen überhaupt im allgemeinen nach diesem Krieg damit rechnen, daß die individuelle Behandlung auf allen Gebieten eine Art Luxussache werden wird und daß wir uns mit der Massenbehandlung nach schablonierem Muster werden abfinden müssen.

Der Gedanke der Ledigenhäuser ist bei uns für Minderbemittelte ebenso wie die Studentenheime, ersterer durch ein Ledigenheim und die zwei Männerheime für zirka 1400 Leute, letzterer durch das Studentenheim des Asylvereines in der Porzellangasse, bereits in die Tat umgesetzt und es bedarf nur der Ausgestaltung dieser Institutionen auch für den Mittelstand.

Die Zeit

6./IV. 1918

224

(Neue Werte.) Kleinigkeiten, die man früher nicht beachtete, unnütze Dinge, die man beiseite warf, gewinnen in diesen Tagen an Wert. Denn jetzt stellt eine Spule Zwirn einen Besitz dar, um den man beneidet wird, Zündhölzchenschachterln werden sorgsam als Unterzünder gesammelt und aus Zeitungspapier macht man Brikets. Eine ganze Reihe von Geschäften ist erstanden, die sich ausschließlich mit dem Ankauf von Wolle, Seide und Säcken befassen und staunenswerte Preise für jeden fadenscheinigen Lappen und jeden zerrissenen Strumpf bieten. Aber je höher die Preise steigen, um so mehr hüten wir uns, das wertvolle, unersetzliche Eigentum für wertloses, schnödes Geld hinzugeben. Zärtlich wickeln wir jedes Stückchen Spagat zusammen, wenn wir uns erst einmal überzeugt haben, daß es nicht aus Papier ist, und hochachtungsvoll machen wir aus einem alten Kohlensack ein neues Ausreibtuch. Die Löwenzahnblätter sind uns ein vielgesuchter Salat geworden, und der alte, farblose Wetterkragen, der schon seit zehn Jahren unbeachtet in der hintersten Ecke des riesigen Vorzimmerkastens hing, hat als Lodenkleidchen des Töchterchens eine unverhoffte Auferstehung gefeiert; das Futter des zerlumpten, tintenbeschmierten Bureaurockes war für die innere Ausstattung sehr gut zu verwenden. Aber die liebevolle Aufmerksamkeit für Abfälle aller Art geht noch viel weiter: Zahllose Wiener sind Schrebergärtner geworden und brauchen, damit die Erdäpfel wachsen und Kraut und Spinat gedeiht, Mist. Leider ist dieses Produkt tierischer Verdauung recht spärlich, und wer nicht einen Milchmeier zum Onkel hat, der ist in großen Nöten. Und so geschieht es denn, daß Menschen auf der Straße das suchen, was die Pferde verloren haben. Da zieht eine Frau ein Kinderwagerl, und zwei Mädeln eilen hurtig hin und her und sammeln mit Mistschaufeln die goldbraunen Aepfeln, bis das Wägelchen unter der befruchtenden Last ächzt. Ein alter Spatz aber, der noch die Zeiten kennt, da die Menschen den Pferdemist unbeachtet ließen, obwohl man in ihm die prächtigsten Haferkörner fand, sitzt auf einem frühlingsgrünen Ast und dreht verwundert das Köpfchen hin und her. Er staunt und begreift die Menschen und ihre Sorgen nicht, der glückliche Spatz.

Fremdenblatt

7./IV. 1918

Das unhöfliche Schaufenster.

Es hat einmal im Geschäftsleben eine große Rolle gespielt. Es war sozusagen das Auge, das um die Publikumsgunst zu buhlen, das mit der vorübergehenden. Nochnicht-Käuferin zu kokettieren hatte. Welche Sorgfalt hatte es sich um die Tadellosigkeit des Schaufensters angelegen sein lassen. Da war die Sucht überall am Platze, sich möglichst hervorzutun, auf jeden Fall zu bestechen und solche Absicht ward auf vielerlei Weise dokumentiert. Es hat bekanntlich ausgesprochene Künstler in diesem Fach gegeben, die sogenannten Auslagearrangeure, deren Obliegenheit gewesen ist, die Konkurrenz im allgemeinen, den Nachbarn im besonderen auszustechen, zu übertrumpfen, in Raserei zu versetzen. Der Auslagearrangeur mußte ein findiger Kopf sein, er mußte zeichnerischen Sinn, Vorliebe für das geschmackvolle Ornament besitzen, er mußte es verstehen, hier und dort einen Witz anzubringen, der den ernsten, gediegenen Eindruck natürlich nicht stören durfte. Er war zur steligen Originalität verpflichtet und zu vielem anderen. Wenn man nun bedenkt, daß diesem arrangierenden Mann, seiner leichten, ordnenden Hand alle beliebigen Schätze zur Verfügung gestanden haben, deren er sich nur zu bedienen brauchte, um sie hinter der Spiegelglasscheibe erglänzen zu lassen, wenn man jedoch ermißt, daß es all seinen Künsten nur ganz selten einmal gelungen ist, den Vorübergehenden zum Stehenbleiben zu veranlassen, so muß man wieder einmal feststellen, wie undankbar die Welt vor dem Kriege gewesen ist, da sie nicht gewußt hat, wie gut es ihr ergangen ist. Da hat es der Auslagearrangeur von heute weit besser, als damals, vor vier Jahren. Er muß sich der Neuartigkeit des zu ersinnenden Ornamentes wegen nicht mehr den Kopf zerbrechen. Ein Paar Hosenträger, formlos und ohne besondere Absicht in die Auslage geworfen, ist heute imstande, eine Menschenansammlung hervorzurufen — vorausgesetzt, daß die Hosenträger Gummibestandteile aufzuweisen haben. Ein Paar Strumpfbänder gar, hellrosa, mit Miniaturröschen geschmückt, wahre Orgien der Geschmacklosigkeit, die vordem kaum eine Zofe betrachtet hätte, ohne geringschätzig die Achseln zu zucken, ist heute imstande, die Herrin den Atem anhalten zu lassen.

Dem Auslagearrangeur aber geht es natürlich auch schlechter, als vor dem Kriege — weil er nämlich überflüssig und darum beschäftigungslos geworden ist. Es gibt nichts zu arrangieren. Was vorhanden ist, erhebt längst nicht mehr Anspruch darauf, wohlgefällig, in die Augen springend, vorbereitet und ausgebreitet zu werden. Es ist jedem Gegenstand und aller Warengattung ohne Unterschied gegeben, das Interesse des Vorübergehenden zu erwecken. Und das Schaufenster selbst hat ebenfalls seine frühere Bedeutung vollständig verloren. Es war einmal, daß es die Aufgabe besaß, das kauflustige Publikum anzulocken. Heute denkt kein Geschäftsinhaber mehr daran, die Leute in den Laden zu locken. Ebensowenig wie die Sommerfrischen sich den Zulauf der Kurbedürftigen gefallen lassen wollen. Wenn schon irgend etwas im Schaufenster prangt und paradiert, so befindet sich ein Kärtchen dabei, das die gewichtige Inschrift „Unverkäuflich" trägt. Man hat ja gar nicht um den Preis gefragt, man wäre mit jedem einverstanden gewesen, der gefordert worden wäre. Preiswert oder nicht: unverkäuflich lautet die finstere Weisung, die keinen Widerspruch verträgt und die den Neugierigen mitleidslos durch die Scheibe anblickt. Ganz gleichgiltig, ob es sich nun um einen gutaussehenden Stoff, um einen goldgelb prangenden Calvilleapfel oder um einen in riesenhaften Dimensionen gehaltenen eisernen Amboß handelt. Der eine ist ebensowenig verkäuflich, wie das andere. Zum Unterschied aber stehen die Leute dichtgedrängt vor dem Schaufenster, das, dem allgemeinen Zug der Zeit gehorchend, unhöflich geworden ist und all seine charmante Zuvorkommenheit verloren hat. Bescheidenheit und Demut ziert dagegen den Passanten, der sich der Tage, da das Schaufenster noch voll seidener und samtener Wunder gelegen, nur dunkel erinnert. Ein Büschel Rettige ist imstande, ihn zum Verweilen zu bringen. Zweifelvoll forscht der Blick, ob nicht etwa, unterm saftigen Blättergrün versteckt, der Zettel hervorlugt, der sein „Unverkäuflich" vorschmettert.

—k.

Reichspost
7./IV. 1918

* **Unser Alt-Wien entschwindet.** Unser liebes Alt-Wien entschwindet, die traulichen Straßenbilder von genügsamer Enge erweitern sich zu schnurgeraden Häuserreihen, durch deren Zeile der Wind pfeift, und die anheimelnden alten Häuser machen Platz gewaltigen Zinsburgen von äußerster Raumausnützung. Die in ihrer winkeligen Ungeradheit uns so teuren alten Plätze verziehen sich zu scharfeckigen Gebilden. Aus Alt-Wien wird Neu-Wien. Aus der Heimat der alten Freuden und Sorgen wächst eine Heimstätte empor für neue Freuden, für neue Sorgen, eine Heimstätte mit anderem Gesicht. Und das ist natürlich, denn eine jede Riesenstadt gleicht darin dem Proteus der altgriechischen Sage, der seine Gestalt fortwährend wechselt. Aber während der Zeitgeist uns mit sich fortreißt, wenden wir noch einmal das Haupt zurück nach der Stätte, die wir verlassen, nach der Stätte, wo frühere Generationen mit ihren Freuden und Sorgen gehaust haben. So ist es in Wien, so auch in Berlin, in Paris und den anderen Riesenstädten Europas. Ueberall suchen pietätvolle Nachfahren die Verbindung mit Vergangenheit aufrechtzuerhalten und pflegen alte Erinnerungen von ortsgeschichtlicher Bedeutung durch Anbringung von Denkmälern und Gedenktafeln. In geradezu mustergültiger Weise hat die ungarische Hauptstadt, deren Bevölkerungszahl sich rasch der Million nähert, in ihrem Bilde Altes und Neues gemischt, der alte Festungsbezirk von Ofen wurde sinngemäß ausgebaut und durch Neubauten verschönert, Straßen und Häuser nach den Absichten früherer Bauherren getreulich weiter gebaut. In Wien spricht allerdings ein Faktor mit, der bei kleineren Orten weniger in Betracht kommt, der hohe Bodenwert, und dieser heischt eine möglichst praktische Ausnützung des Stadtgebietes, leider selbst auf Kosten aller anderen schöngeistigen Rücksichten. So müssen wir uns mit Bedauern da hineinfinden, daß der überaus charakteristische Blick von der alten Laimgrube hinauf über einen steilen grünen Gang zum Polizeigebäude von St. Theobald auf der Höhe der Mariahilferstraße uns verloren gegangen ist — er hätte sich vielleicht unter günstigeren Verhältnissen als Alt-Wiener Wahrzeichen erhalten lassen. Großen Städten mit hohem Grundwerte ist es nicht gegeben, ganze Straßenzüge, und wären sie noch so bezeichnend und eigenartig, zu verewigen, doch dürfte es immerhin möglich sein, daß Stadtverwaltungen besonders charakteristische Häuser der verschiedenen Stilgattungen ankaufen und in ihrem Besitze dauernd behalten, während dieser Zeit stilgemäß renovieren und bewohnbar erhalten. So verblieben uns lehrreiche Musterbeispiele des häuslichen Lebens von Alt-Wien. Aber auch die dem Abbruche bestimmten Häuser müssen uns nicht unbedingt verloren gehen, wenn die Verordnung erlassen würde, daß bei jedem Um- oder Neubau eines charakteristischen Hauses von der früheren Gestalt des Hauses ein Aquarell den städtischen Sammlungen vorgelegt werden müßte. So käme allmählich eine Sammlung von Alt-Wiener Ansichten zustande, ohne den neuen Bauherrn sehr zu belasten, denn neben der Größe der Bauauslagen kämen ein- bis zweihundert Kronen als Honorar des ausführenden Künstlers wenig in Betracht und es würde gleichzeitig dem nur allzu oft finanziell schwach fundierten und doch so Schönes leistenden Wiener Künstlerstande ausgiebig geholfen werden. Schließlich möchte ich beantragen, daß durch eine eigene Verordnung die Bauherren verhalten werden, im Falle von Um- und Neubauten die bei den Bauobjekten gefundenen größeren und kleineren Standbilder und Figuren, Wahrzeichen und Embleme in den Neubau einzubauen. So werden wir erreichen, daß der restlos vorwärts eilende, nur auf die Befriedigung des Zweckdienlichkeitssinnes bedachte Zeitgeist, wenn er uns auch im großen die Straßenbilder wegnimmt und auch dabei — nebenbei bemerkt — von den Folgen so mancher Vernachlässigung seitens früherer Geschlechter befreit, uns wenigstens Erinnerungen an ein vergangenes und, wie es scheint, gemütlicheres Wien lassen muß. Der Idealist würde dazu sagen: „Wir haben vom prunkenden Neu-Wien zum freundlichen Alt-Wien eine Brücke geschlagen."

C. v. P.

Im Stammbeisl.

„D' Osterfeiertäg' hat 's so ziemli verregn't," sagte Spannagl, „net als a ganza, aber zur Halbscheit."

„Was manchem recht g'legen kommen is," ergänzte Oberberger; „in trühere Jahr' is doch allemal a groß's Lamento g'west, wann 's am Ostersonntag g'regn't oder g'schneibt hat, weil si dazumal a jed's was vorg'nommen g'habt hat; dös is dann zu Wasser g'word'n oder eing'fror'n. Heut' z' Tag' is 's an eher recht, wann 's an so an hohen Feiertag' schütt'; ma kriegt dann wenigstens kan Gusto auf a Osterrai' und am Dahambleib'n liegt an nix dran. So ändern si d' Zeiten."

„Anno dazumal hat 's bei so aner G'legenheit immer g'haßen: „Mein Gott! D' armen Wirt'!" sagte Schwasser, „und damit hat ma d' Wirt im Prater und in den Urtschaften um Wien herum g'mant, die der heilige Petrus um ihner G'schäft 'bracht hat. Heut' tan d' Wirt froh, wann eahm d' Gäst in Ruh' lassen; hab'n tun i' nix umadum und wann 's Lokäul leer is, gibt 's wenigstens kane Verdrießlichkeiten net. Mit an Wurt: A ganz und gar umdrahte Welturtnung!"

Stichler hatte zugehört und gelegentlich etwas dazwischen gebrummt; jetzt sagte er:

„Mit die Wirt, die nix hab'n, hör' ma nur auf. Wann i in der Stadt bei die noblichen Gasthäuser — pardon, Restaurants! — vorüber geh', werd' i jed'smal fuchsteufelswild. Da drinn tressen und lauten si d' Herrschaften, denen 's auf an Fuiz'ger mehr oder weniger net ankommt, akkurat so an, wie in der schönsten Friedenszeit. 's neuche Fleischa'jetz hat 's auf die Wirt b'sonders scharf, dös waß i; aber d' Herr'n Kriegsgewinner g'spür'n nix davon, für die wird alleweil g'surgt und um ihner gut's Papperl braucht eahner net bang' z' sein. Nur unseraner, der jedes Sechserl erst zwamol umdrah'n muß, bevor er 's ausgibt, der g'spürt 's."

„Richti! Unterschreib' i von A bis Z," bekräftigte Spannagl.

„I möcht' den seh'n," meinte Oberberger, „der was dös net bekräftigt. Dös is do a alte Haub'n!"

„An'n kenn' i," bemerkte Stichler spitzig, „er is a meiniger Freund und heißt — Schwasser."

Schwasser fuhr auf, als er seinen Namen nennen hörte.

„Narrentattel!" brummte er, „mi manst?"

„Ja, Di man i," sagte Stichler, „Du hamlicher Kriegsverdiener und Kapitalist. Du. Glaubst, i waß net, daß bei Dir daham 's Speis'kammerl bis zum Rand' mit Lebensmitteln ang'füllt is?"

„Geh', lass' Di net auslachen!" erwiderte Schwasser und lachte. „I hab' meine paar Netsch und die gib i aufs Essen aus, dös is wahr. Das tu' aber net i allani, sondern a jeder. Soll' i mit der behördlichen Ration derhungern? Fallt ma net ein; und nachdem ma auf 'n g'rad'n Weg nix kriagt, laut' i ma mei Sach' auf 'n Umadumweg. Dös is so klar wie Stiefelwichs."

„Traurt, aber wahr," sagte Spannagl seufzend, „daß der Schleichhandel heut' 's anzige is, was an no hin und wieder außareißt."

„'s anzige Mittel, um durchz'halten," sagte Schwasser; „i sag' 's wie 's is: I für mei Person bin auf d' Schleichhändler gar net so bös'. Sie hau'n an'n zwar übers Ohr, aber ma kriagt wenigstens sei Sach' bei eahna. Der Staat is a anständiger G'schättsmann — all's was recht is —; er verkauft nur zum Höchstpreis, aber dafür hat er umadum nix und mißt an d' Sachen halbdekaweis' zu. Dös is der Unterschied."

„All's sehr schön," sagte Stichler, „aber so wie Du kann eben nur a Mensch reden, der si 's leisten kann. A jeder is net so guat dran wie Du."

„Wann 's Dir an G'spaß macht, mi für an verkleideten Vanderbilt z' halten — guat, is ma recht," sagte Schwasser achselzuckend; „wer mi kennt, der waß, daß i net viel hab'. Und dös bisserl vertriß i eb'n. 's Geld kann i net essen und von d' Guldenzetteln werd' i net satt; bevor i Hunger leid', gib i lieber sechs Gulden für an Kilo Mehl her und für a Ei sufz'g Kreuzer. Dös is mei Standpunkt."

„Und aner, den heut' gar viele hab'n," sagte Oberberger, „net nur d' Reichen, die si 's leisten können, a d' Armitschkerln, denen 's schwer g'nug wird. Eh' s' vor der leeren Schüssel sitzen, gibt jeder seine letzten paar Netsch her und wirft s' den Schleichhändlern in 'n Rachen. Traurt' — aber wahr! Und wie das no weiter werden soll, das waß ka Mensch. 's Geld rinnt an' zwischen d' Finger durch, und für was früher a Fünfer g'lengt hat, braucht ma heut' an Fuiz'ger. Manchsmal wird an' ganz angst und bang."

„Wer fuiz'gmal so viel verdient wie früher, der is guat dran," sagte Spannagl, aber unserans ..."

„Dös is 's, wa mi am meisten in d' Hitz' bringt," sagte Oberberger, „daß 's immer no ihner so viele gibt, die si all's leisten können, aber scho all's. I für mein Person hab' mir 's Haklsein längst abg'wöhnt, beim Essen, beim Anziag'n, bei allem. Aus mein g'flickten G'wand mach' i mir nix draus; der Schiach geht mi erst an, wann i d' ausg'stopften Mannsbilder und Weiberleut' auf der Gassen seh', denen ma d' Kriegsg'winner scho von der weiten am Nasenspitzel ankennt. A Gleichmäßigkeit sollt' sein, meine Herr'n! Von d' Kriegsfurgen sollt' auf gleiche Weise a jed's sein Pinkerl trag'n, dann kommt auf'n anzelnen net so viel."

„Dös hob' i ma a scho mannigsmal denkt," sagte Stichler, „warum denn dös net sein kann, daß si' alle anfach und b'scheiden anziag'n im vierten Kriegsjahr. Dös müßt net sein, daß d' Weiber von die Kriegsg'winner so aufdonnert daherkommen, als ob s' sagen möchten: „Von mir aus kann der Krieg zehn Jahr a no dauern, mir kann nix g'scheg'n!" I geh' am liebsten gar nimmer in d' Stadt eina, i gift mi nur auf Schritt und Tritt."

„I ebenfalls," erwiderte Oberberger, „über d' Menschen und — Menscherln, denen i begegn', und über d' Auslagen, in die i einschau. D' Meinige und 's Madel, die Hascher, braucheten jetzt 'n im Fruahjahr, wo d' Sonn' recht hell zum Scheina anfangt, a bisserl was zum Anziag'n, wie an' Bissen Brot. Aber woher 's Geld dafür nehma, wann net stehl'n? A Blusen, die früher fünf Gulden kost't hat, is unter fufzig net z' hab'n, a ganz's Kleid kost zwahundert, dreihundert, a dünn's Flöhjankerl hundertfufzig ... Und so geht dös fort in dera Tonart."

„Sieast, in der Hinsicht sein mir Jungg'sellen wieder besser d'ran," sagte Schwasser, indem er an manche Ermahnung zum Heiraten anknüpfte, die der Senior der Tischrunde ihm vor den anderen schon erteilt hatte.

„Dös is aber a 's anzige," sagte Oberberger, „sonst geht nix über an' Hausstand in dera schweren Zeit. Daham kriagt ma nix, aber dös wenigstens sicher; im Wirtshaus kann 's Dir passier'n, daß D' heut' oder morg'n gar nix mehr kriagst. Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

Ö.W. 1918

Neues Pester Journal 230
7. IV. 1918

Budapester Spaziergänge.

— Geld. —

Einst sagte man: Geld allein macht nicht glücklich, man muß es auch haben. Wie sehr dieses Schlagwort auf kurzen Beinen geht, mag unsere Zeit beweisen, wo die Leute so viel mehr Geld als früher haben und umso vieles weniger glücklich sind als vordem. Geld, — wer hat es heute nicht, wo alles teuer bezahlt werden muß und die Unterbindung des internationalen Geldverkehrs die Noten zwingt, im Lande zu bleiben? Geld hat heute jedermann, zugleich mit der schweren Sorge, es nach seinem Verlangen und Bedürfnis auszugeben. Was bleibt mir heute, da ich in Budapest mir nicht ein Paar Schuhe aufzutreiben vermag, anderes übrig, als mein Geld in Theaterkarten zu verbrauchen und das Aergernis des Tages in abendlichen Zerstreuungen zu ersticken? Bitte, meine Gnädigste, schauen Sie sich doch einmal die Schuhe unserer eifrigsten Theaterbesucher von heute an und Sie werden sofort begreifen, warum die Kunst neuestens besseren Absatz findet als die Fußbekleidung ihrer Enthusiasten. Die mit jedem Tage sich steigernde Komplizierung der Versorgung und Beschaffung der notwendigsten Materialien hat dem Abflußbette des Geldes ganz andere Richtungen gegeben, und dagegen vermag selbst ein Rothschild nicht anzukämpfen, wenn auch er eines Tages entdecken sollte, daß er nur Geld, aber nicht auch genug Hemden mehr zu wechseln hat. So mußte sich denn das Bedürfnis des Geldausgebens allgemach nach anderen Ventilen umschauen und zugleich die absonderlichsten Wertverschiebungen schaffen. Das Mißverhältnis in unserer Gebarung mit dem Gelde wird immer krasser, und es ist ganz unglaublich, wofür und welchen Ortes wir heute schon skrupellos unser Geld anbringen.

Die aller Logik spottende, krankhafte Neigung der Menschen, aus überflüssigem Gelde noch mehr zu machen, mag wohl zunächst die Ursache sein, daß wieder einmal das Spiel bei uns en vogue ist und die Menschheit förmlich vom Spielteufel besessen zu sein scheint. Fast jeder Tag bringt Enthüllungen über unerhörtes Hazardieren in Spielklubs und Kasinos und zur Abwechslung wird wieder einmal der Ruf nach polizeilicher Intervention gegenüber diesem Treiben in den Spielklubs laut. Keine Woche vergeht ohne Spielskandale und wieder einmal taucht der Bankbeamte als Anklagebankbeamter in der Chronik des Tages auf. Nachdem die Börse, die vor kurzem noch so verlockende Gewinnstkonjunkturen bot, sich auf Konservatismus eingeschworen hat und noch nicht aufgelegt zu sein scheint, Seitensprünge zu machen, hat sich das große Budapester Spielerheer auf den Bakkaratttisch gestürzt und fordert hier das Glück des Zufalls heraus. Wie sich früher die heterogensten, dem regulären Börsenverkehr fremdesten Elemente zum Börsenspiel heandrängten, so hat sich neuestens auch der Kreis der Hazardspieler bei uns mächtig erweitert. Denn man soll nicht etwa glauben, daß nur in Klubs, Vereinen und Kaffeehäusern bei uns Hazard gespielt wird. Auch in Privathäusern unserer besseren Gesellschaft ist der Spieltisch ein stark frequentiertes Möbelstück geworden und auch unsere Damen lassen sich in bezug auf die Höhe der Einsätze nicht spotten. Die Zeit, in der man Lebensmittel, Toiletten, Schmuck, Bilder und Antiquitäten horrend überzahlt, hat diesen Herrschaften noch immer genug Geld übrig gelassen, auch den Spieleinsatz beträchtlich zu erhöhen. Und weil man das Geld heute eben nicht vernünftig auszugeben vermag, so opfert man es auf den Altären der Unvernunft. Einen solchen Altar wird demnächst überdies auch der Jockeyklub errichten, der seine diesjährigen Turfveranstaltungen bereits verlautbaren und die wettende Menschheit wissen läßt, daß er die Totalisateurkassen für höhere Wettsätze zur Bequemlichkeit eines verehrlichen Publikums zu vermehren so gütig war.

Ach, wir leben eine sonderbare Zeit! In den hauptstädtischen Theatern und Unterhaltungslokalen ist es allabendlich gesteckt voll, in den diversen Budapester Spielhöllen werden täglich enorme Summen verloren und gewonnen, der Turf ladet soeben zu neuen Unternehmungen ein, die Großbanken weisen glänzende Jahresverdienste aus, und die Menschheit jammert, der Weltkrieg richte sie zugrunde. Wer kennt sich da aus? Schwimmen wir im Gelde oder in Schulden? Gibt es eine Kriegsnot, wo die Behörde angerufen werden muß gegen den Leichtsinn der Bevölkerung einzuschreiten, wo sich erst Parteikämpfe darüber abspielen müssen, ob in einem hauptstädtischen Kasino das Hazardspiel gestattet sei oder nicht, und wo die Leute sämtliche Theaterkassen stürmen, um sich für die Not des Tages schadlos zu halten? Vergebens suche ich das Problem zu lösen. Ich habe für die Misèren des Geldüberflusses wohl nie das richtige Verständnis gehabt, denn von den Segnungen der Banknotenpresse hat ein schlichter Arbeiter der Druckerpresse nur recht vage Erfahrungen. Allein ich sehe, daß die anderen um mich herum das Geld haben und dabei am lautesten in dem Jammer über die Not der Zeit sind. Daß wie noch nie vorher die Menschheit nach Golde drängt und am Golde hängt, um es nur recht rasch wieder los zu werden. Schmerzlich empfinde ich es gerade in diesen Tagen, da bei uns so hoch gespielt und so leicht verloren wird, nicht zu den gewinnenden Persönlichkeiten dieser Stadt zu zählen. Dann ließe ich die schönen Künste links liegen und stürzte mich sofort in das Abenteuer einer Schuhbestellung...

Österr. Volkszeitung
7. IV. 1918
231

„Veigerln g'fällig?" Wer erinnert sich nicht noch der reschen, rundlichen Frauen, die zur Frühlingszeit ihre Veilchen anboten? Sie waren Straßenfiguren, wie Fiaker, Wasserer und Werkelmann, und das lenzgeschmückte Wien durfte ihrer nicht entraten. Vor ein paar Tagen war 's — schreibt uns ein Freund des Blattes — da ertönte es wieder, das mundartlich anheimelnde „Veigerln g'fällig?" War es die laue Luft, war es die Freude an der Sonne oder war es die Annehmlichkeit, den Winterrock, der durch vier Kriegsjahre tapfer standgehalten hatte, endlich ablegen zu können — kurzum, ich entschloß mich, nach dem Preis zu fragen. Das nun folgende Zwiegespräch bemühe ich mich wortgetreu wiederzugeben. „Drei Kronen kost' dös Büscherl!" — „So — drei Kronen — sind das vielleicht ungarische Veilchen?" — „Na, aus 'n Prater san 's (dabei trifft mich ein recht herber Blick, der mir Veranlassung gibt, den „Zugereisten" zu spielen und höchste Harmlosigkeit zu markieren.) Wie kommt es, daß diese Blumen, die doch mit dem Krieg nichts zu tun haben, so sehr im Preis gestiegen sind; früher einmal hat man die Veilchen um zehn Heller bekommen?" „Ja, dös war amol, zu dera Zeit hat a a Schusterlaberl zwa Kreuzer 'kost'". — „Aber ich sehe nicht ein, wie das zu den Veilchen kommt, das Mehl ist rar, das Fleisch ist rar, aber die Veilchen wachsen im Wienerwald so wie früher!"

„Krall'n S' auffi in Wienerwald, wo s' wachsen tan, bei mir kost' dös Büscherl drei Kronen." — „Schon recht, Veilchen sind ja ein Luxusartikel, aber ich möchte doch gern wissen, wie sich diese Preissteigerung begründen läßt; man muß sich doch nur bücken." — „Mei liaber Herr, früher amal da hat ma si um zehn Heller buckt und hat dö Veigerln klaubt, hiazt, wann i mi amal buck, da kost's drei Kronen." — Sprach's, betrachtete meinen Winterrock, der in seinen Ausläufern keinen kriegsgewinnerischen Eindruck machte, mit höhnischen Blicken, wandte sich um und rief einer Dame, die den Nerzkragen hochaufgestülpt trug und deren kurze Röcke einen kostbaren hohen Schuh sehen und einen prachtvollen Seidenstrumpf ahnen ließen, ihr herzgewinnendes „Veigerln gefällig?" zu.

8/IV. 1918

233

* (Nach dem Nachtmahl.) So lautet die aktuelle Einladung. „Herr und Frau Soundso bitten Herrn Doktor Soundso, ihnen Montag oder Dienstag den ...., nach dem Nachtmahl das Vergnügen seines Besuches zu machen." Gastfreundlich klingt das gerade nicht. Was aber soll man tun, wenn man seine Freunde doch zu sehen wünscht und beim Fleischhauer kein Fleisch und beim Bäcker kein Brot bekommt? Man weiß allerdings, daß im Verlaufe des heurigen Winters in Wien manch eine Gesellschaft gegeben wurde, und daß es sogar an Hausbällen, mit reich bestellten Bufetts und Jausen mit wohlgedeckten Teetischen nicht fehlte. Das aber sind, wie nicht anders möglich, nur vereinzelte Fälle geblieben, in denen wohl ungarische Vettern oder stolze Selbstversorger aushalfen. Billigen konnte man solche Massenverschwendungen von Lebensmitteln nicht; wer gewissenhaft ist, spart gegenwärtig mit Eßwaren, und so ist es auch richtig, wenn man seine Freunde „nach dem Nachtmahl" bittet. Eine Tasse Tee und etwas zum „Zubeißen", wie der Fachausdruck lautet, oder ein Glas Wein, findet sich nach dem Nachtmahl noch immer; man kann beisammen bleiben und sich unterhalten, namentlich wenn man jung ist und es versteht, die Sorgen wenigstens auf einige Stunden unter Gemütsverschluß zu halten. Anfangs haben sich die Hausfrauen, gerade die gastfreundlichen, davor gescheut, Einladungen nach dem Nachtmahl ergehen zu lassen. Schließlich sahen sie jedoch ein, daß ihnen nicht viel andres übrig blieb, wenn sie den Kontakt mit ihren Freunden nicht völlig verlieren wollten. Wo sollte man sich sonst treffen? Die Männer werden lange im Beruf festgehalten, und die Gasthäuser, wie man weiß, früh gesperrt. Den Sonntag verbringt man gern im Freien, abgesehen davon, daß man auch zur Jausenzeit nicht hungrig beisammensitzen will, und der Mangel an Zucker und Tee, an Brot und an Mehl zu Süßigkeiten, erlaubt nicht einmal das Vorsetzen einer bescheidenen Jause. So wurde denn die Geselligkeit nach dem Nachtmahl Mode. Das besagte Glas Wein, Musik und Freude am Beisammensein — das ist die Abendgesellschaft von heute, der „Gesellschaftsersatz". Die Intimen des Hauses bringen sich mitunter auch ihr Nachtmahl mit, so wie man es in Altwiener Tagen beim Picknick im Walde, beim Agnesbründl, auf der Jägerwiese oder am Kahlenberg zu machen pflegte, wo man sich bekanntlich auch ohne Pasteten, Lachs, Kaviar und Poulards glänzend unterhielt. Wir müssen eben wieder in unsern Lebensbedürfnissen harmloser werden. Selbst wenn die Hausfrau wieder und ohne Gewissensbisse zum Nachtmahl wird einladen können, dürfte man in absehbarer Zeit kaum an die vor dem Kriege obligaten sechs oder acht Gänge denken. Denn im Ueberfluß an Lebensmitteln wird man ja noch geraume Weile nach dem Frieden nicht schwelgen. Vorläufig bleiben, bis es uns von neuem gut geht, die Einladungen „nach dem Nachtmahl" modern.

Die Zeit
9./IV. 1918

234

(Frühaufstehen.) In Vor-Kriegszeiten war das immer ein heikler Punkt des Familienlebens. Nirgends wichen Theorie und Praxis weiter voneinander ab. Denn im Prinzip, o, im Prinzip, da war es Ehrenpflicht für jede Dame, mit Gatten und Kindern zugleich aufzustehen und dem Abmarsch in Bureau und Schule gewissenhaft beizuwohnen. Keine besorgte Gattin und Mutter hätte sich dieses Recht nehmen lassen. Natürlich gab es Ausnahmsfälle. Nur engherzige Pedanten könnten die Berechtigung von Ausnahmen leugnen. Wenn sich manchesmal drei, vier, fünf oder auch sechs in einer Woche zusammenfanden, so war das eine Tücke des Schicksals, für die kein Mensch verantwortlich gemacht werden konnte. Daß man, wenn man sich sechsmal in der Woche dergestalt im Prinzip um sieben Uhr erhoben hatte, den Tag des Herrn zum gründlichen Ausruhen benützte, schon um die Kinder nicht zu beschämen, die sich bis halb zehn im Bett herumwälzten oder Polsterschlachten schlugen, das gehörte selbstverständlich zur Hauseinteilung, der heiligen und unverbrüchlichen. Immerhin erschien aber die Dame schon um elf Uhr tadellos frisiert und angekleidet, war also um eine gute Stunde früher „sichtbar" als die Pariserin. Man hielt sich daher mit Fug und Recht in Wien für matinal. Der Krieg hat so ziemlich alle Hausfrauen eines Besseren belehrt. Schon die Einführung der grausamen Sommerszeit war geeignet, uns zu erziehen. Dann kam der Brombeertee. Tee im Bett zu „schlürfen", wäre eine Stillosigkeit, die um so unverzeihlicher wäre, als sie durch Saccharin und Numersatz oder Zitronolin verschärft wird. Ueberdies ist es mit der neuen Hauseinteilung unvereinbar. Denn die ist zwar weniger heilig und gottgewollt, wird aber besser eingehalten. Verstöße gegen sie rächen sich an jenem Organ, das wir allmählich als das edelste der Menschen verehren lernen: am Magen. Denn gegenwärtig hat die Morgenstunde zwar sehr selten Gold im Munde, wohl aber mitunter ein Stückchen Rindfleisch. Oder wenigstens die süße Genugtuung, daß man noch zurecht kommt, um das letzte Knochenbröselchen in der Marktasche einer gierigen Vordermännin verschwinden zu sehen. Der felsenfeste Vorsatz, am nächsten Morgen bestimmt eine halbe Stunde vor der Konkurrenz da zu sein, erwacht in siebenundfünfzig Frauenherzen, deren Inhaberinnen eilfertig zur „Kräutlerin" laufen, um zu retten, was zu retten ist. Es sind meistens Wruken. Am nächsten Morgen wiederholt sich dasselbe schöne Spiel mit Verschiebung von einer halben Stunde. Der eingerückte Gatte, der zur phantastischen Morgenstunde vor sechs Uhr schon den schlaftrunkenen Hausbesorger aus süßen Träumen schrecken muß, wird bald der Begleitung seiner besseren Hälfte teilhaftig. Natürlich nützt die Kraftanstrengung nicht das mindeste. Wer heutzutage Rindfleisch haben will, der muß früher aufstehen. Nur wenn es einen Ausflug gilt, dann kann sich die geplagte Familie erholen. Denn da muß nicht gekocht werden. Und so mag es vorkommen, daß manche Dame schüchtern vorschlägt: Gehen wir doch Sonntag auf die Rax. Ich möcht' mich wirklich wieder einmal ausschlafen!

Neues Wiener Tagblatt Abend
10. IV. 1918
235

* („Da gibt es nichts zum Wundern.") Wird einmal dieser Krieg vorüber sein und werden wir wieder Menschen in der guten alten Weise sein dürfen, wo jeder so viel Brot essen konnte, wie er wollte, dann wird uns neben so manchen andern die unverwischbare Erinnerung davon verbleiben, welch wahrhaft ungeheure und verblüffende Wandlung in der Schätzung der für das Leben nötigen Dinge eingetreten ist. Gegenstände, die früher beinahe achtlos zur Seite geschoben wurden, weil sie selbst für die Rumpelkammer und für den Bodenkram zu schlecht waren, sind zu gesuchten Dingen geworden, für die man Preise fordert und hingibt, die man aber auch heutzutage mit einer Leidenschaft stehlen sieht, als wären es Kostbarkeiten aus Luxusgeschäften. Früher jagten die Diebe und Einbrecher nach Geld, Gold, Papieren, Edelsteinen, Spitzen, Gemälden usw. Wollte man heute einen Katalog der aus dem Gesichtspunkte des Diebstahls „nutzbringenden" Gegenstände anlegen, es käme ein wirklicher Band heraus. Da sind alle Arten von Metall, alle Arten von Gummi-, Leder- und andern Artikeln, Seiden, Papier, Zigarren sowie alles, was zur Bekleidung und Ernährung dient. Ja wer weiß, ob sich da nicht auch schon Spezialisten herausgebildet haben, die bloß aus Zwirn, Schnürriemen und dergleichen ihren gehörigen Nutzen gezogen haben. Und daß das Geschäft der gewissen Herren, die den Breitenwiesers jetzt seit so vielen Monaten die Dietriche und sonstigen Einbruchswerkzeuge liefern, flott gegangen ist, liegt auch auf der Hand. Von all den verschiedenen Arten von Lebensmitteln nicht zu reden, nach denen, ach, überall immer dringendere Nachfrage besteht, kurz, auf ein ganzes riesiges Gebiet von Gegenständen erstreckt sich heute die Aufmerksamkeit der Diebe; aber dabei kommt man doch immer wieder auf Dinge, von denen es ganz unverständlich ist, daß sich die Gier auch nach ihnen verirrt. Sollte man es glauben, daß es Leute gibt, die heimlich in mühsamer Arbeit die — Aschenschalen in den Eisenbahnwaggons abschrauben? Oder die die Lederüberzüge in den Waggons zweiter Klasse herausschneiden, die Hörrohre an den in Straßen und Durchgangshäusern aufgestellten Fernsprechern zerstören, die Teilnehmerverzeichnisse in den Fernsprechkammern, die Türklinken, die Fußabstreifer vor den Wohnungen stehlen — das alles sind Dinge, deren Wert der Diebssinn erst jetzt im Kriege entdeckt hat. Niemals zuvor wurden aber auch so viele Hühner und Gänse und — Hunde gestohlen, so daß man ruhig sagen kann: stärker als so manche Macht hat der Diebstahl heute wirklich alles „erfaßt". Etwas Erstaunliches gibt es aber doch noch! Dieser Tage bemerkte eine Dame, daß ihre schöne, wertvolle Uhr im Speisezimmer plötzlich stillestand, trotzdem sie vor kurzem erst mit ziemlichen Kosten repariert worden war. Darauf setzte sich die Dame an ihren Schreibtisch — auch da war die hübsche kleine Uhr verdorben; und — aller guten Dinge sind drei — welch ein Zusammentreffen: auch die in der Küche hängende Uhr stand still! Was tun? Die Dame ließ den Uhrmacher holen, der die drei Uhren untersuchte. Dann sagte er lachend: „Gnädige Frau, da gibt es nichts zum wundern: wenn die Federn aus den drei Uhren einfach herausgestohlen wurden, gehen sie natürlich nicht."

Die Zeit
10./IV. 1918

Neue Einkaufsquellen.

Rückwirkungen der Teuerung.

Vorstadtgeschäfte erfreuten sich vor dem Kriege bei den Frauen der besser situierten Kreise keiner allzu großen Beliebtheit. Vielleicht war es nur ein Vorurteil, an dem aber die oft ganz leistungsfähigen Firmen, besonders jene der Bekleidungsbranche, schwer zu leiden hatten. Man fand eben, daß nur die Geschäfte im Zentrum der Stadt und in den Geschäftsvierteln passende Waren führten. Veranstaltungen von Okkasionsverkäufen, um den Warenumsatz zu beschleunigen, führten zwar dazu, daß die Frauen auch dann und wann in der Vorstadt Stoffreste, Bänder und Spitzen billig erstanden, um diesen Tand dann jahrelang im Kasten aufzubewahren. Im allgemeinen aber war so ein Vorstadtgeschäft meist ohne größeren Schwung. Es führte ein still-beschauliches Dasein und entbehrte der eigentlichen Lockmittel. Es gab sich auch gar nicht sonderliche Mühe, im rasenden Wettlauf der Moderichtungen mit den großen Geschäften des Zentrums oder der bevorzugten Geschäftsviertel in Konkurrenz zu treten. Hatte sich die bodenständige treue Vorstadtkundschaft ein Kostüm aus haltbarem Material verschafft, dann trug es die brave Mittelstandsfrau jahrein, jahraus, ohne sich viel Sorgen darum zu machen, ob die Mode gerade die engen oder die weiten Röcke bevorzuge, oder ob die Jacken lang oder kurz, anschließend oder lose gearbeitet wurden.

Aus diesem Grunde war auch bisher der Warenumsatz der Vorstadtgeschäfte ein relativ geringer, und die Preise stellten sich draußen tatsächlich zumeist etwas höher als in den großen Niederlagen in der Stadt, weil sich eben in der weniger anspruchsvollen Vorstadt das im Warenlager festliegende Kapital nicht so schnell verzinsen konnte. Nach den ersten Kriegsjahren aber vollzog sich langsam ein interessanter Wandel, der sich heute bereits ganz augenfällig zu erkennen gibt. Im Zentrum der Stadt wurden die ursprünglich ungeheuer großen Vorräte immer kleiner, die Auswahl immer knapper, dafür aber die Preise immer teurer. Das Publikum verfolgte mit scharfer Aufmerksamkeit das steigende Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage und zögerte nicht, resolut aus dieser Wahrnehmung radikale Konsequenzen zu ziehen. Es begann nach neuen Einkaufsquellen Ausschau zu halten, es erinnerte sich daran, daß es ja rings um das Stadtzentrum herum, ja sogar draußen in der richtigen Vorstadt auch noch Geschäfte gebe. Es begann der Zug aus der Stadt hinaus nach den Bezirken im Norden, Süden und Osten. Und siehe da! Man fand in seiner nächsten Nähe, in den von der Hamsterei der Modedamen nicht heimgesuchten Vorstadtgeschäften noch viele alte, gute Ware. Unser durch allzu viel Neuheiten nicht verwöhntes Auge bleibt jetzt, und zwar außerhalb der Innern Stadt, oft genug entzückt an den dort ausgestellten Geweben haften. Bald fesselt das Auge der Käuferin da ein hübscher dunkler Faille mit eingestickten Biedermeierblümchen, bald dort wieder ein Tüllstoff mit modernster bunter Stickerei, dann wieder ein jetzt außerordentlich seltener, gestickter Schweizer Batist oder der vielgesuchte Cloth, ein Baumwollstoff, aus dem die Bureauschürzen und praktischen Unterröcke gemacht werden. Ein findiger Kopf verarbeitet die roten, blauen und grünen Kretonne zu Aufputzlitzen auf Schürzen und Unterröcke. Gute Wirkwaren, nicht allerletzten Datums, jedoch aus echter Wolle, sind auch nicht zu verachten. Man hat sich bereits daran gewöhnt, dergleichen rar gewordene Dinge in den Vorstädten aufzusuchen, und fast will es scheinen, als ob man sie draußen leichter und rascher fände als im Geschäftszentrum.

Freilich, die Preise sind durchaus nicht vorstädtisch. Sie haben sich leider den herrschenden Verhältnissen angepaßt. Kein Wunder, denn der Kundenkreis der Vorstadtgeschäfte rekrutiert sich jetzt aus ziemlich geldkräftigen Kreisen, zu denen nun auch manche Arbeiterkategorien, deren Angehörige ihre Familien aufs beste herausstaffieren, gehören, während, nach glaubwürdigen Mitteilungen der Geschäftsinhaber, die kleinere Beamtenschaft vollständig aus den Reihen der Luxuskonsumenten verschwunden ist. Es wäre interessant, zu wissen, ob nach dem Kriege, wenn der erste Warenhunger gestillt sein wird, die jetzt angebrochenen goldenen Tage der Vorstadtgeschäfte noch fortdauern werden oder ob der kleinere Konfektionär über kurz oder lang wieder in den früheren Zustand ohnmächtiger Lethargie zurücksinken wird.

Fremdenblatt
11./IV. 1918

237

* (**Nebenbeschäftigung.**) Früher einmal war es manchem um die Hauptbeschäftigung zu tun gewesen, die er nicht zu finden imstande war; die Arbeitslosigkeit hat sich, aus leicht verständlichen Gründen, während des Krieges gebessert. Da Not an Mann herrscht und sogar die Frau es längst gelernt hat, dadurch zu profitieren. Es hat sich jedoch gezeigt, daß die Nebenbeschäftigung jetzt wichtig geworden ist, da die Hauptbeschäftigung nicht mehr ausreicht, die Lebensbedürfnisse, die ins Enorme gestiegen sind, zu bestreiten. Es gibt ja eine ganze Anzahl von Leuten, denen der Krieg zu einer eklatanten Verbesserung ihrer Lage verholfen hat. Ihrer sollen, wenn man authentischen Zahlen Glauben schenken will, gar nicht wenige sein. Es gibt Leute, die ganz kolossal verdient haben und noch immer verdienen, Leute, die sich das gar nie geträumt haben. Aber es gibt — wieder eine Binsenwahrheit — auch eine ganze Klasse, die diesen Krieg furchtbar schwer empfinden, die trotz aller versprochenen und erhaltenen Unterstützungen nicht imstande sind, gegen die grauenvolle Teuerung aufzukommen. Das ist die Klasse der Fixbesoldeten und unter diesen kommen in erster Reihe die Staatsbeamten, die ja schon in Friedenszeiten ihrer Einkünfte wegen nicht zu beneiden gewesen sind, deren Lage sich aber nun, im Verlauf dieser vier Jahre, wahrlich nicht verbessert hat, trotz der Zulagen und Beiträge, deren sie teilhaft geworden sind. Es will nun einmal nicht reichen; kaum zum Nötigsten. Da darf es einen gar nicht wundernehmen, wenn so ein Staatsbeamter sich nach einer Nebenbeschäftigung sehnt. Hat es in Friedenszeiten Graduierte, akademisch Gebildete, Advokaturskandidaten und Mediziner gegeben, die sich zum Schneeschaufeln gemeldet haben, so gibt es jetzt einen Staatsbeamten, der in einer Budapester Zeitung eine Annonce einschaltet, in der er eine Nebenbeschäftigung als — Zahlkellner anstrebt. So ändern sich die Zeiten und die — Ideale. Besagter Staatsbeamter will jedoch nur in den Nachmittagsstunden sich als Zahlkellner verdingen. So daß man nicht etwa glauben muß, daß ihn nach der Sphäre des Nachtlokales und nach dem in diesen Räumen üblichen Trinkgeld verlangt. Er weiß, was er seiner Standesehre schuldet und er erwählt die harmlosen Nachmittagsstunden, während der weder Milch, noch Kaffee, noch sonst irgend etwas serviert werden darf.

Arbeiterzeitung
11./IV. 1918

238

Verfolgungen in Wien.

Seit der Beilegung des großen Wiener Streiks hat in Wien in aller Stille eine unerhörte Aera polizeilicher und gerichtlicher Verfolgungen eingesetzt. Es vergeht fast keine Woche, in der nicht eine Reihe von Haussuchungen und Verhaftungen, alle unter der Behauptung des Hochverrats und „Komplotts", stattfindet. Ausgangspunkt dafür ist die Verteilung von Flugzetteln während des Streiks, die den Vorwand dazu geben, daß man eine Untersuchung gegen eine Verschwörung „österreichischer internationaler Bolschewiki" in Szene setzt. Die Opfer dieser Verfolgungen sind zumeist jugendliche Arbeiter und Studenten. In einer ganzen Reihe von Fällen werden diese jungen Arbeiter und Studenten schon seit Ende Jänner in Untersuchungshaft gehalten, ohne daß die Untersuchung merkliche Fortschrite macht, weil begreiflicherweise für das gesuchte Komplott keine Anhaltspunkte gegeben sind. Der Umstand, daß die Untersuchung wegen „Hochverrats" geführt wird, verschafft der Staatsanwaltschaft die Annehmlichkeit, daß sie sich auf die gesetzliche Unmöglichkeit der Enthaftung dieser Personen berufen kann.

Dazu kommt noch, daß die Polizeidirektion eine separate administrative Kampagne eröffnet hat, indem sie alle Personen, die irgendwie, auch nur wegen Nichtfolgeleistung, einen polizeilichen Anstand hatten und nach Wien nicht zuständig sind, unter Berufung auf den Ausnahmszustand aus Wien und Niederösterreich ausweist. Die bisher erledigten Rekurse wurden von der Statthalterei abschlägig beschieden. Von dieser Ausweisung sind sowohl Arbeiter und Angestellte, die hier seit Jahren in Stellung waren, als auch Studenten und Studentinnen aus vorgerückten Semestern betroffen. Die behördlichen Verfolgungen richten sich besonders gegen die Vereine „Freie Jugend" und „Poale Zion", die beide sistiert wurden. In letzter Zeit dehnen sich diese Verfolgungen sogar auf Mittelschüler aus, denen man es als Verbrechen ankreidet, daß sie sich für politische Vorgänge interessiert haben. Von diesen Verfolgungen sind bis jetzt in Wien ungefähr zwanzig Personen betroffen. Diese offenkundig politischen Verfolgungen finden statt, obwohl den Streikenden von der Regierung feierlich zugesagt wurde, daß keine Maßregelung aus der Beteiligung an dem Streik erfolgen werde.

Seit 21. und 22. Jänner sind in Haft:

Simon Knoll, 16 Jahre alt, Arsenalarbeiter, einziger Sohn,

Michael Roller, Student,

Marie Horowitz, Studentin, Familienangehörige in Wien,

Chiel Mildmann, Schustergehilfe; alle vier vor kurzem enthaftet und abgeschoben. (§ 61 St.-G.!)

Dr. Johann Wertheim, verheiratet, Leiter einer Privatmittelschule, sitzt im Divisionsgericht und wird nicht enthaftet, bloß wegen Verdachts, daß er mit den anderen in Verbindung steht. (Untersuchung selbst längst beendet.)

Ludwig Beer, Beamter der Geos; Erhalter seiner Mutter. (Abgeschafft erklärt.)

Isaak Grünberg, Student, vom § 305 freigesprochen, trotzdem ausgewiesen und relegiert; die Relegierung vom Ministerium des Innern bestätigt.

Hexmann, 17 Jahre alt, Angestellter bei Siemens und Halske; Vater und ein Bruder gefallen, der zweite Bruder vermißt. (Mutter allein hier. Abgeschafft erklärt.)

Cotanicz, Arbeiter bei Goerz. (Abgeschafft erklärt.)

Arnold Baral, 26 Jahre alt, aus Lemberg, Student; Frau und Kind. (Abgeschafft erklärt.)

Michael Kohn, technischer Beamter des „Fremdenblattes"; Frau und Kind, Sekretär von „Poale-Zion".

Rubin Meller, Schriftsetzer, Russe, mit Trotzky befreundet; seit 1906 in Wien.

Leo Pjatigorski, Arbeiter, Russe, Aeltester von sechs Kindern; Familie nach Pogrom aus Jekaterinoslaw 1905 geflüchtet, seither in Wien.

Seither in Haft genommen:

Franz Koritschoner, Bankbeamter.

Kulcsar, 17 Jahre alt, Handelsakademiker.

Wessely, 17 bis 18 Jahre alt, Kassenbeamter.

Weigand, 18 Jahre alt, Hilfsarbeiter.

Aus Lemberg wurden überstellt:

Josef Weintraub, Student; Mailech Gorn, russischer Lehrer; Lubomira Korceniovka. (Majestätsbeleidigung, nicht enthaftet wegen Verdachts des Komplotts.)

Mehrere unbekannte Mitglieder von „Poale Zion" und einige Mittelschüler, diese aus letzter Zeit.

Reichspost Abendbl.
12./IV. 1918
239
A
IV

* **(Durch Friaul und Venetien.)** Im großen Musikvereinssaale hielt Dr. Max Halbe einen interessanten Vortrag über seine Reiseeindrücke an der italienischen Front zur Zeit unserer Offensive. Halbe wurde seinerzeit vom Kommando des k. u. k. Kriegspressequartiers eingeladen, mit den siegreich vordringenden k. u. k. Armeen das vom Feinde befreite Gebiet zu besichtigen. In sehr anschaulicher und lebhafter Weise verstand es der Vortragende, seine Reiseerlebnisse und Eindrücke wiederzugeben, darunter eine Anzahl interessanter Details in packender Form zu schildern. Dr. Halbe erzählte von den kolossalen Schwierigkeiten, die unsere Soldaten auf ihrem Vormarsche zu überwinden hatten, von den wunderbaren Leistungen der technischen Truppen, die einst unwegsame Pfade zu herrlichen Autostraßen gewandelt hatten, die Werke vollbracht, welche noch in späterer Zeit die Bewunderung aller erwecken werden. Ferner schilderte er auch seine Fahrt in die italienischen Gebiete, über den Tagliamento bis an die Piave und wußte so manche interessante Einzelheiten aus den oberitalienischen, von uns besetzten Städten zu erzählen. Durch den Vergleich mit den Eindrücken des Dichters aus den Zeiten seines Besuches im tiefsten Frieden gewann seine Schilderung an Reiz und Interesse. Der Vortrag Halbes war in jeder Beziehung formvollendet und Halbe erwies sich als ein prägsamer Vermittler des Wortes. Das Publikum wußte seinen Dank durch herzlichen Beifall Ausdruck zu geben.

Österr. Volkszeitung 14/IV. 1918 240

Im vierten Kriegsfrühling.

Vom Turme der Pfarrkirche rufen zwei Glöcklein zum Gottesdienste. Früher waren sie ihrer vier und das Geläute ob des schönen Akkords weit bekannt. Der Krieg forderte jedoch die zwei großen Glocken, und so stiehlt sich jetzt das wehmütige Gebimmel der zwei zurückgebliebenen in den lauen Frühlingstag hinein, der klar blauend, sich über die friedfertig nebeneinander stehenden Vorstadthäuser weitet und von dem herab die gute Sonne ihre Strahlen in gleichem Maße über Gerechte und Ungerechte ausgießt.

Langsam schlendere ich durch die Gassen und lasse das Treiben darin auf mich einwirken. Für den ersten Augenblick ist es nicht anders als wie es immer gewesen: ein Kommen und Gehen der Leute, ein fortwährendes Getrappel vieler Füße. Und doch fehlt etwas! Das Behäbige von einst. Es ist einer gewissen Hast gewichen, eine eigentümliche Nervosität ist an Stelle der früheren Gemächlichkeit getreten. Alles läuft, jedermann drängt — nach Lebensmitteln. Noch nie mag die Sorge ums tägliche Brot in den kleinen Gassen eine solche Ausdehnung erreicht haben wie gegenwärtig. Jenes Miniaturhäuschen zur linken Hand, mit den verschnörkelten Fenstergesimsen und dem altertümlichen Alkoven, es hat die schweren Franzosenzeiten erlebt; auch das Hungerjahr 1817; es ist aber schwer anzunehmen, daß die damaligen Menschen so viel vom Essen gesprochen haben wie die heutigen. Vor der Kirche, in der Straßenbahn, im Volksbad, auf der Aussichtswarte, kurz, wo man geht und steht und horcht, es herrscht kein anderer Gesprächsstoff als das Essen. Und es ist doch zum Essen da! Ich halte vor einem Geflügelladen, wo im Fenster Gänse zum Verkaufe ausgelegt sind. Das Kilo 35 Kronen.

Die Frau Straßenkehrerin und die Frau Laternanzünderin stehen vor dem Laden, schütteln die vor Sorge frühzeitig ergrauten Häupter, und die eine spricht:

„Du himmlische Muatta Gotters, a Kilo Fleisch fünfundreißig Kronen! Das kann sich aber do a ehrlicher Mensch nöt kaufen. Da müaßt i ja a ganze Woch'n arbeit'n, um a Kilo Gansl."

„Na, und was ergibt sich da draus?" meint die andere, „daß si nur a schlechter Mensch, a Preistreiber oder a Diab heut' was Anständig's kaufen kann."

Zwischen feuchtfleckige Mauern eingekeilt, erlebt ein altes Gärtlein wieder einen Frühling. Vielleicht den letzten, denn die in die Straße vorspringende Mauer ist für den Verkehr schon lange ein Hindernis. Zwar besteht das ganze Gärtlein nur aus einer einzigen Akazie, etwas wildem Wein und einer „Hauswurz'n", die auf der Mauer wuchert, aber so alt und schwarz und kümmerlich die Akazie auch ist, sie bestrebt sich mit allen Kräften, grüne Blättlein anzusetzen. Auf einem ihrer schwarzen Aeste ist ein Spatzennest; so unordentlich und verwahrlost wie eben nur ein Spatzennest sein kann. Auf der Gartenmauer aber steht der graugeströmte Kater der Hausfrau und stellt Betrachtungen an. Vielleicht darüber, ob die Sperlingsfamilie das Nest wieder instand setzen wird oder über den überraschenden Umstand, daß es jetzt so wenig Katzen in der Umgebung gibt. Lange schon sind die nächtlichen Liederübungen auf dem Dachfirste eingestellt — mangels schlechten Besuches der ausübenden Kunstkräfte.

In dem Winkel, die die Gartenmauer bildet, hat eine Zuckerlfrau ihr Standl hineingebaut. Ein kleiner Vorstadtjunge steht davor und ist in die Betrachtung der Herrlichkeiten versunken. In der Hand hält er den Zauberschlüssel, der da öffnet das Tor zu allen Süßigkeiten.

„Was willst denn, Klaner?" fragt die Frau.

Der Junge deutet auf eine kleine Schnitte, die aus Maismehl und Wagenschmiere zu bestehen scheint. „Dös möcht i!" So sagt er und hält das bisher in der Hand verborgene Geldstück der Frau hin. Diese lacht nur.

„Aber, Tschapperl, das Stückl kost't ja neunz'g Heller! Du hast aber nur ein Fünferl. Da können mir ka G'schäft mach'n. Um a Fünferl gibt 's heut' nix mehr z'kauf'n."

Arme Kinder von heute! Um wie vieles waren wir besser dran als ihr! Für ein „Fünferl" bekamen wir zu unserer Zeit die ganze Welt zu kaufen, bekamen Bär'nzucker, Zimmtstangerln, Mandlbög'n und wer weiß, was noch alles.

Und Preistreibereien an allen Ecken und Enden. Wann hier der Gipfel einmal erreicht sein wird, ist nicht vorauszusehen. Bis ins Kleinste und Unscheinbarste erstreckt sich dieser Zug. Da steht drüben beim Bahnhofe ein Weib, das hält sogenannte Planeten feil. Eine weiße Maus spielt hier das Schicksal und mißt denen, die durch Kauf eines solchen Zettels die Zukunft befragen wollen, Glück oder Unglück zu. Früher hat solch ein Zettel vier Heller gekostet. Jetzt ist die Orakelverkäuferin gezwungen gewesen, eine 150prozentige Preiserhöhung eintreten zu lassen...

Zum Glücke für uns Menschen ist die liebe Sonne noch nicht unter die Preistreiber gegangen. Gerecht, wie immer, teilt das rotgoldene Gestirn seine Gaben aus. Der protzige Palast empfängt genau dasselbe Licht wie das baufällige, schmale Häuschen, und der gutgekleidete Herr, der dort, seine Zigarre rauchend, die Anlage auf- und niedergeht, erhält genau so viel Wärme zugemessen wie der dürftig gekleidete Mann, der in unförmigen Holzschuhen dem Raucher folgt, in der stillen Hoffnung, den „Tschick" (Zigarrenstumpf) zu bekommen. Ja, die Gilde der „Tschickarretierer" und „Faßlippler" hat jetzt schlechte Zeiten. Die besten Leute verwenden die Zigarrenstümpfe für sich selbst, und vor den Wirtshäusern steht schon lange kein Bierfaß mehr.

So im Dahingehen komme ich zum Gürtel. Nach dem nächtlichen wohltuenden Regen haben sich alle Knospen aufgetan und man geht unter den Alleebäumen wie in einem gelben Wandelgang. Die schwarzberußten Schächte der Stadtbahn verschwinden unter dem blühenden Gezweige der Hartriegel- und Fliederbüsche und die Elektrische klingelt die schnurgeraden Straßen hinaus, bis dorthin, wo der Uebergang von den Feldern zur Großstadt sich allmählich vollzieht. Dort, wo das ehemalige Dorf schon lange kein Dorf mehr, die Stadt aber noch noch lange keine Stadt ist, stehen in erst angedeuteten Straßen frischaufgemörtelte Häuser neben Erd- und Misthaufen, auf denen ruppige Hühner scharren, Ziegen nach den spärlichen Gräsern Umschau halten und zum Trocknen aufgehängte Wäsche im Winde flattert. Hier ist es sonst eintönig und öde. Heute verklärt die Sonne diesen im Werden begriffenen Stadtteil und bringt Leben in die teilnahmslosesten Dinge, macht aus Scherben Edelsteine und zaubert in schmierige Fensterscheiben Goldglanz.

Auf einer nahen Wiese hat ein Ringelspiel seine unförmigen Holzpferde in den Dienst der Lustbarkeit gestellt. Die zahlreich herbeigeströmte, durchaus blosfüßige Jugend kann hier — gleichfalls zu erhöhten Preisen — weite Reisen machen. Nach Rom, nach Peking, nach Breitensee und noch weiter, wenn das Geld reicht. Und am Ringelspiel vorbei zieht die Allee hin, wo zwischen den treibenden Bäumen Bänke stehen und die Menschen dahingehen, die ihre schweren Gedanken aus den tristen Stuben hinaustragen ins Freie, wo sich die Sorgen nicht so grau ansehen wie zwischen den vier Wänden. Da führt die junge Mutter, im Wagerl wohlverwahrt, ihr bleiches Kriegskind ins Leben ein, und daneben, auf der breiten Fahrbahn, führt der schwarze Leichenwagen einen gefechtsmüden Kämpfer aus dem Leben hinaus, hin zu jenem stillen Orte, der so idyllisch auf einer Anhöhe liegt, und wo jetzt die Bäume frühlingsgrün leuchten und Veilchen die grünen Grabhügel blau durchwirken.

Hinter den Mauern, die ein Stück Ewigkeit umschließen, beginnt die freie Natur, groß, harmonisch und mit dem Hauche der Unberührtheit über allem. Kleine, weiße Wölklein flattern über den Himmel, in dem sich die fernen Berge hineinbauen, eine weiche, träumerische Stimmung herrscht vor, und auf ihren weichen Schwingen trägt die Luft feine, streichelnde Düfte nach der Stadt hin.

J. Binzenz.

Im Stammbeisl.

„Morgen in der Nacht fangt d' Sommerzeit wieder an," sagte Schwasser.

„D' narrische Sommerzeit — da hab' i schon a Freud', wann i von der reden hör'," ärgerte sich Stichler.

„Warum denn? Was hast denn dagegen?" erwiderte Spannagl.

„Weil i die Faxen und G'schichten net leiden kann," beharrte Stichler bei seiner Ansicht; „i bin a Mensch, der was auf Ordnung halt, und daß ma d' Uhr amal vorruckt und dann wieder z'ruck, dös paßt ma net."

„Warum? I bin über d' Sommerzeit gar net dös; wenigstens kann ma wieder um a Stund' länger im Wirtshaus sitzen und wird net scho' um Zehne außapfessert. — Na, Oberberger, und Du? Was bist denn Du so dasi'? Red'st nix und deut'st nix. Was hast denn?"

Oberberger war in der Tat an diesem Tage wirklich schlechter Laune. Er machte ein finsteres Gesicht, gab, wenn ihn einer um etwas fragte, nur wortkarge Antworten und war für eine ordentliche Unterhaltung, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht zu haben. Ein zweitesmal wendete sich daher Schwasser mit der Frage an ihn:

„Was hast denn heut', daß D' so tramhappert ausschaust? Is Dir was über 's Leberl g'loffen? Hast Di an die zwanzig Deka Rindfleisch überessen und jetzt lieg'n s' Dir im Mag'n? Ganz melancholisch kunnt ma werd'n, wann ma Di anschaut, Grantwurzen, Du!"

„Gift't hab' i mi," sagte Oberberger, „an Zorn hab' i in mir. A so a Raubersbua dös, a gottverlassener. Herrschaft, wann i so an Kerl amol derwischen möcht', zerreißen tät' i eahm."

„Von wem red'st denn?" fragte Spannagl erstaunt.

„Ah was, von dem Gauner, von dem Diebsbuam," erwiderte Oberberger; „'s Taschel hat uns aner zog'n, zwanz'g Gulden hat er uns g'stohl'n."

„Wem? Dir?" fragte Stichler.

„Mir net, der Meinigen," sagte Oberberger dümpf, und begann wieder vor sich hinzubrüten.

„Wann is Dir denn dös passiert?" fragte Schwasser.

„Grad vorher," erwiderte Oberberger, „kommt mei Frau in aner Aufregung ham und erzählt, 's Portemonnäh is ihr auf der Tramway g'stohl'n word'n. Aber weil d' Weiberleut' a net aufschau'n können! Erstens amol frag' i: Wozu nimmt s' zwanz'g Gülden mit für nix und wieder nix? Zweitens, wann s' scho waß, sie hat a Geld bei sich, weg'n was halt si 's denn net in den Bratzen? Na, 's Börsel kommt ins Tascherl eine und dös wird lusti am Arm g'nommen, weil dös modern is! Diese patscherte Tascherlwirtschaft! Dös is ja grad als ob ma denen Spitzbuam sag'n möcht': Kommt 's her, bedient 's Euch, scheniert 's Euch net! A Druck und so a Tascherl is offen und wann der Gauner einefahrt und si aussa nimmt, was eahm g'fallt — ka Mensch bemirkt 's in dera Ramasuri auf der Oeleltrischen."

„Steht ja eh auf jeder Tramway drobnet: Vor Taschendieben wird gewarnt!" meinte Spannagl.

„Richti! Aber dös Plakat bemirken die meisten erst, wann 's scho' z'spät und d'r Gauner mit 'n Börsel über alle Berg' is," meinte Schwasser.

„Erwischen möcht i so an Fallot'n amal," knirschte Oberberger, „zerreißen möcht i eahm."

„Tröst' Di', alter Freund," sagte Schwasser, „dös, was der Deinigen passiert is, das passiert heut'z'tag so vielen, daß D' Di' um an Leidensgefährten net lang umschau'n brauchst. 's gibt heut so viel Gauner in der Weanastadt, daß ma eahna auf d' Läng' net auskommt. Ma müßt 's Börsel an a Ketten anhängen und die zwicketen an d' Spitzbuam erst ab. Kann ma nix machen! Waßt, dös is d' große Zeit, die is schuld d'ran, daß si d' Dieb und Einbrecher vermehr'n wie d' Künigl hasen."

„Is gar ka Wunder," knurrte Stichler; „die großen Kriegsg'winner hab'n ang'fangt; d' klan', die si 's Geld zehnerweis' z'sammklaub'n, sein erst hinterher kommen. Is immer erst die Frag', wer der größere Fallot is: der arme Schlucker, der sein Nebenmenschen 's Börsel mit zwanz'g Gulden krapft, oder der große G'schäftemann, der Dir 's Geld aus der Taschen ziagt. Er hat 's denen andern zagt, und dö andern machen eahm 's nach; dös is 's ganze Geheimnis. In 's Kriminal g'hör'n alle miteinander.

„I hab' ma sag'n lassen," erzählte Schwasser, „daß d' Welt heut' scho so schlecht is, daß auf hundert Menschen neunz'g Gauner kommen."

„Wird net weit g'fehlt sein," sagte Stichler, „mir is nur lad, daß i net a zu die neunz'g g'hör', aber i hab' leider ka Talent net zum Kriegsgauner. Wann i 's könnt', hätt' i 's längst tan, weil i net einsieh', warum i mi von an jeden über 's Ohr hau'n lassen und selber a anständiger Mensch sein soll. Für d' Anständigkeit gibt Dir ka Mensch zwa Sechserln, sie steht net hoch im Kurs heutz'tag."

„Schöne Ansichten dös — scham Di!" konnte Schwasser sich nicht enthalten zu bemerken.

Spannagl sagte: „Was mi am meisten verdriaßt, is, daß dö Gauner und Dieb allemal d' Unrechten derwischen. Daß bei an Kriegsg'winner einbrochen wird, hör' i selten, daß 's an armen Schlucker erwischt, bereits jeden Tag. Wieso kommt dös?"

„Dös is do sehr einfach," sagte Stichler, „weil 'n armen Schlucker seine Sachen leichter zum derglengen san als wie die vom reichen Mann. Wann die Familie beim Anstell'n is, dann is für 'n Einbrecher a Leicht's, einiz'schleichen und mitz'nehmen, was eahm paßt und auf Nimmerwiedersehen z' verdusten. Bei die Palähs von d' noblichen Herrschaften tuat er si viel schwerer; erstens geht d' Frau Kriegslieferantin net selber am Markt, und zweitens is der Portiöh da, der an jeden, der eini will, auf d' Finger schaut, und drittens is a Schüppel Dienerschaft da und viertens liegt 's Geld net in Schubladel umanander, sondern in der Feuersicher'n."

„Was nutzt dös alles?" sagte Oberberger und seufzte; „meine zwanz'g Gülden san hin, da nutzt ka drüber reden. — Na, Leopold, ka Bier mehr, jetzt'n heißt 's spar'n, damit is Geld wieder einbring, was ma der Gauner g'stohl'n hat."

„Tröst' Di," meinte Schwasser, „was san heutz'tag zwanz'g Gulden?

„Dös is wahr, da hast recht," sagte Oberberger; „es is zwar a schwacher Trost, aber es is do aner. Geh'n ma ham, schlaf'n ma 'n Grant aus und sag'n ma, es war nix. — Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung
21. IV. 1918

Neues Wiener Tagblatt

14./IV. 1918

243

* **(Blumenluxus in Wien.)** Der alte, wohlvertraute Ruf, den man in der Großstadt immer wie eine heimliche Frühlingsfanfare vernommen hat, „Frische Veigerln!“ ... tönt wieder an unser Ohr. An allen Straßenecken stehen die schmal gewordenen Blumenfrauen mit ihren flachen Körben, aus denen eine breite Duftwelle in die ansonsten wenig lenzliche Atmosphäre schlägt. Schneerosen und Primeln, Seidelbast und Palmkätzchen — die österliche Note des Wiener Straßenbildes. So hübsch sieht das aus, und man freut sich der Blumen heuer doppelt, denn man hat sie im Winter, wo sie uns ja sonst in üppiger Fülle hinter den Schaufenstern blühten, arg vermißt. Die Warmhäuser blieben bekanntlich kalt, weil sie nicht geheizt werden konnten und, sofern es Koks für sie gab, der Gemüsezucht vorbehalten bleiben mußten. Der Import fehlte nicht nur aus Italien, sondern auch von unsrer Riviera und namentlich von Deutschland, dessen Flora ja unsre Luxusgeschäfte speist. Nun aber hat uns der Frühling wieder selbständig gemacht. In den Auslagen blüht es drauf los: Hyazinthen und Maiglöckchen, die sich im Warmbade vorzeitig erschlossen, Narzissen, leuchtende Tulpen, die eine Art Modeblume geworden sind, gelbe Jonquillen, rote Glashausprimeln und die Zweige der Kirschen und des Prunus. Auch Apfelblütenzweiglein sieht man schon. Früher Goldlack, Vergißmeinnicht, schüchterne Leberblümchen und prunkende Fliederbäume, an denen fast überall Kartenbriefchen hängen, die Ostergrüße zu bestellen haben. Die Mode der Ostergeschenke, namentlich der Blumengaben, hat bei uns vor dem Kriege gewaltig zugenommen und auch während des Krieges kaum nachgelassen. Man hat zu Weihnachten die Blumenläden ausgeplündert; auch zu Ostern war es ähnlich. Namentlich die sogenannten Frühlingssträuße, die nur aus Frühlingsblumen zusammengesetzt sind, bunt, wie sie auf Strauch und Wiese sprießen, und die „Frühlingsarrangements“ mit Wurzelpflanzen sind modern. Freilich, Blumen sind teuer geworden. Ein Fliederbaum, der 50 K. kostet, ist gar nicht besonders dekorativ, und eine Hyazinthe, für die man ehedem 60 H. zahlte, ist kaum um 2 K. erhältlich. Auch hier liebt man die Buntheit. Galt früher die Tönung in einer Blumenfarbe als vornehm, so zieht man jetzt, der Natur näherkommend, die Farbenfreudigkeit vor. Nicht nur in Töpfen und Baumrinden, sondern auch in kostbaren Kübeln und japanischen Strohgeflechten, in echtem Porzellan und erlesenem Glas werden Blumen geschenkt. Wie ein Stück Freude sieht man sie in ihren seidigen Papierhüllen auf den Schultern der Austrägerinnen durch die Straßen schweben.

Fremdenblatt
14./IV. 1918

* **(Mahnwort einer Pflegeschwester.)** Niemals erkennt man das Wesen des Menschen besser, als wenn er leidet. Am Krankenbette, oft ferne der Heimat, in tiefstem Weh, in grausamen Schmerzen habe ich unsere österreichischen Soldaten in diesen qualenreichen Jahren kennen, schätzen, lieben und bewundern gelernt. Gleichgiltig zu welcher Nation immer sie gehörten, Man sollte meinen, mit Verstand und Wohlwollen müßte es nicht schwer sein, solch ein geduldiges talent- und einsichtsvolles Volk in gute Bahnen zu leiten, selbst jetzt in diesen stürmischen, harten Zeiten der Not. Die unerträglichen Verhältnisse, in die wir hineingezwungen worden sind, erregen naturgemäß Herz und Hirn zum Ueberschäumen. Wessen Seele empört sich nicht bei dem Begriffe von Recht, Pflicht und Wahrheit! Die Menschheit lodert in angespanntester Nervenkraft. Diese Kräfte besonnen und zum Heile der Bevölkerung auszunützen, wäre jetzt ein Werk der Volksberater, das sich mit reichstem Lorbeer krönen müßte. Heute ist es nicht an der Zeit, mit den Kriegsverbrechen Abrechnung zu halten, wo alles nach Hilfe schreit. Krieg ohne Verbrechen hat es nie gegeben und kann es nicht geben. Zu Anfang des Unheiles, als noch alles zu retten war, sind wir Frauen belächelt worden, als wir international im Haag versucht haben, unsere armen Männer vor dem blutigen Verderben zu schützen. Heute endlich, wo auch im Hinterlande fast alle am eigenen Leibe gerüttelt werden, erkennt man die Bedeutung des Vernichtungswerkes. Heute, da wir unsere Männer nicht mehr erwecken können, kämpft man gegen die Zensur; seinerzeit hat man unseren internationalen Kampf gegen die Kriegshetzer im Keime erdrückt. Wenn ein Krieg wie dieser vier Jahre sein Leichentuch über die Welt gezogen hat, vermag der Kampf um ein plötzliches Ende nicht mehr viel zu gewinnen, weder an Soldaten noch an Gütern. Draußen muß der Kampf in sich selbst zur Neige gehen, verhüten wir aber um jeden Preis Unfrieden im eigenen Lande. Wir schlügen neue Wunden und diese ins eigene Fleisch. Sammeln wir lieber alle Güter, alle Kräfte, um gemeinsam unsere jüngste Generation zu retten. Die Kinder, die ganz zu verderben drohen. Bereiten wir schon jetzt Auffütterungsstationen in oder für alle Bezirke Wiens, um den unterernährten schwächlichen Kindern der ganzen Stadt nach und nach einen Kräftevorschub zu geben. Da die kärglichen Lebensmittel für die vorhandene Kinderzahl doch auch in der Einzelverköstigung vorhanden sein müssen, könnte eine organisierte Ernährung in der Menge mit einiger Zubesserung ganz bedeutend günstiger sein, insbesondere wenn sie von tüchtigen, erfahrenen Frauen geleitet würde. Gerade weil wir jetzt in die denkbar ungünstigste Ernährungsperiode eingetreten sind, wäre es nur durch eine solche rationelle Massenfütterung möglich, unsere Jugend vor gänzlicher Hinfälligkeit zu schützen. Ich weiß, daß von allen Seiten in allen Kreisen ehrliche Hilfsbereitschaft vorhanden ist, überall erstehen neue Hilfsaktionen, überall zeigt sich große Opferwilligkeit. Aber leider geht alles n e b e n e i n a n d e r oder gar g e g e n e i n a n d e r! Das erschwert alles und kostet doppelt! Wenn wir aber d e r g a n z e n S t a d t h e l f e n wollen, muß auch die g a n z e S t a d t z u s a m m e n w i r k e n, ausgehend von einer Zentrale. Diese könnte nur die Stadt Wien selbst sein; unterstützt von allen Wohltätern, denen die Zukunft unserer armen Kinder am Herzen liegt. Vier- bis sechswöchentliche Auffütterungskuren könnten nach und nach die allergefährdetsten Kinder der ganzen Stadt in die Höhe bringen. Ich habe bei ganz schwer erkrankten Soldaten nach kurzer rationeller Auffütterung die besten Resultate gesehen und erhoffe mir bei herabgekommenen Kindern, die noch nicht wirklich krank sind, einen noch bedeutend rascheren Erfolg. Wir alle im Hinterlande sind unseren Soldaten gegenüber in schwerer Schuld, ob sie tot, leidend oder im Felde sind. Diese Schuld können wir nicht besser tilgen, als wenn wir zusammenhelfen, ihre K i n d e r zu retten. — H e l e n e L e c h e r - R o s t h o r n.

Reichspost

Abendblatt
16./IV. 1918

246

Schweizer Sorgen.

(Von unserem Mitarbeiter.)

St. Gallen, 11. April.

Die wirtschaftliche Not der Schweiz nimmt immer schärfere Formen an, da ja selbst von den neutralen Staaten kein Land in gleicher Weise für die Zufuhr seiner Rohstoffe und Lebensmittel so vom Ausland abhängig ist, als wie die Schweiz. Die in Aussicht stehende Erhöhung der Preise für die deutschen Kohlen (man spricht von einem Aufschlag von 90 Franken per Tonne auf über 200 Franken) würde einen Teil der Industrie stilllegen und die blühende Stickereiindustrie ist vor dem gänzlichen Ruin nur gerettet worden durch das soeben abgeschlossene Finanzabkommen mit England, wonach die seit Mitte Jänner verboten gewesene Einfuhr von Rohbaumwolle, Garnen und Baumwollstoffen in die Schweiz wieder freigegeben ist. Man hofft, daß auch die Stickereiausfuhr nach Großbritannien, die vorläufig nur bis Ende Juni gestattet ist, nach diesem Zeitpunkt möglich werde. Nach den Vereinigten Staaten, dem einstigen Hauptabnehmer, ist sie auf einen kleinen Bruchteil der früheren Menge zurückgegangen. Allerdings hegt man große Befürchtungen, daß dieses Entgegenkommen mit schweren neuen wirtschaftlichen Fesseln bezahlt werden mußte, die heute schon in der berüchtigten S.-S.-S.-Kontrolle der Entente sich wie ein eiserner Ring um das ganze Wirtschaftsleben des Landes legen.

Noch schwerer lastet die Sorge ums tägliche Brot auf dem Lande. Von den versprochenen 300.000 Tonnen Weizen aus den Vereinigten Staaten, die schon seit Monaten hätten eintreffen sollen, ist bis heute sozusagen nichts angelangt. Amerika hat an Weizen längst keine Vorräte mehr; seine Ausfuhr ist im letzten Vierteljahr auf 57·6 Millionen Bushels zurückgegangen gegenüber 147·8 Millionen im gleichen Zeitraum des Vorjahres und die Rationen der eigenen Bevölkerung mußten neuerdings gekürzt werden. Daneben mangelt ihm völlig der Schiffsraum. Die angeblich zur Versorgung der Schweiz beschlagnahmten holländischen Schiffe, unter denen sich auch von der Schweizer Regierung gecharterte befinden, sollen nunmehr unter amerikanischer Flagge fahren. Man vermutet, daß Amerika diese Schwierigkeiten provoziert, um die Unmöglichkeit, der Schweiz das versprochene Quantum Weizen zu liefern, zu verdecken und die Schuld auf Deutschland und seine Unterseeboote schieben zu können. Der Getreidevorrat der Schweiz reicht nach offiziellen Berichten nur noch bis Ende Mai. Was dann werden soll, weiß niemand. Dieser Tage wurde bereits eine ukrainisch-schweizerische Handelskammer gegründet, welche unter strenger fachmännischer Kontrolle die Warenaustauschverhältnisse zwischen den beiden Ländern regeln soll.

Mit fieberhafter Spannung verfolgt man in der Schweiz den Gang der Dinge im Westen und die Stimmung war seit Beginn des Weltkrieges noch nie so stark zugunsten der Mittelmächte, wie heute. Viele ehemalige Anhänger der Sache der Entente hoffen heute, daß die deutschen und österreichischen Truppen jetzt ganze Arbeit machen und den Frieden, den man auf dem Verhandlungswege nicht erreichen konnte, durch die Macht ihrer Offensive erzwingen.

Tägliche Rundschau
16./4. 1918.

247 16

* Wie schone ich meine Wäsche? Die Beantwortung dieser sehr zeitgemäßen Frage sollte gestern auf Veranlassung der Reichsbekleidungsstelle in einem kostenfreien Vortrage stattfinden. Der große Zuhörerraum des Palasttheaters am Zoo war anfangs von lernbegierigen Frauen bis auf den letzten Platz besetzt — am Schluß waren nur noch einige wenige anwesend, die die für die Faserstoff-Ausstellung vorbereiteten Filme, Flachsgewinnung, sehen wollten. Woran lag das? Man war den Frauen zu theoretisch gekommen, man sprach zu viel von der chemischen Zusammensetzung der Seifen — die es nicht mehr gibt — von Fettsäurengehalt, Lösungsprozessen u. a. und zu wenig von der auf anderen Gebieten praktischen Nutzanwendung. Der so sehr verdienten Vortragenden, Frau Knapp-Heuß, hatten anscheinend die Herren Chemikers des K. A. das Konzept verdorben. Weniger Wissenschaft hätte größeren Anklang gefunden. Auch klappte sonst so manches nicht. Und das war sehr schade, denn solche öffentlichen Vorträge brauchen wir jetzt dringend, sie dürfen aber nicht langweilig sein, sonst werden die Besucher abgeschreckt, weitere Veranstaltungen ähnlicher Art zu besuchen.

Vorbildlich sind für diese Zwecke die Vorträge der Hausfrauen-Vereine, in denen anschließend Fragen gestellt und beantwortet werden. Der praktisch-sachliche Gehalt der gestrigen Veranstaltung war auf sehr geschickt abgefaßten Merkblättern zusammengefaßt, die trotz der Papierknappheit verschwenderisch verteilt wurden. Sie gipfeln in den Ratschlägen: „Vermeidet überflüssiges Waschen, sammelt Regenwasser, vermeidet scharfe Wasch- und Bleichmittel, löst alle Wasch- und Bleichmittel vor dem Gebrauch gut auf und verlangt jetzt nicht „schneeweiße" Wäsche, denn sie ist heute nur auf Kosten der Haltbarkeit zu erzielen." Das sind bekannte Wahrheiten, die aber nicht oft genug wiederholt werden können und wiederholt werden müssen. Daß die Reichsbekleidungsstelle diese Aufklärungsarbeit nicht nur fördert, sondern selbst übernimmt, ist dankenswert. Bei Wiederholungen wird man hoffentlich auch die rechte Art zu finden wissen, die die Zuhörerinnen fesselt. E. St.

Fremdenblatt
17./IV. 1918

* (Zwischen 11 und 12 Uhr nachts.) Seit ganz kurzem haben wir in Wien wieder Nachtcafés. Das verdanken wir natürlich der Sommerzeit. Seit die Behörde wie Josua vor Ajalon der Sonne Stillstand geboten hat, wird es den Kaffeesiedern gestattet, ein wenig für das Nachtvergnügen ihrer Gäste zu sorgen. Man kommt sich beinahe wie ein „Drahrer" vor: Man darf bis 12 Uhr nachts aufbleiben. Und vergißt, daß dies einmal die Normalzeit des Schlafengehens war. Wien ist seit wenigen Tagen beinahe wieder zur Großstadt zurückgekehrt, der Nachtwächter blickt nicht mehr Punkt 11 Uhr in alle Türen und schaut nach, ob die Leute brav und sittsam zu Bette gegangen sind. Man sieht um die mitternächtliche Stunde noch Leute auf der Straße, und würde der Laternenanzünder nicht die wenigen Lampen, denen man die Straßenbeleuchtung gestattet hat, abdrehen, man könnte wirklich an friedliche Verhältnisse glauben. Bloß die Elektrische beteiligt sich nicht an diesem allgemeinen Nachtleben; sie läßt wie bisher die letzte „Blaue" um 11 Uhr in die Remise verschwinden, und die Bars und Nachtcafés und alle jene Vergnügungsstätten, die von der Sommerzeit profitieren, versäumen den Anschluß. Man hat die Wahl, entweder in der besten Tarockpartie aufzubrechen oder zu Fuß von Mariahilf nach Grinzing zu wandern. Leute, die etwa in Simmering wohnen, werden sich überhaupt mit dem Nachtleben dieses Bezirkes oder der umliegenden Gegend begnügen müssen. Denn schließlich kann man niemandem zumuten, daß er die schönste Sommerzeit zu Nachtwanderungen durch das verkehrlose Wien benützt. Bloß eine Nachtstunde wird Wien geschenkt. Aber die Bohêmes, die Nachtvögel und alle, die sich morgens ein wenig ausschlafen können, fühlen wieder etwas von Mainachtbummelei und „verdrahten" Schlafstunden. Und man kann sich, wenn man will, einbilden, daß man nun wieder zum unsoliden Lebenswandel zurückkehrt — obgleich man selbst nach den neuen Bestimmungen zu einer Zeit nach Hause geschickt wird, in der für einen „Friedensdrahrer" die Nacht erst begann.

Neue Freie Presse
17./IV. 1918

250

[Die „Wiener Ecke" im Frühling.] Die Sommerzeit hat die berühmte Wiener Ecke, an welcher der Korso auf dem Ring mit dem Bummelzug durch die Kärntnerstraße zusammentrifft, buchstäblich ins hellste Tageslicht gerückt. Den ganzen Winter hindurch hat ja dieser Korso existiert, aber sein Dasein war ein dunkles, schattenhaftes, und vollends um sieben Uhr, wenn die Auslagenfenster ihr Licht einstellen mußten, wogte es dort schwarz in schwarz durcheinander. Jetzt, dank der ausgeborgten Tagesstunde, die man leider im September schweren Herzens wieder zurückgeben muß, spielt sich der Bummel an der Ecke vor Theaterbeginn noch im Sonnenschein ab. Sieht man, wie die jungen Frauen, die kleinen Bureau- und Ladenmädchen, die älteren Herren in Zivil und die jungen und „besten" männlichen Jahrgänge in Uniform um die Ecke biegen oder Spalier stehen, so wird man unwillkürlich an die vielfachen Wandlungen erinnert, die auch die Ecke miterlebt hat. Als das große Völkerringen ausbrach und es uns allen schien, als wollte die Welt einstürzen, da gab es dort wirklich „Bruch". Das Sirk-Haus war demoliert worden und die Ecke mit Schutt, Mörtel und Planken verbarrikadiert, so daß sie aufhörte, die beliebte Ecke zu sein. Abgesehen davon, war es ja Hochsommer, also nicht die Zeit des Ringstraßenbummels. Das neue Haus wuchs heran, die Ecke wurde wieder passierbar, und die nun auf Urlaub heimkehrenden Krieger hatten wahrhaftig das gute Recht, in den zwei Wochen ihres Wiener Aufenthaltes unbekümmert und sorglos zu sein. Der Korso begann sich schon zu Ende des Winters 1915 wieder zu entwickeln, aber es war kein wienerischer Korso. Der Strom der armen, heimatlos gewordenen Flüchtlinge hatte sich zum Teil nach Wien ergossen, und von diesem Strom war es ein ansehnlicher Nebenfluß, der sich allabendlich durch die Kärntnerstraße, um die Ecke herum über den Ring schlängelte. Man hörte viel fremde Worte, sah Leute, die man nicht kannte, kurzum, es war nicht der alte Wiener Korso, sondern ein ganz neuer, aufgeregter, provisorischer. Seit Jahr und Tag aber sieht die Ecke wieder so aus wie ehedem, es sind scheinbar dieselben Wiener Mädchen, dieselben graziösen Wiener Frauen, dasselbe Wiener Tempo des behaglichen Schlenderns. Nur das Spalier ist ganz und gar militärisch geworden. Der elegante Herr, schlank wie ein Pfeifenröhrl und tiptop vom Zylinder bis zu den Lackstiefeln, trägt Uniform und seine Brust schmücken Tapferkeitsauszeichnungen. Da sieht man achtzehnjährige Leutnants mit allen Medaillen von der „Goldenen" bis zur „Bronzenen" und man darf feststellen, daß unsere Wiener Mädchen schon sehr viel Verständnis für so etwas haben, ganz genau die Bedeutung der Eisernen Krone mit den Schwertern auf dem Rock eines blutjungen Oberleutnants zu bewerten verstehen und dem blonden Fähnrich mit der „großen Silbernen" und dem Eisernen Kreuz die reizendsten Blicke voll Anerkennung zuwerfen. So von fern betrachtet, ist das ganze Bild voll Schönheit und Frieden. Taucht man im Gewühl der Menschen unter, ändert es sich allerdings irgendwie. Jemand, der die letzten vier Jahre im Schlaf verbracht hat, würde darüber staunen, daß man unterwegs immer wieder Worte wie „kein Mehl", „kein Fleisch", „Bohnen zu acht Kronen", „Frankfurter sehr billig, nur vier Kronen, mit Saft", hört, und er würde es nicht begreifen, warum sich dichte Scharen von Spaziergängern um das Oberlicht eines Kellers, der zu einem Hotel gehört, drängen und wie verzückt auf die großen Massen Eier stieren, die man von da aus erblicken kann. Der Krieg geht eben auch um die Ecke seinen Weg.

Neues Wiener Tagblatt Abend
18./IV. 1918

Die Diebstahls- und Einbruchsseuche.

Ursachen und Wirkungen.

Der Wiener Hof- und Gerichtsadvokat Doktor Gustav Spieler hielt kürzlich im Anatomischen Institut einen interessanten Vortrag. Er erklärte einleitend, daß die Häufung der kriminellen Fälle fast ausschließlich auf die Verelendung und Verrohung der Bevölkerung durch den Krieg zurückzuführen sei, und daß die große Zahl der in Betracht kommenden Täter sich nur zum geringen Teil aus wahren Verbrechernaturen kontingentiert. Häufig sei der Drang als Triebfeder des Verbrechens anzusehen, in einer Zeit, wo sich alles bereichert, sich, wenn auch durch unlautere Mittel, ebenfalls in einen behaglicheren Vermögensstand zu setzen. Zu diesen Schlüssen gelange man, wenn man die Arten dieser „Kriegsverbrechen" ins Auge faßt.

In erster Linie kämen hier Nahrungs- und Genußmitteldiebstähle in Betracht. Hieher rangieren die Einbrüche in Bodenabteilungen und Kellergewölbe, wo man Eier, Schmalz, Mehl, Zucker und dergleichen aufbewahrt vermutet. Ferner seien hier die Gemüsediebstähle auf den Märkten, die spezifischen Diebstähle bei den Ausfuhrwagen von Brot, Mehl usw. zu erwähnen. Kinder schwingen sich auf die Fuhrwerke oder versuchen mit Latten und Stangen die Nahrungsmittel zum Herabrollen zu bringen und diese werden dann gesammelt und in organisierter Weise weggeschafft. Endlich seien auch die Diebstähle aus lebensmittelführenden Straßenbahnwagen, die Post- und Eisenbahndiebstähle usw. angeführt, die häufig geradezu systemisiert sind und mit Hilfe des Warte- und Aufsichtspersonals durchgeführt werden.

Eine zweite Kategorie der modernen Diebstähle sind die Kleiderdiebstähle und dann die verbrecherische Aneignung von Brennmaterialien. Daß hier die Not häufig zum Verbrechen verleitet, ist selbstverständlich. Aber auch das konsumierende Publikum trägt Schuld an diesen Ausschreitungen. Man nimmt blind und gegen hohe Entlohnung, was man kaufen kann, die Bemittelten machen willig bedenkliche Ankäufe und glauben gern die unwahrscheinlichsten Ausreden, wenn sie nur in den Besitz der Bedarfsartikel gelangen.

Ein interessantes Kapitel des modernen Verbrechens ist der „Gebrauchsdiebstahl". Dienstboten, die an Kleidermangel leiden, benützen einfach für Stunden oder Tage Wäsche und Kleider der Dienstgeber, nicht um die Utensilien zu entwenden, sondern nur, um von ihnen Gebrauch zu machen. In unerträglicher Weise haben sich auch die Warenhausdiebstähle vermehrt, die von diebischen Kunden häufig mit Hilfe der Angestellten der Geschäftshäuser ausgeführt wurden. Ein eigenes Kapitel liefern die Hoteldiebstähle, bei welchen zwei Kategorien zu unterscheiden sind. Die erste Art kommt am häufigsten in Stundenhotels vor, wo die Hotelgäste beim Verlassen des gemieteten Zimmers kein Leintuch, keinen Teppich, kein Handtuch zurücklassen, ja häufig sogar die Vorhänge und Jalousien abmontieren! Die zweite Kategorie spielt auf das Gebiet des eleganten Verbrechertums hinüber. Reich gekleidete Menschen logieren sich im vornehmsten Trakt des Hotels ein, beobachten unter Verwendung von Spiegeln die Gewohnheiten ihrer Nachbarn, um dann in den Nebenwohnungen Diebstähle zu verüben.

Alle diese Verbrechen sind auch zum großen Teil auf Mißstände zurückzuführen, welche die jetzige Zeit mit sich bringt. Ungeeignete Personen werden zu Arbeitsleistungen herangezogen, denen sie nicht gewachsen sind. Jugendliche, oft erst vierzehn bis fünfzehnjährige Burschen haben Fuhrwerke zu leiten, vielwertige Waren zu verfrachten und auch das Inkasso zu besorgen. Ohne den Begriff von Geld und Geldeswert hat so ein Bursche mit vielen hundert Kronen zu manipulieren. Die jetzige Gesellschaftsordnung muß ihre Schuld einbekennen. Im entscheidenden Moment sind viele Schulen gesperrt, die Lehrkräfte verringert worden und die Kinder wurden einfach der Straße überantwortet.

„Zweck und Ziel des staatlichen Einschreitens," so schloß Dr. Spieler, „ist die Sanierung der das Verbrechen bedingenden Verhältnisse, die regelmäßige Form dieser Sanierung, die auch grundsätzlich angestrebt werden muß, ist die Besserung des Verbrechers. Jugendliche bis zum zwanzigsten Lebensjahr haben nichts im allgemeinen Strafgericht zu tun. Für sie ist ein eigenes Gebäude, eine eigene Jugendgerichtsbarkeit zu gründen, mit Verteidigerzwang, nicht nur bei der Verhandlung sondern auch schon bei der Untersuchung. Ein Richter und zwei Schöffen, die mindestens die Bürgerschule oder das Unterghmnasium absolviert haben sollen, hätten zu Gericht zu sitzen. Die Richter hätten sich freiwillig zu melden und müßten über die notwendige soziale Bildung verfügen. Staatsanwälte müßten von vornherein vom Amt des Jugendrichters ausgeschlossen werden. Auch die Verteidiger hätten sich freiwillig zu melden und ihr Amt unentgeltlich zu übernehmen. Es wären ferner Besserungsanstalten zu gründen, in welchen die Amtsdiener nur die untergeordneten Arbeiten zu versehen hätten. Mit dem System, das heute gehandhabt wird, muß gebrochen werden, und das neue System muß von dem Grundsatz geleitet werden: kein Zwang — sondern Erziehung." Der Vortrag wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Tägliche Rundschau
18./4. 1918.

254 18

Gegen die Kundenbevorzugung. In zahlreichen Geschäften kommen, wie der Bund der Handel- und Gewerbetreibenden mitteilt, Neueintragungen in die Kundenlisten, Voranmeldungen auf die zur Verteilung kommenden Waren und Verkäufe vor der festgesetzten Zeit vor. Es wird jetzt schon Kunsthonig verkauft, obgleich die Voranmeldung vom 16. bis 18. April und der Verkauf erst vom 25. April ab festgesetzt ist. Butter und Brot werden vielfach vor Beginn der neuen Woche verkauft. Diese Geschäfte suchen durch vorzeitige Abgabe ihren Kundenkreis zu vermehren, und schädigen die Unternehmungen, die zur Vermeidung von Anklagen und schweren Bestrafungen die behördlichen Bestimmungen genau befolgen. Der Bund macht daher erneut darauf aufmerksam, daß bei Zuwiderhandlungen die städtische Warenlieferung sofort eingestellt, der Handel untersagt und ein Strafverfahren eingeleitet werden kann.

Wie die Verkäufer und Verkäuferinnen in den Geschäften des täglichen Bedarfs zu unzulässigen Bevorzugungen veranlaßt werden, beleuchtet die „Leipziger Schuh- und Lederzeitung" durch Mitteilungen aus ihrem Fach: „Die Schuhwarenverkäuferinnen werden von reichen Käufern unglaublich verwöhnt. Sie werden mit seidenen Blusen, Eßwaren, mit Brillanten, Weinen, Likören geradezu überschüttet und die Wohnung mancher Verkäuferin gleicht einem kleinen Warenhaus. Folgendes wird uns aus einem Dresdener Schuhwarenhaus von einer der ersten Verkäuferinnen als verbürgt mitgeteilt: Die Frau eines Sanatoriumsbesitzers aus Dresden unterbreitet der Verkäuferin zunächst eine kostbare seidene Bluse und bringt dann noch eine Cervelatwurst zum Vorschein. Bluse und Wurst verschwinden, und die Geberin gelangt in den Besitz der gewünschten Lackschuhe. Ein Weinhändler vom Rhein scheut die weite Reise nach Dresden nicht. Die Verkäuferin ist anfangs zurückhaltend, aber ein Geschenk: von 25 Flaschen Rheinwein tut auch hier seine Schuldigkeit. Am Fernsprecher im Schuhgeschäft wird die Verkäuferin verlangt. Frau Kommerzienrat B. bietet der Verkäuferin ihre Loge in der Hofoper an. Die Verkäuferin lehnt aber dankend ab, denn sie ist bereits von der Familie des Fabrikdirektors D. für den Abend in den Englischen Garten gebeten worden, um an einem kleinen einfachen Abendessen teilzunehmen."

Die Zeit
18./IV. 1918

255

18

(„Schani, trag' den Garten außa!") So sagte der Wirt Jahr für Jahr am erstbesten schönen Tag, sobald es einmal fest und sicher stand, daß der holde Mai naht und den Appetit auf ein Gabelfrühstück im Freien über alle praktischen Erwägungen obsiegen lassen wird. Während daraufhin der Schani die beiden Oleanderbäume nach der Außenfront des Gasthäusels schleppte und unter ihrem dürftigen Schatten ein paar gastlich gedeckte Tische etablierte, ging inzwischen der brave Nährvater nach der Küche, um dort mit Feldherrnblick alle die kleinen duftenden Herrlichkeiten der vorkriegszeitlichen Gastronomie zu überprüfen, als da waren: Nierndeln, geröstete Leber, Krenfleisch, Kalbsgulasch, Einspänner mit Saft u. dgl. m. Es dauerte auch nicht lang, und die ersten Frühstücksgäste fanden sich ein: Fiaker, Dienstmänner, Briefträger, Marktleute, kleine Beamte. Jawohl, auch die kleinen Beamten, denn es kostete ja alles nur ein paar Kreuzer. Heute denken wir mit Wehmut zurück an diese gar nicht so ferne Vergangenheit, und es wird einem fast weich zumute, wenn auch in diesen Tagen wieder eine gütige Maiensonne alle Knospen wachküßt, aber kaum wo ein Schani sich mehr findet, der „den Garten außatragen" würde. Und immer wieder drängt sich da die Frage auf: Ob die alten Zeiten wohl je wiederkehren werden? Der Pessimist wird selbstverständlich sofort, schon aus Prinzip, verneinen. Der Nationalökonom wird zu dem Schluß kommen, daß die Kriegs- und Steuerlasten das Volksvermögen derart absorbieren dürften, daß den Minderbemittelten kaum ein Hosenknopf, noch viel weniger Geld zu einem täglichen Gabelfrühstück übrigbleiben wird. Die richtige Antwort wird nur der echte Wiener geben, der seine Kaiserstadt und ihre Menschen genau so kennt wie sich selbst. Er wird schmunzeln und schweigen. Denn er weiß es ja: Wien müßte ja aufhören, an der Donau zu liegen, wenn wir in der kommenden Friedenszeit nicht wieder in die alte, ungehemmte Genußfreudigkeit hineinfinden und raschest zu unserem guten alten Grundsatz vom Leben und Leben lassen zurückkehren sollten. Vielleicht wird das Volksleben ein wenig umgemodelte Formen annehmen, vielleicht wird die frühere Hemdärmelgemütlichkeit einem richtigen Großstadtgeist Platz machen. Vielleicht wird an Stelle der beiden Oleanderbäume eine regelrechte Terrasse erstehen, um die Gäste zum Verweilen einzuladen. Aber zum Entsagen werden wir uns nie verleiten lassen! Nur ein wenig Geduld, bis draußen durch Feuer und Schwert der Weg in die Welt wieder frei gemacht ist, dann wird, wenn wieder der Mai sich anschickt, ins Land zu ziehen, auch wieder das alte, fröhliche Rühren durch unsere Reihen gehen, und es wird wieder ein wahrer Frühling anheben, so wie er einst in dem typischen Kommando sich offenbarte: „Schani, trag' den Garten außa!..."

Die Stadt der Arbeit.

— Von der k. u. k. Munitionsfabrik in Wöllersdorf. —

Eine große, große Stadt. Lange kann man auf ihren Straßen zwischen den Gebäuden herumirren.

Und wenn wir zwischen diesen vielen, vielgestalteten, flachen und hohen, kleinen und großen Gebäuden wandeln — deren unabsehbare Menge sich weit dahinstreckt — und einen Blick in jedes werfen . . . die Einwohner dieser fremdartigen Stadt sind so eigen und ein leises Grauen umschleicht uns, wenn wir ihre Arbeit beobachten. Denn alles, was jene Einwohner, junge und alte, Männer, Frauen und Mädchen berühren, sind Werkzeuge des Todes.

Das Grauen umschleicht den Fremden . . . Er sieht, wie die verzauberten Bewohner dieser niegesehenen, niegedachten Stadt mit fremden, furchtbaren Sprengstoffen hantieren; er sieht stählerne Ungetüme mit stummem Tod gefüllt, die später wutaufbrüllend ihre Kälte in Feuer und Schrecken verwandeln, ihren stummen Tod den Unglücklichen mitteilen, denen er bestimmt war.

Und abends, wenn die Fittiche der Nacht sich über diese Stätten der emsigen Tätigkeit senken, verlassen die Bewohner die Stadt, ihre von Arbeit fiebernden Häuser. Aber keine Ruhe hat die Stadt, andere, neue kommen; jeder hat seinen Platz und die Arbeit geht weiter. Taghell beleuchtet die elektrische Kraft die Arbeitsstätte und so wie bei Tag füllen sich auch in der Nacht die Straßen mit Wagen, die Tod und immer wieder Tod keuchend herumschleppen.

Keinen Tag und keine Nacht kennt hier die Arbeit, Ruhe oder Rast; keine Gefahr, keine Entbehrung achtend, unverzagt und unverdrossen, heldenhaft wird gearbeitet — eine mystische Sekte scheint diese Stadt gegründet zu haben: eine unbekannte Religion, die Tag und Nacht einem unbekannten Gotte Feueropfer bringt, um Gnade zu finden vor seinen Augen.

Denn es ist wirklich ein Opfer, welches hier gebracht wird; diese mit Schweiß und Blut geheiligten Werkzeuge, die hier stumm, später himmelaufjubelnd Tod und Flamme speien, sind unsere Opfer, die uns den heiligen göttlichen Frieden bringen sollen.

* * *

Der unermüdliche Schwung der strengorganisierten stetigen Arbeit, deren Zeugen wir in dieser größten Munitionsfabrik der Monarchie sind, scheint den Glauben zu erwecken, daß wir es mit einer alten, eingearbeiteten Fabriksanlage zu tun haben. Aber bereits ein flüchtiger Spaziergang läßt die Wahrnehmung machen, daß die Gebäude fast ausnahmslos neue sind.

Mit einer amerikanischen Schnelligkeit ist diese Stadt der emsigen Arbeit im Kriege aus dem Boden gewachsen. Es war keine leichte Aufgabe; ganz neue Wege mußten eingeschlagen werden. Es mußten Werkstätten in höchstér Eile errichtet werden, die den ganz außergewöhnlichen Anforderungen einer Munitionsfabrik entsprechen und dabei eine freie Entwicklung der bestehenden Anlagen begünstigen. Es entstand daher ein ganz außerordentlicher Baustil, der nicht allein technische und praktische Rücksichten nahm, sondern auch bedachte, daß sowohl in der Werkstatt als auch in den Nachbargebäuden mit Sprengstoffen hantiert wird.

Daß diesen wichtigen Gesichtspunkten voll und ganz entsprochen wurde, ist in erster Linie ein Verdienst des Leiters der Militärbauabteilung, Hauptmann Ingenieur Josef Straka.

Diese Gebäude allein — jedes einzelne schon so geplant, daß sie der zu verrichtenden Arbeit am besten entsprechen — würden für jeden Fachmann ein interessantes Studium abgeben.

Die größte Bedeutung beanspruchen auch jene, welche die Anlage mit Elektrizität und Dampf versorgen. Es ist selbstverständlich, daß beim Bau und der Einrichtung dieser großen Maschinenhäuser und Kraftzentralen in Anbetracht der vielgestalteten Verwendungsansprüche jedes theoretische Wissen, jede praktische Erfahrung nutzbar gemacht wurden. Es ist hier im Rahmen dieses kleinen Aufsatzes unmöglich, sich mit diesen Zentralen ausführlich zu befassen. Es sei nur erwähnt, daß sie in einer Doppelschichte (Tag und Nacht), dreihundert Tonnen Kohle verbrauchen.

Die Funktionen der Zentralen zu sichern, ist eine der wichtigsten Aufgaben, denn sie sind das Herz der Fabrik, die Leitungen sind Adern, die anstatt Blut Dampf und Elektrizität in die Organe der Fabrik verteilen. Um den Kraftverbrauch dieser Organe zu veranschaulichen, genügt es, wenn wir erwähnen, daß allein die Beleuchtung ungefähr dreihundert Pferdekräfte erheischt. Die maschinelle Einrichtung der Zentralen und der übrigen Werkstätten wurden in einer Hand vereinigt. Es mußten in den Werkstätten nicht nur die althergebrachten, sondern auch die Maschinen für neue, während des Krieges aufgetauchte Munition schnellstens eingerichtet werden.

Diese technischen Aufgaben schwerster Natur konnte nur ein Mann mit umfangreichem Wissen und unbeugsamer Energie bewältigen. Es ist der energischen Leitung des Oberst A. Spacil zu verdanken, daß der jetzige vollkommene Zustand erreicht ist.

Es ist nicht zu verwundern, wenn wir bei Beschreibung der Fabrik jener gedenken, die die Leitung derselben inne hatten. Denn wir können es ruhig behaupten, daß die Schaffung einer solchen Anlage das Ergebnis individueller Arbeit ist, ähnlich der Arbeit eines Malers oder Bildhauers. Hier waren keine begangenen Straßen, man mußte neue Bahnen brechen und selbständig arbeiten. Diese Arbeit forderte Originalität, dem Wissen entspringenden Instinkt, auf der schnellen Entschlußfähigkeit des natürlichen Verstandes fußend. Der ungeheure, nicht vorauszusehende und nie geahnte Munitionsverbrauch des Krieges stellte blutigernste Anforderungen, die kaum zum Ueberlegen Zeit ließen.

Zur Verschärfung der Schwierigkeiten trug bei, daß die k. u. k. Munitionsfabrik in Wöllersdorf beim Ausbruche des Krieges diesen enormen Verbrauch sozusagen allein decken sollte. Und trotzdem inzwischen mehrere ähnliche Werke aufgestellt wurden, ruhte die Hauptlast auch weiterhin auf der Wöllersdorfer Fabrik, insbesondere jene der Herstellung großkalibriger Geschosse. Die Hauptaufgabe war auch, jenen

19/IV 1918

Berliner Lokalanzeiger
19./4. 1918.

257

19

Kirchliche Gebührenerhöhungen. Für einen Teil der Taufen, Trauungen und für kirchliche Scheine sollen zum 1. Oktober Erhöhungen der Gebühren eintreten. Nicht berührt werden alle diejenigen Taufen, die an Sonn- und Festtagen sowie an den festgesetzten Wochentagen in den Kirchen vollzogen werden. Diese Taufen kosten weder Gebühren noch Auslagen. Zu andern als den festgesetzten Tagen oder Stunden sollen die Gebühren statt 5 Mark künftig 7,50 Mark betragen; in einzelnen Fällen können sie aber aus triftigen Gründen erlassen werden, ebenso wie für Haustaufen, für die künftig 22,50 Mark Gebühren erhoben werden sollen. Frei bleibt auch künftig das kirchliche Aufgebot und die einfache Trauung in der Kirche zu den festgesetzten Zeiten; zu anderer Zeit sollen 18 Mark (statt bisher 12 Mark) erhoben werden, für eine Trauung mit besonderem Schmuck 37,50 Mark (statt 25 Mark), für eine Haustrauung 60 Mark (statt 40 Mark). Für jeden Auszug aus den Kirchenbüchern über Taufen, Trauungen und Beerdigungen, die nach dem 1. Oktober 1874 vorgenommen sind, beträgt die Gebühr statt 50 Pfennig künftig 75 Pfennig, soweit solche Auszüge nicht gesetzlich kostenfrei sind. Die sämtlichen Erhöhungen, über die die Stadtsynode erst zu beschließen hat, betragen je 50 v. H.

Pester Lloyd

19. IV. 1918

(Das unhöfliche London.) Die englischen Blätter haben längst festgestellt, daß die Londoner den gesellschaftlichen Schliff, auf den sie stets so stolz waren, im Verlaufe des Krieges eingebüßt haben. Allgemein klagt man über Gereiztheit und Unhöflichkeit des Publikums, eine Erscheinung übrigens, die in allen großen Städten der kriegführenden Staaten mehr oder weniger deutlich festgestellt werden mußte. Nunmehr versucht Harold Begbie in den Daily News die innere Ursache der Kriegsunhöflichkeit der Londoner in Form eines Dialogs festzustellen. „Das Benehmen der Londoner," erklärte mein Freund, den ich in der Hauptstadt besuchte, „hat sich völlig verändert, und zwar durchaus in schlechtem Sinne. Die Leute in den Läden sind grob, es macht ihnen offensichtlich Vergnügen, uns von den Waren zu erzählen, die sie nicht haben, überall regnet es Unhöflichkeiten." „Bei uns auf dem Lande," erwiderte ich, „ist man nicht so barbarisch. Die Leute sind noch immer liebenswürdig und entgegenkommend." „Hier," setzte mein Freund fort, „ist es allmählich schrecklich geworden. Furchtbar ist z. B. der „Kriegsgeist" der Leute in Omnibussen und Bahnen. Die Leute kämpfen um die Sitzplätze. Die Frauen stehen, die Männer bleiben sitzen. Und wenn man einmal einer Frau einen Platz anbietet, so wird man deswegen entweder angefahren oder aber das Anerbieten wird ohne das kürzeste Wort des Dankes angenommen. Dann das Benehmen der Kellner. Welch ungeheure Veränderung! Früher waren sie die höflichsten Leute der Welt..." „Oh," entgegnete ich, „damals waren die Londoner Kellner auch Deutsche, gut disziplinierte Deutsche..." „Unsinn," entgegnete mein Freund ärgerlich, „das hat damit nichts zu tun, es ist die Kriegsstimmung, die alles verschuldet hat. In der Hauptsache trägt der Niederbruch des Unterschiedes zwischen den Geschlechtern die Schuld." „Keineswegs," sagte ich. „Doch, ich habe die Frage genau studiert. Die Frauen haben ihr geschütztes Dasein verlassen und sich in das Getümmel der rohen Welt gestürzt, und darum ist unser Benehmen so schlecht geworden." „Nein," erwiderte ich, „der Grund liegt viel tiefer." „Zum Teil mag auch der Lebensmittelmangel schuld sein, die Leute sind dadurch erregt und überreizt." „Aber der wirkliche Grund..." suchte ich einzuwerfen. „Meine Gründe sind die richtigen, auch die Kriegsnervosität spielt eine große Rolle." „Das alles mag wahr sein," sagte ich, indem ich jetzt mit Gewalt das Wort an mich riß, „aber die wirkliche Ursache liegt viel, viel tiefer. Der Krieg ist äußerster Materialismus. Wie kann man die auf Geist und Seele beruhende Liebenswürdigkeit und Gesittung in einem Zeitalter fordern, das so vollkommen an den Materialismus gekettet ist? Man kann ein gutes Benehmen von Leuten erwarten, die nicht mehr an die Tugenden der Ehrerbietung, des Mitleides und des gegenseitigen Verständnisses glauben." Mein Freund führte aber weitere Beispiele für seine Theorie an, und tatsächlich habe ich in London so schlimme Szenen miterlebt, daß ich schleunigst wieder in mein Dorf in Sussex abreiste. In der Bahn erinnerte ich mich mit Schrecken daran, daß ich selbst durch den Londoner Aufenthalt verdorben worden war: in der Eile des Aufbruches hatte ich nämlich vergessen, meinem Freund für seine Gastfreundschaft Dank und Lebewohl zu sagen.

Neues Wiener Tagblatt
19./IV. 1918

* **(Ganz wie bei uns!)** Die Kundenbevorzugung in manchen Geschäften hat bei uns schon wiederholt zu lebhaften Klagen aus allen Kreisen Anlaß gegeben, ja es wurden ihretwegen sogar schon Prozesse angestrengt und Gerichtsverhandlungen abgeführt. Es ist sicherlich kein Trost, zu hören, daß auch anderwärts ähnliche Dinge sich eingebürgert haben, die jetzt, im Kriege, wo die allseitige Nervosität eine wesentlich gesteigerte ist, in empfindlichster Weise verspürt werden. Der Bund der Handel- und Gewerbetreibenden in Berlin sieht sich soeben veranlaßt, festzustellen, daß viele Geschäftsleute eine die Allgemeinheit schädigende Kundenbevorzugung betreiben. Sie suchen durch vorzeitige Abgabe von Waren, die erst zu späteren Terminen verabfolgt werden sollen, ihren Abnehmerkreis zu erweitern, wodurch jene Unternehmer beeinträchtigt werden, die sich an die gesetzlichen Vorschriften halten. Der Bund droht deshalb, daß Zuwiderhandelnden sofort der Verkauf eingestellt und gegen sie das Strafverfahren angestrengt werden soll. Wie übrigens die Verkäufer und Verkäuferinnen in den Kaufladen, insbesondere dort, wo es sich um Gegenstände des täglichen Bedarfes dreht, zu unzulässigen Bevorzugungen einzelner Kunden veranlaßt werden, geht aus den nachstehenden Mitteilungen eines deutschen Fachblattes hervor. Es heißt darin: Die Verkäuferinnen werden von reichen Käufern unglaublich verwöhnt. Man schenkt oder „verehrt" ihnen seidene Blusen, Eßwaren, Geschmeide, Weine oder Liköre, und die Wohnung manchen Mädchens, das dieser Branche angehört, gleicht einem kleinen Warenhaus. Folgendes wird uns aus einem Dresdner Schuhwarenhause von einer der ersten Verkäuferinnen als verbürgt mitgeteilt: Die Frau eines Sanatoriumbesitzers aus Dresden unterbreitet der Verkäuferin zunächst eine kostbare seidene Bluse und bringt dann noch eine Cervelatwurst zum Vorschein. Bluse und Wurst verschwinden, und die Geberin gelangt in den Besitz der gewünschten Lackschuhe. Ein Weinhändler vom Rhein scheut die weite Reise nach Dresden nicht. Die Verkäuferin ist anfangs zurückhaltend, aber ein Geschenk von 25 Flaschen Rheinwein tut auch hier seine Schuldigkeit. Am Fernsprecher im Schuhgeschäft wird die Verkäuferin verlangt. Frau Kommerzialrat B. bietet der Verkäuferin ihre Loge in der Hofoper an. Die eVrkäuferin lehnt aber dankend ab, denn sie ist bereits von der Familie des Fabriksdirektors D. für den Abend in den Englischen Garten gebeten worden, um an einem kleinen einfachen Abendessen teilzunehmen. Es ist also auch anderwärts — ganz wie bei uns!

Im Stammbeisl.

„Schad' is um 'n Grafen Czernin!" sagte Spannagl und seufzte. Er wollte noch mehr sagen, wurde aber von Schwasser unterbrochen. Dieser hielt sich die Ohren zu und rief in flehentlichem Tone:

„Wann i recht schön bitten derf, meine Herren, nix von Politik! I stell' den Antrag: Reden ma von 'was anderm . . .!"

„Vom Essen vasteht si," meinte Spannagl; „daß dös Dei Lieblingsthema is, weiß i scho lang."

„Was 's is — nur net von Politik," fuhr Schwasser fort; „i stell' den Zusatzantrag: A jeder, der zum Politisier'n anfangt, zahlt an Guld'n, und dös Geld versaufen ma nächsten Samstag. — Seit 'n Montag hör' i von nix anderst reden, als von dera Sachen. Der Rasear fragt mi beim Einsafna, was i zum Rücktritt von Czernin sag', der Ober will von mir derfahr'n, wie i mi zu der politischen Lage stell'. Die Tabaktrafikantin — politisiert; die Kondukteurin auf der Tramway — politisiert; die Greißlerin — politisiert; d' Hausmasterin — politisiert; die Grünzeugfrau — politisiert; der Rauchfangkehrer — politisiert. Anstatt Frühlingsluft g'spür' i beim Spazier'ngeh'n Krisenluft, und die ganze Atmosphäre is, wia ma sagt, mit äußerer und innerer Politik ang'füllt als wie a Hamstertaschen mit Lebensmitteln. I hab' g'nua von dera Affähr — bis da anfa!"

„Dös is aber a a Sach', die 's wert is, daß ma drüber red't," meinte Spannagl.

„I bitt' Di, tua Dir nix an," erwiderte Schwasser, „hat denn 's Plauschen an Wert? I behaupt': Gar kan'! Was geht 's denn mi an, wann in liaben Oesterreich a Bluzer g'macht wird? Es is net der erste und wird net der letzte sein! Kann is ändern? Kann i helfen? Kann i den verfahrenen Karren wieder auf gleich bringen? Na! Und drum man i, is für unseran 's G'scheiteste: Maul halten und warten, was weiterg'schicht."

„Ruck aussa mit 'n Gul'nzettel!" rief Stichler; „net politisiert soll werd'n, sogst, und dabei tnast es selber."

Schwasser wollte Protest einlegen. „Ah, da muß i scho bitten," sagte er, „i . . ." Aber Oberberger schnitt ihm das Wort ab.

„In Oesterreich," sagte er, „wo die Minister g'wechselt werd'n wia d' Hemada, macht ma im allgemein'n von an Ministerwechsel net viel Aufheben. Ma denkt si: Is 's net der, nachdem is a anderer! Wer 's is, is ein'n Wurscht. Der Graf Czernin aber war kaner von die Minister, von denen zwölfe auf 's Dutzend geh'n; trotzdem hat er geh'n müssen."

„Dschappert!" bemerkte Stichler, „eben grad drum hat er geh'n müssen! In Oesterreich sieht ma auf die hohen Posten am liebsten die g'wisse Dutzendwar'. Beispielsweis' jetzt'n der Nachfolger! Dös is glei so a Herr, von dem ma net weiß, is er auf der Welt oder net. Kaum daß einer von sich reden macht, wie der Graf Czernin, is 's scho aus und g'scheg'n!"

„'s Volk," meinte Spannagl, „dös is wieder amal der Niemand. Vom Czernin hat ma si 's Heil d'erwart't in dera heillosen Zeit. Bumsti — hast es net g'sehg'n, is er scho akragelt a! Und 's Volk steht daneb'n und kann nix machen. Dös mußt's sag'n: Gern g'habt hab'n den Czernin alle."

„Bis auf die, was eahm net schmecken hab'n können," sagte Schwasser; „mei Bedienerin beispielsweis', dös is die Madam Wondratschek, a Böhmin, aber sonst a ganz kommode Frau. Wißt 's was die g'sagt hat zu der Affähr? „G'schiehte ganz recht, die Czernin," — hat 's g'sagt — „ganz recht g'schiehte! Warum muse auch schimpfen auf Behm, was seind's Landsleut' mehriges?"

Spannagl lachte. „Da schau her, wie gut als Du böhmakeln kannst, dös hab' i gar net g'wußt."

Oberberger meldete sich zum Wort.

„Auf die Meinung von Deiner Frau Wondratschka oder wia s' haßt," sagte er, „auf die kommt 's schließli' und endli' net an. Daß aber heut' a paarmal hunderttausend Böhm das nämliche sag'n, auf dös kommt 's an! Die ganz'mante Watschen, die der Graf Czernin denen Tschechen, versetzt hat, die hat jetzt'n grad 's Gegenteil von dem bewirkt, was 's bewirken wollt', und anstatt schön stad und dasi, werd'n die Herrschaften no frecher werd'n. Schon weg'n dem, man i, hätt' der Graf Czernin bleiben müssen."

„Fragt si', ob er bleiben wollt'," bemerkte Stichler. „I, wann i der Graf Czernin bin, hätt' scho lang' die Kanzlei hing'schmissen und g'sagt: „I spiel' nimmer mit!" A Minister sein, der was vasteht, daß is bei uns in Oesterreich a undankbar's G'schäft."

„Der Ersatz für 'n Czernin . . ." begann Spannagl.

„Sagnsag'n: Czernin-Ersatz!" schaltete Schwasser ein.

. . . „der möcht' i net sein," fuhr Spannagl fort.

„Geh, wie lang' wird er 's denn bleib'n?" sagte Schwasser. „Bei dem Konjunkturen! I sag' immer: So lang' ma den Bezug von Ministers net a an 'n Lebensmittelschein bind't and rayoniert, früher wird ka Ruh' werd'n und ka Stabilität net."

Oberberger meinte: „Die Ungarn san große Geizkrag'n und lassen nix über die Grenz' übri'. Nur bei die Minister, da sein s' net neidi! Wann 's nach eahner ganget, möchten s' die Versürgung von Oesterreich mit Staatsmännern ganz allani bestreiten. Daß der Czernin was g'west is und was vorg'stellt hat, obzwar er a Oesterreicher is und ka Magyar, dös war ihnen lang' gnua a Dorn im Aug'."

„A Tausendsassa war er, der Czernin," sagte Stichler, „all's hat er z'wegen bracht. Durch dick und dünn is er 'gangen, durch die „Siegfriedler", „Verständigungsfriedler" und wie s' alle haßen, hat er si glücklich durchg'wurschtelt. Mit 'n Trotzky is er auf gleich kommen und mit 'n General Hofmann hat er si sogar ganz gut dischkariert — dös hat er selber amol g'sagt in aner Red'. A so a Mann, dem nix z'schwar is, a so a Mann stolpert auf d' letzt über a Stickerl Papier!"

„Mannichsmal kommt 's scho a so im Leben," sagte Oberberger; „aner übertancht 'n Typhus und die Cholera, und an an Strauchen stirbt er." — Er sah nach der Uhr und stellte fest, daß es auf Zehn ging. „Gehts Oes oder bleibt 's no, meine Herren?"

„San ma österreichische Minister, daß ma scho wieder gengan, kaum daß ma kommen san?" sagte Schwasser; „i bleib' selbstverständlicherweis' bis Zehne Winterszeit. Und Du?

„I geh' nach der Sommerszeit ham," sagte Oberberger, und auch der Umstand, daß Stichler ihn verächtlich „Patzer!" nannte, machte ihn in seinem Entschluß nicht wankend. Vielmehr beglich er seine Zeche und ging, nachdem er sich empfohlen hatte, eilig seiner Wege.

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung 21. IV. 1918 269

21/IV. 1918

262

*** Aus der belagerten Festung.** Bekanntlich leben wir seit mehr als drei Jahren in einer belagerten Festung. Von Feinden umlauert, von Vorratszufuhr abgeschnitten, haben wir unseren Willen auf das Durchhalten eingestellt und verfolgen unverrückbar unser Ziel. Unter solchen Umständen wird nicht nur jeder Bissen Brot, sondern auch jedes Endchen Stoff, jede Viertelstunde Arbeit kostbar. So stand es zu lesen in allen Blättern, und wer es nicht glaubt, der wandere nur einmal durch die Kärntnerstraße und über den Graben, womöglich zur Korsozeit — bitte sehr, kein Irrtum, der „Korso" ist durchaus nicht aufgehoben, es schien nur so im ersten halben Jahre des Krieges — damit die glänzenden Schaufensterausstellungen durch die nicht minder glanzvollen Erscheinungen der Wandelnden ergänzt werden. Die heurige Mode ist für den Durchhaltegedanken besonders günstig. Ihr hervorragendstes Merkmal ist nämlich neben der Materialvergeudung, an die wir uns schon gewöhnt haben, die Arbeitsvergeudung. Fast jedes Stück der modernen Frauenkleidung ist mit Handarbeit, mit mühsamer, zeit- und kraftverschlingender, geziert. Die Wäsche ist ein Traum aus feinstem Leinenbatist und Spitzen. Da gibt es Miederleibchen aus handgesticktem Tüll, Hemden, zu deren Herstellung die mühevolle Arbeit vieler Tage nötig war, und sogenannte „Combinations" aus zarter Seide mit mehr als handbreiter Stickerei. Jede Bluse, jedes Taschentuch, jeder Gürtel ist mit Häkelarbeit, mit Bunt- oder Weißstickerei, mit Filet-, Reticella-, Point d'aiguille- oder anderen Spitzenarten geschmückt. Die Hüte tragen auf breitem Seidenband bunte Perlenstickereien. Und erst die Handtäschchen und Beutel! Für die gibt es immer noch Leder und Seide genug. Dafür opfert man Leder und Seide, um solchen Tandes willen verderben Hunderte von Arbeiterinnen ihre Augen beim Auszählen der mühsamen Perlstickmuster! Auch sonst hat man in der belagerten Festung für gar seltsame Bedarfsartikel Zeit und Muße. Da ist vor allem die „Schaffung" des letzten Sommers, die Riesenbrosche, ein durchaus unentbehrliches Toilettenrequisit. In Silberemail, aus Perlen, mit feinen kleinen Handzeichnungen werden sie hergestellt, der Rand selbstverständlich aus Gold. Mir fällt die alte Hausmeisterswitwe ein, die bei Kriegsbeginn ihren einzigen Goldbesitz, die zwei Eheringe, „für Eisen gab". Ueberhaupt kommt einem mancherlei in den Sinn, wenn man durch diese Allee von Nichtigkeiten und Ueberflüssigkeiten wandert. Da gibt es Seidenkleider, die das Jahreseinkommen eines Arbeiters kosten, und die Damen, die sie betrachten, sagen beifällig: „Das ist zwar sehr einfach, aber recht geschmackvoll." Worauf die Begleiterin gelassen erwidert: „Gott, um diesen Preis kannst du heutzutage nicht mehr verlangen!" Kinderkleidchen sind ausgestellt, die mit zweihundert bis fünfhundert Kronen bezeichnet sind, und die Backfischchen wählen sachverständig: „den schottischen Gürtel will ich aber nicht, ich muß einen kirschroten haben, das ist viel fescher, und dazu die schwarzen Strümpfe dort (45 Kronen) mit Einlageschuhen." Strümpfe in dieser Preislage kann man nämlich noch mühelos in beliebiger Zahl erwerben, auch schöne Wolljacken sind zu sehen, die höchstens 500 Kronen kosten. Das ist eine Kleinigkeit, jeder bessere Schlafrock verlangt dieses Geldopfer. Es wird auch gebracht, willig und mit Freude. Die weißen „Lingerie"-Kragen sind beliebter denn je. Man hat bei Kriegsbeginn einmal den Vorschlag gemacht, die Damen mögen das Geld für Kriegsfürsorge widmen, das sie in Nackenrüschen (die damalige Modedummheit) und Krägelchen anzulegen gedächten. Aber niemand wollte darauf eingehen. Zu große Opfer darf man eben doch nicht zumuten. Darum haben wir heute noch Unmengen von Linon, Organdy, Chiffonbatist und wie das Zeug sonst noch heißen mag, zur Verfügung, unsere Damen tragen reizende Jackenverzierungen und in den Spitälern fehlt es am notwendigsten Weißzeug. In der Kärntnerstraße flattern die zarten, duftigen Spitzenröckchen und in Ottakring müssen die Kinder in Lumpen gehen, weil ihre Mütter keine Zeit, keinen Zwirn, keine Flicken haben, die zerfetzten Kleider zu heilen. Und vielleicht sind das sogar dieselben Frauen, die den bunten, lustigen Kram herstellen müssen. An all den Herrlichkeiten gehen die jungen Arbeiterinnen vorbei, die aus der Arbeit kommen, die Lehrmädchen und Comptoiristinnen gehen daran vorbei mit hungrigen, begehrlichen Blicken. „Wenn ein Mädchen fällt," sagt ein alter kluger Satz, „sind meistens die Kleider schuld." Wer will dem jungen Ding einen Vorwurf machen, wenn ihr die Seidenbluse mit dem bunten Saum, die zarte Batistwäsche, all das Schleier- und Gazezeug begehrenswert erscheint? Man spreche nur nicht von „Kokottenluxus". Denn diese Art Luxus beherrscht die ganze bürgerliche Welt und wir haben in den letzten fünfzehn Jahren Moden genug gehabt, die beweisen, daß die Damen den Sinn für Frauenwürde verloren haben. Lehnte man sich dagegen auf, so wurde man sofort verdächtigt, vom „O-Beine-Standpunkt" zu sprechen. Zu dieser ganzen leichtfertigen Vergeudung von Material und Arbeit stimmt auch der unnütze Tand, den wir noch heute nicht müde sind anzufertigen. Nur einer Verschwendung möchte ich das Wort reden. In einer großen Papierhandlung entdeckte ich eine rosengeschmückte Ansichtskarte mit der Inschrift: „Lerne essen, ohne zu klagen!" Daß sie just eine Notwendigkeit darstellt, wage ich nicht zu behaupten. Aber es hat mir innig wohlgetan, auch in diesem vornehmsten Teile der Wiener Festung so viel Verständnis zu finden.

Fremdenblatt
21./IV. 1918
263

* (Der Großstädter und die Sommerzeit.) Man kann durch die gesündesten Maßnahmen krank werden und es gibt Leute, denen nichts so sehr schadet, wie die Hygiene. Diese Menschen nennt man dann „Hysteriker". Die Aerzte behaupten, es wäre gesund, zeitlich aufzustehen, aber wie viele sind den ganzen Tag unwohl, wenn sie zu dergleichen gezwungen werden. Der Magenspezialist verordnet Haferschleimsuppe — aber wie vielen Menschen verdirbt gerade sie den Appetit. So hat auch die neue Luft- und Lichtkur, die uns verordnet wurde, nicht durchaus Beifall, Zufriedenheit und Wohlbehagen gefunden, wie sich die Naiven vielleicht vorstellen. Eine Stunde früher Tag! Eine Stunde länger Arbeitszeit! Eine Stunde früher aus den Federn und früher zu Bett! Mein Gott, was sind das für höchst tugendsame Grundsätze. Und sicherlich wird die Verordnung die Tugendhaften auf ihrer Seite haben. Nun gibt es aber auch andere, die gerade die Nacht und die Finsternis lieben und die im höchsten Grade darüber erbost sind, daß man es gewagt hat, ihnen eine Stunde davon ganz einfach wegzustehlen, daß man sie von amtswegen zwingt, eine Stunde früher aufzustehen und bei hellichtem Tage zu nachtmahlen. Das gehört nämlich zu den schlimmsten Dingen, die man Neurasthenikern antun kann. Man glaube auch ja nicht, daß die Angelegenheit so einfach erledigt ist. Man rückt die Uhr und es wird eine Stunde früher Tag! Der Nervöse und Sensible sieht diesen verrückten Tag doppelt, gebrochen, wie durch ein Prisma, er steht noch immer unter dem Zwange der alten Zeit, er spürt das Naturgesetz der Sonne, seine Nerven empfinden den Mittag, wenn es Mittag ist und geraten in Unordnung, wenn der Uhrenzeiger daneben noch eine zweite, eine unnatürliche technische Mittagszeit anzeigt. Der Nervöse steht eben wirklich um eine Stunde früher auf und kein Uhrenzeiger kann ihn belügen — aber er geht gewiß nicht um eine Stunde früher schlafen, sein ganzer Tag verschiebt sich gewaltsam und die „Sommerzeit", unter Anführungszeichen, die behördlich anbefohlene, bringt ihm — wie wäre es bei einer Sache, die behördlich anbefohlen wird, auch anders möglich? — keine Freude. Wir haben es ja überhaupt verlernt, uns um die liebe Sonne, um die natürliche Einteilung der Zeit, zu kümmern. Für den Großstädter ist es Abend, weil das Bureau schließt, und nicht etwa umgekehrt. Er ist immer von den äußerlichen gewohnheitsmäßigen Alltagsbegebenheiten abhängig und Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, die nun plötzlich für das Leben des Großstädters wichtig geworden sind, haben ihn bisher wenig gekümmert. Wie kann einem auch eine Sonne, die spärlich in enge Gassen scheint und mühsam in den Aktenstaub kriecht, interessieren! Das aber ist die Sonne des Großstädters, dies ist sein Sommer, dies ist sein Frühling. Ein Kaffeehausliterat sagte einmal: „Der Mai ist da, wenn die zweite Türe auf die Terrasse geöffnet wird." Dies drückt ungefähr das Frühlingsempfinden des Großstädters aus. Er ist eben ein Stadt- und Staubmensch, während der Dörfler ein Land- und Luftmensch ist. Er mag diese eine Stunde Sonnenlicht, die über Wiesen und Bergen glänzt, als köstliches administratives Geschenk hinnehmen. Bei uns, in dem Tale der Wohnungsnot und Menschenüberfüllung, scheint die Sonne bloß eine Stunde länger — auf das Straßenpflaster. Der nervöse Großstädter lebt seit der „Sommerzeit" zwischen Helligkeit und Dunkel, in einem steten Zwielicht, er weiß die Vorteile dieser Maßnahme nicht zu schätzen. Und desto weniger, je großstädtischer er ist.

Tägliche Rundschau
23/4. 1918.

Studentische Selbstverwaltung.

An zukunftweisenden Gedanken und beflügelten Ideen ist die deutsche Studentenschaft seit altersher unendlich reich gewesen, oft hat sie Zeitforderungen ahnend vorausgeschaut, die erst Jahrzehnte später festes Gemeingut der Nation werden konnten. Indessen, mit Ideen allein kann man nicht einmal sich selbst reformieren, geschweige denn eine ganze Welt. Es bedarf der beständigen, nüchternen Kleinarbeit, der das Sachliche begründenden und einteilenden Organisation. Wenn man daher zum erstenmal von „studentischer Selbstverwaltung" hört, wird sich mancher Kundige auf Grund seiner Erfahrungen vielleicht eines leisen Lächelns nicht erwehren können. Oh, ihr goldenen Träumer, die ihr kaum in kleinen Häuflein einige Stunden zusammensitzen könnt, ohne daß es leidenschaftlichen Krach setzt, ihr wollt innerhalb großer Tausendzahlen die Selbstverwaltung einführen!

Im Ernst. Diese Zeiten waren einmal, noch vor dem Krieg hätten die ungläubigen Spötter recht gehabt. Heute müssen sie sich von den Tatsachen eines anderen, Neuen belehren lassen. Vor mir liegt ein stattliches Büchlein: „Studentische Selbstverwaltung. Der Weg zur akademischen Gemeinschaft, herausgegeben von Dr. Hans Roeseler, Furche-Verlag, Berlin." Man denkt vielleicht, ein paar Idealisten hätten hier ihre wirklichkeitsfernen Pläne niedergelegt. Weit gefehlt. Dieses Buch trägt eine Art offiziellen Charakters, es ist ein Gegenwartsdokument von sozialer Tragweite. Der weit überwiegende Teil des Inhalts bietet Berichte über Geleistetes, nicht Vorschußlorbeeren auf künftige Möglichkeiten hin. Darin liegt das Eigenartige dieser Schrift, die ihr Anspruch verleiht, vor der gesamten gebildeten Oeffentlichkeit Gehör zu finden: sie ist der erste große Rechenschaftsbericht der neuen, sozialpolitisch gerichteten Akademikerbewegung, von der an dieser Stelle schon oft die Rede gewesen ist.

Für den Kulturpolitiker, den Sozialpsychologen, den Verwaltungsfachmann ist dieses Buch eine Fundgrube. Nicht in der Hinsicht, daß er daraus lernen könnte, wie es musterhaft gemacht wird, sondern nach der Seite hin, daß er nachprüfen kann, wie die großen Errungenschaften staatlicher und kommunaler Organisationen in einer wenig stabilen, geistig und sozial höchst queckfübrigen Gemeinschaft ihren Niederschlag finden. An jeder Hochschule ist das Ganze der Studentenschaft ein Eigenes für sich. Die Physiognomie dieser Gemeinschaft ist in Berlin eine ganz andere als in Marburg oder München. Wenn die Studentenschaften also in besonderen Ausschüssen sich feste, satzungsmäßige Formen geben, in denen sie ihre Allgemeingeschicke in möglichster Selbständigkeit verwalten wollen, so ergeben sich die allerverschiedensten Organisationsbilder. Unter weitgehender Wahrung der örtlichen Sonderverhältnisse führen doch die getrennten Wege zu gleichem Ziel: eine gesteigerte Verantwortung des akademischen Einzelgewissens gegenüber den Notwendigkeiten solcher Gemeinschaftsaufgaben, das ist das Ergebnis. Die studentische Selbstverwaltung ist keine fromme Einbildung mehr; an einer beträchtlichen Reihe von Universitäten hat sie die Frucht längerer Bewährung hervorgebracht. Hinter dieser Organisationsarbeit der Studentenausschüsse zur Durchführung gemeinnützigen Wollens steckt mehr Schweiß, mehr Aufwand von Energie und Gehirnkraft als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Auf diese Jugend, die sich trotz zahlloser innerer Widerstände so um die Lösung von Angelegenheiten bemüht, die sehr oft höchst prosaisch, trocken und ohne Himmelssturm sind, wird das Deutschland nach dem Weltkrieg hoffen dürfen. Sie werden als Männer in den schicksalsschweren Organisationssorgen unseres Volkes auf dem rechten Fleck stehen können.

Es würde ermüden, wenn man hier die einzelnen Verwaltungssysteme aufzählen wollte, nach denen die einzelnen Universitätsausschüsse arbeiten. Es sei hier nur auf einige, dem großen Verwaltungsleben entlehnte Begriffe hingewiesen, es gibt Ein- und Zweikammersysteme, paritätisches Prinzip usw., es gibt Fachausschüsse, Kultur- und Wirtschaftsparlamente im Kleinen, Geschäftsordnungstheorien und Praktiker, die mit der Statistik umzugehen wissen. Vor dem Kriege blieben alle diese Dinge eigentlich nur Tummelplätze für den Kraftüberschuß weniger, für öffentliche Propaganda besonders Veranlagter. Heute ist schon eine breitere Mittelschicht in die neuen Zwecke hineingewachsen. Noch steht die ganze Bewegung ja keineswegs am Ziel, sie hat erst erfolgreiche Anfänge hinter sich. An einer Reihe von Hochschulen steht man noch zaghaft beiseite und hat kein rechtes Zutrauen zu sich selbst. Aber das Neue schreitet doch ganz offensichtlich vorwärts, ruhig und ohne Ueberstürzung, noch vor zwei Jahren hätte die oben besprochene Schrift viel dünner und inhaltsloser ausfallen müssen, nach weiteren zwei Jahren umfaßt sie vielleicht schon einen schweren Band mit erdrückender Materialsfülle.

Dr. Sch.

Vossische Zeitung
26./4. 1918.

208 26

Gegen den Unfug der Halbwüchsigen.

Aus der Berliner Stadtverordnetensitzung.

Der bereits mitgeteilte Antrag des Magistrats auf Anweisung einer Summe von 1000 M. zur Anfertigung von Ausweiskarten für Lehrpersonen und Schulkinder beschäftigte gestern die Berliner Stadtväter. Diese Ausweiskarte soll dazu dienen, gewissen Uebelständen abzuhelfen. Halbwüchsige Burschen und Mädchen, die sich durch Tragen von Schülermützen als Zöglinge höherer Lehranstalten gebärden oder sich als Wandervögel ausgeben, betragen sich, wie es in der Magistratsvorlage heißt, auf den Straßen, Unter den Linden, In den Zelten und im Viktoriapark höchst unangemessen. Auf Anregung des Oberkommandos und des Polizeipräsidiums will der Magistrat durch solche die Kontrolle ermöglichende Ausweiskarten den Auswüchsen entgegentreten.

Stadtv. Dr. Knauer (Fr. Fr.) gibt zu, daß die jungen Burschen und Mädchen, die sich in dem Schmuck bunter Bänder und Mützen nicht genug tun können, vielfach durch ihr lärmendes Auftreten Anstoß erregt haben. Aber die vorgeschlagenen Maßnahmen werden nicht den gewünschten Erfolg haben. Gibt es doch auch eine Reihe höherer Schulen, die nicht städtisch sind. Wie steht es mit der Beaufsichtigung der Schüler der höheren Lehranstalten in den Grenzbezirken? Es bedarf weit einschneidenderer Maßnahmen, um den Unfug, der von manchen Schülern in den Straßen verübt wird, wirksam zu bekämpfen. Die Vorlage sollte zunächst dem städtischen Jugendamt zur Prüfung vorgelegt werden. Nachdem Stadtschulrat Dr. Reimann erklärt, daß gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden ist, daß aber die eigentlich entscheidende Behörde das Provinzialschulkollegium ist, führt Stadtv. Bruns (Soz.) aus: Die Sammeltätigkeit auf den Straßen, zu der die Schuljugend jetzt so vielfach verwendet wird, hat in vieler Beziehung ihre Bedenken. Stadtv. Weyl (U. S.): Neben polizeilichen Maßnahmen sind auch sehr wertvolle pädagogische notwendig. Der Krieg hat sich ja nicht als das sittliche Stahlbad erwiesen, wie man erwartet hatte, im Gegenteil macht sich im allgemeinen eine größere Verrohung geltend. Auf alle Fälle sollte gegen die Schnorr- und Werbetätigkeit der Schuljugend auf den Straßen vorgegangen werden.

Stadtv. Cassel (L.) spricht sich entschieden dagegen aus, daß der Vorredner von allgemeiner Verrohung gesprochen hat. Wenn das Volk nicht einen so großen Aufwand sittlicher Kraft entfalten konnte, würde es nicht möglich gewesen sein, die Gefahren dieses gewaltigen Krieges zu bestehen. (Sehr richtig!) Auch die Bezeichnung der Werbetätigkeit der Schuljugend als „Schnorrerei" ist zurückzuweisen. Ganz mit Recht wird die Jugend auch in den Dienst der allgemeinen Sache gestellt, aber die Art und Weise, wie diese Tätigkeit ausgeführt wird, kann allerdings manchmal Bedenken erregen. (Sehr richtig!) Es handelt sich aber doch nur um einzelne Auswüchse und deshalb muß die Ausführung solcher öffentlichen Sammlungen unter gewissenhafte Aufsicht gestellt werden.

Stadtschulrat Dr. Reimann: Die Werbetätigkeit der Schüler ist vom Minister genehmigt und empfohlen worden. Mit dem Jugendamt hat sich der Magistrat schon in Verbindung gesetzt und deshalb ist es angängig, die Vorlage von der heutigen Tagesordnung abzusetzen.

Die Versammlung beschloß in diesem Sinne.

Es folgt eine Magistratsvorlage auf Erhöhung der Teuerungszulagen und Kriegsbeihilfen. Der Magistrat beantragt, die laufenden Teuerungszulagen der städtischen Beamten in derselben Weise zu erhöhen, wie dies für die Staatsbeamten geschehen ist. Die Erhöhung soll ab 1. April eintreten. In derselben Weise wird eine Erhöhung der Kriegsbeihilfen beantragt für die im Ruhestand befindlichen Beamten und dauernd Angestellten und deren Hinterbliebene. — Nach kurzer Aussprache wird die Magistratsvorlage angenommen und ein weitergehender Antrag Hintze (U. Soz.) abgelehnt.

Tägliche Rundschau
27./IV. 1918

269 22

Ein Kampf ums neunte Gebot.

Wenn der Krieg das Grundgesetz alles Menschlichen, das fünfte Gebot, über den Haufen wirft, warum sollte er da nicht auch ein anderes Sittengesetz von geringerer moralischer Reichweite umstürzen, das neunte Gebot, das da besagt: Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Hab und Gut — oder nach der Lutherschen Erklärung — nicht mit einem Schein des Rechts an dich bringen. Der Mann des nimmersatten Begehrens ist heute mehr denn je der staatliche Ueberwachungsbetrieb. Ich sage beileibe nicht der Staat, denn sonst behauptet noch jemand, wir wollten dem Vaterlande die hohen, idealen Opfer an Besitz und Leben nur mit Griesgrämlichkeit zollen.

Nein, nicht dem Staat, sondern den bösen Auswüchsen einer schikanösen Bevormundung muß zu Leibe gegangen werden, und zwar soll es sich um die Belieferung der materiellsten menschlichen Notdurft, um Kleider und Schuhe handeln. Was auf diesem Gebiete seitens der Ausgabestellen von Bezugsscheinen an überflüssiger Verärgerung des Volkes geleistet wird, schreit geradezu zum Himmel. Wohlgemerkt an überflüssiger, gänzlich unnötiger, durch die nicht ein Meter Stoff oder ein Stück Leder mehr gewonnen wird. Ueber die Notwendigkeit weitgehender volkswirtschaftlicher Einschränkung in diesen Dingen ist ja kein Wort zu verlieren, um so mehr läßt sich aber gegen die Art vorbringen, wie's gemacht wird. Daß ein junges Mädchen in männlicher Gegenwart verraten muß, wieviel Hemden und Unterröcke sie besitzt, wieviele davon geflickt sind, mag schließlich noch angehen.

Schlimmer als die Geschmacklosigkeit ist schon der Unverstand. Da werden einem Schüler, der zu landwirtschaftlicher Hilfsarbeit abkommandiert ist, die Strümpfe unter dem Hinweis verweigert, er solle doch barfuß gehen. Ich möchte dieser Beauftragten des Gesetzes nur wünschen, daß sie eine Stunde lang barfuß über ein Stoppelfeld laufen sollte. Dann würde sie so etwas nie mehr sagen. Die Bezugscheinstellen sind leider Erziehungsstätten zum notorischen Lügen. Da kommt ein junger Mann der besten Gesellschaft und braucht einige Kragen. Um zwei neue Kragen zu erhalten, muß er sagen, daß er nur zwei Kragen besitzt, denn mehr als vier Kragen soll niemand sein eigen nennen. Sinnlose Bürokratie! Bei den heutigen Wäschereiverhältnissen müßte man denn einen Kragen vierzehn Tage tragen. Mit der andern Wäsche ist's ähnlich; um eine Kleinigkeit zu erhalten, muß man erst zur Lüge greifen.

Das Schlimmste freilich ist, wenn die Behörde obendrein noch Wucher treibt und das neunte Gebot in einer Art verletzt, die jeden Privatmann zum Gefängnis reif machen würde. Folgender krasse Fall sei hier vermerkt: Jemand will seinen schäbigen Sommerüberzieher gegen einen neuen vertauschen. Pflichtgemäß stellt er den alten der Reichsbekleidungsstelle zur Verfügung und erhält außer dem Bezugsschein 6 M. als fürstliche, höchst zeitgemäße Bezahlung. Den Versuch, einen neuen Mantel zu erstehen, gibt er infolge der Unmöglichkeit, etwas Geeignetes zu angemessenem Preise zu erhalten, wieder auf. Nun sehnt er sich nach seinem alten Ueberzieher zurück. Auf der amtlichen Kleiderstelle ist man auch bereit, ihm das alte Kleidungsstück zurückzuverkaufen, aber nur gegen einen Preis von 75 M. Dem Herrn blieb nichts übrig als die 75 M. zu bezahlen. Man wird es diesem Geprellten nicht verübeln können, wenn er sich bei der freiwilligen Ablieferung in Zukunft etwas zurückhält.

Unglaublich, und doch keine Legende vom Hörensagen, kein Gasthaus- oder Straßenklatsch. Gegenüber allen höchst beflissenen Ableugnungsversuchen der behördlichen Stellen sei von vornherein festgestellt, daß der Gewährsmann sich für die Wahrheit der Angaben unmittelbar selbst verbürgen kann. Ob sich die Dienststelle durch ein solches Vorgehen mehr nützt oder schadet, kann nicht zweifelhaft sein. Die Behörde wird ihres „Kriegsgewinnes" nicht froh werden, sie erkauft ihn auf Kosten ihrer sittlichen Autorität im Volke. Auch bei heutigen Verhältnissen ist die Regierung immer noch verpflichtet, des Nächsten Hab und Gut nicht mit einem Schein des Rechts an sich zu bringen.

Dr. Sch.

Budapester Eindrücke.

Von Hugo Ganz (Wien).

Sie beginnen schon im Wiener Bahnhof. Ungarische Laute umschwirren das Ohr, während man in drangvoll fürchterlicher Enge festgekeilt eine Stunde lang auf die Oeffnung der Türe zum Bahnsteig wartet. Die Reise, die man in Friedenszeiten als ein Nichts erachtet, ist jetzt ein kleines Abenteuer. Die Fahrkarten löst man tags zuvor. Um einen Sitzplatz in den auf die Hälfte reduzierten Schnellzügen zu erobern, muß man sich im Wartesaal „anstellen", und so früh man kommen mag, es gibt immer Leute, die noch früher aufgestanden sind. Man wartet also und hört zu, was die Leute reden. Wiener Erlebnisse. Erlebnisse bedeuten heute Eßangelegenheiten: wo man ißt, was man ißt, was man dafür bezahlt. Ungarn ist nicht zufrieden mit Wien (und umgekehrt). Die Wiener Gastwirte sind Räuber, die für schweres Geld unsichtbare Portionen geben. Wenn man nicht etwas mitgebracht hätte, wäre man verhungert. Das „etwas" scheint aber nicht wenig gewesen zu sein, denn der Anblick der fast Verhungerten wirkt beruhigend. Eine gewisse rundliche Fülle der Wangen und der Kehrseiten ist allen denen eigen, deren Sprache verrät, daß sie jenseits der Leitha weiden. Extra Hungariam non est vita . . . Endlich öffnet sich die enge Gnadenpforte, und der Strom wälzt sich hinaus, nicht ohne beängstigende Stauungen, Hilfe- und Ordnungsrufe. Im Nu ist der endlos lange Zug besetzt und für die Nachzügler, die erst eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges erscheinen, kein Plätzchen mehr frei. Für sie bleiben die Korridore, die auch bald durch allerlei Gepäckstücke in neue Sitzreihen verwandelt und vollkommen unpassierbar werden. Die Beziehungen zwischen den beiden großen Städten Wien und Budapest, die doch immerhin fünf Kurierzugstunden von einander entfernt liegen, scheinen also noch recht enge zu sein trotz gegenseitiger Beschuldigungen und Schimpfereien; viel enger, als etwa zwischen Graz und Wien oder Prag und Wien.

Ich habe Zeit, während der Fahrt über dies merkwürdige Problem nachzudenken. Warum ist der Verkehr zwischen der österreichischen Provinz und ihrer Hauptstadt so viel geringer als der zwischen der österreichischen und ungarischen Hauptstadt? Es bleibt nur eine Erklärung: die Juden. Es wohnen an 80 000 ungarische Juden in Wien und etwa 300 000 in Budapest. Die haben immerfort Geschäfte und müssen reisen. Die nicht merkantile Bevölkerung ist viel seßhafter. Sie reist nur gezwungen, z. B. in Uniform. Der halbe Zug besteht aus Militärwagen. Feldgrau ist die alles beherrschende Note. Auch in den Stationen, die vorüberziehen. Ueberall Soldaten und — russische Gefangene, die wohlgenährt und stumpf von ihrer Arbeit aufschauen, gelassen, behäbig. Es geht ihnen offenbar nicht schlecht in der Gefangenschaft, und der Krieg ist so weit, weit. Das Land liegt im tiefen Frieden. Die Ernte ist schon eingebracht, die unendliche Ebene gleicht einem ungeheuren, grünbespannten, runden Tisch. Kühe heben wiederkäuend den eckigen Kopf, große Schafherden drängen sich zusammen. Kurzröckige Bäuerinnen tragen in weißlichen Tüchern Brotlaibe von phantastischer Größe, braunkrustiges, duftendes Weizenbrot. Und dabei klagt alles über Mangel. Wenn ein Reicher verarmt, hat er immer noch mehr als ein Armer, der zu etwas kommt. Dies Ungarn ist wirklich das Land, wo Milch und Honig fließt, und wenn man ihm jetzt auch etwas abzapft für die Städte und die Bundesgenossen, es bleibt noch immer genug für zwölfpfündige Brotlaibe.

Endlich wird die Gegend wieder wellig und waldig, die Feuerfarben des Herbstes lodern aus den Büschen; verglimmende Glut, die bald zu Asche wird. Der Herbst ist und macht unfug und verdrießlich, trotz oder wegen seiner letzten Anstrengungen, noch einmal Kraft und Fülle zu zeigen. Man sollte nur dem Frühling und Sommer nachreisen. Aber man reist ja jetzt nicht, man wird zu seinen Geschäften transportiert.

Unser Geschäft ist die ungarische Hauptstadt, die wir seit dem Krönungsfeste nicht gesehen und deren Parteigetriebe so wechselvoll ist, daß man immer wieder Einblick nehmen muß, um nicht den Faden zu verlieren. Schon tauchen die charakteristischen Berge auf, die das alte Ofen so dicht an die Donau drängen, daß kaum für eine Uferzeile Raum bleibt, der zackig vulkanische Adlersberg, an dessen Hängen ein roter Feuerwein wächst, der Blocksberg mit seiner Mauerkrone, der lange Rücken des Schwabenbergs, der schon zur hauptstädtischen Villeggiatur geworden ist. „Kelenföld" ruf der Schaffner. Hier verlassen wir den Zug, denn eine Elektrische führt uns von da rascher zu unserem Ziel als vom Zentralbahnhof, der weit drüben jenseits der Donau liegt.

*

Die Fahrt durch die Vorstädte versetzt uns immer ins Staunen. Diese Metropole wächst in amerikanischem Tempo trotz Krieg und Baunot. In wenigen Jahren wachsen ganze Stadtviertel aus dem Boden, und alle genügen nicht, die zuströmende Bevölkerung zu fassen. Wie lange soll dies wasserkopfartige Anschwellen noch dauern? Wir fürchten, der Krieg hat ihm einen neuen Impuls gegeben. In Budapest werden die großen Geschäfte gemacht, Bettler und Luftmenschen über Nacht in Millionäre verwandelt. Wie sollte das auf eine spekulative, zum Hasardspiel neigende Bevölkerung nicht wirken? Zwar wird auch auf dem flachen Lande genug verdient. Man zahlt (im Schleichhandel) Monopolpreise für jedes Kilo Mehl, jedes Ei, jede Tomate. Aber der Mehrverdienst der Landwirte, die ihre sämtlichen Hypotheken tilgen, reicht doch nicht heran an den der Händler, die mit einigen „Schlüssen" im Kaffeehause sich um Tausende bereichern. Die Vermögensverschiebung führt zu einer Aenderung der Struktur des Landes: eine in wahnsinniger Hast genießende Hauptstadt, sich überstürzend in jeglicher Art von Entwicklung, und eine rückständige, keiner Anforderung der Hygiene und richtiger Bevölkerungspolitik genügende Provinz. Die Abstufung von der Millionenstadt bis zu immer kleineren städtischen Gemeinwesen mit Industrie, Handel und guten Schulen fehlt. Das wird in den nächsten Jahrzehnten mancherlei Unstetheiten mit sich bringen. Die Politik wird noch stürmischer werden als bisher. Noch ein anderes Moment wird dabei mitwirken. Der Kriegsverdienst entbehrt der Sanktion durch die öffentliche Meinung. Niemals war, wenn nicht die Million, so doch der Millionär geringer geachtet als heute. Das Schimpfwort „Gullasch", das man in Skandinavien den Besitzern von neuen Automobilen zuruft, ist bezeichnend genug. Man schämt sich fast in einem — aus Friedenszeiten geretteten — guten Rock unter die Menschen zu gehen. Man will nicht für einen der Leute gehalten werden, die Vermögen errafft haben, während die Besten darbten und bluteten. Das trifft nicht den einzelnen, der kaufmännischem Brauch entsprechend aus der Konjunktur Nutzen gezogen hat, sondern es gilt der ganzen Klasse, der ganzen Schicht. Welch ein Anreiz aber für soziale Experimente, wenn der Reichtum und mit ihm das Eigentum nicht mehr respektiert, sondern nahezu verachtet wird! Die „Besitzenden" werden das schon spüren und zwar nicht bloß in Ungarn, sondern in der ganzen Welt. Aber in Ungarn dank seiner soztalen Rückständigkeit und der Impulsivität seiner Bevölkerung natürlich heftiger als anderwärts. Macht nichts; dies Land verträgt einen Puff. Wo die Erde und die Rasse noch so gesund ist, kann kein großes Unglück geschehen. Der gescheite Strausberg hat einmal gesagt: „es ist noch nie ein Loch entstanden, wo einmal ein Land war." Ungarn wird kein Loch bekommen, und soziale Krisen führen nur vorwärts, nie rückwärts.

*

Da sind wir schon mitten drin in der Politik, die wir uns ganz auf zuletzt aufsparen wollten. Aber hier wird alles zu Poltik, politisiert alles: der Gutsherr, der Kellner, der Bauer, der Gymnasiast. Politik ist eine Leidenschaft der Nation wie Musik, Kartenspiel und die ganze Lutherische Dreiheit. Und die Politik personifiziert sich, ist nicht graue Doktrin, sondern Anhänglichkeit an ganz bestimmte Personen, an Bandenführer, Parteihäuptlinge. Man lebt noch im homerischen Zeitalter der Fürsten und Helden, hinter denen die Masse zum Chor wird. Auch der Schauplatz der Kämpfe ist eine Arena, wie es keine geeignetere gibt für die Waffe des Politikers, das gesprochene Wort. Man mag darüber streiten, ob der gotische Palast am Donau-Ufer der in seinen prunkvollen Räumen das ungarische Parlament beherbergt, das schönste der vielen Parlamentsgebäude der Welt ist. Daß der Saal des Abgeordnetenhauses, in dem die großen Redekämpfe stattfinden, der akustischste, konzentrischste von allen ist, darüber gibt's keinen Streit. Man braucht nur an den Berliner Reichstag mit seinen mangelhaften Tribünen oder, noch besser, an den Wiener Reichsrat zu denken, um die Vorzüge des Budapester Raums zu erkennen. Es ist fast eine Marotte von mir, aber ich kann mir nicht helfen: ich behaupte, an der Misere der österreichischen Politik ist der elende Beratungssaal im Wiener Parlament ebenso sehr schuld wie die Rivalität der fast gleichstarken österreichischen Völker. In dieser langgestreckten Wurst, die sich vor einer ebenso langen Präsidentenestrade emporwölbt, trägt kein Wort über einen bestimmten Abschnitt hinaus, der natürlich immer von den Gesinnungsgenossen des Redners gefüllt ist. Präsident und Gegner erfahren, was gesprochen wurde, nur vom Hörensagen oder aus dem Protokoll. Es gibt keine unmittelbare Wirkung des Wortes, also keine Gemeinschaft der momentanen Empfindung, keine Einheitlichkeit der Reaktion. Es zerflattert und zerfließt alles. Wie anders in Budapest. Der geniale Baumeister, Prof. Steindl, hat gewußt, daß konzentrierte Frontwirkung nur von der offenen Seite eines Hufeisens ausgeht — wie denn größere Gesellschaften im engen Raum immer in Hufeisenform gesetzt werden und auch der Magnet als Hufeisen am besten wirkt — er hat demzufolge dem Saal der Redekämpfe die Hufeisenform gegeben vorn, am Eingang, auf ganz schmaler Front die Estrade mit dem Präsidentensitz und der Referententribüne; davor der „Tisch des Hauses", dann schon im schmalen Bogen die Ministersauteuils und dahinter amphitheatralisch aufsteigend die Abgeordnetenbänke, die Journalistentribünen, die Tribünen für das Publikum. Das ergibt einen relativ schmalen aber tiefen Raum, in dem sich alles um den Brennpunkt vor der Ministerbank konzentriert. Da braucht kein Redner seinen Platz zu verlassen; es geht auch so kein Wort verloren, es sei denn in dem Sturm, den das vorige entfesselt hat. Es ist möglich, daß in Oesterreich, wie die Dinge nun einmal liegen, in einem solchen Saal überhaupt nicht geredet und gestritten werden könnte, weil die Abgeordneten der verschiedenen feindlichen Völker sich bei jeder erregteren Debatte direkt in die Haare geraten würden. Aber es ist gewiß, daß es in einem solchen Saale auch nicht dahin gekommen wäre,

In Wien zu Kriegszeiten

Von Gian Bundi.

3. Theater — Große Tote — Ein Sprung ins freie

Am wenigsten merkt man den Unterschied zwischen Krieg und Frieden in den Wiener Theatern; er beschränkt sich darauf, daß die großen Toiletten fast ganz verschwunden sind. Man kann heute in der Hofoper auf den teuersten Plätzen in dunkler Straßengewandung erscheinen ohne irgendwie von andern abzustechen. Auch eine von den wohltätigen Folgen des Krieges! Im übrigen zeigten die Theater, die ich besuchte, nämlich die Hofoper, das Burgtheater und das Raimund-Theater, stets den Anblick des „vollen Hauses". Die Notwendigkeit, auch einmal von etwas anderem zu hören als von Krieg und Kriegsgeschrei, macht sich hier gebieterisch geltend.

Einen ganz erlesenen Genuß verschaffte mir eine Aufführung des „Don Giovanni" in der Hofoper. Sie war im Orchester jedenfalls nicht zu überbieten. Man kennt ja auch in Bern die Wiener „Philharmoniker" und so kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wie von ihnen eine Mozart-Partitur klingen muß. Die wunderbare Delikatesse in den Holzbläsern und das echt wienerische Singen der Geigen geben einen Zusammenklang, der den Hörer die höchsten Wonnen Mozart'scher Kunst genießen läßt. In den meisten Don Juan-Aufführungen, die ich noch gesehen habe, war der schwächste Punkt die Besetzung des Ottavio, hier gab gerade dieser — es war Maikl — das allerbeste. Ganz ausgezeichnet auch die Weidt als Donna Anna und die Dahmen als Elvira. Aus dem Rahmen dieser Vorzüglichkeit fiel einzig der Don Juan selber, für dessen wahre Verkörperung Weidemann, der als Orest in Bern starken Eindruck hinterließ, sozusagen alles fehlt — er ist das schlimmste, was ein Don Juan sein kann, nämlich langweilig. Die Inszenierung des Werkes stammt noch aus der Zeit Mahlers; sie folgt durchaus modernen Grundsätzen, indem sie das Bühnenbild zwischen zwei turmartige Gebilde stellt, die den ganzen Abend stehen bleiben. Die Bilder, die sich dazwischen entrollen, verzichten auf alle Einheiten, sind aber höchst malerisch. Zudem bietet diese Inszenierung den sehr ins Gewicht fallenden Vorteil daß die Verwandlungen schnell vor sich gehen können.

Außer dieser, von Schalk mit liebevollster Sorgfalt geleiteten Aufführung sah ich noch eine sehr gute, aber ein wenig indifferente „Holländer"-Aufführung unter Tittel, in der eigentlich nur die äußerst sympathische Senta der Jeritza stark hervortrat, und den „Barbier von Sevilla" unter Reichenberger. Dieses Werk geben sie in Wien ohne gesprochenes Wort, mit durchgeführten Rezitativen, zu denen Kalbeck die Uebersetzung geliefert hat. Ich habe den „Barbier" schon einmal italienisch in dieser Form gesehen und was mir damals gefiel hat mir hier mißfallen. Diese wirklich herzlich trockenen Secco-Rezitative lassen sich nun einmal nur von Italienern genießbar machen — die deutsche Zunge sträubt sich gegen das leichte Parlando das zwischen Sprechen und Singen schwebt. Im Charakter gibt man in der Wiener Hofoper den „Barbier" sehr burlesk, fast im Stile der italienischen Comedia dell' arte — wenigstens Bartolo und Basilio, die übrigens von Haydter und Zec glänzend interpretiert wurden, erinnern in Tracht und Gebarung am meisten an die Karneval-Figuren der Italiener

Und was ich sonst noch an Theater gehört habe? Eine Tell-Aufführung im Burgtheaer, in der Reimers und Gerasch als Tell und Melchthal, die Bleibtreu und die Medelsky als Gertrud und Armgard am meisten interessierten und die Apfelschuß-Szene mit stärkster dramatischer Wirkung herausgearbeitet war, und dann — bitte nicht zu erschrecken — das „Dreimäderlhaus" im Raimund-Theater. Eigentlich bin ich nur hinzegangen, um mit besserem Rechte als bisher darüber schimpfen zu können, was ich auch nach Kräften besorgen werde. Bis zum Schluß hab' ich's allerdings trotz ausgezeichneter Aufführung nicht ausgehalten — als im Orchester eines der herrlichsten Themen aus der h-moll Symphonie in greulicher Entstellung auftauchte, bin ich wuterfüllt drauszelaufen. Und dazu auf der Bühne Schubert, eine der tragischsten Gestalten der Musikgeschichte, als sentimentaler Operettentenor — ich danke!

Diese Versündigung an etwas Heiligem berührt wohl nirgends schmerzlicher als gerade in Wien, wo die Luft noch heute erfüllt ist von Erinnerungen an die großen Meister der klassischen und romantischen Periode. Ich habe diese Erinnerungen eingesogen auf Gängen durch die Stadt, im Schubert-Haus und vor den Manuskripten der Hofbibliothek, die uns in freundlichster Weise zugänglich gemacht wurden. Hier sahen wir mit Ehrfurcht die Handschrift des Requiems von Mozart, des Beethovenschen Violinkonzertes und anderer Unvergänglichkeiten. Am anmutigsten aber war doch eine Jugenderinnerung an Schubert, die hier aus einer alten Chorstimme aufstieg. Sie gehört zu irgend einer Messe des einst berühmten Komponisten Winter, die in Wien beim Gottesdienst Verwendung fand. Der Musikbibliothekar hatte die Beobachtung gemacht, daß auf einzelnen Chorstimmen Namen von Chor-Knaben notiert waren, die das Werk gesungen. Bei weiterem Nachsuchen kam dann eine köstliche Entdeckung zutage: auf einer Altstimme sind die Worte zu lesen: „Schubert Franz, zum letzten Mal gekräht!" und dahinter das Datum, das ich mir leider nicht gemerkt habe. Man denke, ein Schulbub am letzten Schultag! Und die Freude, daß es nun fertig ist! Es ist merkwürdig, wie durch solche an sich belanglosen Kleinigkeiten ein großer Mann einem menschlich näher rückt!

Die Erinnerung an einen noch Größern aber weckte ein Spaziergang in die Umgebung Wiens. Wir fuhren zu zweit eines Morgens nach Heiligenstadt hinaus, nach Heiligen-

10. IV. 1917

schenkt man auch heute noch einen guten! Prost!

Die Fortsetzung des Romans „Beim Theater“ von A. Rosl befindet sich auf Seite 20 vom 15. November.

Feuilleton.

Gespräche beim Anstellen.

„Was wissen denn Sie?“ sagte mir neulich voll Bitterkeit ein Bekannter, der das soziale Empfinden fest gepachtet und ausschließlich für sich patentiert hat, als ich Unschuldiger meiner Begeisterung über unsre so glänzende militärische Lage lauten Ausdruck gegeben hatte. „Horchen Sie nur einmal ins Volk hinein! Was die Wiener und besonders die Wienerinnen untereinander reden, wenn sie sich — anstellen müssen stundenlang, darauf passen Sie auf! Beim Anstellen, ja, da kann man sie kennen lernen, die wahre Stimmung im Volke.“

Starrköpfige Unbelehrtheit ist nicht mein ärgster Fehler. Ich ging daher in mich und beschloß, mein Versäumnis möglichst bald gutzumachen, indem ich eine Anzahl meiner Mitbürger und Zeitgenossen beim „Anstellen“ belauschte.

Früh schon am nächsten Morgen, es war neblig und frisch, machte ich mich auf, nicht ohne leises Bangen, was ich wohl würde zu hören bekommen.

Beim „Millimann“ führte mich mein Weg zuerst vorbei, wo etwa zwei Dutzend weibliche Personen warteten, wann und ob überhaupt sie ein Quentchen jenes weißen Zusatzes zum „Schwarzen“, der in der morgenländischen Heimat des Kaffees merkwürdigerweise als vollkommen überflüssig gilt, erhalten würden.

Ich schloß mich schüchtern der Reihe an. Zwei Damen, zwischen sechzig und achtzig an Jahren, mit fadenscheinigen Umhängtüchern und absatzlosen Schuhen, die keine Reparaturanstalt der Welt mehr zum Ausbessern angenommen hätte, standen unmittelbar vor mir. Ihre innere Erregung war unverkennbar.

„Ja, mei Liabe,“ rief die eine, „das war a Hochzeit, die meinige! Der ganze Grund war auf, der Herr Pfarrer selber hat uns kop'liert, und namittag, bei der Tafel, is der Hausherr am Ehrenplatz g'sessen! Und wissen S', wia viel i alsdann mitkriagt hab'? Bare sechstausend Gulden, wissen Sö, wia viel das is? Das san zwölftausend Kronen, mei Liabe! No, und dazua G'wand und Schmuck und etcetera, können S' Ihnen eh denken. Aber mei Seliger, der Herr schenk' eahm die ewige Ruah', i will eahm g'wiß nix Schlecht's nachsag'n, war halt a Lumperl, so weit er warm war.... Ja, ja! Was, das hätten S' Ihnen net denkt? Das hätten S' mir net ang'seh'n — weil i halt kan Stolz und kan Fum net kenn'. Alsdann, wia i sag': Der Herr Pfarrer, der Monsignori selber, hat uns kop'liert, und der Hausherr hat mit uns gessen. Gengan S' nur ummi auf Erdberg und frag'n S' die alten Leut', ob's wahr is, wann S' es eppa net glaub'n!“

Bis hieher hat ihre Nachbarin schweigend, wenn auch keineswegs geduldig, zugehört, jetzt aber vermag sie nicht länger an sich zu halten:

„Warum soll i 's denn net glaub'n, Sö werd'n do net lüag'n, wo S' es net notwendi hab'n. Aber unsereins is ah net im Linagrab'n auf d' Welt kommen, verstanden? Mei Großvater hat 'n „Goldenen Elifanten“ g'habt, 's schönste Einkehrwirtshaus in Reindorf, unser Saftgollasch war berühmt bis nach Hiatzing aussi, und weg'n 'n Beuschel san s' gar vom Brillantengrund zu uns kommen. Gott lass' 'n seli ruahn, mein' Großvatern, aber er hat halt seine fünfazwanz'g, dreiß'g Vierteln Heurigen trunken alle Tag' auf d'Nacht, und das hat er net vertrag'n mit der Zeit und 's G'schäft ah net. Sunsten waar' i heunt a Hotelierin. . . .“

„Dös Bettg'wand, was i mitkriagt hab',“ fällt ihr fiebernd die andre ins Wort, „das hätten S' seg'n soll'n! Leintüacher, so fest wia Eisen, und Pölster, so pflamig wia a guat gangener Guglhupftag, und g'stickte Einsätz hint' und vorn, so brat wia mei Hand. . . .“

„Amal war gar zum Gabelfruahstuck a Gast bei uns, zu dem hat der Fiaker draußten Durchlaucht g'sagt, hamli zwar, aber i hab's do g'hört, ganz deutli, meiner Seel und Gott. In Reindorf. . . .“

„In Erdberg. . . .“

Nein, das waren keine Rebellinnen, da brauchte ich nicht erst länger zuzuhören. Nicht eine glanzvolle Vergangenheit, die dumpf murrende Not der Gegenwart wollte ich ja kennen lernen. Also ging ich weiter. Ging zum Kohlenmann, der sich auch wieder eine stattliche Schar von „Angestellten“ leistete.

Jetzt wurde ich Hintermann zweier Dienstmädchen, neuzeitlich richtig ausgedrückt: Hausgehilfinnen, deren eine, jüngere, noch den Erdgeruch ihrer ländlichen Abkunft an sich zu tragen schien, während die andre, bedeutend reifere, schon ganz und gar hauptstädtisch abgeschliffen war.

Eine Kleinigkeit war es offenbar nicht, worum sich ihre eifrige Unterredung drehte.

„Wann S' alsdann mi frag'n,“ sagte die vollkommen Städtische zu der mehr Ländlichen, „so kann i Ihnen nur aufrichtig raten, packen S' aus mit derer Bekanntschaft. Das is nix, da stimmt was net. Wann a Verehrer glei am dritten Tag fragt, ob S' ihm net a Kistl Eier verschaffen könnten aus Ihnern Ort. . . .“

Österr. Volkszeitung

18./XI.1917

14

Verschwundene Wiener Figuren

Aus der guten, alten Zeit.

Die Kinder hörten es immer gern, wenn Großväterchen märchenhaft von seiner guten, alten Zeit erzählte, die er noch miterlebt hat, aus dem gemütlichen Wien seiner Jugend, dem billigen Leben und der Kaufkraft des Geldes. Ein Zwanziger genügte zu einer Heurigenpartie mit Backhendeln, und da brachte man von dem Gelde noch einen Teil heim. Das sind Zeiten, die nicht mehr wiederkehren, die wohl unvergessen sind, aber der Vergangenheit angehören. Mit ihnen sind auch viele jener behäbigen Straßenfiguren verschwunden, welche Gassen und Plätzchen bevölkert haben, wie wir dies heute noch auf Abbildungen des alten Wien sehen können. Aber auch wir, heute noch Jungen, haben eine gute, alte Zeit durchlebt, die Zeit vor dem Kriege, in der es uns so wohl war, daß wir dies gar nicht zu würdigen wußten, und erst jetzt, da ihr Entschwinden ein unstillbares Sehnen hinterlassen hat, fühlen wir, wie gut es damals war. Auch wir noch Jungen, die wir eine solch harte Zeit durchleben, haben heute schon an Erinnerungen zu zehren, können heute schon von Personen und Sachen erzählen, die nicht mehr sind, von Straßenfiguren, die aus dem Bilde unserer Stadt entschwanden.

Da ist vor allem der alte Stellwagen. Wenn er auch modernisiert wurde und frisch lackierte Seitenwände erhalten hat, der alte Stellwagen ist er doch geblieben mit seinen gleichmäßig forthumpelnden Pferden davor, seinem gemütlichen Kutscher und dem Begleiter, der nicht sofort die Amtsperson herausgekehrt hat. Mit dem Stellwagen ist auch der Vorreiter verschwunden, der mit seinem Pferdchen an irgendeiner Straßenecke wartete, wo der Weg steil anstieg und sein Vorspann benötigt wurde. Aus dem Bilde der frühen Morgenstunden fehlt die Milchfrau, die zur Winterszeit, wenn es so lange finster war, mit einer Handlaterne ihren Weg beleuchtete, über finstere Stiegen kroch, über noch verödete Hausgänge eilte, mit den Milchamperln in der Hand, die sie den Kunden zustellte. Ebenso wie sie fehlt der Gebäckausträger, der die während der Nacht fertiggestellten Kaisersemmeln und Kipferln in dem auf der rechten Schulter getragenen Korbe austrug in unserer guten alten Zeit, da wir noch Weißgebäck hatten und noch nicht ahnten, was Rayonierung und Bezugskarten zu bedeuten hätten.

Auch der „Brotschani", bei dem man sich in Gasthausgärten oder in Wirtsstuben ein Scherzerl oder ein resches Schusterlabel aussuchen konnte, lebt nur mehr in unserer Erinnerung, an die Zeit vor dem Kriege. Der Brotschani war ein noch schulpflichtiger Junge, der Erwerbsorgen schon in früher Jugend kennen lernte, und am Sonntag oder an schulfreien Nachmittagen in Pratergasthäusern durch Brotverkauf verdienen mußte, um seinen Eltern auszuhelfen. Auch der Salamucimann ist aus den Gasthausgärten verschwunden, der „Volkssacher", wie man ihn in Wien nannte, der dem Gasthausbesitzer einen Pachtzins dafür zahlen mußte, daß er mit Käse und Wurst im Gasthause von Tisch zu Tisch hausieren durfte. „Salamini, da bin i!", war sein Feldruf, und für wenige Kreuzer konnte man bei ihm ein kaltes Nachtmahl erstehen, dünn geschnittene Blättchen einer vorzüglichen Salamiwurst und ebenso löschblattdünne Schnitten von Käse. Der Schmitter Karl hat ihn einmal besungen, und der Kehrreim des Liedes lautete: „Ja, Salamuci, was is denn dös? I will kane Löcher, i will ja an Käs'!" Man hielt diese Leute für Italiener, die sie aber nicht waren, sondern Südtiroler.

Sowie Meister Zampis in seinen kunstvollen Bildern Typen aus dem vormärzlichen Wien festgehalten, und die Erinnerung an sie für die Ewigkeit aufbewahrt hat, so hätte man eigentlich die Straßenfiguren aus der von uns noch miterlebten, guten, alten Zeit im Bilde festhalten sollen, denn wer weiß, wann sie wiederkehren, und ob sich dann nicht schon vieles verändert haben wird, modernisiert und dadurch zur Unkenntlichkeit entstellt.

Lange ist es schon her, daß die letzte „Eierfrau" an der Wohnungstür geklopft und ihre Ware angeboten hat, die sie in einem großen Buckelkorb vom Lande hereinschleppte. Für zehn Stück frische Hühnereier wurden damals zwei Kronen bezahlt und wer sich auf das Handeln verstand, erhielt noch zwei und auch drei Stück darauf. War das nicht wirklich eine gute, alte Zeit, als man sich noch nicht anstellen mußte und nicht auf Grund des Bezugsscheines für sehr teures Geld die durch Vorschrift zugewiesene Menge erhielt? Dafals ging auch noch der „Hendelkrämer" von Tür zu Tür und man konnte bei ihm junge Backhendel oder gute Suppenhühner für weniges Geld kaufen. In seiner Hühnersteige, die er mit sich vom Lande hereintrug, drängte sich das zum Verkaufe angebotene Federvieh und man konnte seine Auswahl treffen. Als ob ein Menschenalter seither vergangen wäre, erinnert man sich nur mehr dunkel in unserer bösen und doch so raschlebigen Zeit des Hendelkrämers und des „Krowoten", der mit Zwiebeln und mit Obst hausierte, der es den Hausfrauen so bequem machte, daß sie ihren Einkauf besorgen konnten, ohne das Haus verlassen zu müssen, da ihnen die Waren zur Auswahl ins Haus gebracht wurden.

Die Hausiererin mit Schürzen, Waschblusen und Hemden läutet nicht mehr an der Tür und der Rastelbinder, den manche Hausfrau sehnsüchtig erwartet, weil gar vieles an dem Küchengeschirr auszubessern wäre, ist mit seiner Werkstätte, die er auf dem Rücken mit sich herumtrug, aus dem Straßenbilde verschwunden und lebt nur mehr in der Erinnerung an vergangene Jahre fort. Nun hat das Verbot des Altkleiderhandels auch den Handeljuden den Garaus gemacht, die mit ihrem langgezogenen Handle-Ruf die Höfe erfüllten, jenen Käufern alles Abgelegten, das nahezu wertlos war, wenn es ihnen zum Kaufe angeboten wurde, und das sprunghaft im Preise stieg, wenn sie es weiter verkauften.

E. B.

Die Zeit
18/XI. 1917

16

Der arme Teufel.

Von F. St. Gunther.

Des Teufels Großmutter schraubte die Lampe niedriger, öffnete das Ofentürchen, schloß es wieder, nachdem sie in die Glut geblasen hatte, und schaufelte verzweifelt in dem winzigen Reindl herum, das das frugale fleischlose Nachtmahl für ihren Enkel enthielt.

„Jetzt verbrennen halt wiederum umsonst die sündteuren Kohlen und das Petroleum, das eh' so schwer zu kriegen is!" brummte sie giftig. „Und der Haferreis, der brennt noch an! Längstens um achte, hat er g'sagt, is er z' Haus, und jetzten is 's halber neune vorbei und noch immer is keine Spur net zu riechen von dem Hallodri, dem nichtsnutzigen!"

Sie hob ihre spitze, warzige Nase und schnupperte nach dem Eingang ihrer höllischen Küche:

„Mir scheint, da kommt er endlich! Na, dem werd' ich heut ordentlich die Leviten lesen über seine Unpünktlichkeit!"

Ja, es kam ein immer deutlicherer Schwefel- und Pechgeruch zu ihr herein, und gleich darauf kam der ungeduldig Erwartete selbst, der Teufel in Person.

„Wo bleibst denn so lang, du alter Lump?" wollte sie ihn anfahren. Aber das rauhe Scheltwort erstarb ihr in der Kehle, da sie den verspäteten Ankömmling mit einem raschen Blick musterte.

Der Teufel schien abgehetzt und erschöpft. Mit roten Augen, weit heraushängender Zunge und zerzaustem Schwanz ließ er sich schwer auf einen Stuhl fallen und schrie heiser:

„G'schwind was zu essen, sonst fall' ich z'samm'! Is das eine Tour alle Tag'!"

„Wiederum so viel zu tun g'habt?" fragte die Großmutter mitleidsvoll und nun schon gänzlich versöhnt, indem sie hurtig das Abendessen auftrug.

„Entsetzlich viel!" antwortete der Teufel und machte sich heißhungrig über seinen Haferreis her. „Das is überhaupt nicht mehr zu beschreiben, was dieser — dieser Mensch sich alles herausnimmt, was er verlangt von mir dafür, daß er mit seine patscherte, schäbige Seel' verschrieben hat! Das zählt sich aus! Das zahlt sich aus!"

„Ich hab's ja g'sagt, daß sich das nicht auszahlt! Hätt'st dich zufrieden'geben mit die großen Wucherer und Preistreiber, die dir ja doch alle über kurz oder lang sicher in die Händ' fallen. Aber nein, grad auf den einen notigen Hungerleider mußt du dich kaprizieren!"

„Ah was, ich hab' halt meinen Ehrgeiz, Großmutter!" unterbrach sie der Teufel, nun halb gesättigt. „Das ganz Sichere und Bequeme reizt mich einmal nicht. Aber so schwer hab' ich mir die G'schicht' freilich nicht vorg'stellt. So einen Dienst nehm' ich nicht mehr an, wenigstens nicht, bis der Krieg und das G'frett umundum vorbei sind. Nein, was der alles haben will!"

„Was hat er denn heut wieder haben wollen von dir?"

„Also zum Beispiel in der Früh einen Milchkaffee... wundert mich nur, daß er nicht auch zwei marbe Kipfeln dazu gewünscht hat! Pest und Verdammnis! Zum Mittagessen einen Reisauflauf, einen echten Reisauflauf, mit recht viel Staubzucker darauf. Pest und Verdammnis! Und bevor er jetzt auf d' Nacht ins Wirtshaus gangen is, wo ich für ihn Speckknödel — bitt' dich, stell' dir das vor, Großmutter, Speckknödel heutigstags! — hab' herzaubern müssen, hat er mir ang'schafft, ich soll ihm zwei lichte Virginier und ein Schachterl schwedische Zündhölzer besorgen! Auf der Stell' in der Luft z'reißen hätt' ich ihn mögen; aber leider, so weit sind wir noch nicht miteinand... Ich hab' ihm erklärt, das kann ich doch nicht, das geht über meine Kraft... so, hat er mir als a lachender zur Antwort geben, wann ich meine Verpflichtungen nicht einhalt', dann sind wir eben geschieden und quitt. Und da hab' ich ihm halt auch die Virginier und sogar die Zündhölzeln verschafft, bei der ältesten und schiechsten von die siebenundsiebzig Tabaktrafikantinnen, denen ich wegen seiner das Heiraten versprochen hab'. Pest und Verdammnis! Ein heimliches Bussel hab' ich ihr dafür geben müssen, pfui Engel! Und statt dank' schön hat er dann noch g'sagt, sie brennen schlecht, die Zigarren und die Hölzeln... Aber g'freu' dich Bürscherl, wann deine Zeit aus is! Wann ich dich in meine G'walt krieg'! Wann ich dann der Herr bin und du der Sklav'!"

„Das kann noch lang dauern," meinte bedenklich des Teufels Großmutter. „Das wird vielleicht gar nie der Fall sein. Denn das halt'st du ja auf die Dauer nicht aus, die Plag' und den Aerger. Du reibst dich auf, du richt'st dich z'grund. Pfeif' doch auf den Lackel, den arroganten, verzicht' auf diese dumme eine Seel'!"

„Nein! Niemals!" entgegnete jedoch der Teufel. „Jetzt schon gar nicht mehr. Der muß mein g'hören, jetzt erst recht, wo er mich schon so sekkiert hat... Au!"

„Was hast denn?"

„Er ruft mich schon wieder! Er zitiert mich schon wieder! Nicht einmal zum Fr... Essen hat man eine Ruh'!"

Vergebens suchte ihn die Großmutter zum Bleiben zu bewegen.

Wutschnaubend stürzte er davon...

Sein erdgeborner Herr und Gebieter erwartete ihn schon voll Ungeduld, und zwar auf der Ringstraße, vor dem Kriegsministerium. Es war empfindlich kalt und stockfinster, der Novemberwind blies schneidend vom Wienfluß her, und in die zahllosen, morastgefüllten Gruben des Pflasters rieselte und platschte neuerlicher Regen.

„Zehn Minuten wart' ich schon auf Sie!" rief ihm das Männlein, das ihm die Seele verschrieben und dessen leisesten Wunsch er dafür dienstbeflissen zu erfüllen versprochen hatte, von weitem entgegen. „Und über eine Viertelstund' wart' ich auf einen Ring-Rund-Wagen. Geschwind, schaffen S' mir einen her!"

„Aber..." stammelte der Teufel erschreckt.

„Nix aber! Machen S' nicht schon wieder Ausflüchte, sonst sind wir geschiedene Leut'! Verstanden? Sie kennen mich schon! Also vorwärts, vorwärts!"

Der Teufel knirschte mit den Zähnen wie eine Schotterwalze. Und dann setzte er mit aller Kraft seinen fernwirkenden Zauberwillen in Bewegung.

Und richtig, es dauerte gar nicht lang, da kam vom Kai gegen die Aspernbrücke ein Wagen der Straßenbahn in Sicht.

„Was ist das für einer?" fragte scharf der Mensch.

„Ich glaub', ein M-Wagen," erwiderte zaghaft der Teufel.

Ja, so war es. Der Wagen fuhr an der Urania vorbei über die Radetzky-Brücke.

„Pfui!" sagte der Mensch. „Uebern Ring, in die Josefstadt will ich fahren."

„Gleich, gleich!" beruhigte ihn, innerlich voll Wut, der Teufel und fing nochmals zu zaubern an.

Der Zauber schien wirken zu wollen, aber er wirkte nur halb.

Jetzt bog nämlich an der Aspernbrücke vorüber ein Straßenbahnzug in den Ring ein. Aber — es war ein O-Wagen.

„Denn kann ich doch nicht brauchen! Wissen Sie das nicht?" brüllte der Mensch.

Der Teufel wußte es ohnehin. Aber vergebens strengte er sich zum dritten Male an, daß ihm die Hörner auf der Stirn wackelten. Dicht hinter dem O-Wagen kamen noch ein zweiter und dritter mit der gleichen Aufschrift. Der vierte Wagen aber zeigte wieder ein hellbeleuchtetes M und kam ihnen darum gar nicht in die Nähe.

Aber jetzt! Erlösung! Ein N-Wagen! Tatsächlich!

Aber er war so voll, daß es dem Teufel nicht einmal gelang, sich selbst, der doch der Schaffnerin und den Fahrgästen unsichtbar war, hineinzuzwängen, geschweige denn seinen Herrn — wie rücksichtslos er auch für diesen mit Horn und Huf arbeitete.

„Was stößen S' denn a so?" rief ein Fahrgast aus buchstäblich gepreßter Kehle seinem Nachbar in Todesangst zu.

„Fahr'n S' halt mit an' Automobüll!" war die zornige Antwort eines zu drei Vierteln über die Plattformbrüstung Hinaushängenden, der gar nicht gemeint war.

Die Schaffnerin pfiff, daß sogar der Teufel nervös zusammenzuckte. Der Wagen fuhr weiter.

„Z' Haus fahren will ich!" plärrte den Teufel sein durchnäßter, frierender Gebieter an.

„Ja, ja, gleich!" stotterte jener. Und zauberte neuerdings krampfhaft: „N-Wagen herbei — Abracadabra! A-Wagen herbei — Abracadabra!"

Und siehe: Es erschienen drei O-Wagen; dann zwei M-Wagen; hierauf nach längerer Pause wieder ein M; endlich majestätisch, dicht hintereinander, fünf O auf einmal...

„Sie sind entlassen!" schrie der Mensch. „Suchen Sie sich gefälligst einen anderen Herrn und eine andere Seel' — elendiger Pfründner übereinand'!"

Der Teufel stank beschämt ab.

Seine Großmutter schlug entsetzt die dürren Hände über dem Kopf zusammen, als sie ihn zur Tür hereinwanken sah:

„Wie schaust denn du aus? Was hat's denn geben?

„Den Dienst und die arme Seel' hab' ich verloren," antwortete der Teufel dumpf. „Wegen der verfluchten Tramway! Und ganz hin bin ich. Das halt kein Teufel aus. Aber heut geh' ich nicht mehr fort, und wann mich der Wilson oder der Lloyd George selber ruft! Mach' mir das Bett, Großmutter!"

„Ja, ja," sagte die Großmutter und schob ihm die Pantoffeln hin. „Du hast ja ein förmliches Fieber. Wart', ich koch' dir einen starken russischen Tee mit recht viel Rum!"

Und sie machte ihm einen starken russischen Tee aus gedörrten Brombeerblättern und tat das letzte Kaffeelöffelchen „Novo-Rumolin" hinein...

Der Teufel lag, bis über die Hörner zugedeckt, unter der Tuchent. Die Großmutter saß sorgenvoll an seinem Bette.

Von Zeit zu Zeit lief ein Schauer durch sein Gebein, und mit trockenen Lippen murmelte er im Halbschlafe:

„O—M—O—M—O—M... Alles komplett... Stößen S' net a so... Ich kann ja nichts dafür... O—O—O—M..."

Die Großmutter tätschelte ihm die glühenden Wangen, so sanft, wie es ihr mit ihren krallenstarrenden Fingern nur möglich war:

„No, no, därfst dich halt um so was nicht mehr annehmen... Armer Teufel!"

25./XI. 1917

Hundeleben.

Nahrungssorgen der Tiere.

Von Ludwig Hirschfeld.

Wie geht es jetzt eigentlich den Tieren? Darum kümmert man sich nämlich sehr wenig. Es ist ja begreiflich, denn man hat mit dem eigenen werten Befinden alle Hände voll zu tun, hat tausend Sorgen, Laufereien, Scherereien, dank einem Approvisionierungssystem, das den Appetit mehr anregt als ihn stillt. Im bescheidensten Haushalt gibt es reichliche und bunte Vorräte von nichthonorierten Bezugsscheinen und Karten, die, genau wie die Besitzer, die Farbe wechseln, denn man ärgert sich über die vergebliche Mühe und Zeitvergeudung, die sie verursachen, oft grün und gelb oder auch blau und braun, je nach der Wochenfarbe. So sieht jetzt die menschliche Ernährung aus. Es ist ja nicht das Richtige, man wird dadurch nicht gesättigt, sondern kriegt es bloß satt, aber das ist immerhin auch etwas. Die Tiere jedoch, die haben nicht einmal das. Sie sind nicht angemeldet und nicht rationiert, sie haben keine Karten und keine Bezugsscheine, um sie kümmert sich keine Ernährungsinstanz, sie werden nicht kontrolliert und nicht mit Geldstrafen belegt, mit einem Wort, es ist unbegreiflich, wie sie sich in dieser großen Zeit halbwegs rechtschaffen fortbringen können.

Das ist ein Unrecht und eine Benachteiligung. Niemand kümmert sich um die Nahrungssorgen der Tiere. Höchstens, daß einmal, wie unlängst im Ernährungsrat, der Antrag gestellt wird, die Luxushunde abzuschaffen. Die Herzen sämtlicher Hundebesitzer haben einige Tage lang gezittert, bis sie durch eine beschwichtigende Antwort des Ernährungsministers beruhigt wurden: die Hunde dürfen vorläufig ihr Luxusleben ungestört weiter genießen. Nun wäre es wirklich an der Zeit, einmal zu erfahren, wie eigentlich ein Hundeleben aussieht: nicht das menschliche, denn davon singen wir ja alle Tage dasselbe Klagelied, sondern das wirkliche animalische. Diese begreifliche Neugierde hat mich veranlaßt, einige Hunde meines Bekanntenkreises zu interviewen: einen Luxushund, einen Mittelstandshund und einen Straßenhund — die soziale Schichtung ist nämlich in dieser vierfüßigen Gesellschaft ungefähr die gleiche.

Der Luxushund wohnt natürlich auf der Wieden. Er ist so herzig und charmant, wie sein Frauerl, eine Operettendiva, hört auf den Namen Pipsi, ein echter Zwergbully, unter Brüdern, namentlich wenn sie Kriegsgewinner sind, mindestens 800 Kronen wert. „Das gnädige Fräulein ist nicht zu Hause," sagt die Zofe, „sie speist heute im Imperial." — „Das tut mir aber sehr leid. Da hat sie wohl Pipsi mitgenommen?" — „Nein, Pipsi speist heute zu Hause, er ist nicht ganz wohl." Sie läßt mich ins Herrenzimmer eintreten. Auf einem kostbar gestickten Seidenpolster aus der Wiener Werkstätte liegt Pipsi, süß und herzig wie immer, gepflegt und soigniert, die Pfoten manikürt, aber mit dem Ausdruck eines Geschöpfes, das mit sich und der Welt unzufrieden ist. Pipsi hat Magendrücken, und auf meine teilnehmende Frage antwortet er mit leisem distinguierten Knurren: „Wundert Sie das? Mich nimmt man nicht mit ins Imperial. Für mich läßt man aus dem Beisel nebenan eine Portion Tellerfleisch holen. Ich habe es gegessen, weil ich Fleisch prinzipiell nicht stehen lasse, aber es tut mir leid. Ich brauchte etwas, um mir wieder den Magen einzurichten. Haben Sie vielleicht ein Stückchen Zucker bei sich?" Natürlich habe ich nur Saccharin bei mir und biete ihm eine Tablette an. Pipsi nimmt das Saccharin vorsichtig auf die Zunge und spuckt es sofort wieder verächtlich aus — ein kluges Tier. Das Gespräch kommt dann auf die Agitation gegen die Luxushunde. Pipsi legt die Ohren zurück und schnauft indigniert: „Das ist eine Hetze, weiter nichts. Warum denn gerade wir? Warum schafft man nicht die Luxusherren und Luxusmädchen ab? So viel wie die leisten wir auch noch. Und schließlich sind wir doch Steuerzahler. Ich trage dem Staat jährlich 20 Kronen, und bei der Kriegsgewinnsteuer wird man uns gewiß auch nicht auslassen. Was will man denn eigentlich von uns? Man schränkt sich genug ein und gewöhnt sich nach und nach alles ab: die Praterfahrten, die Automobilreisen. Wo sind die Zeiten...." Ich setze Pipsi auseinander, daß Luxus heute sündhaft ist, daß jeder verzichten muß, aber er hört gar nicht zu, faucht gelangweilt: Bäh... und mit einem trägen Versuch, sich zu kratzen, schläft er schnarchend ein. Die Zofe tritt auf den Zehenspitzen ein und bittet dringend, ich möge mich leise entfernen, denn wenn Pipsi aus dem Schlaf aufgeschreckt wird, kriegt er Kopfweh, und dann sagt das gnädige Fräulein abends wegen Unpäßlichkeit ab.... Ich überlasse Pipsi wieder seinem gepolsterten Luxusdasein. Auf einem Seidenpolster läßt sich die große Zeit doch leichter ertragen.

Um den richtigen Begriff vom Hundeleben zu bekommen, muß ich mich schon an den bürgerlichen Mittelstandshund wenden. Ein schwarzer behäbiger Dackel, der von seinen Pflegeeltern, einem kinderlosen Ehepaar, Mozzi gerufen wird, zum Unterschied von dem Herrn des Hauses, den die Gattin Muschi ruft. Die Beiden sind große Hundenarren, und Mozzi ist Mittelpunkt und Hauptinhalt des Ehelebens. Schon im Stiegenhaus höre ich sein ausdrucksvolles Bellen: hau, hau, hau! Aha, heute wird Mozzi gewaschen, ein wichtiges Familienereignis, dem das Ehepaar, die Köchin und die Bedienerin, alle im Kreise hockend, anwohnen. Während Mozzi getrocknet und gebürstet wird, lasse ich mich über bürgerliche Hausmanns- oder Haushundskost informieren. Für Mozzi wird zweimal in der Woche Kuttelfleck gekauft, um 1 Krone 80. Das wird mit Maisgrieß eingekocht und soll für drei Tage reichen, aber, wie Hunde schon sind, er frißt alles auf einmal auf, denn er hat gar kein Verständnis für Streckung, Rationierung und Durchhalten. Er denkt überhaupt den ganzen Tag nur ans Essen, hat fortwährend Hunger und ist viel gefräßiger als früher, ein deutliches Beispiel, daß Haustiere die Eigenschaften der Menschen annehmen. Nun suche ich Mozzi bei seinem Bett auf. Er leckt gerade bekümmert sein Fell, und auf die Frage, ob denn das Waschen gar so unangenehm sei, erwidert er melancholisch: „Man gewöhnt sich ja an alles, aber jetzt ist das Waschen wirklich kein Vergnügen. Sind Sie schon einmal mit Salmiakgeist gewaschen worden? Für mich gibt's keine Seife, nicht einmal eine Seifenkarte. Ueber die Kost will ich nichts sagen, man schluckt ja im Kriege so manches hinunter. Mein Herr ist ein guter Mensch, aber schrecklich gefräßig. Die Käseschwarten nagt er jetzt so gründlich ab, daß mir nur der äußerste Rand mit den Milben bleibt. Frankfurter ißt er mit der Haut, und Schinkenspeck, den ich über alles liebe, kommt bei uns überhaupt nicht mehr vor. Ich habe schon ganz vergessen, wie Schinkenspeck riecht. Was nützt es mir, wenn mein Herr mich nach dem Essen mit fettem Munde liebkost: „Mein armes Mozzili, mein gutes Mozzili...", auf solche Liebkosungen belle ich." Er nagt eine Weile an meiner Stiefelsohle und fährt dann fort: „Wissen Sie, daß in diesem Hause die fleischlosen Tage streng eingehalten werden? Wie komm' ich dazu? Die Vorschriften sind doch nur für die Menschen da. Es steht nirgends geschrieben, daß Hunde am Dienstag und Freitag kein Fleisch essen dürfen. Nur zweimal im Monat ist es erträglich. Da wird nämlich eine ganze Gans gekauft, da gibt es Knochen. Ich habe mir hier unter meinem Bett noch einen Gänsekragen gehamstert. Aber, bitte, verraten Sie es meinem Herrn nicht, der kiefelt nämlich noch leidenschaftlicher und gründlicher als ich.... Warum bin ich gerade ein Wiener Hund? Ein Bekannter, der im Sommer in Ungarn war, erzählt mir Wunder. Dieses Land soll mit Schinkenbeinen und Speckschwarten noch glänzend versorgt sein...." Mit einem resignierten Seufzer beendet Mozzi das Gespräch: „Ja, ja, den ungarischen Dackeln geht es viel besser...."

Schließlich hatte ich noch eine kurze Unterredung mit dem Greislerhund in meiner Gasse. Er heißt selbstverständlich Nero, ist struppig, verwildert, stark abgemagert und antwortet auf die liebenswürdigste Anrede mit einem mißtrauischen, gereizten Knurren. Meine Vermutung, daß ihn sein Herr vielleicht brutal behandle, erweist sich als unrichtig: „Mein Herr, der Greisler, ist sogar gegen mich viel weniger grob als früher, denn dazu hat er doch jetzt die Kunden.... Aber die Kost! Abfälle? Daß ich nicht belle. Die Menschen essen jetzt die Abfälle selber. Höchstens, daß für mich Wruken und Burgunderrüben übrig bleiben, aber das frißt er nicht, der Nero. Das ist möglicherweise Menschenfutter, aber keine Hundenahrung. Und wenn schon einmal auf der Straße ein Knochen liegt, sind sofort zehn andere Hunde da, und man muß darum kämpfen und sich förmlich anstellen, bis an einen die Reihe zum Nagen kommt.... Und dazu noch der Maulkorbzwang. Nichts zu essen haben, schlecht behandelt werden und den Maulkorb tragen, das ist zu viel." — Ich blicke ihm tief ins Hundeauge: „Lieber Nero, wem sagen Sie das?"...

Der Vollständigkeit halber habe ich dann noch eine Katze interviewt, aber sie sagte in diplomatischer Weise nichts als „Grau, grau, miau." Ferner einen Kanarienvogel, der mit erregtem Piepen Höchstpreise für gelbe Rüben forderte, und schließlich einen Papagei. Er rief zwar fortwährend mit vergnügtem Tonfall: „Durchhalten, durchhalten!", sah aber dabei sehr verdrießlich drein....

Im ganzen habe ich leider keine sehr erfreulichen Eindrücke gewonnen bei dieser Wanderung über die sozialen Stufen des Hundelebens, das dem unsrigen stellenweise bedenklich ähnlich sieht. Ueberall Nahrungssorgen, Knappheit, Abmagerung, knurrende Sorgen und verbitterter Neid, täglicher Kampf um den Knochen, und dazu noch Maulkorbzwang — ja, es ist jetzt sehr schwer, Hund zu sein....

Feuilleton.

Der Fleckerlkorb.

Es ist eigentlich sonderbar, daß der Fleckerlkorb seinen Märchendichter noch nicht gefunden hat. Denn von seiner köstlichen Buntheit, von seinen sozialen Schichtungen des Wunderbaren geht jene phantasievolle Anregung aus, die in der Kinderstube in die toten Dinge Leben zwingt. Dazu kommt, daß die Beherrscherin des Fleckerlkorbes fast immer eine alte Flickfrau ist, die mit Daseinserfahrung Sentenzen zum besten gibt oder Geschichten zu erzählen weiß, wie man sie heutigen Tages in der Stadt kaum mehr vernimmt.

Das neue rosenfarbene Kleid der Christbaumpuppe ist aus dem Fleckerlkorb hervorgegangen und das blaue Barett des niedlichen Puppenherrn, der ebenfalls unter der Weihnachtstanne lag, hat an ein feines Samtrestchen erinnert, das zu den besonderen Schätzen des Fleckerlkorbes gehörte. Immer wieder hat sich darin der interessante Wandel vom Alten zum Neuen vollzogen, ganz wie sich's im Märchen gehört. Die Reste eines Staatskleides, einer sonntäglichen Gewandung oder auch nur einer Werktagsbluse gingen in der Fülle des Fleckerlkorbes unter wie in des Knopfgießers Löffel, wurden dort gleichsam umgegossen, umgestaltet, um als Kinderröckchen, als neuer Kragen, als Jackenfutter

[illegible] und Leinwand und Atlas, feltriger Samt und spröder Lüster, Goldbörtchen und duftige Batiste, Spitzen und schön gezeichnete Stickereien, Atlas und Brokat, Taft und Tüll, Flanell und Chiffon, Bänder und Pelzendchen — alles traf im Fleckerlkorb in absolutester Demokratie zusammen. Altmodisches mit Modernstem — immer wieder konnte man in seinen Tiefen die Entwicklung der Industrie verfolgen und oft genau das Jahr feststellen, in der die Seide als Moiree und als Rips und ein andermal als Sürah und Kaschmir, als Charmeuse, Foulard, Krepp oder Liberty, Luisine oder Trikot verarbeitet wurde. Ebenso beobachtete man die Abstufungen der Farben: Ursprünglich das bestimmte Blau und Rot, Gelb oder Grün, dann ihre Wasserlinien, ihr Irisieren und schillerndes Ineinanderspiel, bis die gebrochenen Töne folgten, die zarten Pastellstimmungen, die bald in Blau und Grau, dann wieder in Rot und Braun oder in Falb und Violett neue Farben schufen, neu und doch wieder nur der Natur entlehnt, an Laub und Holz, an Tiere, Blumen und Früchte gemahnend, vom vergnügten Pariser „Puce", der Flohfarbe, bis zum Rotwild oder vom Zwetschkenblau bis zu „Feuilles mortes", der Farbe welken Laubes. Später fielen handgedruckte Stoffe, sogar Batiken als Vertreter einer neuen Blüte des Gewerbes in den Fleckerlkorb.

Und wenn die Hausschneiderin oder die Modistin kam, dann wurde der Fleckerlkorb aus seinem Winkel mitten ins Zimmer gerückt, und das Kramen ging los. Wie ein Märchen-

Mädchen gerun und sagen, als traurige angehende Frauenzimmerchen, aufmerksam dem köstlich farbigen Geflatter zu. „Schau, Mama, das ist von deinem Braunen" ... „Und das ist von meinem roten Schlips" ... Für einen Seidenflügel wurde ein Stückchen Taft ausgesucht. Mit der Posamentrie würde man verbergen, wo die Tasche an der Naht gestückelt war. Und aus zwei weißen Marquisettefleckchen ließ sich mittels Durchbruchs ein neuer Einsatz herstellen. Auch die nüchternste aller Künste, die Sparsamkeit, hat ihre Phantasie. Und zwar eine Phantasie des Zwecks. Denn die Zeiten, da man Kissen und Nähtischdeckchen aus einem Fleckerlmosaik herstellte, waren erfreulicherweise schon vor dem Kriege überwunden. Für diese Verspieltheiten hat man den Sinn verloren. Das Vorhandene verwenden, darauf kommt es an. Nicht auf Schnörkel und Zierat, auf überflüssige Ornamentik, sondern auf Materialwert — die modernen Gesetze der Architektur durchdrangen Kunstgewerbe und Gewerbe.

Man gewöhnte sich immer mehr daran, im Fleckerlkorb nachzusehen, ehe man zum Aufputzen oder zum Ausbessern Neues kaufte. Namentlich bei Samt und Seide, bei Spitzen und Besätzen. Dann aber kam eines Tages die Mutter stöberte sehr lange im Fleckerlkorb herum und zog schließlich mit dem Ausdruck sichtlicher Befriedigung einen Rest braunen Tuches daraus hervor. „Gerade genug für die neuen Stiefletten," meinte sie, „Jetzt müßt' ich noch etwas Graues für die Halbschuhe finden. . . ."

26. IX. 1917

22

1./XII. 1917

1.XI. 1917

24

Allerheiligen — Allerseelen.

Wien, am 31. Oktober.

Die Weltkriegszeit ist auch zu einer Zeit der Heldenverehrung geworden. Dankbarkeit und Bewunderung heben die auf den Schild, bedenken die mit Kreuzen, Medaillen und Lorbeerkränzen, die im Kampf des Vaterlandes gegen eine Welt von Feinden Beruf und Leben aufs Spiel setzten, ungeheure Entbehrungen ertrugen, sich Wunden schlagen ließen, in großer Zahl auch in frühes Grab stiegen. Wem wäre diese Heldenverehrung nicht selbstverständlich? Und doch ist die Heldenverehrung der Kriegszeit von Menschlichkeiten und Irrtümern nicht frei. Hier wird zu viel Ruhm verschwendet, dort bleiben stille Heroen im Dunkel. Der Lorbeer sucht den äußeren Erfolg, knüpft sich an den äußeren Glanz, an den Sieg der Ziffern und Namen, an das Vorwärts im Raum; er übersieht manches Heldentum der Entsagung, des äußeren Rückwärts, das erst den Boden schafft für die Siege der Ziffern und Namen. Die Erfolge breiter Schichten werden bisweilen etlichen Wenigen zugutgeschrieben und manchmal erhält einer bloß des Titels, der Charge, der gesellschaftlichen Stellung wegen Auszeichnungen, die er persönlich wenig verdient hat. — Wie viel Menschliches, Allzumenschliches, wie viel Falschwerten ist vollends bezeichnend für die modische öffentliche „Helden"verehrung der profanen, der bürgerlichen Welt. Wieviel Hervorkehren und Auf-den-Leuchter-heben der bloß nach außen Glänzenden, der Größen des Besitzes und der Macht, der Könige des Theaters, der in zweifelhaftem Literatur- und Kunstgeschäft Erfolgreichen, der bloßen Salonlöwen — wieviel Mißachten der in erster Linie seelisch-sittlich Wertvollen, der echten Arbeiter und stillen Opferer! Gewissenlose Macher im Industrie- oder Handelsgeschäft, bloße Besitzer glänzender Stimmbänder oder feiner Gesichter, Virtuosen des bloßen Denkens und Entdeckens werden mit Ruhm und Ehre überschüttet; Hunderttausende, die ein Leben lang uneigennützig dem Vaterland dienen, Tausende, die Jugendschönheit und Lebensfreude opfern, um in Spitälern und Fürsorgeheimen Kranken und Elenden zu dienen, werden keines Lorbeers gewürdigt. — Wie erhaben, wie vorbildlich für alle Zeiten steht da die im Heiligenkult der Kirche zum Ausdruck kommende Heldenverehrung des Christentums da! Da wird wirklich nur das Echte gekrönt. Da gelten keine Reichtümer, keine Fürstentitel, da gilt kein glückliches Erleben glücklicher Situationen, ga gilt kein Ernten der Saat anderer — da gilt nur die Summe von Charakter und Sittlichkeit. Die Selbstüberwindungen im Sinne des „Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg" gelten höher als die Siege über andere. Dienstmädchen und Bauern, die Helden der Pflicht in größter Stille und engstem Kreis waren, können die Ehre des Altars erlangen, während sie Kardinälen und Königen, die am Ende äußere Mehrer des „Reiches Gottes" waren, verweigert wird. Die im Nurmenschlichen Großen vollends werden so wenig geschätzt, daß sie ausgeschlossen bleiben von der Heldenhalle des Paradiso, „haben sie doch schon hienieden ihren Lohn empfangen."

•

Manche sehen in der Heiligenverehrung der Kirche eine Beeinträchtigung der wahren Gottesverehrung, ein Ablenken der Andacht vom wahren Ziele aller Andacht, einen Rückfall in eine Art heidnischer Vielgötterei. Nur theologische Unwissenheit kann solchen Einwand erheben. Hat der Gottesgläubige nicht Ehrfurcht, Verehrung für alle Werke des Schöpfers? Steht er nicht in Staunen und Lobpreisen vor dem Sternenhimmel, vor der Wunderwelt im Wassertropfen, vor dem Rauschen des unendlichen Ozeans, vor der blühenden Heide, vor den Schönheiten der Gebirgsnatur? Soll er dann nicht mit noch viel mehr Ehrfurcht stehen vor jenen Menschengebilden, die in Kraft Gottes aus armseligen Geschöpfen Könige der Liebe, des Opfers, der Charitas wurden? Wenn Naturbewunderung Gottesverehrung ist, ist dann nicht Heiligenverehrung Gottesdienst in ausgezeichneter Weise? Tatsächlich sagt der Theologe Mähler: Wer Gott, wer Christum anbete, sei direkt genötigt, Heilige zu verehren. Der Glanz derselben sei ja nichts anderes als eine Ausstrahlung der Herrlichkeit Gottes, ein Beweis seiner unendlichen Macht, aus Staub und Sünde ewige, lichtdurchdrungene Geister hervorzurufen. — Dazu kommt ein anderes: die hinreißende Kraft des Ideals in der Verkörperung durch Menschen, in der Anschaulichkeit des konkreten Beispielgebers. Die Ideale leuchten wie die Sterne — kalt und fern. Sie brauchen, zu wahrer Wirksamkeit, erst die Uebersetzung in die Formen bestimmter Zeiten und Verhältnisse. Indem die Kirche die einzelnen Vertreter des höchsten Heldentums im Erdental unaufhörlich dem Bewußtsein der Massen naherückt, bringt sie ihnen einen „Reichtum von Anschauungen und Erfahrungen", eine Fülle von Gedanken und Antrieben nahe, die jedem einzelnen das Suchen und Erlangen des Heldentums erleichtern. Wenn Lebensweisheit enthalten ist in dem Satz Hebbels: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sicheren Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet tauft den andern"; wenn Lebensweisheit ausgesprochen ist in dem Satz Hiltys: „Großer Männer Leben mahnt uns, daß wir edel leben können und beim Abschied hinterlassen Spuren in dem Sand der Zeiten, Spuren, die vielleicht ein anderer armer, hilfverlassener Bruder steuernd durch des Lebens Brandung sieht und neuen Muth sich faßt" — dann liegt höchste Weisheit im Verhalten der Kirche, die das Jahr hindurch den Blick der Menschen auf die höchsten Vertreter der Menschenwelt richtet, auf alle Typen der Heiligkeit, angefangen von heiligen Königen, Generalen, Professoren bis zu heiligen Taglöhnern und Dienstmägden.

•

Aber der Kern der Heiligenverehrung ist doch ein anderer. Er liegt in jenem Begriff communio sanctorum, in jener Auffassung der Gemeinschaft der Auserwählten, die besagt, daß alle Glieder der durch Christus begründeten Kirche über Länder und Zeiten, über Grab und Tod hinaus aufs engste miteinander verkettet sind. Daß die Liebe der durch Liebe Erlösten zu den Nebenmenschen fortdauert, auch wenn sie bereits in den Stand der Vollendung gelangt sind; daß die Heiligen, Gott schauend, in Gott wie in einem Spiegel auch alles Irdische und Menschliche schauen, nun Mitleid haben mit Erdennot und Menschenschmerz, fürbittend zu Gott sich wenden und mancherlei Erhörung von dem erreichen, der sich der Nachahmer seiner Liebe und Barmherzigkeit erfreut. Der Kern der Heiligenverehrung liegt in jener Auffassung von communio sanctorum, die besagt, daß unsere Gedanken und Seufzer nicht nur die Vollendeten im Paradiso, sondern auch die noch der Läuterung Bedürftigen im Purgatorio erreichen; daß wir und die im Purgatorio Anteil haben an den Verdiensten der Auserwählten; daß alle einen Bruderbund derart darstellen, daß der Fernste teil hat an den Segnungen des Fernsten, daß kein Gebet irgendeines Erdenmenschen ins Leere gesprochen wird, daß jeder hienieden Pilgernde für jeden Mitbruder neben sich oder im Purgatorio himmlische Mächte beschwören kann; daß unsichtbare „Drähte" jedes Glied mit jedem Glied der drei Reiche verbinden.

Welche Vorstellungen und Visionen wachsen aus diesem Gedanken; welche Antriebe entströmen ihm, welcher Trost wächst aus ihm! Die neuere Welt ist voll Klagen über Einsamkeit. Zwar hatte die Menschheit nie solche Mittel des Verkehrs und der Vergesellschaftung, wie seit den letzten Jahrzehnten. Eisenbahnen, Schnelldampfer, Telephone legten Schranken um Schranken nieder. Die Groß- und Weltstadtentwicklung mit ihrer Massenanhäufung und ihrem gesteigerten Zusammenbringen der Menschen in Theater und Kaffeehaus, auf Straßen und Soireen tat das Aeußerste für äußere Vergesellschaftung. Trotzdem wuchs die gegenseitige Entfremdung, das Nichtverstandenwerden im Innersten, das Gefühl: „Leben ist Einsamsein, kein Mensch kennt den andern, man ist immer allein". Wie werden diese Einsamkeitsgefühle überwunden vom Christentum, das sagt: Es gibt überhaupt keine Einsamkeit; alle Trennung und Isolierung ist Schein; jeder Gedanke, in Gott gedacht, verbindet dich näher mit Nahen und Fernsten als irgendein Brief oder Telephongespräch es vermöchte. Du hast jetzt im Krieg den Bruder oben bei Riga oder in den polnischen Sümpfen; oder er kämpft mit in Flandern oder bei Udine — er scheint weit und manche Heimwehgefühle zittern zwischen dir und ihm. Und doch ist er dir zunächst kraft der communio sanctorum; er nimmt teil an deinem Besten, an deinen Gedanken und Gebeten; deine Segenswünsche sind wie Schutzengel, die sein Bestes schützen und schirmen!

•

Oder eine andere Vorstellung. Kralik sagt einmal: In unserem Krieg kämpfen nicht nur die Lebenden, sondern auch die Toten. Das ist zunächst gemeint von der Wirksamkeit aller Geschichte für die Gegenwart, von der tausendfältigen Abhängigkeit der Gegenwartsmenschen von den Eigenschaften, Leistungen, den Nachlassenschaften materieller und geistiger Art unserer Vorfahren. Aber es kann auch in einem höheren, religiösen Sinn verstanden werden. Im Hinblick auf die communio sanctorum besagt es das Mitkämpfen jener Vollendeten durch Fürbitte, die auf Erden der Heimat durch Blutsverwandtschaft nahestanden, die erschüttert sind von der Not ihrer Nachfahren und die manchen Segen für jene zu erflehen vermögen, die wissen, daß „an Gottes Segen alles gelegen". Wir stehen unter dem Eindruck der Isonzosiege. Realisten haben recht, wenn sie die Wichtigkeit der Soldaten- und Kanonenzahl, der vielfältigen technischen Hilfsmittel, der natürlichen Geistes- und Moralkräfte für den Sieg betonen. Aber will man jene religiösen Naturen zurückweisen, die glauben, daß auch das Gebet unseres Volkes in den Stadtkathedralen und Landkirchen und auf Grund dieses Gebetes auch ein Marco d'Aviano, ein Klemens Maria Hofbauer und vor allem jene zum Sieg am Isonzo mitgeholfen hat, deren Bild mehr als einmal in feierlicher Prozession durch die Straßen der Kaiserstadt getragen wurde?

Im Siegesjubel dieser Tage dürfen wir nicht die Ungezählten vergessen, die in den letzten dreieinhalb Jahren ihr Leben ließen im Kampf fürs Vaterland, zur Vorbereitung der Erfolge der Gegenwart. Wie viele Männer fielen in der Reife des Lebens, wie viele Jünglinge, vordem strotzend in Jugendkraft! Wie viele, ausgezeichnet durch Talent, mit dem Zeug zu Gelehrten oder Politikern großen Stils; wie viele, ausgezeichnet durch sittliche Willenskraft, treue Berufserfüllung im kleinen Kreis. Es ist kein Wunder, wenn Tränenströme im Lande fließen, wenn ein Wehklagen von Witwen und Waisen, von Brüdern und Schwestern durchs Reich zieht. Jeder Todesfall ist schmerzlich; aber Kriegertod ist am schmerzlichsten! Die Angehörigen sind fern; sie können keine letzten lieben Worte flüstern, sie können keine Samariterdienste leisten, sie können nicht erloschene Augen zudrücken, sie können nicht zum Grab kommen und das Grab überschütten mit Blumen und Kränzen. Gemütstiefe Menschen ohne Gottesglauben müssen ratlos, verzweifelt vor solcher Lage stehen. Das Christentum, das Dogma von der Gemeinschaft der Heiligen spendet erhabenen Trost. Es sagt, daß der Toten Seele uns nahe bleibt; daß unsere Frömmigkeit dieser Seele dienlicher als jede irdische Dienstleistung. Daß diese Seele begleitet, erhoben wird von aller Liebe liebender Menschen, von allem Segen gesegneter Auserwählter. Daß diese Seele, eingezogen in die wahre Heimat, unser Schutzengel und Fürsprecher ist, bis wir die dauernde Vereinigung mit ihr gefunden.

Dr. E.

Die Zeit
2/XII. 1917

Der Friede auf der Straße.

Es ist eine seltsame Unruhe in die Herzen gekommen: irgendwo steht der Friede. Er hat eine Tarnkappe auf, und niemand sieht ihn; aber seine Botschaft ist mitten unter den Aufhorchenden; seine Botschaft macht alle Phantasien fruchtbar und gibt dem schweren, eisenharten Gang der Zeit einen plötzlichen, neuen, wundervoll bewegten Rhythmus. Auf ganz unsichtbaren Instrumenten wird ein Präludium gespielt, in das, zaghaft noch und kaum zu erkennen, das Motiv vom Frieden verwoben ist. Aber weil alle Herzen weiter und alle Ohren heller sind, hören sie dieses schüchterne Präludium schon wie den ersten Satz einer ungeheuren Symphonie; hören sie aus dem ersten Adagio, das sich leise heranschmeichelt, das Andante maestoso eines gewaltigen Schlußsatzes. Die Geschichte ist ein langsamer Tonsetzer; niemand weiß, wann sie diesem ersten Satze den glorreichen letzten folgen läßt. Eine fatalistische Legende weiß zu erzählen, daß kein Komponist über die neunte Symphonie hinausgekommen ist. Die Geschichte hat uns acht Symphonien hören lassen: die Symphonie der Erregung, der Begeisterung, des Kampfes, des Schmerzes, der Not und des Elends, die Symphonie des Sieges und des Entsagens; daß sie doch mit der neunten Symphonie des Friedens nach der alten fatalistischen Legende am Ende ihrer Weisheit wäre und daß dieser Friedenssymphonie keine weitere je mehr folgte; daß diese eine Neunte und Letzte die bleibende Musik unserer Zukunft wäre!

Ein Funkspruch ist aus Zarskoje Selo gekommen. Dieses Wort Zarskoje Selo haben wir einmal nicht anders als irgendwie zum Zarentum gehörig empfinden können. Die neue Kunde aus Zarskoje Selo hat nichts mehr mit dem Zarentum gemein. Sie ist freilich wieder eine Botschaft der Macht, eine imperialistische Kunde, aber eine Kunde in dem starken Imperium des Friedens. Der Friedensglaube ist wie eine Vision zu uns gekommen. Wir sehen ganz fern das Wunder, und uns fehlt einmal nicht der Glaube. Dieser lange eingesperrt gewesene Glaube, der sich hinter Schrecken und Entbehrungen verkriechen mußte, ist überlebendig geworden. Da haben wir durch Jahre und Jahre Tag für Tag auf diese erste Nachmittagsstunde gewartet, die den Generalstabsbericht brachte. Im Anfang mit dem Fieber der Spannung und dann mit jener stumpfen, mechanisierten Gewohnheit, die alles Denken am frühen Nachmittag auf dieses eine Schlagwort: „Bericht unseres Generalstabes", einstellte. Oft und oft lasen wir: „Oestlicher Kriegsschauplatz: Nichts Neues." Und nun nun lesen wir wieder dieses kurze Wort: „Nichts Neues." Aber da wußten wir schon: Hinter der kühlen Maske dieses Wortes glüht das heiße Gesicht des jungen, werdenden Friedens. Reicher als ein wilder Schlachtbericht war dieses verschleierte Wort: Nichts Neues!

Der Friedensglaube ist in unseren Straßen, er läuft mit unserer Hast einher und sänftigt sie, läuft neben unserer Zerschlagenheit und macht uns munter. Die Menschen sind jetzt so, als ob sie sich vor dem schönsten und besten Geschäft der Welt in Reih und Glied anstellten. Ganz so wie sie das von den Zigaretten und von den Kartoffeln her gewöhnt sind. Alle warten, alle stehen nach ihrem Quantum Frieden. Alle sind ganz felsenfest davon überzeugt, daß sie nicht zu kurz kommen können, daß keine Entente der Welt mehr das Tafel „Ausverkauft" vor den großen Friedensladen hängen kann. Und weil wir das böse Hamstern in dieser armen Zeit gelernt haben, hamstern die Leute auch gleich den Frieden en g. 3, decken sich mit Friedenshoffnungen ein für all die Jahre ihres Lebens hinaus. Sie eskomptieren sich gleichsam ihre Friedensforderung, machen aus dem ganz schwachen Morgenrot ein helles Friedensmittaglicht. Die Phantasie, die so viele Jahre lang nicht aufmucken durfte, geht auf Reisen. Alle Straßen, alle Wände und Räume hallen wieder von Gerüchten, von Hoffnungen und Plänen. Der berühmte Eingeweihte, der die längst versiegten authentischen Quellen hat, die zu Kriegsbeginn so reichlich strömten, reibt sich den Schlaf aus den Augen und verkündet bis 10 Uhr nachts an dem gedrosselten Stammtisch: „Alsdern, von uns san zwei Generäle und ein Beamter vom Ministerium des Aeußern in Petersburg. Und von die Russen san ebensoviel in Lemberg." Der zweite weiß ganz genau, wo der russische Friede abgeschlossen werden wird. Er nennt den Ort, beschreibt den Hauptplatz, gibt Stimmungsbilder von den beginnenden Verhandlungen. Wieder einer berichtet sehr anschaulich, wie das war, als man in den Schützengräben hüben und drüben vom Waffenstillstand erfuhr: „Zuerst haben einmal alle ihre Gewehre hingeschmissen. Dann haben sie weiße Fahnen aufgesteckt — ganz weiß waren die Schützengräben, wie wenn Waschtag wär' ... und dann sind die Russen zu den Unsrigen herübergekommen, und alle miteinander haben Harmonika gespielt, und die Kosaken haben die Balalaika getanzt. Ja, so war's!" Dann sind da die Mütter und die Bräute. Die sind die Rührendsten von allen: „Also, wenn man auch annimmt, daß die Millionen von Kriegsgefangenen natürlich nicht alle auf einmal zurückfahren können, weil doch auch bei den Russen die Transportschwierigkeiten sind, so kann doch der Ferdl, wann er sich die Reise selber zahlt, so in zwei, drei Monaten wieder da sein. Seit Oktober 1916 ist er jetzt in russischer Gefangenschaft." Das ist der Kommentar, den ein liebes, ganz kluges Wiener Mädel zu den Friedenshoffnungen hat. Und eine Mutter, die das hört, meint ganz still und von höherem Leiden verklärt: „Mein Kaspar ist seit September 1914 gefangen. W a n n er kommt, steht bei unserem Herrgott, aber ich weiß doch jetzt, d a ß er kommt!" — Dann sind da wieder die Strategen lebendig geworden: „Wie lang meinen Sie, wird das der Italiener vertragen, wenn alle Truppen aus dem Osten nach Venetien geworfen werden? Also, passen S' auf: Soundso viel kriegt der Hötzendorf, soundso viel der Krobatin, die marschieren dann alle soundso ... na, und zu Weihnachten ist der Katzelmacher erledigt; ganz klein ist er ... so klein ..."

Zu den Mitteilsamen gesellen sich die still Ueberlegenden: Mädchen, die im Geiste Hochzeitsreisen nach Venedig machen und den taubenfütternden Kitsch von Jahrhunderten auf den Lippen spüren; Sommersehnsüchtige, die sich wieder am Lido sehen. Und es fehlt auch nicht an den Wirtschaftlichen; die treiben Handelsgeographie. „Was hat uns der Russ' früher geliefert? Daß muß er wieder hergeben. Und der Italiener, dem wir jetzt den Rest geben, schickt Limonen, Gemüse und Kibeben und Mandeln und Seide. — Maltschi, du kriegst zu Weihnachten ein Seidenblusferl." Frauen gucken voller Hoffnungen in das Spind: ja, da sieht es traurig aus, aber das wird ja alles jetzt besser; der Russe schickt, der Italiener schickt.

Mit Riesenschritten geht das Friedensabenteuer durch die Straßen. Es ist ein schöner, bunter farbiger, lebhafter Traum, und man traut sich gar nicht, die Leute zu wecken; es ist noch nicht so weit, aufgepaßt, es ist noch nicht so weit!

Eigentlich — man hat sich diesen ersten Friedensglauben doch noch inniger, ein wenig poetischer gedacht; man hat nicht geglaubt, daß man, von seinen tastenden Fingern berührt, Zeit finden würde, an Kibeben und Limonen zu denken. Sind wir nüchterner geworden? Ist ein Stück Lyrik uns genommen? Ist das sentimentale Gefühle unserer Seelen eingestürzt?

Der Friede geht durch die Weihnachtsstraßen. Russische Weihnachten läutet ein frommes Wünschen ein. Jeder geht auf der breiten Friedensstraße mit dem anderen dem gleichen Ziele zu; jeder hat auch sein eigenes, verschwiegenes Friedensgäßchen, in dem seine persönlichen Geheimnisse wohnen. Alle aber grüßen den dämmernden Frieden nicht nur mit Glocken und Jubel, alle grüßen ihn auch mit der schmerzlichen Frage, wozu war dies alles — wozu —?

—la.

Nachdruck verboten.

Der Voreſſer.

Seit einiger Zeit lebte Herr Allmann trotz ſeines Reichtums und ſeines prächtigen Hauſes, deſſen erſten Stock er bewohnte, recht erbärmlich. Er fühlte ſich ſchwer krank, glaubte bald von dieſem, bald von jenem Leiden befallen zu ſein, rief einen Arzt nach dem anderen, und war troſtlos, wenn man ihm ſagte: „Mein Beſter, Ihnen fehlt gar nichts! Alles Einbildung und unbegründete Selbſtquälerei!“ Dieſes Urteil konnte ihm wenig helfen. Er wußte, daß er krank war, mochten auch die Aerzte nicht imſtande ſein, das Uebel zu ergründen. Er war unverheiratet, hatte auch keine Verwandten, und ſo verbrachte er ſeine Tage recht trübſelig und einſam.

Am ſchwerſten bedrückte es ihn, daß er jede Luſt zum Eſſen verloren hatte. Er fürchtete ſich vor jeder Speiſe, daß ſie ihm irgendwie übel bekommen könnte, oder daß er, der früher ein ſtarker Eſſer und Feinſchmecker war, allzu reichlich von ihr genießen könnte. Eines Tages ſaß er um die Mittagsſtunde auf dem Balkon. Im Speiſezimmer war bereits der Tiſch gedeckt und das Stubenmädchen hatte es ihm auch ſchon einigemal gemeldet. Aber er verſpürte gar keine Luſt, ſich zu Tiſche zu ſetzen. Er blickte mit ſtumpfer Neugierde auf das Straßenleben hinunter. Pferde, Menſchen, Wagen wurden ihm zum beweglichen Spielzeug, deſſen genaue Beobachtung ihm ſeine leere Seele ausfüllte. Er hatte ſo eine Weile zugebracht, bald dieſe, bald jene Bewegung verfolgt, als allmählich ſein Blick immer ſtarrer auf einen einzigen Punkt gerichtet war. Seine Züge belebten ſich, ſeine Wangen wurden röter und ſeine ganze Haltung zeigte, daß ihn irgend etwas in ungewöhnliche Spannung verſetzte.

Ihm gegenüber, zu ebener Erde, befand ſich ein einfaches Gaſthaus. In ſeinem Straßenraum, der durch einige Efeukaſten zu einem ſogenannten Vorgarten abgegrenzt war, ſaßen einige Gäſte bei ihrem Mittagsmahle.

Dieſer Anblick würde für Herrn Allmann nichts Ungewöhnliches gehabt haben. Aber da ſaß an einem Tiſche ein Mann, der den Kellnern tüchtig zu ſchaffen machte. Bald hatten ſie Wein zu bringen, den er immer wieder in Kürze austrank, bald Speiſe, bald wieder Zutaten zu ihr. Seine Befehle wie ſein Eſſen und Trinken nahmen kein Ende. Mit wachſendem Staunen ſah Allmann, wie der Mann einen Braten nach dem anderen mit unverminderter Luſt verzehrte und jedem Biſſen einen tüchtigen Schluck Wein nachgoß. Nach dem Braten ließ er Mehlſpeiſen, ebenfalls wiederholt aufmarſchieren, wobei er wie früher den Wein nicht ſparte. Ob der Mann endlich geſättigt war oder ob er bereits die ganze Küche des kleinen Gaſthauſes hinter ſeinen Kragen hatte verſchwinden laſſen, war von Allmanns Balkon aus nicht zu entſcheiden. Jedenfalls war er zu einem Ende gekommen. Denn er ließ ſich eine volle Kanne ſchwarzen Kaffees bringen, zündete ſich eine Zigarre an und man ſah es ihren ruhig ausgeſtoßenen Rauchwölkchen an, daß ſich der tüchtige Eſſer in einer wohligen Stimmung befand.

Herr Allmann hatte den ganzen Vorgang auf das genaueſte beobachtet. Er war voll Verwunderung über den Mann, der wie Sancho Panſa eſſen konnte, und hätte es für ganz natürlich gefunden, wenn dieſer Menſch nach einem ſo reichen Mahle wie ein Gummireifen mit lautem Schuß aufgeſprungen wäre. Aber es geſchah nichts dergleichen. Der Mann endete ſchließlich wie alle ehrlichen Menſchen, die in einem Gaſthauſe zechen: er bezahlte ſeine Rechnung und ging.

Als er um die nächſte Gaſſe bog und verſchwunden war, wich auch von Allmann der Bann, der ihn ſo lange an den Balkon gefeſſelt hatte. Es war ihm ganz eigentümlich zumute. Er glaubte, daß er beinahe Luſt habe, etwas zu eſſen. Er begab ſich in das Speiſezimmer, ſetzte ſich zu Tiſch, und wenn er auch nicht imſtande war, es dem Manne gleichzutun, ſo aß er doch einige Biſſen mehr als gewöhnlich. Und obwohl er darüber in große Angſt geriet, ſo überlebte er doch glücklich den Tag.

Zur nächſten Mittagszeit ſaß er wieder auf dem Balkon und genoß wieder dasſelbe Schauſpiel, das dieſelbe wohltätige Wirkung auf ihn ausübte, wie das erſtemal. Das ging nun ſo einige Tage hin. Aber eines Mittags zeigte ſich der tüchtige Eſſer anders als bisher. Denn ſo oft auch die Kellner zu ihm hinliefen, ihn nach ſeinen Wünſchen zu befragen, ſchüttelte er nur verneinend den Kopf. Er aß auch nur ein einfaches Mittagmahl, die gewöhnlichen drei Gänge, Suppe, Fleiſch und Mehlſpeiſe, trank wenig Wein und keinen Kaffee. Daß es ihm nicht an Eßluſt fehlte, bewies die lichtſpielartige Geſchwindigkeit, mit der er das karge Mahl hinunterſchlang.

Mit der anregenden Wirkung, die Herr Allmann durch die Beobachtung des tüchtigen Eſſers in den letzten Tagen verſpürt hatte, war es alſo diesmal nichts. Er war enttäuſcht und fühlte ſich ſehr verſtimmt. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er rief ſeinen Diener und befahl ihm, den Mann zu ihm herauf zu bringen.

Er empfing ihn in ſeinem Wohnzimmer und entſchuldigte ſich, ihn zu ſich bemüht zu haben. Dann ſah er den Mann aufmerkſam an und fand, daß er keineswegs ausſehe wie ein Menſch, der zeitlebens aus vollen Schüſſeln gegeſſen habe.

„Ich bewundere Sie ſchon ſeit einigen Tagen,“ ſagte Allmann. „Sie haben einen herrlichen Appetit!“

„Ja, leider,“ erwiderte der Mann.

„Aber was iſt denn heute mit Ihnen? Sind Sie krank?“

„Ja hier,“ antwortete der Mann lachend und klopfte auf ſeine Hoſentaſchen.

„Ach ſo,“ erwiderte Allmann. „Was für einen Beruf haben Sie?“

„Einen Beruf? So ein einſeitiger Menſch bin ich nicht. Ich bin zu allem zu haben, nur nicht zum Faſten. Geht 's mir ſchlecht, verdinge ich mich, geht 's mir gut, dann eſſe ich halt, bis es mir wieder ſchlecht geht.“

„Wiſſen Sie was, treten Sie bei mir als Voreſſer ein!“

„Als Voreſſer? Was iſt das? Was habe ich da zu arbeiten?“

„Nur zu eſſen bei mir, das iſt Ihre ganze Arbeit. Mittags und abends. Ueberdies bezahle ich Sie.“

„Wär' mir ſchon recht, aber Sie treiben wohl Spaß mit mir?“ erwiderte der Mann auf das ſeltſame Angebot.

„Durchaus nicht. Ich bin ein kranker Mann und leide an Mangel an Appetit, den Sie wieder im Ueberfluß haben. Ich habe Sie eſſen geſehen, und das hatte eine ſo gute Wirkung auf mich, daß ich nach längerer Zeit wieder einmal Luſt bekam, zu eſſen. Es würde uns beiden geholfen ſein, wenn Sie mit meinem Vorſchlag einverſtanden wären.“

„Na alſo,“ ſagte der Mann, „wenn es Ihr Ernſt iſt, dann nehme ich an. Sie werden ſehen, daß ich Ihnen ſo treu, redlich und fleißig dienen werde, wie noch keinem Menſchen in meinem Leben. Ich heiße Jakob Kälbermeier.“

So wurde Jakob Kälbermeier Voreſſer bei Herrn Allmann. Es war der angenehmſte Beruf, den er je in ſeinem abwechslungsvollen Leben ergriffen hatte. Mittags und abends fand er ſich regelmäßig und pünktlich beim Tiſche Allmanns ein und aß und trank, als ob ſein Schlund eine Regentraufe wäre. Je mehr er aß und trank, deſto mächtiger wuchſen ihm die Flügel ſeiner Phantaſie und deſto beredter wurde ſein Mund: „Herr Gott, das Fleiſch iſt ſaftig! Das zerfließt ja im Munde wie die feinſte Tiroler Teebutter! Und der Salat! So habe ich ihn gern. Wenn er ſo rauſcht und kracht zwiſchen den Zähnen und dabei doch ſo zart iſt wie eine Auſter. Herr Allmann, ein paar gebratene Kartoffeln ſollten Sie doch zu ſich nehmen! Sie ſind ſo knuſperig und ſo feinmehlig wie eine Kaſtanie. — Aber Herr Allmann, Sie werden doch nicht den Gänſebraten an ſich vorübergehen laſſen? Der geht ſchon wirklich über den babyloniſchen Turm! Wenn der König Herodes ſo etwas auf ſeinem Teller gehabt hätte, würde ſeine ſchöne Tochter lange haben tanzen können, bevor er nur einen Blick für ſie gehabt hätte. Aber wer nicht ißt, kommt auf ſündige Gedanken, und wer ſchlecht ißt, auf dumme Einfälle. — Holla! Der Auflauf! Herr Allmann, der Auflauf! Wer von dem nicht mehr eſſen mag, für den hat wirklich der Totengräber ſchon die Schaufel in der Hand.“

Wenn dann Allmann dieſe Lobſprüche und Aufmunterungen vernahm und ſah, wie unermüdlich Kälbermeier einhieb, der immer nur aß, als ob er nur koſtete, mochte auch die Mahlzeit zwei Stunden dauern, da lief ihm ein wenig das Waſſer im Munde zuſammen und er begann auch zu eſſen. Allmählich hob ſich unter der anfeuernden Beredſamkeit und dem guten Beiſpiele ſeines Voreſſers ſein Appetit und er vergaß mitunter ſeine Krankheit ſo ſehr, daß es ihm ſogar ſchmeckte wie in längſt vergangenen Zeiten.

Kälbermeier genoß ſeine herrlichen Tage in vollen Zügen. Zwiſchen den Mahlzeiten lief er in die Wälder und Berge der Umgebung Wiens, um ſich für die nächſte Mahlzeit ſo leiſtungsfähig als möglich zu erhalten. Er ſetzte endlich ein wenig Fett an, bekam ein rundes Geſicht und lachende Weinaugen, die ſo vergnügt in die Welt blickten, als wäre auch dieſe zart und knuſperig gebraten und mit Gumpoldskirchner und Sekt übergoſſen.

Aber da kam der Krieg und mit ihm die kukuruzgelbe Maiszeit des Hinterlandes. Während draußen die Helden Heimat und Reich ſchirmten, nahm von den Zurückgebliebenen allmählich alles, was gut, fein, ſchmackhaft, nahrhaft, weiß, ölig, fettig war oder ſonſt eine geſchätzte Eigenſchaft beſaß, unangeſagten Abſchied. Voran ſchritten die Semmel, das Kipferl, das Salzſtangerl und alle ihre reſchen und mürben Verwandten, und jeden Tag fiel es einem anderen Dinge ein, daß es ihm zu einſam ſei in dieſer Welt, und ging. An ihre Stelle trat ein Miſchvolk mit allen ſeinen ſchlimmen Eigenſchaften. Oh, Jakob Kälbermeier, wer hätte das gedacht, daß Dir einmal die Arbeit ausgehen würde!

Und ſie ging ihm aus. Allerdings nicht ſofort. Es ließ ſich auch mit dem Mais und ſeinem Anhang noch etwas leiſten. Auch wußte der Voreſſer allem eine ſchmackhafte Seite abzugewinnen. Wenn Allmann verdrießlich vor einem Maisgericht ſaß

Neue Freie Presse

8/XII. 1917

33

Der Ernährungsdetektiv.

Ein Versuch im freiwilligen Marktdienst.

Von **Ludwig Hirschfeld.**

Herren und Damen der besseren Stände finden jetzt an Vormittagen lohnende Nebenbeschäftigung. Zu unseren bisherigen Approvisionierungs- und Abmagerungsbehörden gesellt sich nämlich eine neue Einrichtung: der freiwillige Ernährungsdienst. Das ist ein Komitee von Damen und Herren, die sich der Polizei und dem Marktamt als Aufsichtspersonen zur Verfügung stellen, um die behördlichen Organe bei der Ueberwachung des Lebensmittelverkehres und der Einhaltung der Vorschriften auf den Wiener Märkten zu unterstützen. Sie haben jedoch keinen amtlichen Charakter, nicht einmal Amtsehre, und übernehmen nur aus Interesse für die Sache die Aufgabe, den Ernährungsdetektiv, den Sherlok Holmes des Viktualienmarktes, zu spielen. Die Polizeidirektion hat sogar eine eigene Instruktion für diese freiwilligen Aufsichtsorgane herausgegeben, und darin heißt es ausdrücklich, daß sich ihre Tätigkeit auf die Beobachtung der Uebelstände und Ueberschreitungen zu beschränken hat. Sie können mit besonderen Meldeblocks Anzeigen erstatten, dürfen aber nie selbst einschreiten und müssen überdies vor ihrem Dienstantritt das feierliche Gelöbnis ablegen, nach bestem Gewissen vorzugehen, das Geschäftsgeheimnis zu wahren und alle Willkür, alle Schikanen zu unterlassen — mit einem Wort: sie sind keine Amtspersonen. . . . Es ist jedenfalls ein sehr interessantes und verlockendes Ehrenamt, zu dem sich gewiß viele drängen werden. Denn jetzt, wo die Mitmenschen so nett, so liebenswürdig und uneigennützig sind, darf man wirklich keine Gelegenheit versäumen, sich für sie aufzuopfern.

Wie soll man sich für diesen freiwilligen Ernährungsdienst anziehen? Das ist eine sehr wichtige Frage, denn wenn auch die Garderobe des Gutsituierten der Zeit entsprechend schäbig ist und in den Ellbogen und Knien sich bereits das glänzende Elend spiegelt, findet sich dennoch im Kasten kein Kleidungsstück, das für einen Marktbesuch in Hernals oder Ottakring geeignet ist. Selbstverständlich kann sich nur dort draußen die Eignung zum Aufsichtsorgan erweisen, auf der Freyung oder Am Hof Ernährungsdienst machen, ist ja keine Kunst. Da heißt es sehr zeitlich aufstehen, schon um 7 Uhr in der Straßenbahn sitzen, zwischen Menschen, die sich zur täglichen Arbeit begeben, also das Frühaufstehen gewöhnt sind, aber trotzdem sehr verdrießlich dreinschauen. Auch die gleichsam unaufgeräumten Vorstadtstraßen, die blassen Frauen und Kinder, alles blickt schlecht gelaunt drein, und obwohl die Dichter und Gouvernanten das Gegenteil behaupten, ist die Welt am frühen Morgen gar nicht so schön; jetzt gewiß nicht.

Hohe Zinskasernen schließen den Marktplatz ein, den ich jetzt schüchtern und befangen betrete: wie benimmt man sich hier und wo soll ich den Dienst beginnen? Am besten bei den Hütten der Fleischhauer, davon versteht man, wenn man keine Ahnung hat, noch am ehesten etwas. Hinter den Verkaufstischen hantieren finstere und gereizte Männer, die durch ihren erhöhten Standpunkt den imponierenden Eindruck von hemdärmeligen Halbgöttern machen. Sie schwingen bedrohlich Beil und Messer und stoßen von Zeit zu Zeit wilde Rufe aus: „Vierafuchzg Deka! . . . Rostbraten san aus! . . .“ Kein Wunder, daß die Reihen der Käuferinnen respektvoll und geduldig warten, bis sie eines Blickes und eines Rostbratels gewürdigt werden. Ich betrachte mir einstweilen die Preistafel: Vorderes, Hinteres, Bratenfleisch, mit oder ohne Zuwage, aber da kenne ich mich nicht aus. Der oberste der Halbgötter rollt bereits die Augen und macht hemdärmelige Bemerkungen über mich. Aber ich darf nichts erwidern, nicht einschreiten, nur beobachten, denn ich habe keine Amtsehre, und mit der gewöhnlichen Ehre kommt man hier bestimmt nicht aus. Um mich doch irgendwie nützlich zu machen, sage ich zu einer Käuferin: „Aber liebe Frau, wie kann man denn so ein Fleisch nehmen. Das sind ja lauter Knochen.“ Sie blickt mich entsetzt an wie einen Geistesgestörten und überläßt es dem Oberfleischhauer, mir zu antworten: „Sö, Herr, wollen S' was?“ — „Nein, ich schaue mir nur das Fleisch an.“ — „Zum Anschauen is mei Fleisch net da. Wann S' nix kauf'n, dann hutsch'n S' Ihna . . .“ Ich sehe mich nach einem Schaukelgerät um, aber es ist keines da. Er meint also offenbar, daß ich mich entfernen möge, und ich entspreche diesem so dringend geäußerten Wunsch.

Fleischhauen ist eben ein blutiges, brutales Geschäft. Vielleicht ist der Fischhändler nebenan kaltblütiger. In der Tat begrüßt er mich zuvorkommend: „Was hätten S' denn gern', gnä' Herr? Schöne lebende Karpfen. . . .“ In dem Wasserbehälter unter dem Verkaufstisch ist eine beängstigend gedrängte Fischgesellschaft eingeschlossen, die müde die Kiemen bewegen, als ob sie sagen wollten: Hier wird man lebensüberdrüssig, wünsche wohl gespeist zu werden. Ich kann mich nicht enthalten, dem Händler zu sagen: „Diese armen Tiere, wie die unter der Ueberfüllung leiden. Sie sind doch keine Straßenbahnpassagiere, daß sie sich eine solche Behandlung gefallen lassen müssen.“ Der Händler, der erkennt, daß ich kein gnä' Herr, sondern ein müßiger Marktbummler bin, erwidert mit bedeutend reduzierter Höflichkeit, wenn mir etwas nicht passe, möge ich es bleiben lassen oder um die Tierrettungsgesellschaft telephonieren. Gleichzeitig beginnt er leidenschaftlich einen toten Fisch zu schuppen, daß mir die Schuppen ins Gesicht springen und dann von den Augen fallen. Hierauf widmet er sich einer stattlichen Gasthausköchin, die größere Einkäufe macht und die Fische gleich töten läßt. So was kann ich nicht ansehen, sonst vergeht mir der Appetit auf Wochen. Ich habe nie einen Fisch, ein Huhn oder sonst jemanden verspeisen können, den ich vorher persönlich gekannt habe, und eigne mich infolge dieser Empfindlichkeit weder zum Menschenfresser noch zur Gasthausköchin.

Bei den Grünwarenständen ist es sehr still. Hier gibt's gar keine Ware, bis auf einige Häuflein welker müder Blätter und mißmutiger Strünke und Wurzeln, die zu hausen ich entschieden ablehne, mit dem Bemerken, daß ich leider keine jungen Schweine und Kaninchen zu Hause habe, wodurch ich merkwürdigerweise beträchtlichen Unwillen erregе. Wie kann ich wissen, daß das junges, frisches Gemüse ist? Zur Schonung meiner Privatehre ziehe ich es vor, um einen Stand weiter zu gehen, zur Butterfrau. Was sieht mein irres Auge? Tatsächliche Butterpäckchen, jedes mindestens drei Deka schwer. Allerdings, nur für rayonierte Kunden Nummer so und so viel, aber ich beobachte deutlich, wie ein Mann im Vorübergehen der Butterfrau ein Päckchen Pfeifentabak in die Hand drückt und als Gegenwert ohne weiteres ein Butterpäckchen erhält. Das bringt mein gänzlich entfettetes Gemüt in große Aufregung. Für ein Stück Butter könnte ich jede Schlechtigkeit begehen. Habe ich denn gar keine Zigaretten bei mir? . . . Richtig, ich bin ja Kontrollorgan, Marktdetektiv, heute vormittag muß ich leider Charakter haben. Aber anzeigen werde ich die Butterfrau doch nicht, denn ich soll ja ihr Geschäftsgeheimnis wahren. Oh, ich kenne meine Instruktion genau.

Bisher habe ich eigentlich noch nicht viel geleistet. Aber dort winkt eine Gelegenheit zum Kontrollieren, diese lange Reihe von Menschen, die sich um Aepfel anstellen. Um beobachten zu können, ob alles glatt und korrekt geht, stelle ich mich ganz vorn zur Wage hin, neben den Wachmann, der immer je zwei herantreten läßt. Hinten passen hunderte Augenpaare besorgt auf: bleibt für mich noch was, drängt sich keiner vor? Aber was haben denn diese Augen plötzlich: sie konzentrieren sich alle auf mich, argwöhnisch, gereizt, drohend: „Was will denn der dort? Auf was spitzt er denn? Der wär' gar g'scheit. Möcht' si einidrängen, Dös gibts net. Protektion, dös hab'n m'r net in Ottakring. . . .“ Dem Wachmann wird die Sache auch schon verdächtig. Um Gotteswillen, wo habe ich denn meine Legitimation. Am Ende sperrt man mich noch als Schleichhändler und Preistreiber ein. . . . Und während der Vorstadtchor hinter mir grollt, lasse ich den Ernährungsdienst im Stich und beeile mich, meine Haut vom Markte zu tragen. . . .

Nur keine Schadenfreude. Es ist mir nichts geschehen. So wäre es mir wahrscheinlich ergangen, wenn ich mich wirklich zum freiwilligen Ernährungsdienst gemeldet hätte. Vorher habe ich mir aber in Gedanken ausgemalt, wie mein Debüt als Marktdetektiv verlaufen würde, und jetzt werde ich mir's doch noch einmal überlegen, ob ich mich melden soll. Es ist ja ein sehr schönes Ehrenamt und allen verwöhnten Damen und Herren, die bis 10 Uhr schlafen, bis 11 Uhr frühstücken und bis 1 Uhr dejeunieren, bestens zu empfehlen. Aber man muß für diesen strapaziösen Dienst entsprechend qualifiziert sein, muß einen wetterfesten Charakter haben und eine dicke Haut, man muß abgehärtet und ausdauernd sein und, was das Wichtigste im Ernährungsdienst ist: sehr gut genährt.

9./XII 1917

38 9

Sonntag, 9. Dezember 1917

Zeitung

1794

und gelehrten Sachen

natlich M. 2.70 bei Agl. zweimaliger Zustellung. Durch die Post wöchentlich M. 7.50 ohne Bestellgebühr. Anzeigen: 80 Pf. die Zeile, Stellengesuche 20 %. Keine Verbindlichkeit für Aufnahme in eine bestimmte Nummer. Berlin SW 68, Kochstr. 22-26, und in allen Geschäftsstellen des Verlages

22-26 Fernsprech-Zentrale: Ullstein & Co. Moritzplatz 11 800, 11 801, 11 803 bis 11 850, sowie 15 280, 15 281, 15 282 bis 15 291.

Wie werden unsere Feldgrauen zurückkommen?

Auch eine Frage der Uebergangswirtschaft.

Von

Paul Göhre, M. d. R.

Seit Jahr und Tag schon beschäftigt man sich eifrig mit den Aufgaben, die, wirtschaftlich und sozialpolitisch, die Zeit nach dem Friedensschluß uns bringen wird. Bei der Regierung besteht eine Abteilung, die nichts als diese Frage zu bearbeiten hat, im Reichstag ist eine Kommission gebildet, die vorwiegend den gleichen Auftrag hat; von allen großen Wirtschaftsverbänden tagen periodisch Vertretungen zu gleichen Zwecken. Fragen des künftigen Imports und Exports, der Valuta, der Produktionsregelung, der Rationierung, stehen im Mittelpunkt der Beratungen aller dieser Körperschaften. Ob aber schon eine von ihnen einmal diese Uebergangswirtschaftsprobleme aus dem Gesichtspunkt erörterte, mit welchen Ansprüchen und Bedürfnissen, in welcher körperlichen und seelischen Verfassung unsere Feldgrauen einst in die Heimat zurückkehren werden? Auf sie, die den besten und leistungsfähigsten Teil der produzierenden und konsumierenden Masse unseres Volkes darstellen, auch bei der Organisation der Uebergangswirtschaft in erster Linie Rücksicht zu nehmen, ist aber oberste vaterländische Pflicht. Es verlohnt sich daher schon, einmal die Frage, wie unsere Feldgrauen zurückkommen werden, zu erörtern.

Natürlich läßt sich darauf keine einfache und ganz einheitliche Antwort geben. Die zwölf Millionen und mehr Mann, die jetzt draußen stehen, gehören allen Schichten des Volkes an, die in Lebensauffassung und Lebensführung mehr oder weniger stark voneinander unterschieden sind, und auch während des Krieges voneinander unterschieden geblieben sind. Mit dem geistigen Stempel seiner Schicht versehen, zog jeder hinaus; mit ihm kehrt er auch wieder zurück. Aber freilich, an vielen Stellen wird dieser Stempel doch verwischt sein. Die gewaltigen gemeinsamen Erlebnisse, die vieljährige Leidens- und Kampfgemeinschaft, haben allen da draußen auch gemeinsame Züge körperlicher und geistiger Art aufgeprägt. Nur von diesen der Mehrheit der Zurückkehrenden gemeinsamen Zügen kann im Nachstehenden die Rede sein. Gerade sie aber sind es auch, die für Aufgaben der Uebergangswirtschaft in Betracht kommen.

Da ist nun zunächst das eine zu sagen: **Unsere Feldgrauen werden alle sehr ruhebedürftig, aber zugleich auch sehr hungrig nach ihrer alten Berufsarbeit in die Heimat zurückkehren.** Schon oft ist die Befürchtung laut geworden, daß die lange Dauer des Krieges einen großen Teil der Kämpfenden zur Friedensarbeit untauglich gemacht, viele überhaupt jeder Arbeit entwöhnt hat. Nichts ist falscher als das. Wenn der moderne Krieg eine Charakterisierung verdient, so ist es die, daß er ein Arbeitskrieg ist. Krieg ist heute Arbeit. Unaufhörlich, mit Dargabe der letzten Kräfte, muß draußen Sonntags wie Wochentags gearbeitet werden. Das gilt in gleicher Weise für den Feldmarschall wie für den Mann im Graben, für Trainfahrer, Funker und Schiffsjungen; und gilt ebenso von den Wochen, die die Leute „in Stellung", wie wo sie „in Ruhe" sind. Im Verhältnis zu dieser unaufhörlichen Arbeit ist eigentliches Kämpfen nur eine Seltenheit. Der Arbeit entwöhnt kehren unsere Feldgrauen also wahrlich nicht nach Hause zurück. Vielmehr so sehr von ihr und allen Entbehrungsmühsalen bedrückt, daß ein tiefes Ruhebedürfnis sie erfüllen wird. Erst einmal wieder schlafen, schlafen und ausruhen! — Das wird das elementare Bedürfnis der allermeisten unter ihnen sein. Es wird daher die Aufgabe des Vaterlandes sein, allen diese Ruhe- und Erholungspause zu ermöglichen. Das muß geradezu die erste Form des Dankes bleiben, den das ganze Volk seinen Verteidigern abstattet. Man ist sich an allen zuständigen Stellen darüber klar, daß nach dem völligen Zusammenbruch unseres ehemaligen Wirtschaftslebens aus der Friedenszeit her die sofortige und gleichzeitige Wiedereinstellung aller Kämpfer in den Wirtschaftsbetrieben der Nation eine Unmöglichkeit ist. Deshalb ist beschlossen, immer nur diejenigen, die Arbeit nachweisen können oder denen Arbeit angewiesen werden kann, aus dem Heeresdienste zu entlassen, die übrigen aber solange unter den Fahnen zurückzubehalten, bis auch sie wieder Platz im Wirtschaftsprozeß gefunden haben. Aber es muß noch sehr überlegt werden, ob dieser an sich gut gemeinte Beschluß aufrecht zu erhalten ist. Wer, namentlich als schon älterer Mann, jahrelang den feldgrauen Rock getragen, sehnt sich, auch wenn er es freudig getan, inbrünstig danach, ihn endlich so rasch wie möglich auszuziehen. Dazu kommt, daß Soldat sein stets heißt Dienst tun. Die ruhe-

feren jungen Söhnen, die mit hinaus gemußt: als Knaben gen sie von uns, als Männer kamen sie schon bei ihrem ten Urlaub zurück. Alle Aelteren aber festigten erst recht außen die Urteilskraft, den Willen und die Tatfähigkeit, die vordem schon besaßen. Auch das übersehe man um Gottes len nicht. Denn das würde seine sehr ernsten Wirkungen ben. Die Heimgekehrten werden sich nicht so leicht wie ihrer mit Versprechungen abspeisen lassen; sie werden fordern und, finden sie nicht rasches Gehör, sich selber helfen. rum ist es besser, daß die zu Hause ihnen durch eigene rbereitungen zuvor und entgegen kommen. Und so fassen r zusammen: die ganze innere Verfassung unserer heimkehrenden Feldgrauen verlangt rascheste Entlassung aus dem ere bei Friedensschluß, eine ausreichende Erholungszeit, sützende Arbeitslosen-Versicherung, wirksamen Arbeitsnachweis, organischen Um- und Ausbau der Kranken-, Altersund Invaliden-Versicherung, sowie Schaffung ausreichender, sunder, menschen- und heldenwürdiger Wohnungen. Eine nsthafte und gründliche Uebergangswirtschaft **muß**, so wer es im einzelnen auch sein mag, neben vielen anderen ch diese großen Aufgaben lösen. Viel Zeit ist dafür nicht ehr zu verlieren.

Neue Freie Presse

23./XII. 1917

52

Die unerschwinglichen Kleinigkeiten.

Tagebuch eines Schmutzians.

Von Ludwig Hirschfeld.

Wenn ich nicht irre, kann man die Menschheit jetzt ungefähr in zwei Kategorien einteilen: die einen haben sich geläutert, die anderen haben viel Geld verdient. Nur ich gehöre weder zu diesen, noch zu jenen. Ich habe den Anschluß an die Konjunktur vollständig verabsäumt, habe nichts geliefert, nichts vermittelt, nichts versteckt, und bin die ganze Zeit hindurch bloß Publikum, Käufer und Steuerzahler gewesen. Ich sehe auch danach aus. Meine Bekannten behaupten freilich, ich sei auch schon früher ein kleinlicher Raunzer und ein großer Schmutzian gewesen. Zugegeben: ich habe immer sparsam gelebt und ängstlich auf den Kreuzer geschaut. Jetzt lebe ich noch sparsamer und schaue noch ängstlicher auf die Krone, gönne mir gar nichts mehr und habe dennoch das Budget eines gutsituierten Hochstaplers von früher. Der gesteigerte Papiergeldumlauf, von dem jetzt immer die Rede ist, den spüre ich gründlich. Noch nie ist das Geld so leicht, so beweglich gewesen. Nicht nur die Ein- und Zweikronenscheine, auch die Hundertkronennoten, die doch früher würdige, solide Respektspersonen waren, sind jetzt gleich weg, auf nichts, auf lauter Kleinigkeiten. Von großen Anschaffungen ist längst nicht mehr die Rede, an die wagt man sich gar nicht mehr heran. Das Leben ist ein Kampf mit den unerschwinglichen Kleinigkeiten geworden, mit der täglichen Teuerung und Preissteigerung. Und dabei bin ich ein einzelner Mensch, der bloß sich selbst nichts zu gönnen braucht. Aber wie erschwingen das die anderen, die Verheirateten, die Familienväter? Also jetzt auch noch verheiratet sein, das ist einfach nicht auszudenken. Und überall sieht man ganz bescheidene und einfache Leute, besonders in diesen Tagen vor Weihnachten, die einkaufen, mit Banknoten um sich werfen und willig jeden Preis bezahlen. Das kann doch nicht ewig so weitergehen, der Teuerungstaumel muß doch endlich einmal zur Besinnung kommen. Einer muß nur anfangen, und deshalb habe ich mir dieses Tagebuch angelegt. Hier will ich versuchen, mir ein nüchternes Bild meines täglichen Gebrauches zu machen und überlegen, ob ich nicht wenigstens für meine Person den Banknotenumlauf eindämmen kann.

* * *

Ein Glück, daß ich immer sehr lang schlafe. Das ist direkt ein Profit. Nur im Schlaf ist man jetzt vor Ausgaben und vor der Teuerung einigermaßen sicher. Dann gleich Profit Nummer zwei: das gestrichene Frühstück. Vor kurzem bin ich noch ins Kaffeehaus gegangen und habe dort die optische Täuschung einer sogenannten Melange zu mir genommen. Durch das drakonische Milchverbot bin ich von dieser offenbar ganz überflüssigen Luxusausgabe befreit worden. Jetzt möchte ich nur eines wissen: wem kommt das zugute? Wer trinkt meine bisherige Milchration? Hoffentlich keine alte Kaffeeschwester, sondern ein anspruchsberechtigter Säugling, den ich gern dereinst, wenn er zum Manne herangewachsen sein wird, kennen lernen möchte. Damit wäre die Frühstücksfrage erledigt, ich kann aufstehen und Toilette machen. Das ist auch jeden Tag ein sorgenvoller Moment: was wird heute wieder schadhaft sein? Drei Jahre lang hat die Wintergarderobe wacker durchgehalten, aber den vierten Kriegswinter scheint sie nicht überleben zu wollen. Erschüttert sehe ich Ast um Ast fallen. Die Hose hat im Kampf mit der Wiener Straßenreinigung den Kürzeren gezogen und ist bodenscheu geworden, den Ellbogen und Knien ist es noch nie so glänzend gegangen, und jetzt fängt der Winterrock auch noch an. Wie, auch du, die Hoffnung und der Stolz meiner alten Tage? Wieso ist dieser Samtkragen speckig geworden — wo doch so wenig Speck auf den Kopf kommt.... Und jetzt meldet sich gleich die Hutkrempe an, und auch die Krawatte versichert, daß sie sich dem anstrengenden Dienst eines Selbstbinders nicht mehr gewachsen fühle. Wer kann daran denken, sich alle diese Sachen neu anzuschaffen, jetzt, wo eine Krawatte ungefähr soviel kostet, wie früher ein Winterrock. Uebrigens, heutzutage muß man nicht elegant gekleidet sein. Ein schäbiger, alter Anzug ist jetzt nach den Versicherungen von kompetenten Fachmännern des Durchhaltens, die es wissen müssen, ein Ehrenkleid. Wenn nur nicht so viele Leute, die sich offenbar aus Ehrenkleidern nichts machen, noch immer elegant angezogen sein würden. Woher nehmen das diese Leute? Viele sehen dabei ganz unbescholten aus....

* * *

Ueberhaupt, die Modevorschriften überdauern die große Zeit und erweisen sich als viel stärker als alle ihre Sittensprüchlein. Noch immer sind Halstücher verpönt, damit der Kragen recht bald schmutzig werde, noch immer sind feste Manschetten unerläßlich — bei diesen irrsinnigen Preisen für Putzwäsche. Ueber dieses Kapitel könnte ich einen ganzen Lexikonband vollschreiben: Putzwäsche bis Wäscheputzer. Die Hilflosigkeit und Wehrlosigkeit des Einzelnen gegen die täglichen Kleinigkeiten zeigt sich da am krassesten. Daß der Preis für das Putzen eines Kragens von sechs Heller auf dreißig Heller gestiegen ist und für Hemden von vierzig Heller auf zwei Kronen, daran ist eben die allgemeine Multiplikation mit fünf schuld. Aber wie diese Putzwäsche jetzt aussieht: entweder sie hat Blattern oder sie ist an allen Ecken und Kanten wie vom Scherenschleifer geschärft. Um einen solchen mutwillig ruinierten Kragen, der doch jetzt drei Kronen kostet zu retten, kann man nur eines tun: man wendet ihn, so daß die innere, noch nicht schadhafte Seite nach außen kommt. Zu diesem Zwecke schreibe ich, bevor der Kragen zur Wäsche kommt, mit Tinte ein ganzes Gedicht drauf: Halloh! Bitte schön, wenden! . . . Aber die Wäscheputzer sind unerbittliche Charaktere, und der Kragen kommt doch wieder mit der schadhaften Seite nach außen zurück, und hinten steht, für jedermann lesbar, meine flehentliche Bitte: Halloh! Bitte schön, wenden! . . . Muß das sein? Und kann einen da das Leben freuen?

* * *

Spaziergang. Kaum tritt man auf die Straße, und sofort fangen die Ausgaben und der Aerger an. Auf allen Seiten lauern die Teuerungen und Zumutungen. Man sollte eigentlich alles gestern besorgen, denn heute kostet es schon wieder mehr. Beim Friseur lächelt das Kassefräulein holdselig: „Bitte, das Rasieren kostet seit heute um zwanzig Heller mehr.“ Es ist ja nur eine ganz unwesentliche Kleinigkeit, aber ein verstimmender Tagesbeginn. In welches Geschäft man eintritt, ob man Bartseife, Schuhbänder oder Vogelsand kauft, überall tönt einem der vergnügte Refrain entgegen: „Ja, das ist seit gestern wieder gestiegen.“ Glücklicherweise sind die meisten Dinge an Karten und Bezugsscheine gebunden und folglich gar nicht zu haben. Namentlich die Schuhkarte wirkt in der Hinsicht sehr wohltuend, da man jetzt nicht mehr in die kostspielige Versuchung kommen kann, sich eine dreisteilige Fußbekleidung anzuschaffen. Und was man in der letzten Zeit für sein teures Geld bekommen hat: Schuhe, denen zu Ehren nie ein Kalb geschlachtet worden ist, die vielmehr offenkundig in der Zeit des erhöhten Papierumlaufes entstanden sind. . . . Früher, wo die Schuhe aus Leder, aus wirklicher Kalbshaut waren, haben sie einen Pappenstiel gekostet; jetzt, wo sie zum großten Teile aus Pappendeckel sind, muß man seine Haut zum Markte tragen. . . . Es ist eine verkehrte Welt.

* * *

Gebrochen und verarmt kehre ich heim. Der Kampf gegen die unerschwinglichen Kleinigkeiten ist ein aussichtsloser. Sie sind zu übermächtig, und ein Einzelner kommt gegen sie nicht auf. Jetzt, wo sich alles organisiert, müßte eben auch eine Organisation der Schmutziane geschaffen werden. Nämlich eine Vereinigung von Leuten, die sich ehrenwörtlich verpflichten, sich nicht alles bieten zu lassen, nicht jeden Preis zu bezahlen, sondern bei jedem Einkauf ekelhaft genau und kleinlich zu sein. Aber ich fürchte, es werden sich nicht viele Mitglieder finden, namentlich jetzt nicht, in diesen ungemütlichen letzten Tagen vor Weihnachten, wo alles im Geldausgeben schwelgt. Wenn ich das sehe, schlage ich an meine Brust und danke Gott ohne jedes Pharisäertum, daß ich nicht so bin wie jene und nicht für die sinnige Ueberraschung einer Gattin oder Schwiegermutter oder für ein seliges Kinderlächeln aufzukommen habe. Das würde mir noch fehlen. Von allen Kleinigkeiten des täglichen Lebens ist die Ehe jetzt wohl die unerschwinglichste. Die Bekannten predigen freilich: „Gerade jetzt soll man heiraten. Jetzt hat man noch die Auswahl. Die Mädchen warten nur darauf. Eine Verlobung am Weihnachtsabend ist immer sehr stimmungsvoll.“ Mag sein, aber ich möchte diese Herzensangelegenheit doch lieber verschieben, bis die Kaufkraft des Geldes gestiegen und der Notenumlauf geringer geworden ist. Und um gegen alle überflüssigen Ausgaben und Heiratsanträge ganz [illegible] zu sein, werde ich mich morgen, am Goldenen Sonntag, in meine Wohnung einsperren und an der Eingangstür folgende zeitgemäße Inschrift anbringen: „Geschlossen. Bleibe vorläufig ledig. Anstellen zwecklos. . . .“

Neues Wiener Tagblatt

25./XII. 1917

60

Weihnachtsgrüße aus Freundesland.

Hervorragende Politiker der Vierbundstaaten, die als die berufenen Interpreten des öffentlichen Geistes ihrer Länder gelten dürfen, stellen dem „Neuen Wiener Tagblatt" markante und beachtenswerte Ausführungen zur Verfügung, die eine erfreuliche Uebereinstimmung hinsichtlich des treuen Festhaltens an den im Kriege so wohl bewährten Bündnissen und hinsichtlich ihres Ausbaues auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete bezeugen. Wir geben im folgenden diese Aeußerungen wieder, wobei wir gebührendermaßen den Politikern aus dem Auslande den Vortritt überlassen:

Geheimer Regierungsrat Professor Doktor Paasche.

Erster Vizepräsident des deutschen Reichstages.

In treuester Waffenbrüderschaft kämpft Deutschland mit seinen Verbündeten gegen eine Welt von Feinden. Das opferfreudige gemeinsame Kämpfen und Siegen, das die Weltgeschichte in diesem Umfang noch nie gesehen, wird die Völker Mitteleuropas auch für die Zukunft zu gemeinsamer friedlicher Arbeit auf allen Gebieten des Lebens zusammenschließen. In gegenseitiger Förderung und Unterstützung werden wir der Welt zu zeigen haben, daß wir in unsrer Einheit unüberwindlich sind. Darum gilt es jetzt, in weit vorausschauender Politik die Arbeiten des Friedens vorzubereiten, die entbehrlichen Schranken möglichst zu beseitigen, die uns trennen, und, ohne der Eigenart der einzelnen Völker und ihrer Entwicklungsmöglichkeiten Zwang anzutun, die wirtschaftliche Kraft des Ganzen zu stärken. Oeffnen und bauen wir aus die Verkehrswege, die uns verbinden, helfen wir gegenseitig, die schlummernden Kräfte zu wecken, die Schätze zu heben, die im Boden ruhen, die in unsrer körperlichen und geistigen Schaffenskraft aufgestapelt sind! Dann wird das wirtschaftlich starke Mitteleuropa keinen Weltkrieg, keinen Hungerkrieg zu fürchten haben.

Dr. Konstantin Watschew,

Präsident des bulgarischen Sobranjes.

Eine bulgarische Volksweisheit sagt: Die Lüge hat kurze Beine. Solche Beine hat auch die Entente. Durch Trug und Skrupellosigkeit hat sie den verheerenden Krieg in Szene gesetzt, unter dem Vorwand, sie kämpfe für die Freiheit der kleinen Völker, in der Tat aber, um ihre egoistischen Ziele zu verwirklichen. Heute trachtet sie wieder, mit denselben Mitteln den kommenden, unwiderstehlichen Frieden zu vereiteln. Der Friede aber kommt schnell vom Osten, und mit gigantischen Schritten bewegt er sich nach dem Westen. Er wird sich Bahn brechen, und nichts vermag ihn aufzuhalten.

Sofia, im Dezember 1917.

Hadschi Adil-Bei,

Präsident der ottomanischen Abgeordnetenkammer.

Es genügt, die auf militärischem Gebiete erreichten Erfolge zu betrachten, um sich schon jetzt ein Urteil über die Ergebnisse zu bilden, die unser Bündnis nach Friedensschluß zeitigen wird. Die Verbündeten, deren methodische und organisatorische Fähigkeiten die furchtbarsten Hindernisse überwunden haben, werden lediglich diese wertvollen Gaben auf das wirtschaftliche Gebiet zu übertragen haben, um eine reiche und ersprießliche Ernte einzusammeln. Es fällt mir daher leicht, eine glückliche Zukunft vorauszusagen. Der tätige und befruchtende Friede wird ein Bündnis noch fester kitten, welches durch das gemeinsam vergossene Blut für immer unerschütterlich gestaltet worden ist.

Dr. Stephan Barczy,

Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Budapest.*)

Falls die Nachricht zutrifft, daß in den Gemeindeschulen der Stadt Wien der ungarische Sprachunterricht bis zu einem gewissen Grade angeordnet worden ist, so legt sie Zeugenschaft ab von der Großzügigkeit der Wiener Gemeindepolitik, und ich darf hinzufügen: mir selbst bietet sie freudige Genugtuung, da ich schon mit dem Amtsvorgänger Seiner Exzellenz Dr. Weiskirchners die Fäden eines wechselseitigen Verstehens anzuknüpfen begann, dessen Pflege nun in seiner berufenen Hand wohl behütet ist.

Natürlich würde ein solcher Wiener Anfang auch in Budapest nicht ohne Folgen bleiben, in Budapest, wo alles Verständnis vorhanden ist nicht bloß für die realpolitischen Notwendigkeiten eines Zusammenhanges mit Oesterreich, sondern auch für das Gefühl, daß wir aufeinander angewiesen sind, ein Gefühl, das durch gewisse geschmacklose, schmerzende oder empörende Erscheinungen wenigstens auf unsrer Seite bisher nicht beeinträchtigt werden konnte. Und ich glaube: ich weiche nicht ab von dem Gedankengange des in Wien und im Deutschösterreichertum zutage tretenden Verstehens, wenn ich behaupte, dieses gegenseitige Sichfinden von Ungartum und Deutschtum habe nach keiner Richtung eine angreifende Spitze. — eine Abwehr allerdings ist darin vorhanden, muß auch vorhanden sein gegen bestimmte Angriffstendenzen, die auf gewisser slawischer Seite in gleicher Weise sowohl Oesterreich als auch Ungarn, also zusammengenommen den Daseinsinteressen der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie, feindlich gestimmt sind. Doch liegt darin keinerlei Voreingenommenheit oder Unduldsamkeit weder gegen die Slawen noch gegen ihr Selbstgefühl und ihre berechtigten, die Grenzen der Rechte andrer achtenden, auf das eigene Gedeihen abzielenden Bestrebungen.

Das Wort, wir Deutschen und Ungarn ständen den Slawen als natürlicher Schutzwall gegenüber, wollte mir niemals gefallen. Nein, nicht den Slawen stehen wir gegenüber, höchstens der slawischen Expansion, die den wirklichen Interessen des Slawentums selbst derart zuwiderläuft, daß nunmehr die größte slawische Volksgemeinschaft, die der Russen, die dieser Expansion zuliebe den Weltkrieg entfesselte, bereits entnüchtert ist und mit ihr gebrochen hat.

Ich füge hinzu, die Budapester Schulpolitik vertrat, als sie ihre nationale Bestimmung nachdrücklicher hervorkehrte, ebenfalls keinerlei feindliche Gesinnung gegen das Deutschtum oder gegen Oesterreich. Es handelte sich bloß um eine Abwehr verflossener Vorrangsansprüche, die auf kulturellem Gebiete naturgemäß mit der anziehendsten Macht zur Geltung kommen können, einem Gebiete, wo diesen Ansprüchen ein Verzicht zugleich am schwersten fällt. Allein das alles gehört der Vergangenheit an, und heute sind wir bereits dort angelangt, daß wir, nachdem wir unsern Platz mit Blut und Eisen gemeinschaftlich behauptet haben, nun auch in der Arbeit und Kultur zusammenstehen.

*) Bei diesem Anlasse sei daran erinnert, daß in unserm Blatte bereits vor zwei Jahren Professor Ferdinand Bronner (Franz Adamus) die Anregung gegeben hat, daß in Oesterreich das Studium der ungarischen und in Ungarn das der deutschen Sprache gepflegt werde. (Siehe „N. Wr. Tgbl." vom 11. September 1915.)

Dr. Gustav Groß,

Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses.

Bei Ausbruch des Krieges standen die beiden Mittelmächte allein gegenüber einer damals schon übermächtigen feindlichen Vereinigung. Während sich den Mittelmächten nur zwei, freilich hochzuwertende Bundesgenossen, anschlossen, haben es unsre Feinde verstanden, fast die ganze zivilisierte und unzivilisierte und auch sogenannte zivilisierte Welt auf ihre Seite zu bringen.

Wenn die Mittelmächte imstande waren, dieser Menge von Feinden mit Erfolg die Stirn zu bieten und über die gewaltige Uebermacht die herrlichsten Siege zu erringen, so ist es vor allem dem Umstand zuzuschreiben, daß der Vierbund unbedingt die Einigkeit aufrechterhalten hat, daß oft genug Einzelinteressen zurückgestellt wurden und daß vor allem die Einheitsfront, die unsre Gegner vergeblich erstrebt haben, von Beginn des Krieges an hergestellt war.

Gewiß hat es nicht an Versuchen der Ententemächte gefehlt, zwischen den verbündeten Mächten Uneinigkeit zu säen, alle diese Versuche sind aber gescheitert an der Bündnistreue der Herrscher und leitenden Staatsmänner. Die unerschütterliche Bündnistreue unsers greisen Kaisers Franz Josef hat sein jugendlicher, tatenfroher Nachfolger als heiligste Erbschaft übernommen. Und wenn auch sowohl im Deutschen Reich als in unsrer Monarchie die leitenden Staatsmänner während des Krieges wiederholt gewechselt haben, in einem Punkt haben sie unbedingt die gleichen Richtlinien eingehalten, in dem der Solidarität der verbündeten Mächte. Die letzten Aeußerungen unsres Ministers des Aeußern Grafen Czernin haben wieder ein glänzendes Zeugnis dafür abgelegt, und die einheitliche Vertretung der verbündeten Mächte bei den jetzt eingeleiteten Friedensverhandlungen mit Rußland gibt uns auch die Gewähr dafür, daß die Verhandlungen in nicht allzu ferner Zeit zum ersehnten Ziel führen werden.

Fremdenblatt

25./XII. 1917

62

Ungeahnte Schätze.

Wiener Skizze von Fritz Stüber-Gunther.

Folgendermaßen hob die betrübliche Geschichte an:

Ich saß mit einem lang nicht gesehenen alten Bekannten Kaffeehause und sprach mit ihm von einem noch länger nicht enen, noch älteren gemeinsamen Bekannten. Ich hatte gedacht, ei längst tot, und erfuhr nun, daß er noch lebe, so gesund und ter, wie es die harte Gegenwart nur immer zulasse. Ich te den alten Bekannten um die Adresse des älteren, griff nach stift und Notizkalender, um sie mir aufzuschreiben, und — ver- eb mich.

Und aus diesem „Verschreiben" eben entwickelten sich die ischen Begebenheiten, von denen ich hier berichten muß.

„Aber nein," tadelte mich mein alter Bekannter: „nicht tern in Steiermark — ich hab' doch deutlich g'sagt: Mautern er Donau."

„Ah so!" entschuldigte ich mich. Und senkte meine Finger e Westentasche und schickte mich an, die falsche Ortsbezeichnung uputzen.

Im selben Augenblick aber fuhr ich erschreckt zusammen. Mein Bekannter hatte nämlich einen Schrei ausgestoßen, der, so tikuliert er war, doch höchstes Verwundern und Erstaunen ich ausdrückte.

„Was hab'n S' denn?" fragte ich ihn.

„Was ich hab'?" stammelte er. „Ich hab' nichts, Leider. Sie — Sie hab'n was. Nein, so was!"

„Was meinen S' denn eigentlich?"

„Er fragt noch immer! Ihr'n Radiergummi mein' ich lich. Das is ja ein... ein echter... ein wirklicher!"

„Freilich."

„Alsdann, wie sind S' denn zu d e m kommen?"

„Mein Gott, kauft hab' ich ihn mir halt. Wann? No, vor thalb, zwei Jahr' vielleicht."

„O, Sie Vorsichtiger! Sie Schlaucherl! Sie Glücklicher!... als ob er nicht bis drei zählen könnt', und zieht, mir nichts, ichts, einen Radiergummi aus wirklichem Gummi aus dem tasch'l!"

„Hab'n Sie denn keinen?" erkundigte ich mich mitleidig.

„Nein, ich hab' keinen," erwiderte er, blaß vor Aerger Neid. „Und ich wüßt' mir auch keinen z' verschaffen, um keinen . Ja, Sie sind gut dran! Sie sind ja ein Krösus! Ein wahrer heutigstags, so ein Radiergummi!"

„Das Stückel Gummi da?"

„Natürlich, bei die heutigen Verhältnisse schon! Ein Ver- t ist das wert! Ein Vermögen!"

Seine Aufgeregtheit war tatsächlich erschütternd. Nun, ich uch kein Unmensch und trage keinen Kieselstein in der linken hälfte. Daher sagte ich nach einigem Ueberlegen mild und

„Also wegen meiner, ich tret' Ihnen den Radiergummi ab, Sie mir ein Vermögen dafür geben. Und es braucht nicht l ein Rothschildsches oder Schwarzenbergisches zu sein, mit bescheidenen, bürgerlichen bin ich zufrieden. Alsdann her !"

Jedoch anstatt nun freudig einzuschlagen, sagte er, so viel habe er leider nicht bei sich, und seine Mittel erlaubten ihm bedauerlicherweise überhaupt nicht... Aber er gab mir den guten Rat, das außergewöhnliche Verkaufsanbot in die Zeitung einrücken, womöglich auch plakatieren zu lassen. Und, sagte er weiter, er würde sich gar nicht so sehr wundern, wenn ich etwa noch ähnliche Schätze bei mir verwahrt und verborgen hätte. Und auf meine Frage zählte er mir noch eine ganze Menge von Gegenständen auf, von deren unermeßlicher Kostbarkeit ich bisher keine Ahnung gehabt hatte...

So konnte es nicht fehlen, daß sich seine Erregung schließlich auch mir mitteilte. Viel früher, als ich beabsichtigt hatte, zahlte ich meinen Schwarzen, verabschiedete mich von meinem alten Bekannten und ging nach Hause: Nachdenklich und ungeduldig zugleich...

Meine Frau war nicht daheim. Das paßte mir ausgezeichnet zu meinem Gemütszustande und meinem Vorhaben.

Ich ging in mein Arbeitskabinett und sperrte den Bücherschrank auf; das ist nämlich der Ort, wo ich zwar noch niemals gefunden habe, was ich dringend brauchte und eifervoll suchte, dafür aber stets auf das stieß, was ich nimmermehr zu finden erwartete. Um noch genauer zu sein: Die oberen fünf Fächer sind rne, in denen man nichts, das unterste, sechste, jedoch das, in dem man alles findet. Es ist auch gerade kein Wunder. In dieses nämlich tue ich alles hinein, was meinen Ordnungssinn stört und mir im Wege liegt: Zum Beispiel vor hohen Feiertagen, dann bei Uebersiedlungen in die und aus der Sommerfrische. Zum letztenmal hatte ich hier „eingeräumt", als ich im Herbste vom Lande heimgekommen war.

Ich rückte mir also einen Schemel herbei und fing angestrengt zu forschen und zu stöbern und nach Schätzen zu graben an.

Und beim Jupiter, ich blieb nicht unbelohnt!

Nach Verlauf von einer Stunde oder etwas mehr sah ich mit glänzendem Aug' und glühenden Wangen Folgendes neben mir auf dem Fußboden liegen:

Ein fast silberkronengroßes Stück Rasierseife; zwei Perlmutterknöpfe; einen noch ziemlich gut erhaltenen Schuhschnürriemen; einen gewöhnlichen und einen Patenthosenknopf; einen Kerzenstumpf von mindestens anderthalb Zentimeter Länge; ein Medizinfläschchen ohne Aufschrift und ein anderes mit der Bezeichnung „Baldrian"; fünf Unterhosenknöpfe auf blauem Kartonpapier; etliche Dezimeter weißen Zwirn im ganzen und nahezu einen Meter schwarzen Zwirn in Teilstücken; eine leere zusammengerollte Kalodont-Tube (Zinn, hatte mein alter Bekannter gesagt, ist heute auch nicht entfernt mit Gold aufzuwiegen); eine g'radgebogene Sicherheitsnadel und eine krummgebogene Nähnadel; einen großen, entzwei gebrochenen Korkstöpsel und mehrere kleine, die ganz unversehrt waren...

Also, da ich diese in der Hand wog, konnte ich meinen Jubel unmöglich länger bezwingen, ich tat einen Luftsprung, daß der Schemel polternd umfiel. Denn Korkstöpsel, das wußte sogar ich, werden jetzt mit noch fabelhafteren Summen bezahlt als selbst Gummiradierer und Zahnputztuben.

Weitersuchen, weitersuchen, drängte und fieberte es in mir. In ein paar Stunden bist du ein gemachter Mann, ein Privatier, der keine Feder mehr anzurühren braucht!

Aber nein, ich fand jetzt nicht die nötige innere Ruhe dazu. Erst mußte ich wenigstens annähernd abschätzen, wie reich ich bereits war.

Ich machte geschwind einen Ueberschlag: Es kam eine Zahl mit drei Nullen heraus. Das war mir zu wenig, ich mußte mich geirrt haben. Langsamer und sorgfältiger machte ich eine zweite Aufstellung: Richtig erreichte ich vier Nullen!

„Heirassa! Juchheirassassa!" rief ich und tanzte auf einem Bein. „Es kommt immer schöner! Es wird immer mehr! Aus dem Wasser! Aus dem Wass —"

Das Triumphgeschrei blieb mir in der Kehle stecken. Denn in diesem Augenblicke fühlte ich mich am Arm gefaßt, und meine Frau, deren Kommen ich überhört hatte, stand vor mir.

„Was gibt's denn da?" fragte sie mich scharf.

„Was es gibt?" rief ich ihr fröhlich ins Antlitz. „Reich sind wir, immens reich! Ungeahnte Schätze sind unser!"

Und ich zog sie an den offenen Bücherschrank und wies auf den Fußboden:

„Da schaust halt!"

„Halt ja schau' ich," war ihre finstere Antwort. „Knöpf' hat er verräumt und versteckt, der Mann, wo ich Knöpf' brauch' wie einen Bissen Brot! Und eine Nadel und dann einen Zwirn, um den ich mir seit acht Wochen die Füß' ausrenn'! Und eine Kerzen! Und Seif' — gar eine Seif' auch noch!"

„Rasierseife!" betonte ich stolz.

„Die nehm' ich zum Waschen, rasier' dich mit Creme," sagte sie kalt und bückte sich. Und machte wahrhaftig Miene, alles, was ich mit unsäglicher Mühe aufgestöbert und gesammelt hatte, an sich zu raffen.

„Du wirst doch nicht —!" stotterte ich entsetzt.

„Natürlich werd' ich," nickte sie unerschüttert. „Hast vielleicht noch — — um Gotteswillen, wie's da drin ausschaut in dem Kasten! Eine Schand' und ein Spott! Alles verrammelt und vergrabt er, der Mann! Also da heißt's Ordnung machen."

Und sie drängte mich mit Gewalt beiseite und streifte die Aermel auf und stak eine Sekunde später bis über die Schultern im untersten Fache meines Bücherschrankes.

Vergebens versuchte ich zu protestieren, mein Eigentumsrecht zu wahren. Sie kam vorläufig nicht wieder ans Tageslicht.

Da riß ich Hut und Rock vom Haken und stürzte in wütender Verzweiflung aus dem Hause. Zwei Stunden lief ich durch die nächtlichen Gassen, bis ich halbwegs beruhigt war und meine Enttäuschung ein bißchen verwunden hatte.

Als ich wieder nach Hause kam, war meine Schatzkammer ausgeräumt und glatt und leer wie das urewige Nichts.

Was hatte wohl meine Frau noch alles darin gefunden? Nach ihrer satten, zufriedenen Miene mußte es hübsch viel sein.

Meinen Vorschlag, wenigstens die Hälfte davon zu veräußern und mir mindestens ein Drittel des Erlöses als bescheidenen Anteil zu gönnen, beantwortete sie mit schrillem Hohngelächter und dem Ausrufe:

„Unglaublich! Unglaublich, so ein Mann!"

Meine Träume von Wohlstand und Nichtstun sind zu Ende. Denn wie ich meine Gattin kenne, verzettelt und vertröbelt sie Zwirn, Knöpfe, Schnürriemen, Stöpsel usw. usw. in der Hauswirtschaft.

Sagen darf ich nichts dagegen. Aber denken tu' ich mir etwas. Wissen Sie, was? Ich denke mir:

Unglaublich, so eine Frau!

25./XII. 1917

64

Wiener Neuigkeiten.

Wiener Weihnachtsmärchen.

Von **F. St. Gunther.**

Zum viertenmal im grausen Weltkriege war das Christkind zur Erde herabgestiegen und ging traurig durch die Straßen von Wien. Traurig war es nicht nur darum, weil seine Bescherungspläne noch weit größeren Schwierigkeiten begegneten als schon im knappen Vorjahr, sondern hauptsächlich darum, weil es so wenige fand, die seiner Liebe und Gnade wahrhaftig würdig waren. Selbstsucht und Gewinnsucht, Gedankenlosigkeit und Rücksichtslosigkeit hatte es in Menge gesehen, nach Leuten, die von den bitteren Erfahrungen der Zeit sich wirklich belehrt und gebessert zeigten, fahndete es schier vergebens.

Es war ein kalter, trüber Adventabend, düsteres Dunkel lag auf Gassen und Häusern.

Schon wollte das Christkind sein unergiebig Tagewerk beenden und zum Himmel zurückkehren, da stieß es auf einen wohlbeleibten älteren Herrn, der vor einem großen, ehemals sehr beliebten und belebten, nun aber öden und einsamen Gasthause stand und mit angestrengten Augen die vielfachen Plakatinschriften studierte, die hinter den schwarzen Fensterscheiben hingen.

„Bierausschank nur an Samstagen und Sonntagen von halb acht bis halb neun Uhr," buchstabierte er; dann: „Kein Bier über die Gasse"; ferner: „Wegen Beschaffungsschwierigkeiten unterbleibt bis auf weiteres die Abgabe warmer Speisen"; und endlich: „Montag, Dienstag und Freitag geschlossen" ...

Der dicke, gutgekleidete Herr seufzte laut.

„Ja, ja," sagte er tiefsinnig und kopfnickend, „das san Zeiten heutigstags! ... Ja, ja!"

Da bemerkte er das Christkind an seiner Seite. Dieses trug — denn es wollte natürlich nicht erkannt werden, und schon gar nicht durch irgendwelchen Luxus böses Beispiel geben — eine ziemlich abgeschabte Pelzmütze, die sein reiches Goldhaar völlig verbarg, und einen alten braunen Mantel, der ihm bis auf die Füße ging. Man konnte es ebensogut für ein Mädchen wie für einen Knaben halten.

Der dicke Herr musterte es von oben bis unten und sagte gutmütig:

„No, Klane, was is's denn mit dir? Hast wahrscheinli' an' recht an' weiten Weg z' Hauf', gelt?"

„O, einen sehr, sehr weiten," nickte das Christkind.

„So ... No, fahrst halt mit der Tramway, das Fahrgeld gib i dir schon ... Auf an' Zwakronenschein kannst net ausseregeb'n, hab' mir's eh denkt. Macht nix, b'halt' dir das Ganze, kauf' dir was, viel kriagst eh net d'rum."

Das Christkind dankte leise, und ein überirdischer Schein flog über sein Gesichtchen, so sehr freute es sich. Und dem Mann, der Mitleid und Nächstenliebe gezeigt hatte, wollte es noch tiefer ins Innere schauen.

„Suchen Sie was, Herr?" fragte es bescheiden.

„Halt ja suach i was!" entgegnete jener. „Und waßt was, Kind? Die schönen alten Zeiten suach i! Die Zeiten, wo ma' zum Beispül no' was Ordentlich's g'essen und g'trinken kriagt hat im Wirtshaus um sei 'Geld, die Zeiten, wo ma' überall gern g'sehgn war und aufmerksam bedient worb'n is; die Zeiten, über dö damals so viele g'schimpft hab'n wia die Rohrspatzen und nach dö si' heunt a jeder sehnt wia nach 'n Paradies — dö suach i. Wann s' wieder amal kummerten, i waßt s' z'schätzen, i, der Surrm. I war nimmer unz'frieden und tät' nia mehr kritisier'n und raunzen, i net, so wahr als i Lorenz Surrm haß! Ja, i bin bescheiden word'n, mei' liabs Madel, ganz bescheiden. A Krakeel'n und Sekkantsein, das gäbet 's nimmermehr bei mir, wann 's nur amal wurd, wia 's ehender war! Hart san mir g'straft, aber bei mir, da hätt' wenigstens die Straf' was g'nutzt. Bescheiden bin i word'n, ganz bescheiden ..."

Das Christkind dauerte der brave, arme Herr Surrm von Herzen. Seine raumütige Gesinnung rührte es nicht minder wie die empfangene Wohltat. Und da beschloß es, beide auf der Stelle zu belohnen. Und tat etwas, was es nur mehr selten, ach, so selten tut: Es wirkte ein Wunder!

Plötzlich waren die Fenster des großen Gasthauses hell erleuchtet, die abweisenden Inschrifttafeln verschwunden.

Herr Lorenz Surrm rieb sich die Augen und traute ihnen nicht.

Aber da traten einige Gäste in das Lokal. Dienstmädchen mit gefüllten Krügen kamen heraus. Durch die geöffnete Türe drang fröhliches Stimmengesumm und ein unsagbar angenehmer Duft von Gebratenem und Gebackenem.

Das stille Gasthaus war aus seinem Schlaf erwacht wie Dornröschens Zauberschloß.

Verblüfft und halbbetäubt, doch seinen geraden, praktischen Sinn auch in diesem Augenblick nicht verleugnend, trat Herr Surrm rasch durch die Tür ein.

Ihn empfing ein behaglich erwärmter und von Dutzenden Glühlampen erleuchteter Speisesaal mit zwei langen Reihen weißgedeckter Tische.

An jeglichem der Tische saßen zwei, drei Gäste, oder saß auch nur ein einziger. Herr Surrm aber liebte es durchaus nicht, sich zu einem Unbekannten zu setzen.

„Dort wird g'rad' ein Tisch frei," sagte dienstbeflissen der Pikkolo, der ihm den schweren Winterrock abnahm. Und wirklich, Herr Surrm bekam jetzt einen Tisch allein für sich, zwischen einem Fenster und dem mächtigen weißen Meißnerofen.

„No, da hat's ka schlechte Hitz'," bemerkte Herr Surrm. „Haßt das, auf der an' Seiten — auf der andern ziagt's als wia ... Was gibt's denn z'trinken?"

„Schwechater, Pilsner und Spaten," antwortete der Pikkolo, mit seinem „Hangerl" wedelnd.

Österr. Volkszeitung

28/XII. 1917

66

Heimkehr.

Eine Familienskizze.

Der Urlaub ist diesmal reichlich ausgefallen — zum erstenmal seit drei Kriegsjahren wurden vier volle Wochen bewilligt, die Reisetage nicht inbegriffen. Auch früher gab es Urlaube, aber die waren so kurz, daß es sich nicht gelohnt hätte, sich daheim häuslich einzurichten. Einmal waren es drei Tage, dann vier, im günstigsten Fall sieben. Diesmal aber: Vier Wochen! Da kann man sich endlich einmal wirklich zu Hause fühlen, kann das Kleid des Kriegers mit dem des Bürgers vertauschen, alte Beziehungen anknüpfen, sich sachte wieder in's zivile Dasein hineinleben und Hinterlandluft in vollen Zügen schlürfen. Man kann aber auch seine alte Bude wieder beziehen, sich's darin bequem machen und dort anknüpfen, wo man vor drei Jahren stehengeblieben ist.

Es ist eine Beschäftigung, die des Reizes nicht entbehrt: Diese Wiederkehr ins alte Heim. Einiges hat sich darin freilich geändert, denn Mama hat es sich nicht nehmen lassen, trotz des ausdrücklichen Gebotes, „alles steh'n zu lassen, wie es steht," mitunter, mit Staubtuch, Besen und Bartwisch bewaffnet, gelegentlich „gründlich" zu machen und dabei das Unterste zu oberst zu kehren. „Die Schaben fressen ja sonst die teuren Sachen auf!" entschuldigte sie diesen Eingriff in die Rechte des Sohnes und fügte hinzu: „Aber außer mir war niemand drinnen — darauf kannst Du Dich verlassen! Weder die Marie noch irgendwer . . ."

Nun aber, da die feierliche Inbesitznahme des alten Inventars erfolgt, muß sie natürlich mit dabei sein. Der Zufall will es, daß auch Tante Hermine gerade im Hause ist, und im entscheidenden Augenblick erscheint auch Cousine Lilly, die bei einer so spannenden und „pikanten" Angelegenheit nicht fehlen darf und sich durch des Vetters Aeußerung: „Da wäre also die ganze Familie komplett!" nicht aus der Fassung bringen läßt. Zum Schluß erscheint dann noch Vetter Gustav und ergänzt die Serie in würdiger Weise.

Ihn fesselt vor allem der Inhalt des Kleiderschrankes, dem der Heimgekehrte mit der gleichgültigen Miene eines, der sich der Größe seines Besitzes gar nicht bewußt ist, einen „wie neuen" Anzug nach dem anderen entnimmt. „Mensch!" ruft er im Vollgefühl seiner schon mehrfach geflickten, gefärbten und gewendeten Garderobe aus, „das sind ja lauter Kostbarkeiten, die Du da hast! — Also, bitte," wendet er sich an die Anwesenden, „dieser Glückspilz hat da nicht weniger als vier tadellose Sakkoanzüge, zwei davon auf Seide — einen doppelreihig — und wirft damit herum, als wäre das nichts! Hast Du denn eine Ahnung, was das heute wert ist? Zweihundert Kronen gibt der Tandler für jeden — mein Ehrenwort! — Da . . . Also, bitte, das ist interessant. Da hängen nebeneinander nicht weniger als drei Ulster — drei Ulster! Ich wär' glücklich, wenn ich einen einzigen hätte, und dieser Protz hat drei! Drei!!"

Tante Hermine hat sich währenddessen mit dem Inhalt einer Lade befaßt, der zum überwiegenden Teil aus Krawatten besteht. Plötzlich lenkt sie die allgemeine Aufmerksamkeit dadurch auf sich, daß sie einen Schrei ausstößt und sich zu den anderen wendet.

„Was meint Ihr, habe ich da?" fragt sie, ganz außer Atem vor Erregung; „nein, das erratet Ihr nicht!"

In ihren bebenden Händen verbirgt sie ein unscheinbares Kleinod, das sich alsbald als — Kaisersemmel entpuppt. Es ist ein schönes, gut erhaltenes Exemplar dieses einst so beliebten Genußmittels, das damals durch irgendeinen Zufall in die Lade geriet, wo es während seines dreijährigen Aufenthaltes zur allgemein angestaunten Rarität emporschnellte.

Drei Hände greifen gleichzeitig danach. „Mir!" „Nein, mir!" „Mir!" ertönt es im Chor. Vetter Gustav will das interessante Stück für seine Kriegssammlung erwerben, Base Lilly die Kolleginnen im Lyzeum damit „uzen". Aber Tante Hermine gibt den kostbaren Fund nicht mehr heraus. So was bekomme man doch nicht alle Tage! Nein, die Semmel nimmt sie mit! Sie soll sich zu Hause in Semmelbröseln verwandeln und dem Onkel am zweiten Weihnachtsfeiertag zu dem sensationellen Erlebnis eines panierten Schnitzels verhelfen.

„Da sieht man," sagt Mama und seufzt, „wie die gewöhnlichsten Sachen, auf die man früher nicht geachtet hat und die man leichtsinnig beiseite legte, mit einemmal zu Ehre und Ansehen gelangen. Wenn dieser Krieg auch viel Not und Schrecken brachte, dieses eine hat er uns gelehrt: das Kleine zu ehren, auf Geringfügiges zu achten, nit . . ."

Neue Freie Presse
1./I. 1918
70

☞ **Des Neujahrstages wegen erscheint die nächste Nummer der „Neuen Freien Presse" Mittwoch früh.**

Dem Frieden entgegen.

Das vierte Neujahrsfest im Kriege.

Ach, ich bin des Treibens müde,
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

(Goethe: Wanderers Nachtlied.)

Wien, 31. Dezember.

Der Krieg schlägt die Völker dreifach: Schlechtes Geld, Mangel und Hochpreise. Der Gegenwert ist nicht in genauen Ziffern auszudrücken, aber in die politische und wirtschaftliche Buchführung jährlich mit einigen Milliarden einzustellen. Rußland war eine Abzugspost von jedem Besitze in Oesterreich und in Ungarn. Vor nahezu siebzig Jahren ist Michael Bakunin zum Slawenkongresse nach Prag gekommen und die Spuren seines Aufenthaltes sind noch zu merken. Er hat dort ein Todesurteil über die Monarchie ausgesprochen, aber die über ihn von den Gerichten in Olmütz verhängte Todesstrafe wurde nicht vollstreckt; er wurde an die Mauern des Kerkers gekettet und später nach Rußland ausgeliefert. Siebzig Jahre war Rußland in unseren Gedanken und Stimmungen, sechsmal war in dieser Zeit der Krieg so nahe, daß er kaum noch abwendbar schien, sechsmal wurden öffentliche Vorbereitungen getroffen und wie oft heimliche läßt sich kaum sagen. Krim, San Stefano, Bulgarien, Bosnien, Balkanbund und Skutari, lauter Namen für aufgeregte Tage, lauter Erinnerungen an die Gefahr des Zusammenstoßes. Der Grundsatz, daß ein Friede ohne Kriegsentschädigung geschlossen werden soll, wird uns zwingen, durch die mühselige Arbeit eines ganzen Menschenalters zu ersetzen, was in den vier Kriegsjahren an Kräften verbraucht wurde. Einzelne Menschen sind reich geworden, übergroße Vermögen sind entstanden, aber der allgemeine Wohlstand hat gelitten und jeder Heller wird neu erworben werden müssen, da eine Kriegsentschädigung von Rußland nicht geleistet werden soll. Die politische und wirtschaftliche Kriegsentschädigung ist dagegen unermeßlich und die Folgen sind kaum zu schätzen. Selbst in diesem Kriege, selbst nach der Befreiung von Ostgalizien und nach der Rettung von Triest in der Durchbruchsschlacht am Isonzo gibt es kein wichtigeres Ereignis als den Zusammenbruch der Entente durch die Losreißung Rußlands. Wir müssen uns hineindenken in die Spannungen lange vor dem Morde in Sarajewo, an die beständige Sorge wegen der Pläne in Petersburg und wegen der Feindseligkeiten des Botschafters Iswolsky. Wir haben alle miterlebt die Morgen, die vergällt waren durch Berichte über russische Absichten und Gehässigkeiten, durch Kummer über Umtriebe des Gesandten in Belgrad und Streitigkeiten in Montenegro und Albanien. Unbedeutende Vorfälle wurden beängstigend im fahlen Lichte zuckender Blitze in der Weltpolitik. Das Gewaltige dieser Veränderung wird anschaulicher in einem kleinen Ausschnitte aus der bürgerlichen Lebensweise. Der Friede sichert ein Frühstück ohne Rußland. Nicht mehr in der äußeren und vor allem auch nicht in der inneren Politik beständig an russische Herrscher, Parteien, Verschwörungen und Rüstungen denken müssen, wird erlösend sein, Befreiung der Kräfte, ein Gefühl nie vorher gekannter Ruhe. In Milliarden ausrechnen können wir das nicht. Es gibt jedoch Milliarden, die sich nicht zählen lassen. In den Berichten über die Verhandlungen in Brest-Litowsk wird der Balkan nicht erwähnt. Diese Worte könnten die Ueberschrift eines neuen Abschnittes der Geschichte von Europa sein.

Die Abkürzung des Krieges um einen einzigen Monat wäre für Oesterreich allein eine Minderausgabe von mehr als einer Milliarde. Ein Sonderfriede mit Rußland und vielleicht auch mit Rumänien müßte auf die Entente eine starke Wirkung haben, und so heftig noch die Widerstände sind, auch der allgemeine Weltkrieg nähert sich dem Ende. Aber die älteren Menschen werden kaum die Rückkehr zu Verhältnissen, die denen vor vier Jahren auch nur ähnlich wären, sehen. Das Leben wird noch lange viel härter, viel unfreier sein und sich den zwingenden Bedürfnissen der Gesellschaft anpassen müssen. Eine Familie, die früher glaubte, mit einem gewissen Einkommen von Zufälligkeiten in den Lebensverhältnissen unabhängig zu sein, wird durch die Steuern aus dieser Gewißheit herausgedrängt werden. Die Forderungen des Staates werden durch den Rückschlag auf die Gesellschaft einzelne Klassen herunterdrücken und die meisten verschieben. Vier Milliarden dürften jährlich zu decken sein und das ist, verglichen mit den Lasten vor dem Kriege, etwa eine Zunahme von durchschnittlich hundertvierzig Kronen für den Kopf der Bevölkerung, siebenhundert Kronen für eine mittlere Familie, eine Summe nahezu übermenschlicher Entsagung. Da wird es nötig sein, in der Arbeit die Beharrlichkeit, die Leidenschaftlichkeit zu haben, die den deutschen Kaufmann so groß und in der Entente so gefürchtet hat werden lassen. Willensstärke, Ernst, rauhes Verfahren gegen sich selbst werden Arbeitsmittel sein, und von der Höhe dieses Pflichtgefühls wird bestimmt werden, wer am frühesten niedersteigen kann in die sonnige, fruchtbare Landschaft, wo der Friede nach dem Siege über diese Schwierigkeiten einen Aufschwung herbeiführen wird, wie er niemals zuvor stattgefunden hat. Aber vorausgehen muß die eherne Kampfbereitschaft gegen die Folgen eines Friedens ohne Kriegsentschädigung. Die Steuern, leider auch Neidsteuern, müssen zum Teile aus neuen, durch verbesserte Arbeitsweisen und durch gesteigerte Mühe hervorgebrachten Einkommen bestritten werden; vor allem müssen die Preise herunter, weil Oesterreich ohne diesen Abbau in Gefahr wäre, von sämtlichen übrigen Ländern überflügelt zu werden und in die Einsamkeit zurückzufallen, die entsteht, wenn der wirtschaftliche Grundsatz verlassen wird, daß die Teuerung manche bereichert, aber durch die Geringfügigkeit der Umsätze die Verbrauchsfähigkeit des Volkes und die Unterlage dauernden Fortschrittes schwächt. Die Preisausschreitungen waren in der Monarchie besonders stark.

Die Kapitalsbildung wird vielfach von der Mehrarbeit bestimmt werden. Der Staat wird durch einschneidende Maßregeln, die noch durch Klasseneifersucht verschärft werden dürften, vielleicht ein Drittel des Gesamteinkommens, vielleicht mehr in verschiedenen Formen nehmen. Der Rest muß benützt werden, den Unterhalt zu bestreiten und die Leistungsfähigkeit der Betriebe zu sichern. Da muß die Sparkraft leiden und der Ueberschuß des alten und neuen Reichtums genügt nicht, wenn die Einkommenstufen von zehntausend bis fünfzigtausend Kronen keine verfügbaren Rücklagen haben. Die amtlichen Mitteilungen über die Einzelheiten der Steuern sind durch die Einflüsse des Krieges nicht mehr verläßlich und gestatten keinen Schluß auf die Gegenwart. Aber vor dem Kriege wäre es leicht gewesen, die Nutznießer der höchsten Einkommenstufen alle zusammen in einer mittleren Wohnung zum Abendessen einzuladen. Knapp wird das Leben auch nach dem Kriege sein, an jedem Tische und bei jeder Mahlzeit wird der Staat als Mitesser sitzen, von jedem Pfund Fleisch, von jedem Laib Brot ein großes Stück für sich abschneiden. Auch Fleisch und Brot würden jedoch ohne den zur höchsten Lebensnotwendigkeit gewordenen Abbau der Preise unzugänglich werden, wie Kleider, Wäsche und Schuhe. Die Reichen werden aus politischen Rücksichten, aus dem Bedürfnis nach Erhaltung zur Einfachheit zurückkehren müssen, denn die Volksherrschaft, der sich kein Land entziehen kann und die eine selbstverständliche Begleiterscheinung

Neue Freie Presse
1. II. 1918

Wien im Jahre 1917.

Wien, 31. Dezember.

Es ist uns mitunter recht knapp zusammengegangen; aber schließlich ging es doch, und es wird weiter gehen, bis zu dem baldigen ehrenvollen und gedeihlichen Ende. Unter dieser Devise lebt und kämpft Wien im vierten Kriegsjahr. Natürlich fällt es uns nicht im Traume ein, das Beispiel der Bewohner jener belagerten Festung nachzumachen, die ihre letzten gefüllten Mehlsäcke über den Mauerwall warfen und zu verschwiegener Nachtzeit die letzten gemästeten Rinder heimlich aus dem Stadttor heraustrieben. Das war eine Kriegslist, um den Feind zu täuschen und zum Abzug zu bewegen. Solches Beginnen würde heutzutage wenig frommen. So sehr alle Welt voneinander abgeschnitten ist, so dicht und sorgsam die Fenster verhängt sind, durch welche die Völker Europas aufeinander schauen; wir brauchen uns selbst und den anderen nichts vorzumachen. Daß der Riemen enger geschnallt werden muß, daß Schmalhans Küchenmeister ist, gilt wohl in aller Herren Ländern. Mehr als das, der Riemen, den man schließlich zum Engerschnallen braucht, ist nicht leicht aufzutreiben, und man kann Tausend gegen Eins wetten: am Ende wird man sich mit einem Riemenersatz begnügen müssen. Darin ist, genau genommen, die Signatur des vierten Kriegsjahres zu erblicken: Mangel und Beschwernis haben von den Lebensmitteln auf die Industrieprodukte übergegriffen. Im ersten Kriegsjahr war noch alles in Hülle und Fülle vorhanden; nur die Preise begannen eine unheimliche Neigung zur Hochtourist an den Tag zu legen, kletterten mit atemraubender Schnelligkeit in schwindelnde Höhen empor. Dann kam das zweite Jahr mit seinen Schwierigkeiten in der Verteilung der noch immer reichlich vorhandenen Ware, das dritte Kriegsjahr, in dem die Lebensmittel knapper und spärlicher wurden, Mittel und Wege gesucht, teilweise wohl auch gefunden wurden, auf dem Wege der Rayonierung und Rationierung das, was noch da war, zweckmäßig und gerecht dem Verbrauch zuzuführen. Im vierten Kriegsjahr, als man sich schon an die verringerte Brotration, an die fleischlosen Tage, die Mehl- und die Kartoffelkarte, den Milch- und den Eiermangel und an das kleine Fettquantum gewöhnt hatte, waren es die Industrieprodukte, deren Schwinden uns

[illegible] stand im Zeichen des Bezugsscheines für Schuhe und Kleider, der gewendeten Röcke und der abgestoßenen Beinkleider. Alte und ausgetretene Schuhe gelangten zu hohen Ehren, und wer einen ausgedienten Reisepelz sein Eigen nannte, verweigerte mit gerechtfertigtem Hochmut dem übelbeleumundetsten Kriegsgewinner den ersten Gruß.

Der Kampf gegen die Preistreiberei ist im Jahre 1917 mit großer Energie aufgenommen worden. Die Preistreibereiverordnungen wurden immer aufs neue verschärft, das Kriegswucheramt trat in Aktion, und die Juristen bemühten sich, neuartige Tatbestände den alten Gesetzesbestimmungen anzupassen. Im Gerichtssaal ziehen die Kettenhändler in beinahe ununterbrochener, wenig anmutiger Reihenfolge auf. Hie und da unterbricht die Monotonie der kleineren und kleinsten Spekulanten auf der Zeiten und ihrer Mitmenschen Not, ein Sensationsprozeß, der grundlegende Fragen der wirtschaftlichen und juristischen Entwicklung vor die Entscheidung stellt. Wir erinnern an den Kranz-Prozeß und dessen verschiedenen Ausgang in verschiedenen Instanzen, an den Prozeß gegen die Funktionäre der Böhmischen Industrialbank, der erst vor Monatsfrist die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigte. Der Feldzug gegen die Preistreiberei und den Kettenhandel prägt sich aber auch im äußeren Bilde der Stadt aus. Was uns noch vor Jahresfrist als etwas Neues, Ungewohntes erschien, ist heute Selbstverständlichkeit geworden. In allen Auslagefenstern, die freilich oft bedenkliche Leere an Waren aufweisen, wenn nicht Kartons, Schachteln und Flaschen ohne Inhalt Potemkinsche Dörfer früherer Fülle und Ueppigkeit vortäuschen, ist der Preiszettel gang und gäbe geworden. Mit der falschen Vornehmtuerei, die sich scheute, den Käufer vor dem Eintritt in den Geschäftsladen darüber aufzuklären, was er für seine Brieftasche zu gewärtigen habe, ist ein für allemal aufgeräumt worden. Deshalb haben aber die Kauflust und die Kaufkraft des Publikums nicht abgenommen. Im Gegenteil! Von einer Angst vor dem Gelde hat man als von einer bestimmten Form der Kriegspsychose und der — Steuerunlust gesprochen. Die Geschäftsleute klagten nur über den Mangel an Ware. Je teurer, je kostbarer ein Gegenstand, desto sicherer sein Absatz. Nie zuvor ist so viel Pelzwerk, sind so viel Juwelen gekauft worden wie im vierten Kriegsjahr.

Der Chronist ist kein Sittenrichter. Er verzeichnet die Erscheinungen, ohne sie ethisch zu beurteilen. Die Tatsachen sprechen dafür, daß auch im vierten Kriegsjahr die Lebenslust, die Daseinsfreudigkeit nur niedergehalten, aber nicht unterdrückt, nicht ausgerottet werden konnte. Behördliche Vergnügungen haben teils aus Sparsamkeitsgründen, zum Teil wohl auch auf Grund moralischer Erwägungen das ihrige dazu beigetragen, um dem Wiener Nachtleben den Boden abzugraben. In das Jahr 1917 fällt der frühe Gast- und Kaffeehausschluß. Wien wurde dazu verhalten, zeitlich schlafen zu gehen. Die reduzierte Straßenbeleuchtung und die Beschränkung des Straßenbahnverkehres auf wenige Stunden des Tages taten in dieser Richtung ein übriges. Sonst freilich gehört die Tramway mit ihren er-

[illegible] hohen Preisen, den verringerten Gagesätzen, den überfüllten Wagen, den abgenützten Motoren, den sich häufenden Unfällen überallhin eher als in das Vergnügungskapitel. Im abgelaufenen Jahre trat zeitweise als Folge des Kohlenmangels eine Sperrung der Konzertsäle und der Kinotheater ein. Die Erfahrungen des Winters 1916 haben heuer dazu geführt, daß der Kohlenfrage rechtzeitig ein erhöhtes Augenmerk zugewendet wurde. Kohlenrayonierung und Kohlenkarte haben unsere Knappheit an Beheizungsmaterial, wenigstens teilweise in ein System gebracht. Der Schneereichtum des heurigen Winters läßt uns die Wohltat deutlich und doppelt empfinden, die darin gelegen ist, daß den ärmsten Schichten der Bevölkerung wenigstens das Anstellen erspart bleibt. Freilich leben wir von der Hand in den Mund, und mit ängstlicher Beklommenheit verfolgt alles den Gang der Ereignisse. Noch sind wir lange nicht über den Berg. Noch wissen wir nicht, ob es bei dem einmaligen Versuch des Gassparlages sein Bewenden haben wird oder ob sich am Ende einschneidendere, das soziale Leben der Stadt und jedes Einzelnen stärker beeinflussende Maßnahmen als notwendig erweisen. Vorderhand haben wir gelernt, unsere häusliche Behaglichkeit einzuschränken. Man zieht in der eigenen Wohnung um, läßt dieses oder jenes Zimmer ungeheizt, rückt zusammen, hamstert Gas und führt genau darüber Buch, ob das behördlich zugestandene Beleuchtungsmaximum nicht am Ende überschritten wird. Vielleicht ist die Tatsache, daß alle Theater mehr oder weniger, mögen sie aufführen, was sie wollen, trotz erhöhter Eintrittspreise allabendlich ausverkauft sind, nicht ausschließlich ein Ausfluß der Vergnügungslust, sondern vielmehr als eine erzwungene Flucht aus der ungemütlichen Häuslichkeit in die immerhin beleuchtete und beheizte Oeffentlichkeit zu erklären.

Es liegt nicht im Rahmen dieses Rückblickes auf das abgelaufene Jahr, die Entwicklung des Wiener Theaters in künstlerischer Hinsicht zu werten. Nur einige richtunggebende Ereignisse seien hervorgehoben. Sie führen ohnedies eine ziemlich deutliche Sprache. Ein Wechsel in der Burgtheaterdirektion setzte Hofrat v. Millenkovich auf den Thronsessel, den vor ihm Königmacher Thimig eingenommen hatte. Die Hofbühne beklagt den Tod des Groß-, Alt- und Baumeisters deutscher Bühnenkunst. Ihr Publikum, das freilich zum großen Teil ein anderes geworden ist, fragt sich voll angeregter Spannung, welchen Posten das Engagement Girardis auf dem Gewinstkonto des Burgtheaters ausmachen wird. Noch ein neuer Theaterdirektor in Wien: Raoul Mader hat Rainer Simons ersetzt. Auch das ist vorderhand eine offene Frage, ob dieser Ersatz nicht am Ende mit so gemischten Gefühlen empfunden werden wird, als es etwa der Fall war, wenn die Gemeinde Wien statt der versprochenen Kartoffeln Wruken zur Verteilung gelangen ließ. Jedenfalls wollen wir von Rainer Simons, dem Eigenartigen und Anregungsreichen, dem Neuerer und Aufmischer, keinen endgültigen Abschied nehmen. Wien hat wieder einmal ein Operettentheater mehr. Das Wiener Stadttheater ist von Strindberg zu Lehar übergegangen. Auf

Neues W

Durcharbeiten?

In der letzten Zeit wurde schon oft die Frage aufgeworfen, ob es nicht im Hinblick auf den Kohlenmangel und die gebotene Sparsamkeit im Elektrizitäts- und Gasverbrauch für Beleuchtungs- und Beheizungszwecke wünschenswert wäre, die gegenwärtige Arbeitszeit, welche durch die Mittagspause in zwei Teile geteilt wird, in das sogenannte „Durcharbeiten", das heißt in die Arbeit von den Morgenstunden bis zu den frühen Nachmittagsstunden, zu ändern. Auch ein großer Teil der Angestellten verlangte das „Durcharbeiten", weil ihnen der Nachmittag und Abend bei der Neueinführung freibleiben würde. Die Meinungen über das „Durcharbeiten" sind im allgemeinen geteilt, und es ist gewiß interessant, wie sich die einzelnen maßgebenden Kreise zu dieser Frage verhalten. Im nachstehenden geben wir die Aeußerungen wieder, die wir in dieser Angelegenheit eingeholt haben.

Dr. Ritter v. Homann,

k. k. Minister für öffentliche Arbeiten.

„Meine Stellungnahme zu diesem Vorschlage ist von vornherein dadurch gegeben, daß ich jede Maßnahme begrüße, durch welche unmittelbar oder mittelbar Ersparungen von Brennstoffen erzielt werden können. Es ist ja zweifellos, daß durch eine Konzentration der Arbeitszeit auf eine bestimmte Zahl von Stunden eine Ersparnis an Heizmaterial eintreten muß, weil dabei während eines Teiles des Tages die Oefen nicht in Benützung stehen. Deshalb würde ich es nur wärmstens empfehlen, daß die Arbeitszeit in den Bureaux, Kanzleien und überhaupt in allen Lokalitäten, wo dies möglich ist, ohne Unterbrechung auf eine bestimmte Zeit des Tages konzentriert würde."

Dr. Max R. v. Tayenthal,

erster Sekretär der Niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer.

Regierungsrat Dr. v. Tayenthal faßte seine Ansicht über den Plan des „Durcharbeitens" einem unsrer Mitarbeiter gegenüber folgendermaßen zusammen: „Vom sozialen Gesichtspunkt kann man sich gewiß nur für das „Durcharbeiten" aussprechen. Die praktische Durchführung wird jedoch auf mancherlei Schwierigkeiten stoßen. Vor allem muß auf die verschiedenen Branchen Rücksicht genommen werden, bei denen die Art der Betriebe eine einmalige, verkürzte Bureauzeit nicht zuläßt. Man muß nur daran denken, daß in vielen Betrieben in Anpassung an die Post- und Bahnverhältnisse der gesamte Post- und Bahnverkehr auf die Abendstunden konzentriert ist. Ebenso wird sich eine Verkürzung des Nachmittagsbetriebes in denjenigen Bureaux nicht durchführen lassen, die im Anschluß an ein offenes Geschäftslokal bestehen. Ueberhaupt wird ein früherer Geschäftsschluß kaum möglich sein, weil ja die Arbeiter und Beamten berücksichtigt werden müssen, denen die Einkaufsgelegenheit nicht genommen werden darf. In den meisten Kanzleien und Aemtern ist das „Durcharbeiten", wenn es nur irgendwie möglich ist, bereits durchgeführt; allerdings spielt hier der allgemein schwer empfundene Personalmangel insofern eine wichtige Rolle, als mit einer geringeren Zahl von Arbeitskräften eine gehäufte Arbeitsmenge geleistet werden muß; ob da eine Verkürzung der Arbeitszeit zu erreichen sein wird? Die wirtschaftlichen Kriegsverbände und Zentralen müssen ohnehin Permanenzdienst halten. Die „Durcharbeit" könnte eventuell auf Banken, einzelne Aemter und Bureaux eine beschränkte Anwendung finden.

Eine schwierige Frage, die sich erhebt, ist, wie man für die Verköstigung des Beamtenpersonals sorgen soll. Denn ohne Zweifel muß den Angestellten, sollen sie „durcharbeiten", auch ein Imbiß geboten werden. Die Ernährungsnot wird sich auch hier empfindlich fühlbar machen. Als Argument für das „Durcharbeiten" lassen sich die gegenwärtigen Verkehrsverhältnisse anführen. Während in den Abendstunden der Straßenbahnverkehr zur Beförderung der heimkehrenden Bureauangestellten jetzt kaum ausreichend ist, würde durch den frühen Bureauschluß eine bessere Ausnützung des Nachmittagsverkehres und somit eine Entlastung des Abendverkehres erzielt werden.

Eine Ersparnis an Heizmaterial wird jedoch kaum resultieren. Die längere Bureauzeit, wie sie in einzelnen Betrieben vielleicht jetzt noch in Geltung ist, erfordert kaum ein Mehr an Beheizung, als dies bei früherem Bureauschluß der Fall sein wird; wenn die Kanzleiräume bis 3 Uhr geheizt sind, dann bleiben sie auch noch einige Zeit nachher warm. Anderseits ist eher ein Mehrverbrauch an Kohle zu besorgen, weil doch in den Wohnungen der einzelnen Beamten geheizt werden muß. Die Bureaux fallen da unter die öffentlichen Wärmestuben, denen gewiß unter den Ersparungsmaßnahmen eine erste Rolle zukommt. In diesem Zusammenhang kann man nur für die Beheizung aller Lokale, die den gleichen Zweck wie die öffentlichen Wärmestuben erfüllen, also Kinos, Konzertsäle, Theater, Kaffeehäuser usw., eintreten. Denn auf diese Weise wird der Kohlenverbrauch tatsächlich eine Einschränkung erfahren.

Obmann Karl Pick

des Zentralvereines der Angestellten.

Der Obmann des Zentralvereines der kaufmännischen Angestellten Oesterreichs Herr Karl Pick äußerte sich einem unsrer Mitarbeiter gegenüber in folgender Weise:

„Schon vor dem Kriege wurde von einem Teil der österreichischen Angestellten die Forderung nach einer Regulierung der Arbeitszeit gestellt, und zwar schuf man damals den Begriff „Einmalige Frequenz". Es ist darunter die einmalige Frequenz des Betriebes durch den Angestellten zu verstehen, das heißt, eine durchgehende Arbeitszeit ohne Eintritt einer Mittagspause. Damals aber waren nicht alle Handelsangestellten für diese Neuerung und begründeten ihren Widerspruch damit, daß unsre ganzen Lebensgewohnheiten gegen eine derartige Einführung sprächen. Wie so vieles, haben sich auch diese Anschauungen im Kriege geändert, weil nunmehr für eine Durcharbeit alles spricht. Vor allem sind es die mangelhaften Verkehrsverhältnisse, die bei der jetzigen Arbeitszeit nicht nur des Morgens und nach Schluß der Tätigkeit, sondern natürlich auch in der Mittagspause schwer und da um so schwerer empfunden werden, als die Zeit für das Mittagmahl nur knapp bemessen ist und viele Angestellte weit von dem Ort ihrer Tätigkeit wohnen. Ferner ist die unnötige Abnützung von Schuhen und Kleidern in der jetzigen Zeit ein Faktor, mit dem man rechnen muß. Im Frieden haben viele Angestellte die kurze Mittagspause zum Einnehmen eines improvisierten Mittagmahles benützt und die Hauptmahlzeit auf den Abend verschoben. Bei unsern heutigen Ernährungsverhältnissen ist auch dies schwer oder gar nicht möglich.

Die Forderung der Angestellten nach durchgängiger Arbeitszeit wird so verstanden, daß in den Betrieben spätestens um 3 Uhr nachmittags Schluß gemacht wird. Eine spätere Stunde der Beendigung der Arbeit ist nach den gegenwärtig geltenden Gesetzen kaum möglich, weil in Fällen, wo die Arbeitszeit länger dauert, eine Unterbrechung zu Mittag von mindestens anderthalb Stunden vorgeschrieben ist. Die angestrebte Arbeitszeit wäre ohne weiteres, das heißt ohne jeden Nachteil für die Betriebe, durchzuführen, sofern Großhandelshäuser, Agenturen und die Schreibstuben im gesamten Handel in Betracht kommen. Im übrigen wird auch schon im Detailhandel die durchgängige Arbeitszeit angestrebt, und viele Geschäfte haben auch schon tatsächlich die einmalige Frequenz eingeführt. Unter Kaufleuten wurde auch schon der Vorschlag ernstlich erwogen, im Anschluß an den freien Sonntag einen gänzlich geschäftsfreien Wochentag eintreten zu lassen. Diese Maßnahmen werden heute allerdings mehr aus Rücksicht auf den Kohlenmangel und auf die dadurch erhoffte Ersparnis an Beleuchtung angestrebt, doch erfordern auch die Gesundheitsverhältnisse der Angestellten, die sich im Kriege wesentlich verschlechtert haben, diesen Schritt. Es begegnet sich also hier das Interesse der Angestellten mit dem der Gesamtheit."

Präsident Heinrich Vetter

des Bundes der Industriellen.

Der Präsident des Bundes der Industriellen Heinrich Vetter äußert sich dahin, daß seiner Anschauung nach, abgesehen von den vielen Hindernissen, wie die gewohnte Lebensweise, der Schulbesuch, die Marktverhältnisse und andre Momente, die die Führung des Haushaltes beeinflussen, das Durcharbeiten in den Bureaux der industriellen und gewerblichen Betriebe deshalb eine technische Unmöglichkeit ist, weil sich die Zeiteinteilung des Bureaus doch im Wesen an die Arbeitszeit im Betriebe anlehnen muß.

Direktor Franz Menzel

der städtischen Gaswerke.

An wesentliche Ersparnisse im Gas-, beziehungsweise Kohlenverbrauch durch eine Zusammenlegung der Bureaustunden glaube ich nicht, und zwar aus folgenden Gründen: Angenommen, in Wien beleuchten 20,000 Geschäfte mit Gas. Der Kohlenverbrauch pro Stunde für die Gaserzeugung würde dann, wenn für jedes Geschäft fünf Flammen vorausgesetzt werden — was ziemlich hoch gegriffen ist —, un[illegible]r vier Waggons betragen. Nun muß aber berücksichtigt werden, daß von den vier Waggons verbrauchter Kohle zwei Waggons verkäuflicher Koks entstehen. Wenn diese vier Waggons Kohle nicht vergast werden würden, entfielen auch die zwei Waggons Koks. So beträgt die reine Brennstoffersparnis nur zwei Waggons, wenn die Arbeitszeit der Geschäfte um eine Stunde verkürzt wird, das heißt, wenn „durchgearbeitet" wird.

Es muß aber daran gedacht werden, daß das Geschäftspersonal, wenn es „durcharbeitet", auch etwas essen muß. Für diese Essenspause muß den Leuten doch Zeit gelassen werden, so daß zweifellos eine Stunde verloren geht. Wenn das Personal dann nach Hause kommt, wird zur Zubereitung oder zum Aufwärmen der Mahlzeit gewiß wieder Brennstoff verbraucht werden. Es ergibt sich somit bei der „Durcharbeit" einerseits eine geringere Arbeitszeit, anderseits ein gewisser Mehrverbrauch von Brennstoffen in den einzelnen Haushaltungen.

Schließlich ist jedoch auch in Betracht zu ziehen, daß die Arbeit selbst bei einer ununterbrochenen Bureauzeit leiden muß, und zwar insbesondere unter den heutigen Ernährungsverhältnissen. Niemand, am allerwenigsten ein geistiger Arbeiter, kann täglich sieben oder mehr Stunden ununterbrochen arbeiten, ohne zusammenzubrechen. Es ist daher zweifellos von größter Wichtigkeit, daß die Arbeitszeit keine ununterbrochene ist, daß der Körper Gelegenheit zur Ruhe hat, um neue Kräfte zu sammeln. Eine zweistündige Unterbrechung der Arbeit ist sehr wertvoll. Auch die bayerischen Staatsbehörden haben sich mit der Frage der Zusammenlegung der Bureaustunden beschäftigt, und zwar aus demselben Grunde, wie dies bei uns der Fall ist: zur Kohlenersparnis. Man hat sich jedoch auch dort der ununterbrochenen Dienstzeit gegenüber ablehnend verhalten. Wer das Wohl seiner Angestellten ins Auge faßt, wird gegen das Schlagwort „Durcharbeiten" unter den heutigen Verhältnissen Stellung nehmen.

Ingenieur Eugen Karel,

Direktor der städtischen Elektrizitätswerke.

Die „Durcharbeit" hätte ganz bestimmt Ersparnisse bei der Beleuchtung und Beheizung zur Folge, wenngleich ich sie nicht gerade überschätzen möchte. Die bei der Beleuchtung zu erzielenden Ersparnisse würden nicht viel ausmachen, vielleicht stellen sie sich bei der Beheizung höher — selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß der einmalige Bureaudienst allgemein durchgeführt wird.

Bei den städtischen Elektrizitätswerken insbesondere liegen die Verhältnisse folgendermaßen: Infolge der Einrückungen haben wir den größten Teil des ausgebildeten technischen Personals verloren. Um die jetzt gewiß nur vermehrte Arbeitslast zu bewältigen, müssen wir nun länger arbeiten. Und dann herrscht gegen das Projekt des „Durcharbeitens", das ich selbst angeregt habe, bei der Beamtenschaft ein gewisser Widerstand. Das hängt mit den Ernährungsverhältnissen zusammen; die Leute sagen, wenn wir von 8 oder 9 Uhr früh bis 3 Uhr nachmittags arbeiten — bis man nach Hause kommt wird es 4 Uhr —, müssen wir irgendeine Mahlzeit einnehmen. Das verursacht aber derartige Schwierigkeiten, daß an den einmaligen Amtsbesuch nicht gedacht werden kann.

Dann aber, wie gesagt, haben wir einen ungemein geringen Personalstand, und eine Beschaffung von Ersatzkräften ist ganz ausgeschlossen. Die Anforderungen, die an uns gestellt werden, sind jedoch gewaltig, weil nicht nur die Versorgung der Kriegsindustrie weitergeht und neue Anlagen angeschlossen

Pester Lloyd
1. II. 1918

Worauf beruhen die Siegeshoffnungen der Entente?

Von Major a. D. Max v. Schreibershofen (Berlin).

Berlin, 30. Dezember.

Wiederholt hat die Entente die von den Mittelmächten dargebotene Friedenshand schroff zurückgewiesen. Immer ungünstiger hat sich ihre militärische Lage gestaltet und nirgend kann sie auf entscheidende Erfolge hinweisen. Jetzt haben ihr die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk und die dabei stattgefundenen Erklärungen der Mittelmächte über die Richtlinien eines allgemeinen Friedens erneut die Möglichkeit geboten, sich an den Verhandlungen zu beteiligen und zu versuchen, dem Kriege ein Ende zu bereiten. Eine günstigere Gelegenheit konnte ihr kaum geboten werden, und maßvollere und versöhnlichere Vorschläge sind wohl noch nie in einem Kriege vom Sieger gemacht worden. Es scheint aber, als ob die Entente auch diesmal wieder nicht gewillt sei, in Friedensverhandlungen einzutreten, sondern den Krieg fortsetzen wolle und an den ursprünglichen, weitgesteckten Kriegszielen festhalte. Dies lassen die Aeußerungen der feindlichen Presse und die Reden des französischen Ministers Pichon deutlich erkennen. Also muß der Krieg weitergeführt werden, die Verantwortung dafür und für alle die damit verbundenen schweren Opfer an Blut und Gut trifft aber nicht die Mittelmächte, die zum Abschlusse eines für alle Parteien ehrenvollen Friedens ohne Annexionen und Kriegskostenentschädigung bereit sind, sondern unsere Gegner, die noch immer nicht zum Frieden geneigt sind.

Uns erscheint dies ganze Verhalten unerklärlich. Wir können aber nicht ohne weiteres annehmen, daß die leitenden Persönlichkeiten der Entente ohne jede Ueberlegung handeln, und, nur im Kriegswahn befangen, hartnäckig an ihren Kriegszielen festhalten, ohne sich darüber klar zu werden, was sie damit eigentlich beabsichtigen, und welche Aussichten sie haben. Vielleicht könnte man dieses noch bei den Franzosen annehmen, die sich in ihrer ganzen Geschichte kritiklos gezeigt haben und sich immer nur den Stimmungen des Augenblicks hingeben. Aber unwahrscheinlich ist dies bei den kühlrechnenden und ruhig und klar abwägenden Engländern, bei denen in der Regel auch die üblichen Schlagworte keine allgemeine Bedeutung haben. Es verlohnt sich deshalb einmal, dem Gedankengange der Entente nachzugehen und zu untersuchen, auf welchen Grundlagen sich denn ihre Siegeshoffnungen aufbauen und auf Grund welcher Tatsachen und Annahmen sie für die nächste Zeit auf einen Umschwung der gesamten militärpolitischen Lage rechnen könnten.

Zunächst könnten sich ihre Siegeshoffnungen auf dem Verlauf des Kriegsjahres 1917 aufbauen. Aber kein vernünftig denkender Ententemann wird wohl behaupten wollen, daß das Kriegsjahr 1917 für die Entente günstig verlaufen sei. Und wenn Franzosen und Engländer die geringfügigen Geländegewinne, die sie mit ungeheuren Anstrengungen im Laufe des Jahres erzielt haben, als einen Gewinn und Erfolg suchen wollen, so ist das nur ein Täuschungsversuch, der lediglich auf die große Masse berechnet sein kann, aber keinen tatsächlichen Hintergrund hat. Die Entente hat im Gegenteil auf den Hauptfronten des europäischen Kriegsschauplatzes nur außerordentlich schwere Niederlagen und hohe Verluste erlitten. Dies geht am besten hervor, wenn man das, was die Entente erstrebte, mit dem, was sie erreichte, vergleicht. Die Entente wollte die deutschen Stellungen an der Westfront in voller Ausdehnung und Tiefe durchbrechen, den taktischen Durchbruch strategisch ausnützen und erweitern, und tief in die deutschen Aufstellungen hinein vorstoßen. Die deutsche Mauer hat aber allen Angriffen und Durchbruchsversuchen standgehalten und steht auch heute noch unerschütterlich und unerschüttert da. Sie ist nur an einigen Stellen um wenige Kilometer nach Osten verrückt. Die Widerstandskraft des deutschen Verteidigers ist ungebrochen und er ist bereit, auch alle weiteren Angriffe abzuweisen. Die Deutschen sollten aus Belgien und Nordfrankreich vertrieben werden, aber auch heute noch sind jene Gebiete fest in deutschen Händen und bilden wertvolle Faustpfänder, die bei einem etwaigen Frieden schwer in die Wagschale fallen werden. Frankreich wollte Elsaß-Lothringen erobern, aber bis auf einen schmalen Streifen im Süden des Landes ist der Erwerb der Reichslande ein unerfüllbarer Traum geblieben. Die französischen und englischen Heere wollten siegreich bis zum Rhein vordringen, sie stehen aber auch heute noch ebenso weit von jenem Strome entfernt wie zu Beginn des Jahres. Der Engländer wollte zu Lande an die Stützpunkte des deutschen Unterseebootkrieges herankommen, um dieses gefährliche Kriegsmittel zu vernichten, da er ihm auf der See selbst nicht beikommen konnte. Kein Engländer ist an die Unterseebootbasis herankommen und der Unterseebootkrieg konnte ungehindert vom Feinde mit voller Tatkraft und Wirksamkeit durchgeführt werden. So hat die Entente keines ihrer Kriegsziele erreicht. Alle ihre Anstrengungen sind vergeblich gewesen, die Blüte der Heere und der Volkskraft ist nutzlos dahingeopfert. Die Entente hat in vergeblichem Ringen eine schwere strategische Niederlage erlitten.

Im Osten ist Rußland als offensiver Machtfaktor gänzlich ausgeschieden. Zunächst herrscht volle Waffenruhe auf der ganzen Ostfront, und man kann hoffen, daß die jetzigen Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk zu einem glücklichen Ende geführt werden. Damit scheidet einer der wichtigsten und ursprünglich stärksten Ententebundesgenossen aus, und die Entente hat einen wesentlichen Teil ihrer Kraft verloren, während die Mittelmächte im Osten, gesichert und geschützt, zahlreiche Kräfte frei bekommen können, um sie an anderer Stelle einzusetzen und zu verwenden. Aus dem Zweifrontenkrieg ist ein Einfrontkrieg geworden. Die Umklammerung der Mittelmächte ist gesprengt, ein konzentrischer Angriff unmöglich. Auch in wirtschaftlicher Hinsicht ergeben sich günstige Aussichten für die Mittelmächte. Die Hungerblockade Englands ist jedenfalls an einer Stelle gänzlich gesprengt und damit die Hoffnung, die Mittelmächte wirtschaftlich niederzuringen, zerstört. Italien hat eine schwere Niederlage erlitten, durch die es einen beträchtlichen Teil seines Heeres und seiner Kriegsrüstung verloren hat. Nur durch die Entsendung englischer und französischer Hilfstruppen, was eine Schwächung der Westfront bedeutete, war es möglich, Italien wieder aufzurichten und zur Fortsetzung des Widerstandes zu befähigen. Die Salonikiarmee hat trotz aller Anstrengungen die Stellung der Mittelmächte nicht zu durchbrechen versucht und ist zur Untätigkeit verurteilt. Ihre beabsichtigte Heranführung auf einen westeuropäischen Kriegsschauplatz wird durch die Transportschwierigkeiten unmöglich gemacht. Die einzigen Erfolge, die die Entente erzielt hat, liegen am Rande des Weltkriegstheaters. Aber weder die Besetzung von Bagdad noch der Einzug in Jerusalem vermögen irgendwelchen Einfluß auf die Gesamtlage auszuüben. So stellt sich die militärische Lage am Ende des Kriegsjahres 1917 dar. Sie ist außerordentlich ungünstig für die Entente. Die Mittelmächte sind die Sieger, die Entente die Besiegten gewesen. Und nirgend eine Aussicht auf Aenderung. Die militärische Lage vermag also zunächst der Entente keinen Grund zur Fortsetzung des Kampfes zu bieten.

Worauf sonst beruhen denn nun aber ihre Hoffnungen?

Dies könnte vielleicht in dem vermehrten Eingreifen einzelner Bundesgenossen liegen. Zunächst Japan. Aber auch dies ist eine trügerische Hoffnung, denn Japan hat noch vor kurzem amtlich erklärt, daß es gar nicht daran denkt, stärkere Abteilungen seiner Wehrmacht nach Europa zu entsenden, um dort aktiv in die Kämpfe einzugreifen. Es würde dies auch vollkommen der bisherigen japanischen Politik widersprechen, die im Hinblick auf die Möglichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Amerika alle verfügbaren Kräfte in Ostasien und im Stillen Ozean zusammenhalten muß. Es denkt auch gar nicht daran, gegen Rußland bewaffnet einzuschreiten, sucht vielmehr auch mit der jetzigen russischen Regierung freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Es bliebe noch Amerika. Es ist zweifellos, daß die Vereinigten Staaten in der Lage sind, im Laufe dieses Winters bis zum Frühjahr ein nach Hunderttausenden zählendes Heer aufzustellen, auszurüsten und in Ausbildung zu nehmen. Die Zähigkeit und Tapferkeit des amerikanischen Soldaten soll ohne weiteres anerkannt werden. Fraglich kann aber die Fähigkeit und Ausbildung der höheren Offiziere sein, denen jede Kriegserfahrung und Friedensausbildung auf dem Gebiete des Großen Krieges fehlt. Es kann sein, daß diese Mängel durch Zuteilung englischer und französischer Offiziere in gewissen Grenzen vermindert werden, unlösbar aber erscheint die Transportfrage. Weder die Westmächte noch Amerika selbst verfügen über genügenden Schiffsraum, um ein Millionenheer in kurzer Zeit auf einmal nach Europa zu schaffen und dort dauernd zu unterhalten. Auch die ganze neutrale Militärkritik ist sich darüber einig, daß namentlich bei der immer mehr zunehmenden Wirkung der deutschen Unterseeboote dies ein unlösbares Problem sein wird. Es ist deshalb nicht anzunehmen, daß im Laufe des Jahres 1918 ein starkes kriegstüchtiges amerikanisches Heer in die

Ostdeutsche Rundschau 75 0 1

1. II. 1918.

Entvölkerung und Slavisierung.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß uns der Krieg gezeigt hat, wie dringend notwendig die Erhaltung einer gesunden, zufriedenen und heimattreuen Landbevölkerung für unser Vaterland ist. Deutschland läge schon lange am Boden, wenn unser Bauernstand trotz aller Hindernisse und behördlichen Eingriffe, trotzdem auch die Mehrzahl seiner Jünglinge und Männer unter den Waffen steht, nicht die nötige Nahrung beschafft hätte. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer blühenden Landwirtschaft ist sicherlich in die weitesten Kreise gedrungen; nicht genug ist aber die Erkenntnis verbreitet, wie wir uns eine arbeitsrührige Bauernbevölkerung erhalten können. Jahrzehntelang mußten wir eine mehr und mehr wachsende Abkehr der Landbevölkerung, namentlich der Jugend, von der ländlichen Scholle beobachten. Die Landflucht war schon vor dem Kriege eines der wichtigsten und umstrittensten Probleme; und der Krieg hat die Gefahr der Landentvölkerung verschärft. Unsere vom Lande stammenden Soldaten, in halb Europa herumgeworfen, mit mancher fremder Länder Art und Sitten bekannt geworden, haben einen weiten Blick bekommen. Wird ihnen die dörfliche Heimat nicht zu eng geworden sein? Durch den Aufenthalt in den städtischen Lazaretten hatten sie Gelegenheit, mehr noch das anscheinend glänzendere Leben der Stadt kennen zu lernen; sie standen Schulter an Schulter mit städtischen Kameraden, die sich vielfach gewandter zu benehmen wußten, ihnen als Vorbild erschienen. Ist nicht die Gefahr gewachsen, daß unsere heimgekehrten Krieger vom Lande das Glück in der Stadt und bei der höchste Verdienste gewährenden Industrie suchen werden? Werden unsere Dörfer nicht noch mehr veröden? Und wie wird nach der von unseren Gegnern erstrebten und vorbereiteten wirtschaftlichen Absperrung vom Weltmarkte die noch dringender notwendig gewordene einheimische Arbeit auf der Ackerscholle geleistet werden können? Wird vielleicht der Strom fremdnationaler Landarbeiter nicht noch mehr als vor dem Kriege über unsere deutschen Dörfer fluten?

Jene slavischen Elemente kamen zumeist aus den westlichen Provinzen Rußlands, aus polnischen Bezirken oder aus den slavischen Gebieten des mit uns eng verbündeten Oesterreich-Ungarn. Nun, Polen ist jetzt noch enger an das Reich geknüpft, und es wird darum auch nach dem Kriege nicht an polnischen oder galizischen Landarbeitern bei uns mangeln. Die durch die Abwanderung deutscher Arbeitskräfte in unseren Dörfern entstehenden Lücken werden ausgefüllt werden durch jene fremden Volksmassen; unserem platten Lande droht eine ernste Gefahr der Slavisierung. Wird aber nicht dadurch die im deutschen Volkstum, insbesondere dem ländlichen, fließende Urquelle unserer deutschen Kraft abgegraben?

Möchten doch auch unsere gebildeten städtischen Kreise dieser, unserer nationalen Entwicklung drohenden schweren Gefahr ihre Aufmerksamkeit zuwenden! Möchten sie mithelfen, unserem Vaterlande eine zahlreiche, heimattreue, arbeitsgewohnte und arbeitsfreudige Landbevölkerung zu erhalten! Dazu genügt nicht allein, so wertvoll das auch sein mag, eine ausgedehnte innere Kolonisation zu treiben, unsere Moore zu besiedeln, neue Bauernstellen zu schaffen, die Kriegsbeschädigten auf dem Lande anzusetzen, sondern dazu ist eine umfassende, systematisch geordnete ländliche Wohlfahrtspflege und die Pflege eines gesunden, reichen Volkslebens auf dem Lande im Sinne des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege notwendig. Wenn wir sein Organ „Das Land" durchblättern, so gewinnen wir den starken Eindruck, daß die ländliche Wohlfahrtspflege außerordentliche Bedeutung besitzt. In dem „Land" (Trowitzsch und Sohn, Berlin SW. 48, jährlich 6 Mk.), auf das wir bei diesem Anlaß nachdrücklich aufmerksam machen wollen, hat sie ihren Bahnbrecher und bedeutendsten Vertreter. Es bringt jahraus, jahrein eine Fülle von Anregungen zur praktischen Betätigung und überraschend vielseitige Beispiele lebendiger Wohlfahrtseinrichtungen; und zur sinnigen Pflege des deutschen Volkstums und zum Wiederaufleben schöner Volksgebräuche weist es neue Wege, ohne dabei die Augen zu schließen vor Schwächen und Fehlern unseres Bauernstandes. Kein Kulturvolk hat dieser eigenartigen und wertvollen literarischen Erscheinung Aehnliches an die Seite zu stellen. Wer an den Heroldsruf Geibels glaubt „Und es mag am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen", und das Heil nicht in einem Völkermischmasch sucht, der wird gewiß nicht den Born deutscher Kraft verschütten lassen. Möchte die Notwendigkeit der Erhaltung deutscher Dörfer klar in allen Kreisen unseres Volkes erkannt werden.

(„Heimgarten".)

Arbeiterzeitung
1. I. 1918

76

Eine neue Welt.

Die Gewalt ist die Geburtshelferin jeder alten Gesellschaftsordnung, die mit einer neuen. schwanger geht. Nur in Wehen werden neue Welten geboren. So will's das unerbittliche Gesetz der Geschichte. Aus der Tierheit emporgestiegen, ein Stück Natur wie andere auch, ist auch der Mensch dem grausamen Gesetz unterworfen, das in der ganzen Natur waltet: dem Gesetz des Kampfes ums Dasein. Es herrscht über uns, wie es über unsere fernen Ahnen herrschte, die zur Zeit, als noch die Eisdecke über ganz Europa lag, in unwirtlichen Höhlen hausten. Wie sie im wilden Kampfe mit Bär und Mammut, in mitleidlosem Ringen Mann gegen Mann sich täglich ihr Leben erobern mußten, so erringen auch wir unser Leben nur im Kampfe mit der Natur und im Kampfe gegeneinander. Wie sie nur im Kampfe ums Dasein allmählich die Fähigkeiten und die Tüchtigkeit erwarben, die sie aus der Tierheit heraushoben, so ringen auch wir uns nur in furchtbaren Kämpfen, nur um den Preis von Menschenopfern ohne Zahl zu neuen, höheren Lebensformen empor.

Seit dreieinhalb Jahren haben alle Völker Europas Opfer ohnegleichen gebracht. Millionen Männer sind auf den Schlachtfeldern verblutet. Millionen Männer, Frauen und Kinder siechen in beispiellosem Elend dahin. Einer ganzen Generation wurden Gesundheit und Lebensfreude geraubt. Was Jahrzehnte an Gütern geschaffen hatten, haben die Granaten in ein paar Tagen zerstört. Kulturschätze, die der Genius des Künstlers und der Fleiß der Werkleute aufgebaut zum Nutzen, zur Freude, zum Stolze der Menschen, sind vernichtet. Die sittlichen Güter, die die Menschheit in jahrhundertelanger Kulturarbeit errungen, sind verwahrlost und verwüstet im verwildernden Kriege. Aber auch diesmal wächst aus all dem blutigen Geschehen eine neue Welt!

Die Herrschenden wissen es sehr wohl. Sie fühlen es, daß es aus so ungeheuerlicher Weltumwälzung keinen Rückweg mehr gibt in die Ordnung vor dem Kriege. Aber noch glauben sie, sich mit einem Regenschirm gegen den rasenden Sturm schützen, mit Wassereimern den ausbrechenden Vulkan löschen zu können. Da eine Wahlkurie zu den bestehenden und dort ein armseliges Arbeiterschutzgesetzchen — so wohlfeil möchten sie sich mit dem Geist der neuen Zeit abfinden. Vergebens! Eine Umwälzung ohnegleichen hat die Menschen aufgerüttelt. Jeder einzelne hat in diesen dreieinhalb Jahren so Gewaltiges, so Furchtbares erlebt, daß er sich nicht wieder einordnen kann in die Ordnung von einst. Mit elendem Flickwerk am Alten ist die aufgewühlte Menschheit nicht mehr zu befriedigen. Ein neuer Geist geht durch die Völker, eine neue Zeit will werden!

Ein Häuflein Menschen hat den Krieg angezettelt; kein Volk ward befragt, ob es den Krieg für notwendig erachtet, ob es ihn führen will. Der Friede wird anders geschlossen werden! Der blutbefleckte Zar sitzt als Gefangener des russischen Volkes fern in Sibirien, seine Minister, Diplomaten und Generale verstecken sich in allen Schlupfwinkeln vor der Rache des Volkes, die frei gewählten Vertrauensmänner des russischen Proletariats führen in Brest-Litowsk die Friedensverhandlungen mit den Mittelmächten. Der Arbeiter- und Soldatenrat als Regierung des großen Rußland, Trotzky als Friedensunterhändler des größten Staates und Krylenko als Oberkommandierender des größten Heeres Europas — das sind die Symbole der neuen Zeit! Wie der Sieg des französischen Bürgertums von 1789 und 1793 den Absolutismus und Feudalismus in ganz Europa dem Tode geweiht hat, so verbürgt der Sieg der russischen Arbeiter von 1917 der Demokratie in aller Welt den Sieg. Die Völker wollen nicht mehr über sich entscheiden lassen wie willenlose Knechte. Sie nehmen stolz und selbstbewußt ihr Geschick in ihre eigene Hand. Mit dem Jahre, das gestern zu Ende gegangen ist, hat ein neues Zeitalter begonnen!

Ein großes Erwachen geht durch die Welt. Totgeglaubte Völker recken ihre Glieder. Polen, das zerteilte, zerstückelte, aus tausend Wunden blutende Polen, ist wiedererstanden. Finnland ist frei, die Ukraine autonom. Irland hat den Kampf für sein unverjährbares Recht wieder aufgenommen. Jahrhundertealte Gewaltherrschaft bricht an einem Tage zusammen. Die konservativen Mittelmächte selbst schreiben, freilich nur für fremde Gebiete, nicht für ihre eigenen, das Selbstbestimmungsrecht der Völker auf ihre Fahnen! Und zugleich kündigen sich neue Beziehungen zwischen den Völkern an. Das Völkerrecht, täglich gehöhnt und geschändet in diesem furchtbarsten aller Kriege, treibt mit einemmal neue, fruchtverheißende Blüten. Graf Czernin selbst, der konservative Minister des rückständigsten Staates Europas, kündigt eine neue Weltordnung an, in der die Heere abgerüstet werden und die Streitigkeiten zwischen den Völkern nicht mehr in blutigem Kriege, sondern friedlich vor dem Richter ausgetragen werden sollen. Ein neues Europa ringt sich empor: ein Europa, in dem jedes Volk seine freie Heimstätte besitzen und alle Völker vereint sein werden zu gemeinsamer friedlicher Arbeit!

Alle, alle heischen ihr gleiches Bürgerrecht in der neuen Welt. Im Kriege hat der Aermste neben dem Reichsten, der Arbeiter neben dem Kapitalisten gekämpft; der Staat kann nicht mehr den Mann in der Arbeiterbluse, der gestern Leib und Leben für das Vaterland gewagt hat, als Bürger minderen Rechtes behandeln. Schon sind die Wahlrechtsprivilegien in Rußland, England, Holland gefallen, schon sind sie in Preußen und Ungarn erschüttert. Und auch den Frauen kann man das gleiche Recht nicht mehr verweigern. Vorüber die Zeit, da Philisterhochmut die Frauen höhnisch in die Küche wies! Sie haben den Krieg mitgeführt als Arbeiterinnen in allen Fabriken, als Beamtinnen in allen Schreibstuben, als Schaffnerinnen auf allen Eisenbahnen; sie haben [illegible] recht erhalten in der Zeit, als keine Männer da waren, den Boden zu bebauen, und betreuen Haushalt und Kinder in der Zeit der Kriegsnot. Sie haben dem Vaterland ihre Gatten, ihre Söhne geopfert; haben, während ihre Lieben im Felde waren, in der bangen Sorge um sie Tag für Tag und Nacht für Nacht viel, viel Schlimmeres ertragen als die Männer auf dem Schlachtfeld! Wer will ihnen in Hinkunft verweigern, dort mitzureden, wo über Krieg und Frieden, über Lohn und Preis entschieden wird? Schon ist das Frauenwahlrecht in Rußland, in England, in vielen kleineren Ländern errungen; auch seinen Siegeszug wird kein Vorurteil aufhalten!

Aber viel tiefer noch reicht die große Umwälzung. Denn politische Rechte sind immer nur Mittel; soziale Neugestaltung ist ihr Zweck. Und schon sehen wir auch die neue soziale Ordnung keimen in dem großen Geschehen. Der Achtstundentag, die große Verheißung des ersten Mai, ist im ganzen großen russischen Reiche zur Wirklichkeit geworden, er ist in Rußland, Finnland und der Ukraine zum Gesetz, zum Grundrecht der Arbeiter erklärt. — Das Bodenmonopol der Grundherrenklasse ist in ganz Osteuropa zusammengebrochen; der Grund und Boden des Adels, der Kirche, der Kapitalisten ist in ganz Rußland zum Gemeinbesitz des Volkes geworden! Und schon zittern die Schlachzizen in Polen, die Bojaren in Rumänien vor der Werbekraft des großen Beispiels, das die russische Agrarumwälzung dem Landvolk aller Länder gibt! Aber nicht nur das Grundeigentum, auch das Eigentum der Industrieherren ist an seiner Wurzel getroffen. Kein Unternehmer ist mehr „Herr im eigenen Hause" überall hat der Staat Fabriken und Bergwerke seinem Kommando unterworfen. Freilich, er tut es heute nur für die Zwecke des Staates, tut es so, daß die Kapitalisten dabei ungeheuerliche Gewinne einheimsen und den Arbeitern dieser vorgebliche Kriegssozialismus nichts bringt als die drückendste Knechtschaft. Und dennoch ist es der Sieg eines Prinzips! Die Zeit wird kommen, in der der Staat nichts anderes mehr sein wird als das Instrument der arbeitenden Volksmassen, die die Macht im Staate errungen haben; dann wird die Herrschaft des Staates über die Fabriken und Bergwerke wirklicher Sozialismus sein: Herrschaft der Arbeiter über die Arbeitsmittel, die sie gebrauchen, und über den Arbeitsertrag, der aus ihrer Arbeit quillt!

Wie die Napoleonischen Kriege das Zeitalter eingeleitet haben, in dem sich die bürgerliche Gesellschaftsordnung überall durchgesetzt hat, so leitet der Weltkrieg von heute das Zeitalter der großen Klassenkämpfe ein, in denen die Arbeiterklasse die Macht erobern, der Sozialismus triumphieren wird. Wehe dem Staat, der sich unfähig erwiese, sich den neuen Erfordernissen der aufsteigenden Demokratie anzupassen! Für ihn bliebe kein Raum in der neuen Staatenordnung Europas. Denn nichts wird den Siegeszug der neuen Welt aufhalten. Durch unerhörtes Erlebnis sind die Völker geweckt und aufgepeitscht worden; eine unerhörte Welt wird aus ihrem Willen erstehen. Ein neues Jahr beginnt und neue Welten werden geboren.

Das neue Publikum.

Kein Zweifel, daß der Krieg und die begleitenden Umstände ein neues Publikum geschaffen haben, das sich heute bereits überall im Betriebe des öffentlichen Lebens zeigt. Im Theater, in den Konzerten, beim Kunsthändler trifft man Leute, denen man vorher nie begegnet, für die Kunst und Künstler vielfach ungekannte Bezirke des menschliche Daseins sind.

Es ist nicht uninteressant, die Beziehung festzustellen, die das neue Publikum zur Tageskunst unterhält, wie sie Theater und Konzerte bieten, welche Wünsche es beim Kunsthändler äußert, was für Häuser es sich bauen läßt und in wie gestalteten Räumen es wohnen will. Nachfolgende Antworten geben ein paar Aufschlüsse über Beobachtungen, die ausübende Künstler, Theaterdirektoren und Vorstände künstlerischer Unternehmungen mit dem neuen Publikum Wiens gemacht haben.

Der Direktor des Burgtheaters Hofrat v. Millenkovich.

Ich kann über das neue Burgtheaterpublikum nicht viel sagen, da ich das „alte" Publikum als Burgtheaterdirektor nicht gekannt habe. Sicherlich hat der Krieg eine neue Publikumskategorie geschaffen, die dem Theater empfänglicher gegenübersteht, als das große Publikum vor dem Kriege. Ich bin mit der neuen Publikumsmischung vollauf zufrieden. Das Burgtheater ist täglich voll und die Leute unterhalten sich ausgezeichnet.

Direktor Eibenschütz (Carl-Theater).

Der Weltkrieg hat kolossale Umpälzungen auf allen Gebieten mit sich gebracht. Das „neue Publikum", über das Sie mich befragen, ist mir wirklich ein neues. Das Stammpublikum der teuersten Plätze ist verschwunden. Von den „Neuen", die früher zu den Galeriebesuchern gehörten, werden die Plätze zu 8, 10 und 12 Kronen gekauft und besetzt. Einfache Arbeiter und ihre Frauen sitzen in den vordersten Reihen. Ich habe oft selbst gesehen, wie junge Burschen von etwa 17 Jahren, junge Arbeiter mit ihren Angebetenen an der Kasse Galerieplätze verlangten und, als ihnen bedeutet wurde, daß diese billigen Plätze ausverkauft wären, ohne Zaudern oder Ueberlegen auch die teuersten Orchestersitze nahmen. Auch die Logen haben so manche „Kriegsgewinner" frequentiert und so zur Neubildung des Theaterpublikums beigetragen. Es ist zweifellos interessant, zu beobachten, wie sich das Bild des Theaterraumes geändert hat. Nicht, daß die Farbenprächtigkeit der Toiletten von anno dazumal unter dieser Metamorphose gelitten hätte; nicht, daß die dargebotenen Stücke mit geringerem Interesse aufgenommen worden wären: es ist nur eine neue Eigenart, bei wenigen eine merkliche Ungelenkigkeit zu konstatieren, und das altgeübte Auge, das in den ersten und teuersten Reihen eben ein Publikum „mit Namen" zu finden pflegte, mußte im Laufe der Kriegsjahre umlernen.

Die Darbietungen auf der Bühne werden vom „neuen Publikum" mit sichtlichem Interesse und lebhaftem Beifall — auch manchmal an den nicht richtigsten Stellen — aufgenommen. Man sieht die „Neuen" frohgemut auf ihren behaglichen Sitzen. Sie sitzen so angenehm, wie früher nie und haben jetzt scheinbar von ihrem Theaterbesuch auch mehr Vergnügen als früher.

Kurz: wir haben, wie gesagt, wirklich ein neues Publikum.

Willi Thaller (Deutsches Volkstheater).

Es ist ein Publikum, von dem man sich fragen muß, ob man nicht träumt. Das „neue Publikum" hat gar kein eigenes Urteil, es ist ihm egal, was auf der Bühne gespielt wird.

Kein Schauspieler möge sich einbilden, dieses Publikum käme seinetwegen. Er irrt. Den Zuhörern von heute ist es gleichgiltig, wer auf den Brettern steht.

Richard Waldemar (Carl-Theater).

Das gute alte Wiener Publikum unterhält sich, das neue muß unterhalten werden.

Direktor Dr. Emil Geyer (Neue Wiener Bühne).

Ich habe mir stets ein „neues Publikum" gewünscht. Jetzt, wo ein solches vorhanden ist — wünsche ich lebhaft weiter...

Professor Alfred Grünfeld.

Unter dem „neuen Publikum" sind in den ersten Reihen viele zu finden, die schon vor dieser neuen Zeit hingehört haben. Ihnen war das Glück hold, und nun wollen sie die Kunst ganz genießen. Für den alten Theater- und Konzertbesucher hat sich das Saalpublikum im großen und ganzen zweifellos kolossal geändert. Man war gewohnt, um sich herum lauter bekannte Gesichter zu finden. Das hat nun aufgehört. Dafür freut man sich mit den raren alten Bekan um so mehr.

In den vielen Konzerten, die ich im Laufe di Kriegsjahre gegeben habe, kann ich vom neuen Publikum abgesehen von den Wohltätigkeitskonzerten, zu denen die hörer aus vielerlei speziellen Gründen kommen — nur Beste sagen. Ich fand eine ungeteilte Aufmerksamkeit, daß die Anwesenden zum weitaus größten Teil sich musikverständigen Leuten rekrutierten. Sicherlich gab es den vorderen Reihen so manche, die früher rückwärts standen haben, aber das finde ich begreiflich. Zweifellos im Laufe der Zeit die Zahl der Konzertbesucher auch abso gestiegen, was die Konzertunternehmer bestätigen können. Wie gesagt, das neue Publikum in den Konzertsälen ist mir gar nicht unsympathisch.

Kammervirtuose Moritz Rosenthal.

Es wäre schlimm, wenn die Sonnenstrahlen der Kunst nur auf die Berge und nicht in die Täler fallen würden.

Architekt Robert Oerley.

Ich bin zwar jetzt mit einer Kriegsarbeit — dem Bau der Zeißwerke bei Wien — beschäftigt, doch kann der Besteller schlechtweg nicht zum „neuen Publikum" gezählt werden. Aus meiner diesbezüglichen eigenen Erfahrung, soweit sie den persönlichen Verkehr mit solchen „neuen" Bauherren betrifft, mit denen ich bis nun zu tun hatte, kann ich nur von den allerbesten Erfahrungen sprechen. Ich hatte es nur mit Leuten zu tun, die einen vollendeten kultivierten Geschmack hatten. Sonst aber höre ich hin und wieder aus Kollegenkreisen, speziell wenn die Leute von der Inneneinrichtung sprechen, daß sie nur Tandelware unter dem Namen „Kunstschätze" und auch sonst das scheußlichste „Gelotter" zusammenkaufen, wahrscheinlich, um sich eine „Vergangenheit mit Kultur" vorzutäuschen. Sie wollen ihre Räume der Einfachheit, Schlichtheit durch Behänge und Verstellen mit sogenannten Antiquitäten, für die heut die horrendesten Preise gezahlt werden, berauben, um au diese Weise vielleicht das Alltagsleben von früher zu vergessen.

Auch beim Ankauf von Kunstwerken zeigt sich, daß der Name ausschlaggebend ist, die Marke, selten das persönliche Verständnis, Empfinden und die Liebe zu einem Kunstwerk. Bezeichnend für die Zeit und das „neue Publikum" ist heute, daß bei jedem Bild 2c. immer um den Handelswert gefragt wird. Oder, wenn ein Buch gekauft wird, so wird nach der Qualität des Einbandes gefragt und noch nie sollen die Prachtexemplare so begehrt gewesen sein, wie heute — nach dreieinhalb Jahren Weltkrieg.

Direktor Süß (Wiener Werkstätten).

Bei uns kann kaum von einem sogenannten „neuen Publikumm" gesprochen werden. An uns wendet sich im großen und ganzen nur ein Kreis von Leuten, die Verständnis für die von uns gebotene Sache haben und die eigentlich die gleichen geblieben sind. Es wird in der letzten Zeit vielleicht mehr gekauft, aber wir haben weder in unserer Mode- noch in unserer Kunstgewerbeabteilung das „neue Publikum" gespürt. Es kommen wohl solche Leute zu uns, die auch nicht das Verständnis dafür haben. Diese gehen aber auch meistens wieder weg, ohne gekauft zu haben! — Unser Publikum ist, was die Kreise anbelangt, aus denen es sich rekrutiert, das gleiche geblieben, es hat sich höchstens erweitert, insoferne, als das Verständnis in weitere Kreise gedrungen ist. Dazu verhalf uns insoferne der Krieg, als die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse am heimischen Kunstgewerbe Interesse gefunden haben. Das Publikum ist jetzt gezwungen — an Stelle der ausländischen Kunstgegenstände, die früher immer den bodenständigen vorgezogen wurden — seine Raritäten im Inlande zu versorgen. Dieser Umstand hat zur Verbreitung und Anerkennung der Schöpfungen der „Wiener Werkstätte" mitgewirkt und darum fanden die Gegenstände aus unseren Werkstätten nunmehr größeren Einlaß in die Häuser — unseres Wiener Publikums.

Der Inhaber einer angesehenen Kunstfirma am Ring:

Auch bei mir macht sich ab und zu das „neue Publikum" bemerkbar. So erschien einer von den durch die Kriegskonjunktur der Geschäfte plötzlich Emporgekommenen und verlangte ein Bild so und so hoch, so und so breit, für den Platz über seinem Divan und wollte auch „etwas Passendes" für das Speisezimmer. Da ich nun der Ansicht bin, daß die Kunst weder mit dem Nachmittagsschläfchen noch mit einem Menü etwas zu tun hat, war das Zwiegespräch bald zu Ende. Das neue Publikum ist fast durchwegs von dieser Art. Beziehungen zur Kunst lassen sich nicht von heute auf morgen herstellen. Für solche Leute passen übrigens nur die Geschäfte, in die man gleich von der Straße aus tritt, sie müssen, wie über Eßwaren, gleich den Preis vermerkt finden. Kunst ist für sie eben nur etwas Käufliches. Sie sind die eigentlichen Besucher der heutigen Auktionen, und wenn der Auktionator einen Preis ausruft, stellt dies für sie das Werturteil eines Kunstwerkes dar. In den Auktionen zahlen sie jeden Preis, das eigene Kunstverständnis verhilft ihnen aber kaum jemals zu einem wirklichen Kunstwerk.

Ostdeutsche –

Unsere Bolschewiken an der Arbeit.

Von Professor Dr. **Benno Imendörffer** (Wien).

Rußlands derzeitige Machthaber haben in Brest-Litowsk einen gewaltigen Sieg erfochten. Was die Heerscharen des abgetanen Zarentums nicht vermocht haben, das haben die Vertreter des russischen Proletariates in einem Anlaufe vollbracht. Ja, es bedurfte nicht einmal einer besonderen Anstrengung, denn offenbar erschien es ja allen Beteiligten als das Selbstverständlichste von der Welt, daß dieser Krieg, der so vieles, was bisher für unmöglich galt, möglich gemacht hat, auch ein Ende nehme, das allen bisherigen Erfahrungen Hohn spricht. So kam es denn, daß zum ersten Male, seitdem Völker nach blutigem Kampfe zum Frieden schreiten, nicht der Sieger, sondern der Besiegte den Frieden diktiert. Unsere Diplomaten sind freilich eifrigst bemüht, die Sache so darzustellen, als träfen sich zufällig die Wünsche beider Teile in denselben Punkten und sie haben dabei noch den Vorteil, daß sie sich mit einigem Rechte auf die angeblichen Wünsche der beteiligten Völker berufen können, denn ein Völkerfriede, kein Diplomatenfriede soll es ja sein, der hier geschlossen wird; so wird uns täglich in tausend Stimmen, die durch den demokratischen Blätterwald hallen, verkündet.

Es ist aber gar nicht nötig, zu untersuchen, ob es wirklich der Wunsch des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit ist, daß es seine Siege lediglich zu dem Zwecke erfochten habe, daß alles so sei, wie vorher. Die Sache liegt vielmehr so, daß auch nach einem Frieden, wie ihn die russischen Bolschewiken wünschen und mit Erfolg vorschlagen, die Dinge nirgends mehr so liegen werden, wie sie vor dem Kriege waren. Es ist ein Zeichen namenloser Seichtheit, wenn man sozusagen die Landkarte vornimmt und uns nun belehrt, daß doch die Grenzen der Mittelmächte nach dem Frieden genau ebenso verlaufen wie vor dem Kriege und nun daraus den Schluß zieht, die Mittelmächte hätten somit keine Einbuße erlitten und ihre alte Machtstellung voll gewahrt. Vielmehr liegt es für jeden, der denken kann und will, offen zutage, daß unsere, der Mittelmächte, Lage unter solchen Umständen um ein Gutes oder eigentlich um ein Schlechtes übler ist, als vor dem Hochsommer 1914. Gerade deshalb aber wäre sie schlimmer als damals, weil sie ganz die gleiche wäre, soweit das Stückchen Erdoberfläche in Betracht kommt, das unsere Staaten beherrschen. Sie wäre aber weit schwächer deshalb, weil wir ein zweites Mal mit den begrenzten Machtmitteln, die uns zu Gebote stehen, mit dem beschränkten Gebiete, das für die Versorgung unserer Einwohnerschaft zur Verfügung steht, uns eines allseitigen Angriffes, wie er in diesem Kriege erfolgte, nicht mehr erfolgreich erwehren könnten. Dies vermag niemand zu bestreiten. Unsere einheimischen Bolschewiken, die womöglich noch ein gut Stück gesinnungstüchtiger sind als die Rußlands, helfen sich daher über diese nicht wegzuleugnende Schwierigkeit mit einem Taschenspielerkunststückchen hinweg. Sie behaupten einfach — und man darf sie billig um ihre ausgewachsene Sehergabe beneiden — es werde eben in Zukunft überhaupt keinen Krieg mehr geben, wenn . . . ja, wenn wir beim Friedensschlusse es verstehen, unsere liebenswürdigen Feinde entsprechend versöhnlich zu stimmen, damit nur ja kein Grund zur Mißstimmung gegen uns in der Welt mehr bleibe. Das einfachste Mittel hierzu wäre nun freilich der vollständige Verzicht auf unsere staatliche Selbständigkeit, der dabei den Vorteil hätte, unsere Bolschewiken weiter keine Ueberwindung zu kosten. Da dies aber doch noch nicht allen unseren Staatsbürgern zugemutet werden kann und sich doch dabei einige kleine Schwierigkeiten ergeben dürften, wird uns die Sache in anderer Weise einleuchtend gemacht. Das Wiener Organ der Bolschewiken, das sich nur noch zufällig des deutschen Kopfes erfreut — sein Herz ist längst russisch — und sich „Arbeiterzeitung" nennt, entwickelt folgenden Gedankengang, der freilich auf einmal völlig aus der Rolle fällt und statt des kommenden ewigen Friedens den künftigen Rachekrieg des demokratischen Rußland an die Wand malt: Die Mittelmächte müssen auf Verlangen Rußlands die befreiten Völker in Kurland, Livland, in Litauen und Polen völlig unbeeinflußt durch Volksabstimmung selbst über ihr künftiges Schicksal entscheiden lassen, denn geschähe dies nicht, so werde Rußland sich betrogen fühlen und dereinst, da es ja auch in Zukunft noch immer mehr Einwohner haben werde als die beiden Mittelmächte zusammen, eine furchtbare Gefahr für uns werden. Es wäre nun aber Wahnsinn, sie uns zum Feinde zu machen und unsere Interessen an Polen, Litauen usw. sei dieser Gefahr gegenüber verschwindend gering. Für wie urteilslos muß doch unser Bolschewikenblatt seine zukünftigen Leser halten, um ihnen derartige trottelhafte (Verzeihung! aber ein parlamentarischer Ausdruck will mir wirklich nicht einfallen) Beweisführung zuzumuten! Also weil Rußland auch in Zukunft eine Gefahr bleibt, dürfen wir nichts tun, was uns dieser Gefahr gegenüber stärken würde. Das ist das Erste, schon eine ganz achtenswerte Leistung. Aber es kommt noch besser. Die „Arbeiterzeitung" nimmt stillschweigend an, daß ein völlig selbständiges Polen niemals für die Mittelmächte eine Gefahr werden könnte. Was sie zu dieser Annahme berechtigt, sagt sie nicht, es wäre wohl auch schwer zu sagen. Die „Arbeiterzeitung" behauptet kalt lächelnd, unser Interesse an Kurland, Polen und Litauen sei nicht groß genug, um eine künftige Verfeindung mit Rußland zu begründen. Sie sagt aber wieder nicht, welcher Art unser Interesse an diesen Ländern ist und worin es sich äußern kann, beziehungsweise äußern müßte. Nun ist es aber für jeden Denkenden klar, daß folgende Möglichkeiten vorliegen, wenn nach Wunsch der russischen und der Wiener Bolschewiken diese Länder völlig selbständig über ihr Schicksal durch Volksabstimmung — was diese unter allen Umständen wert sein wird, weiß übrigens auch jeder Einsichtige — entscheiden: 1. Fall: Sie erklären sich, jeder einzeln, für völlig unabhängige Staaten. 2. Fall: Sie erklären mit Rußland in Verbindung bleiben zu wollen, sei es als dessen Provinzen oder als Teilstaaten eines etwaigen russischen Bundesstaates. 3. Fall: Ein Teil von ihnen wird selbständig, ein anderer schließt sich an Rußland an. 4. Fall: Ein Teil der neuen Staaten schließt sich an Rußland, einer an die Mittelmächte an. 5. Fall: Polen wird ganz selbständig, die anderen Länder treten zum Deutschen Reiche in engere Beziehungen, die wiederum sehr verschiedener Art sein können. 6. Fall: Polen schließt mit den anderen selbständig gewordenen Staaten einen engeren Bund. 7. Fall: Polen wird selbständig und schließt sich mit Litauen zusammen, während Kurland sich ans Deutsche Reich anschließt, ein Fall der sehr möglich wäre, zumal die Polen sicherlich alles daran setzen, Litauen von ihrem neuen Königreiche abhängig zu machen. Diese sieben nicht nur denkbaren, sondern sehr möglichen Fälle, deren Aufzählung keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit macht, können noch beliebig vermehrt werden. Jedenfalls aber zeigt schon die außerordentliche Mannigfaltigkeit der gegebenen Möglichkeiten, daß die Mittelmächte ein ebenso außerordentliches Interesse an der künftigen Gestaltung der Verhältnisse in den genannten Gebieten haben und es wäre sträflich, diese dem Zufalle von sogenannten unbeeinflußten Volksabstimmungen zu überlassen, denn, wenn sie von uns nicht beeinflußt oder nicht wenigstens beaufsichtigt werden, werden sie todsicher von anderer Seite nicht nur beeinflußt, sondern ganz einfach geleitet werden. Um dies nicht einzusehen, müßte man ein Kind oder zünftiger Diplomat sein. Nein, die Dinge liegen wirklich nicht so, daß nur ein vollständiges Gewährenlassen von seiten der Mittelmächte hier künftige Gefahren zu beschwören vermöchte. Ganz im Gegenteile; jetzt gilt es, auf der Wacht zu sein, denn nicht nur, daß die künftige Gestaltung der an unserer Ostgrenze zu schaffenden staatlichen Neuordnung die Keime aller möglichen feindlichen Machtverbindungen enthält, ist auch das demokratische Rußland — darin hat die „N. Z." recht, aber viel mehr recht als ihr selbst recht ist — unter allen Umständen eine Zukunftsgefahr, nicht zum wenigsten darum, weil heute niemand sagen kann, was in den

Ostdeutsche Rundschau
5. II. 1918

Der deutsche Kiebitz.

Vom Kiebitz ist es bekannt, daß er auf die Reinhaltung seines Nestes wenig Gewicht legt und es mit Vorliebe als Ablagerungsstätte für den eigenen Unrat benützt. Diese Eigenart hat ihm auch die Einreihung in die Gruppe der sogenannten Nestschmutzer eingetragen. Noch eine andere Eigentümlichkeit ist bezeichnend für ihn. Durch wenig kluges Geschrei und ein ganz merkwürdiges Getue versteht er es, zur ungeeignetsten Zeit die Aufmerksamkit auf sich und sein Nest zu lenken und die Feinde anzulocken. So wird er zum Verräter an sich und den Seinen, aber oft genug auch an seiner Umgebung, so daß er sich, abgesehen von den Düften seiner Behausung, bei seinen gefiederten Genossen nicht gerade der größten Beliebtheit erfreut.

Der traurige Ruhm des komischen Vogels scheint dem Abgeordneten Dr. Steinwender die Ruhe seiner Nächte geraubt zu haben, denn er bemüht sich nach Kräften, es ihm gleich zu tun. Scheinbar unterliegt Herr Dr. Steinwender dabei einer gewissen gesetzmäßigen Wiederkehr seines inneren Dranges, denn seit Jahren pflegt er um die Zeit hoher Festtage, wie zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, in den liberalen Blättern Wiens und, wenn es selbst diesen nicht gefällt, sich lächerlich zu machen, auf Gastrollen in Provinzblättern, wenn alle Stricke reißen, auch in der „Arbeiterzeitung" oder im „Abend" Wesen und Gehaben des interessanten Kiebitzvogels nachzuahmen. Diesmal hat er die „Grazer Tagespost" benützt. Dort schreibt er:

„Haben wir wirklich alles getan, was wir tun sollten und konnten, und waren es tatsächlich nur die slavischen Widerstände, die uns am Gelingen hinderten? Daß Tschechen und Slowenen einen anderen Staat wollen als wir, daß ihre Politik nicht nur deutschfeindlich, sondern auch gegen die äußere Politik des Staates, und zwar gerade in einem entscheidenden Momente gerichtet ist, daß es vergeblich ist, einer solchen slavischen Politik auch nur durch Stillschweigen nachzugeben, daß sie vielmehr als offener Feind erkannt und bekämpft werden muß, das ist sonnenklar. Diese slavische Politik kann bekämpft und unschädlich gemacht werden. Das genügt aber nicht; eine bessere Politik wird uns nicht von außen und nicht von oben geschenkt, eine solche müssen wir uns selbst machen. Die Bevölkerung ist mit uns unzufrieden, sie verlangt nach neuen Männern. Aber wenn die neuen Männer hineinkommen in die Pferche der alten Parteien, der überlebten Vorurteile und kleinlichen Streitereien, dann bleibt die deutschbürgerliche Politik in Oesterreich das, was sie bisher war, ein Jammer."

Wir verdanken die Kenntnis dieses Kiebitzschreies dem „Abend", der den Ausführungen seines Mitarbeiters Dr. Steinwender folgende Einbegleitung widmet, deren possierliche Albernheit wir unseren Lesern schon darum mitteilen wollen, weil wir ihnen ein wenig Heiterkeit in so ernster Zeit von Herzen gönnen.

„Hätten wir im Abgeordnetenhause eine große deutsche Partei, die sich ihrer Pflicht bewußt wäre, wir könnten über diese Frage zum Nutzen der Gesamtheit mit jener Sachlichkeit und Offenheit sprechen, die hier nottut. Denn das Schicksal der Länder, die künftig die Brücke zwischen uns und Rußland bilden werden, wird über das Schicksal der Deutschen Oesterreichs entscheiden. Herr Wolf, Herr Sylvester und wie die Herren alle heißen, scheinen der Meinung zu sein, daß es sich hier um slavische Angelegenheiten und nicht um eine hervorragend deutsche und vor allem eine Frage des allgemeinen Friedens handle. Wären sie nicht so unvernünftig, wie könnten sie zulassen, daß das Parlament nach Hause geschickt wurde und die freie Presse geknebelt wird! Einige kommen jetzt zur Besinnung, was da für Zerstörungen angerichtet wurden. Herr Steinwender schwingt sich in der „Tagespost" zu folgenden Selbsterkenntnissen auf."

Der „Abend" beschließt die Kritik an seinem jüngsten Mitarbeiter, indem er an den gichtischen Jammer Dr. Steinwenders anknüpft, um ja keinen Zweifel an der eigenen südischinternationalen, rabiat sozialdemokratischen Gesinnung aufkommen zu lassen, folgendermaßen:

„Ja, es ist wirklich ein Jammer. Ein Jammer besonders, weil die Erkenntnis zu spät gekommen ist. Die Würfel fallen jetzt und die deutschen Maulhelden haben das leere Nachsehen."

Dr. Steinwender erweckt also wieder einmal — diesmal zur Abwechslung im Fasching — Reu' und Leid. Er klopft dabei an die Brust, aber nicht an die eigene, sondern tut so, als wäre alles politische Geschehen auf seiten der Deutschen ohne ihn und gegen ihn vor sich gegangen. Dabei stellt er sich so an, daß naive Gemüter glauben könnten, er, Dr. Steinwender, lasse sich nun aus lauter Disziplin dazu herbei, den Grundsatz „Mitgehangen, mitgefangen" auch auf sich selbst anzuwenden. Dort, wo er nämlich von seinen ureigensten Fehlern sprechen sollte, gebraucht er das Wörtchen „wir", um den Anschein zu erwecken, als ob es sich um Handlungen und Unterlassungen aller deutschen Abgeordneten oder wenigstens einer Mehrheit drehe, der er, Doktor Steinwender, sich gefügt hätte. Wer die Dinge aber nur einigermaßen kennt und vor allem die parlamentarischen Vorgänge an Hand der stenographischen Protokolle des Reichsrates verfolgt hat, die ungekürzten Berichte über die Ausschußberatungen zur Hand nimmt und die Veröffentlichungen des seligen Deutschen Nationalverbandes sowie der von Dr. Steinwender ausgebrüteten, nunmehr auch entschlafenen Arbeitsgemeinschaft mit den Verlautbarungen der deutschen Parteien vergleicht, wird nicht umhin können, zuzugeben, daß die Mehrheit der deutschen Abgeordneten immer wieder der Führung des Dr. Steinwender unterlegen ist und daß er auch gegen den Willen und Beschluß der deutschbürgerlichen Abgeordneten, allerdings im Bunde mit Sozialdemokraten und verschiedenen slavischen Parteien, sowie es ihm gerade paßte, seine oft mehr als krause Politik mit Gewalt durchgesetzt hat. An Warnern, namentlich aus dem deutschradikalen Lager, fehlte es nicht. War also die Politik der Deutschen schlecht, so ist das vor allem seiner offenen und versteckten „Führung" zuzuschreiben.

Jedenfalls steht es gerade Herrn Dr. Steinwender sehr übel an, über die deutschen Parteien loszuziehen und von dem deutschen Jammer zu reden; denn gerade er müßte sich recht katzenjämmerlichen Gefühlen hingeben, wenn er bedenkt, was er im Laufe der Jahre den Deutschen an Schaden zugefügt hat, nicht nur, indem er jede völkische Politik zu durchkreuzen versuchte, sondern auch, indem er bald mit Italienern, bald mit Slaven liebäugelnd jede Taktik unmöglich gemacht hat. Wenn er jetzt mit dem billigen Schlagworte von der Einheitspartei jongliert, so erinnere er sich gefälligst daran, daß er bis jetzt noch jede deutsche Partei, der er sich angeschlossen hat, durch sein unstetes Wesen zersprengt und in Mißkredit gebracht hat. Wir wollen nicht auf die Vereinigte deutsche Linke zurückgreifen, nicht seine volksparteiliche Vergangenheit streifen, sondern lediglich dabei bleiben, daß er es war, der den Deutschen Nationalverband unmöglich gemacht hat durch die beständigen Versuche, alle Abgeordneten des Verbandes zur Nachahmung seiner konfusen politischen Sprünge zu zwingen, die durch nichts besser bezeichnet werden, als durch den steten Wechsel seiner eigenen politischen Bekenntnisse. Hat er sich doch noch vor wenigen Monaten mit Stolz als Ultrareaktionär bekannt, um bald darauf ein ebenso offenes Bekenntnis zum Anarchosozialismus abzulegen. Auch sein Agrarierlum Hohenblumscher Richtung war nicht von langer Dauer; denn bald genug lag er in den Armen des Herrn von Wantz und fand keine Worte stark genug, um die Deutsche Agrarpartei zu brandmarken. Gewiß setzt aber allem die Krone auf, daß er noch als Mitglied der Deutschen Agrarpartei der geistige Urheber der berühmten Arbeitsgemeinschaft wurde, in die er alle übrigen deutschen Abgeordneten hineinzupressen versuchte, um die deutsche Politik voll zu beherrschen. Als er auch diesen Karten in den Sumpf geführt hatte, sprang er mit kühnem Satz in die Agrarpartei zurück, die den angeblich reuigen Sünder wieder aufgenommen hat, ob zu ihrem Heile, das zu untersuchen, ist nicht unsere Sache. Den Zickzacklinien, in denen sich Herr Dr. Steinwender sozusagen im Kreise bewegt, zu folgen, war den übrigen deutschen Abgeordneten nicht in jedem Falle möglich und darum findet er, daß ihre Politik schlecht war, und er gießt, sagen wir, seinen Zorn über alle. Nur in einem ist sich Herr Dr. Steinwender gleichgeblieben: in seinem lächerlichen Grimme gegen alles, was deutschradikal heißt oder von deutschradikaler Seite kommt. Das ist psychologisch begreiflich; denn gerade die Deutschradikalen haben Grundsätze und sie sind daher für Dr. Steinwender, den Mann der Grundsatzlosigkeit in allen Dingen, ein erhebliches Hindernis, wenn er sich in gichtischer Laune etwas in den Kopf gesetzt hat, um es eine Zeitlang zu verfolgen und dann beiseite zu schieben, wie ein Kind, das seines Spielzeuges müde geworden ist. Ist diese Erscheinung einmal bei ihm eingetreten, dann pflegt er zu raunzen und so sind seine Kiebitzschreie auch jetzt wieder ein Vorbereitung für eine baldige Wandlung.

Kölnische Zeitung
15./I. 1918
15
96

Was lehrt uns der Krieg?

5 Essen, 15. Januar.

Allenthalben wird die Forderung laut, daß unsre führenden Männer in verantwortlichen Stellen im politischen und wirtschaftlichen Leben mehr als bisher aus ihrem Wissen und ihren Erfahrungen dem Volke Aufklärung geben und zu weiterm Denken anregen. Auf wirtschaftlicher Seite hat die Firma Krupp in Erfüllung dieser vaterländischen Pflicht die Probe aufs Exempel gemacht. An zwei Abenden hat das Mitglied des Kruppschen Direktoriums Finanzrat Hauß im großen Saale des Essener Städtischen Saalbaus vor einer zahlreichen Zuhörerschaft aus allen Kreisen der Kruppschen Werksgemeinschaft Vorträge über das Wesen und die Bedeutung des Krieges gehalten. Es war der Niederschlag dessen, was solche Männer während des Krieges erfahren und gelernt haben. Es ist im Rahmen einer an Papier- und Raumnot schwer leidenden Tageszeitung nicht möglich, ein vollständiges Bild der an den beiden Abenden gebotenen Fülle von Erfahrungen und Lehren zu geben. Eine wünschenswerte Drucklegung der beiden Vorträge würde weiten Kreisen Gelegenheit geben, sich mit diesen Aufklärungen zu befassen. Auch der politisch oder wirtschaftlich in andern Lagern Stehende kann an solchen Lehren der Erfahrung nicht vorbeigehen. An dieser Stelle seien nur einige Ausführungen herausgegriffen.

Ausgehend von den Tatsachen der Geschichte und der Geographie, von dem Gedanken, daß Volk und Land erst die Einheit des Vaterlandes darstellen, schilderte Finanzrat Hauß, wie Deutschland, in der Mitte Europas gelegen, fast immer der Amboß gewesen ist, auf dem die Weltgeschichte geschmiedet wurde. Der Kampf, der heute tobe, werde darüber entscheiden, ob wir wieder Amboß seien oder den Weg weitergehen würden, auf den Bismarck das deutsche Volk geführt. An ein Bild über die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten schloß sich folgende Darstellung der schweren Gefahren besonderer Art, die sich aus unsern derzeitigen Grenzverhältnissen ergäben:

Die heutigen Verkehrsmittel gestatten die schnelle Aufstellung gewaltiger Heere. Dies und die vorgeschrittene Waffentechnik bedingen einen so großen Bedarf und Verbrauch an Kriegsmaterial aller Art, vor allem an Munition, daß es unmöglich ist, diesen Bedarf schon in Friedenszeiten für eine längere Kriegsdauer bereitzuhalten. Es muß also mit Kriegsausbruch die Fabrikation sofort auf den erhöhten Kriegsbedarf eingestellt werden. Diese kann dauernd nur im Gange bleiben, wenn die erforderlichen Mengen an Kohle, Eisenerz usw. regelmäßig anrollen. Dies setzt für Deutschland wiederum voraus, daß der regelmäßige Betrieb seiner Zechen und Gruben vom Feinde nicht unterbunden wird. Das alles ist ernsthaft nicht zu bestreiten. Wie steht es nun aber bei uns mit diesen Dingen? Gewiß haben wir in diesem Kriege bisher keine ernstliche Störung durch den Feind gehabt. Aber wenn wir die Sache beim rechten Licht betrachten, so dürfen wir uns dabei für die Zukunft nicht beruhigen. Denn die Unversehrtheit unsers Kohlen- und Erzbesitzes haben wir heute nicht bloß unsrer energischen Heerführung zu danken, die zu Anfang den Krieg rasch in Feindesland hineintrug, sondern vor allem der Unerfahrenheit unsrer Gegner, die damals nicht wußten, welchen unermeßlichen Schaden sie uns zu Beginn des Krieges an diesen Gütern hätten zufügen können, einen Schaden, der uns vielleicht rasch die endgültige Niederlage gebracht hätte. Man konnte eben damals an solche Entwicklung ins Riesenhafte nicht denken, heute weiß man's aber. Das Kohlen- und Industriegebiet an der Saar liegt kaum 50 Kilometer von der Grenze entfernt. Der französische Vormarsch im August 1914 kam ihm bedenklich nahe. Unsre Lothringer Erzbergwerke liegen westlich der Linie Metz—Diedenhofen, unmittelbar an der Grenze, und der Feind hätte die oberirdischen Anlagen am ersten Kriegstag durch Fernfeuer mit schwerem Geschütz völlig zerstören können. Der Betrieb der Gruben wäre dann auch ohne feindliche Besetzung auf viele Monate unmöglich und die Munitionserzeugung, die wesentlich auf das hier geförderte Erz angewiesen ist, bald völlig ungenügend geworden. Das rheinisch-westfälische Industriegebiet mit seiner Hüttenindustrie und seinen reichen Schätzen an Kohle, das über den Rhein hinübergreift und sich immer mehr nach Westen ausdehnen wird, liegt so nahe an der belgischen Grenze, daß ein feindliches Belgien, in dem die englisch-französischen Heere aufmarschieren oder die feindlichen Flugzeuge aufsteigen können, die größte Gefahr für dieses Gebiet und damit für die Sicherheit unsers Vaterlandes bildet. Ebenso liegt das oberschlesische Kohlenrevier mit seiner Hüttenindustrie unmittelbar an der russisch-polnischen Grenze. Es war durch den russischen Vormarsch Ende Oktober 1914 schwer gefährdet. Mitten im Lande aber, im Herzen Deutschlands, da suchen wir leider vergeblich nach solchen Bodenschätzen, und wenn auch Munitionsfabriken in das Land hineinverlegt werden können, so bleiben sie doch abhängig von der Zufuhr jener Roh- und Betriebsstoffe und sind zum Stillstand verdammt, wenn die Zufuhr ausbleibt. Denn auch hier können genügende Vorräte für längere Kriegsdauer nicht gehalten werden.

Danach kann jeder sich selbst ein Urteil darüber bilden, welche Folgen das für Deutschland haben müßte, wenn wir aus diesem Kriege mit den alten Grenzen, oder besser gesagt, mit dem alten Machtbereich hervorgingen, wenn der Status quo ante wieder hergestellt, wenn wir auch in Zukunft überall da, wo dies 1914 der Fall war, an Feindesland stießen. Wie würden der Franzose und der Engländer alles gegen diese schwachen Stellen in unsrer Rüstung vorbereiten, um im Falle des Konflikts, womöglich noch vor der Kriegserklärung, hier durchzustoßen und uns sofort den tödlichen Schlag zu versetzen! Zum zweiten Male würden sie sich diese Möglichkeit gewiß nicht entgehen lassen. Man hat Deutschland oft mit einer großen Festung verglichen, die jetzt belagert wird. Leider sehen wir jetzt, daß es eine von Natur ganz verkehrt gebaute Festung ist, deren wichtigsten Teile am äußersten Umfange liegen, und so dem ersten feindlichen Anprall ausgesetzt sind. Heller Wahnsinn wäre es, wenn wir jetzt nicht die äußerste Kraft anspannten, um diesen verhängnisvollen Fehler in der Konstruktion unsers Reichshauses zu beseitigen, und das Herz unsrer Reichskriegsmaschine — denn das sind die Kohle und das Erz — besser zu schützen. Es handelt sich ja auch nicht allein um die Munitionsfabriken; alle Räder stehen still, wenn wir keine Kohle haben. Wie eine Festung eines weiten Glacis bedarf, so müssen wir unsern Machtbereich vorschieben, damit diese wichtigen Gebiete der feindlichen Einwirkung möglichst weit entrückt werden, damit wir selbst in ihrem Vorland aufmarschieren und den Feind verhindern können, sofort vom Glacis aus die eigentliche Festung anzugreifen.

Betrachten wir auch die Wirkungen der heutigen und der künftigen Kriege. Frankreich überwand die Niederlage von 1870 in erstaunlich kurzer Zeit, und unser Vaterland kam selbst nach dem furchtbaren Dreißigjährigen Kriege wieder in die Höhe. Die Staaten

---

wurde, der Prediger sagte, daß sie keinen leichten Gang gingen, sondern daß Hunger und Kälte, Schmerz und Tod ihrer harrten, da erbebten wohl die Verwandten, aber aus all den jungen Augen leuchtete nur ein entschlossenes: und wenn auch, mögen sie doch kommen!

Bei frühstem Morgengrauen sollte die Ersatzschwadron verladen werden. Erster Herbstnebel lag grau und schwer über der schlafenden Stadt. Durch die noch leeren dunkeln Straßen hallte der Hufschlag nahender Pferde auf dem feuchten Pflaster, lange ehe etwas von ihnen zu sehen war. Plötzlich tauchte gespensterhaft der graue Zug auf, schon dicht an dem Gasthaus. Drunten in der Haustür standen schon wartend die Verwandten der Ausrückenden. Die schlossen sich nun dem Zuge an. Da waren Mütter, die, neben dem Pferde schreitend, ihres Sohnes Hand hielten, Väter, Schwestern, die Körbe voll Eßwaren, Päckchen letzter Erinnerungsgaben trugen. Großmama wollte auch so neben dem Enkel mitgehen, hatte sich aber doch, auf Zureden aller Bekannten, bequemen müssen, in einem Wagen zu folgen.

Auf dem Bahnhof dann, in dem sich senkenden Nebel, ein Gewühl von Pferden und grauen Gestalten, das zuerst unentwirrbar schien und sich dann doch rasch ordnete. Je sechs Mann und sechs Pferde in jeden der bekränzten Waggons. Die Pferde zu drei und drei an den beiden Schmalseiten stehend, mit den Köpfen nach der Mitte, wo Reiter, Sättel, Satteltaschen und Eßkörbe verstaut waren. — Mit fünf Freunden von der Prima, gleich ihm als Fahnenjunker eingetreten, war der jüngste Enkel untergebracht. An der offenen Schiebetür stand er, und Großmama steckte ihm Rosen an, wie es alle Mütter taten. „Keine Bange, Großmama", sagte er, „wir werden's schon schaffen." — Großmama aber bangte gar nicht gerade darum.— Doch nun kam der zurückbleibende Wachtmeister, der die ausrückende Ersatzschwadron, unter viel Schimpfen und Fluchen, in den wenigen Wochen mühsam ausgebildet hatte, noch einmal den Zug entlang gelaufen. In jeden Wagen steckte er revidierend den breiten, roten Kopf, auch in den der sechs

Vossische Zeitung
19./I. 1918.

103 19

Mitteleuropa und Rußland.

Von

D. Fr. Naumann,

Mitglied des Reichstags.

Wenn Mitteleuropa mit der russischen Ostmacht Frieden schließt, so fehlt dabei zurzeit eine sichere anerkannte Vertretung des russisch-slawischen Großstaates. Das alte Regiment der Zaren ist zerbrochen, und man wird kaum annehmen, daß es in absehbarer Zeit wieder aufsteigt. Aber selbst, wenn man an sein Wiederkommen glauben sollte, so ist es gegenwärtig nicht vorhanden. Jede Revolutionsregierung aber gleicht nur einem Büro von Rechtsanwälten, die eine Konkursmasse vorläufig zu vertreten haben, bis man wieder zu dauernden Besitz- und Rechtsverhältnissen gelangt ist. Bei keiner dieser provisorischen Regierungen ist ein gesichertes Geschichtsgefühl für die neuen Lebensbedingungen des von ihnen vertretenen Riesenkörpers vorhanden. Wie sollte das auch möglich sein? Die allerersten Grundsätze des östlichen Zukunftsstaates sind ja noch strittig. Soll er ein moskowitischer Einheitsstaat sein oder ein Staatenbund? Soll er ein gigantischer Kleinbauernstaat sein oder ein imperialistischer Unternehmerstaat? Wird er Militärstaat sein oder eine Friedensrepublik? Niemand kann diese Grundfragen heute beantworten. Darum aber ist es auch für die Vertreter Mitteleuropas so schwer, eine sichere Einheitsidee über das zu gewinnen, was sie im Friedensschlusse erstreben sollen. Es versteht sich von selbst, daß beispielsweise die militärische Betrachtungsweise der Grenzstaaten von sehr verschiedener Bedeutung ist, je nachdem ein künftiger russischer Militarismus als möglich vorausgesetzt wird oder nicht. Ebenso ist es klar, daß die Handelspolitik verschiedene Wege einschlagen wird, je nachdem das neue Rußland sich mehr bäuerlich oder industriell entwickeln will. Und was die mitteleuropäische Stellung gegenüber den betrübten Resten des früheren russischen Finanzwesens anlangt, so wird es einen grundlegenden Unterschied machen, ob Rußland in französisch-englisch-amerikanischer Umschlingung bleibt oder nicht. Sollen wir den russischen Staatsbankerott wünschen oder nicht, und wie sollen wir ihn wünschen? Können wir uns Mitteleuropäer als die künftigen Bundesgenossen unserer heutigen östlichen Gegner ansehen oder nicht? Ueber alle diese Fragen müßte Mitteleuropa schon eine Meinung haben, um jetzt richtig handeln zu können. Eine derartige Meinung aber entsteht nicht bei eiligen Diplomatenzusammenkünften, kann auch nicht von irgendeinem Beauftragten in stiller Stube ausgearbeitet werden, sondern setzt inneres Zusammenleben der maßgebenden Personen voraus. Daran aber scheint es aus vielerlei Gründen noch zu fehlen. Die Minister aller verbündeten Staaten wechseln, die Ideen kommen und vergehen wie Wolken, und es fehlt, wie wir schon sagten, die Stelle, das Amt, das über mitteleuropäische auswärtige Politik grundsätzlich zu denken hat. In späteren Aufsätzen werden wir nochmals über die Möglichkeit eines solchen Amtes reden, hier genügt es anzudeuten, wie unsicher in gewissen Zeitpunkten unsere verbündete Gruppe sein kann, solange sie auf gemeinsame Ideenarbeit verzichtet.

Aber nehmen wir einmal an, wir besäßen ein einheitliches mitteleuropäisches amtliches Denken gegenüber den östlichen Problemen, so würde uns schon dieses allein zwingen, unseren gegenseitigen mitteleuropäischen Zusammenschluß klarer und enger zu machen, denn im gewaltigen Rätsel des künftigen Rußland liegen zugleich auch unsere Militärfragen, Handelsfragen und Kulturfragen eingeschlossen.

Es werden nach dem Kriege alle Staaten (vielleicht mit Ausnahme der Vereinigten Staaten und Japans) sehr bereit sein, ihre Kriegslasten in der von Graf Czernin angedeuteten Weise zu erleichtern, und überall wird aus finanziellen und moralischen Gründen der Versuch des Pazifismus viel ernster gemacht werden als bisher. Im Grunde aber ist für uns das pazifistische Problem eine russische Frage. Können wir eine Garantie dafür haben, daß die zahlreichen Millionen Menschen des künftigen russischen Staates oder Staatenverbandes sich mehrere Menschenalter

Westungarischer - Grenzbote.
20. I. 1918

Wiener Brief.

(Streik und Krawalle.)

—, 17. Jänner 1918.

Seit vielen Wochen wissen wir, daß die Gemeinde Wien, die für mehr als 2 Millionen Einwohner und eine große Zahl von sogenannten Flüchtlingen, die der Hauptstadt im Pelz sitzen, zu sorgen hat, über keine genügenden Vorräte verfügt. Vergeblich hat sie an die Regierung appelliert, ihre Warnungen sind umsonst gewesen. Und so schritt man zur Herabminderung der zuzuteilenden Lebensmittel. Alle Welt wußte, daß darin eine Gefahr lag, daß das überreizte, des Krieges müde Volk, sich nicht alles würde bieten lassen. Aber es scheint, daß die Hindernisse, die der gleichmäßigen Beteiligung der Selbstversorger und der Verbraucher entgegen standen, nicht zu überwinden waren, oder daß man die Lage „oben" noch immer falsch beurteilte. Und so wurden die ersten Lebensmittelkrawalle heraufbeschworen, die leider auch einen starken politischen Einschlag erhalten haben.

Es ist ja wahr, daß die materielle Lage der breiten Massen anfängt, unerträglich zu werden, es fehlt an den Notwendigsten für sie und jetzt hat man auch die Mehlzuweisung auf das äußerste beschränkt. Man gab uns zuerst ein Kilogramm Mehl für die Person und die Woche. Vor einiger Zeit setzte man uns auf ein halbes Kilogramm und jetzt auf ein Viertel. Das schlug dem Faß den Boden ein, die Frauen lärmten, die Arbeiter stellten die Arbeit ein. Und zwar in all jenen Betrieben, die mit militärischen Aufträgen bedacht sind, wurde zuerst gestreikt. Man setzte den Hebel sachgemäß an der empfindlichsten Stelle an. Dieser Streik aber dehnt sich über ganz Niederösterreich aus, er beschränkt sich nicht auf Wien und er schädigt das Reich, er entzieht der gemeinsamen Armee den Zufluß an Munition. Im Bezirke Favoriten in Wien gab es große Krawalle und selbst im Zentrum der Stadt, auf der Ringstraße, wurde von unkontrollierbaren Elementen arger Unfug getrieben. Die Zeitungen sind in ihren Berichten sehr zurückhaltend, die Zensur läßt nur wenig durch. Auch wird man ja wahrscheinlich alles aufbieten zur Beruhigung der Massen, die gerade zu dieser Zeit höchst unerwünscht ist.

Leider muß festgestellt werden, daß die sozialdemokratische Parteileitung die unzweifelhafte Notlage und Verstimmung der Massen für ihre besonderen Zwecke redlich oder vielmehr unredlich ausgenützt hat. Sie veranstaltete am Sonntag Versammlungen, in denen sie viel weniger vom Brot als von ihren politischen Forderungen sprach. Sie fiel unseren Friedensunterhändlern in Brest-Litowsk ganz einfach in den Rücken, sie forderte stürmisch den Frieden um jeden Preis, ohne Gebietszuwachs, ohne Kriegsentschädigung und wie die üblichen Schlagworte heißen. Wenn man es ganz unumwunden aussprechen will, muß man sagen: die sozialistischen Juden in Wien kamen ihrem Genossen Bronstein-Trotzki kräftig zu Hilfe. Sie machten die Forderungen unserer Feinde zu den ihrigen. Daß man ihnen gerade jetzt durch die Kürzung der Mehlzuweisung eine Handhabe bot, mit der sie ihre politischen Forderungen bemänteln konnten, das ist eine jener großen Dummheiten, wie sie in diesem Kriege so zahlreich begangen wurden. Es hätte während der Verhandlungen an der russischen Front in unserem Hinterland unter allen Umständen Ruhe gehalten werden müssen. Niemals hätte man dulden dürfen, daß den Bolschewiken bei uns Helfer erstehen.

Wir können nicht feststellen, wo die Schuld der berufenen Faktoren anfängt, wo die Unfähigkeit und Schlamperei. Man redet sich heute auf Ungarn aus und auch auf die tschechischen Bezirke von Böhmen, wo nicht mit dem gehörigen Nachdruck requiriert worden wäre. Ja, warum geschah das nicht? Der Abt des Marienbader Stiftes hat vor Monaten laute Klage im Herrenhaus dagegen erhoben, daß in einzelnen Bezirken Böhmens gehungert werde und in den anderen Ueberfluß herrsche, daß bei den Tschechen noch große Mengen von Lebensmitteln für die Gesamtheit zu haben wären. Man tat nichts. Die „technischen Schwierigkeiten" waren angeblich zu groß. Wir kennen diese technischen Schwierigkeiten! Nun, wenn der Staat ohnmächtig ist gegenüber den Tschechen, dann gebe er seine Aspirationen als Großmacht auf und bescheide sich mit einer minderen Rolle. Aber wir sind überzeugt, daß die Unfähigkeit der Verwaltung und die Schlamperei einen größeren Anteil an diesen Zuständen haben als die Furcht vor den tschechischen Maulmachern.

Diese Unfähigkeit offenbart sich ja am krassesten gegenüber dem Schleichhandel, dem Wucher mit Lebensmitteln. Es steht für jeden, der offene Augen hat, fest, daß es denen, die das nötige Geld haben, an nichts fehlt. Das Mehl, das man dem Volke so karg zumißt, ist vorhanden, jedes „bessere" Haus hat seinen Bedarf gesichert und es bezieht außerdem die Quote, die amtlich allen zugewiesen wird. Bis zu 15 Kronen wurden für ein Kilogramm Mehl bezahlt und auch mehr. Ebenso für Zucker und andere notwendigen Lebensmittel. Man deutet mit Fingern nach den Händlern, sie sind allen als zahlungsfähige Leute bekannt. Es ist einfach ein Skandal, wie alle Welt zum Besten gehalten werden darf durch einen beispiellosen Wucher. Man zahlt für ein Ei eine Krone und ist froh, daß man es bekommt. Für Fett 50 Kronen. Ob man es von einem Juden, einem Fleischhauer oder einem Tapezierer bezieht, ist gleichgültig. Alles wuchert, alles schwindelt und betrügt, alles stiehlt wo es kann. Recht und Gesetz, Treu und Glauben, jeder Anstand ist dahin — der lange Krieg hat alles zermürbt und brüchig gemacht in den Menschen, die erkannt haben, daß niemand sie schützt, daß die Verwaltung des Staates an allen Ecken und Enden versagt. Jeder hilft sich wie er kann, der Egoismus ist zur höchsten Entfaltung gekommen und die Schädigung unserer Kultur durch diesen Krieg ist gar nicht abzumessen. Er wirft die Menschheit um ein Jahrhundert zurück in ihrer moralischen Entwicklung.

Sicherlich ist es nirgends besser als bei uns, aber man sieht überall eine starke Autorität, die sich im Hinterland geltend macht und den Völkern ihren Willen aufzwingt. Bei uns sieht man nur Schwäche und Unfähigkeit, Schlamperei und Uneinigkeit. Unsere braven Soldaten haben den Krieg gewonnen, unsere Verwaltung des Hinterlandes wird ihn verlieren.

Die Wiener Mehl-Krawalle hätten nicht stattfinden dürfen. Eine voraussichtige Verwaltung hätte wissen müssen, daß es eine Partei gab, die auf der Lauer lag nach einem Anlaß, um sich zur Geltung zu bringen und das Ohr der Massen zu gewinnen. Die bodenlose Dummheit, während unserer Friedensverhandlungen so etwas zu riskieren, wie die Kürzung der Mehlquote, ist kaum noch zu überbieten.

Die Schmach der Wiener Sozialdemokratie ist aber auch auf ihrem Gipfel angelangt. Sie ging ungeheilt aus diesem Kriege hervor, sie blieb so international wie sie gewesen. Die polnischen Sozialdemokraten sind in den Polenklub eingetreten, die tschechischen haben sich zu ihrem Volke gefunden, die Wiener Sippe aber, die leider deutsch genannt werden muß, blieb jüdisch-international gerüstet, sie geht heute mit dem Weltbeglücker Trotzki, anstatt mit den heimatlichen deutschen Parteien und wird sich morgen wieder mit Franzosen und Italienern verbünden. Viel zu früh ist kürzlich Engelbert Pernerstorfer gestorben, der auch noch ein Wort zu sagen hatte in der Partei der Wiener Bolschewiken, die jetzt ganz dem Viktor Adler ausgeliefert ist, dessen Sohn bekanntlich den Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh erschoß. Pernerstorfer, der als Sozialist auch einer der Vizepräsidenten des Reichsrates war, hat immer auf die Gelegenheit gewartet, eine Annäherung zwischen seinen Genossen und den deutschen Parteien herbeizuführen, jetzt ging er dahin und die Gelegenheit, die er vielleicht versäumte, kommt wohl sobald nicht wieder, seine Partei treibt weiter im internationalen Fahrwasser.

Das arme Volk! Es wird immer betrogen. Gestern noch glaubte es wegen der Mehlkürzung zu krawallisieren, heute aber verkündet die sozialdemokratische Parteileitung die Bedingungen, unter denen die Arbeit in den lahmgelegten Betrieben wieder aufgenommen wird. Und Punkt 1 fordert kategorisch einen Friedensschluß ohne Landerwerb und ohne Entschädigung mit den Russen, weitestes Entgegenkommen gegenüber den Bolschewiken und freimütige Berichterstattung über die Verhandlungen, damit jeder Schmock hineinreden kann. Auch Punkt 3 und 4 sind politische Bedingungen, nur Punkt 2 berührt das Ernährungswesen.

Ein Gutes hat dieser Handstreich: Man wird auswärts den politischen Humbug sehen und erkennen, daß es mit dem „Hunger", auf den die Feinde als Bundesgenossen zählen, noch lange nichts ist.

Tägliche Rundschau
22./I. 1918.

105 22

Die Stimmung in Oesterreich.

Es ist der Presse nicht gestattet, über gewisse Vorgänge zu sprechen, die in Oesterreich in den letzten Tagen gespielt haben. Der Kernpunkt all dieser Dinge ist die Friedensfrage, die Stellung zu Deutschland. Wie der Stand der Ereignisse gewesen ist, ergibt sich aus folgender Nachricht, die der „Berl. Lok.-Anz." jetzt bringt:

Private Nachrichten, die über die Lage in Wien hier (in Berlin) eingelaufen sind, besagen, daß die Lage sich dort wesentlich gebessert hätte. Es heißt, daß die dortigen Zeitungen, die in den letzten Tagen nicht gedruckt worden waren, jetzt wieder erscheinen. Auch wird versichert, daß der größte Teil der streikenden Arbeiterschaft die Arbeit wieder aufgenommen hat. Die Stimmung beruhige sich zusehends.

Diese Nachricht besagt dem Unkundigen schon sehr viel, noch mehr aber lassen die Reden erkennen, die in Wien von den Sozialdemokraten und Pazifisten gehalten worden sind. Da „Vorwärts" und „Berl. Tgbl." sie zum Zwecke des Druckes auf die deutsche Regierung weiter verbreiten, seien sie an unsere Leser weitergegeben, die aus ihnen zu erkennen in der Lage sind, wie weit die Beziehungen zwischen Deutschland und der Donaumonarchie gediehen sind, welches Ergebnis die Politik unserer Demokraten gezeitigt hat, Deutschland als das Friedenshindernis, als den Kriegsverlängerer hinzustellen. Welche wundersame Rolle österreichische Politiker dem Habsburger Reiche Deutschland gegenüber zugedacht haben, zeigte vor etlichen Tagen die Aeußerung eines österreichischen Politikers in der „Neuen Zürcher Zeitung", das deutsche Volk solle „nicht ohne Zutun österreichisch-ungarischer Einflüsse" von der „junkerlich-schwerindustriellen Kaste" befreit, Oesterreich solle „das Gegengewicht gegen preußisch-militaristische Pläne bilden", und zugleich versicherte der Politiker, daß Oesterreich-Ungarn nicht Verhandlungen mit Rußland angeknüpft habe, um Deutschland freie Hand nach dem Westen zu verschaffen. Und als General Hoffmann neulich in Brest-Litowsk gegen den Ton der Russen protestierte und ihnen vor Augen führte, wer der Sieger sei, gab die „Neue Freie Presse" in Wien ihrer Mißstimmung Ausdruck, indem sie die Erklärungen Hoffmanns lediglich als die eines Soldaten zu charakterisieren und abzuschwächen suchte, „dem nach seinem Berufe die Machtverhältnisse vorschweben und der als Generalstabschef für den Osten einen Mangel an Vorsicht bei der Räumung auch persönlich zu büßen hätte". Der österreichische sozialistische Parteiführer Dr. Viktor Adler, der Vater des Mörders des Grafen Stürgk, hat nun, wie aus dem „Vorwärts" ersichtlich, diesen Faden weitergesponnen und sich in Angriffen gegen die deutsche Oberste Heeresleitung und ihren Vertreter, den General Hoffmann, in Brest-Litowsk ergangen, also gegen dieselben militärischen Führer Deutschlands, durch deren Hilfe Oesterreich von einer größeren Russeninvasion verschont blieb und die Italiener zurückgedrängt wurden. Herr Adler sagte u. a.:

„Wir können nicht schweigend zusehen, wie ein paar Herren in Brest-Litowsk ihre Politik, vielleicht die Politik anderer machen und das Schicksal der Friedensverhandlungen vielleicht gegen den Willen der österreichischen Friedensunterhändler aufs Spiel setzen."

Adler sagte dann:

„Es kann nicht zugegeben werden, daß die Abgeordneten stumm sind und aus den Zeitungen erfahren müssen, daß ein General auf den Tisch schlägt, mit dem Säbel gerasselt wird und der Friede in Gefahr kommt. Bei der Politik ist weder das österreichische noch das deutsche Oberkommando notwendig.

Ueber die Vorgänge in Oesterreich selbst, die in den letzten Tagen stattfanden, sagte Dr. Adler nach dem „Vorwärts":

„Mit den Versuchen der Verschweigungen und Verschleierungen möge man endlich aufhören. Es geht nicht an, daß man in den Zeitungen liest, was in England, Frankreich, Deutschland und Rußland vorgeht, dabei aber über Oesterreich nichts erfährt. Hat man ja sogar ernsthaft versucht, die gegenwärtige Ausstandsbewegung in Wien und Niederösterreich, von der jedermann weiß, in den Zeitungen zu unterdrücken. Durch das Totschweigen solcher Dinge müssen die abenteuerlichsten Gerüchte entstehen. Es geht nicht an, die ohnehin schwierige Lage durch die Zensur noch zu erschweren."

Herrn Adlers Vorstoß gegen den deutschen Bundesgenossen fand nach dem „B. T." Unterstützung bei dem deutschbürgerlichen Abg. Dr. Zenker, der nichts von der Kriegsverlängerung durch England, nichts von der Verschleppungstaktik Trotzkis weiß, dagegen alle Schuld bei Deutschland sucht. Man glaubt den „Vorwärts" reden zu hören, wenn der österreichische Parlamentarier äußert:

„Das Bürgertum will ebenso wie die deutsche Arbeiterschaft lediglich einen Frieden ohne Annexionen und würde sich gegen ein Scheitern der Verhandlungen mit allen Mitteln stellen. (!) Ich warne die Regierung, heute eine Klasse gegen die andere auszuspielen. Das deutsche Bürgertum hat nicht die Absicht, für den Gewinn von Riga den Krieg auch nur einen halben Tag weiterzuführen. Die Zugehörigkeit der Ostseeprovinzen zu Preußen ist auch für das deutsche Bürgertum kein Kriegsziel. Die kläglich gescheiterten Versuche in Wien „Siegfriedensversammlungen" abzuhalten, beweisen schon, wie ein durch und durch deutsches Bürgertum über diese Frage denkt. Ich warne davor, die Verhandlungen in Brest-Litowsk durch einen schnoddrigen Ton oder durch Säbelrasseln zu gefährden."

Also nach Herrn Dr. Zenker aus Wien wird der Krieg um Riga willen weitergeführt, dem General Hoffmann, als dem Vertreter der Obersten Heeresleitung wird „schnoddriger Ton" zum Vorwurf gemacht. Ein Herr Dr. Ellenbogen, Wiener Demokrat, aber sagte:

„Der Ministerpräsident möge den Grafen Czernin darauf aufmerksam machen, daß die Situation eine Verzögerung des Friedens nicht vertrage. Es gehe auch nicht an, mit dem Säbel zu rasseln und zu schreien, daß man Sieger sei. In Brest-Litowsk tritt ein Gegensatz zwischen Politikern und dem Militär zutage. Nachdem die Mehrheit des Deutschen Reichstages und das österreichische Parlament in der Friedensfrage eine klare Haltung eingenommen haben, darf sich das nicht wiederholen, was in den Jahren 1866 und 1870 geschah, daß die Generale störend in die Verhandlungen eingreifen. Der Ministerpräsident möge diesen Wunsch des österreichischen Parlaments in Brest-Litowsk mitteilen."

Nach Dr. Ellenbogen sind wir dennoch nicht die Sieger oder, wenn wir es sind, müssen wir Herrn Trotzki versichern, daß mir die Unterlegenen seien! Der österreichische Minister Graf Toggenburg versuchte die aufgeregten Gemüter zu beruhigen, indem er den Grafen Czernin mit Herrn Braunstein, genannt Trotzki, verglich; beide hätten „vielle Aehnlichkeiten" und beide „bürgten" dafür, daß die Verhandlungen „gut gehen". „Gut" in welcher Richtung? Graf Toggenburg versicherte, Graf Czernin werde die Verhandlungen „überhaupt nicht scheitern lassen", sofern „nicht ganz unmögliche Dinge als Forderungen an ihn herantreten". Jedenfalls hat Herr Braunstein nach dieser Erklärung freie Hand. Von einem Protest gegen die Angriffe auf die deutsche Oberste Heeresleitung wird in dem Berichte über die Ausführungen des Ministers Grafen Toggenburg nichts mitgeteilt, nur der Christlich-soziale Dr. Mataja erhob Einspruch gegen die Reden der Adler und Konsorten.

Wir glauben, diese Zusammenstellung genügt.

Die Zeit
27. II. 1918

109

Alte Volksgartenerinnerungen.

Von Anny v. Newald-Grasse.

„Corti! I hau' dir a Kaffeehüttl!" sprach einst der leutselige Kaiser Franz I. zu dem stadtbekannten und beliebten Kaffeesieder Peter Corti. Und dieser verbeugte sich bis zur Erde vor dem gütigen Monarchen und sagte in seinem drolligen Italienisch-Wienerisch: „Wenn's Majestät befehl'n, ik übernehmen gerne die Hittl!"

Corti, zu Bergamo in der Lombardei, also als gut österreichischer Untertan, am 9. Februar 1781 geboren, war als vierzehnjähriger Bub, damals noch Pietro sich nennend, nach Wien gekommen und hatte seinem Tatendrang mit ungezählten, rasch erlernten: „Was schaffen S', Euer Gnaden?", Kaffeekannen balancierend und Hangerl schwingend, in verschiedenen Kaffeehäusern Nahrung geben können. Im Jahre 1803 übernahm der strebsame junge Lombarde, den die nach Mokka duftenden Lorbeeren eines Kolschitzki und eines Johann Jüngling (der im selben Jahre sein Haus Nummer 584 in der Jägerzeile bei der Schlagbrücke umbaute) nicht ruhen ließen, ein eigenes Geschäft in Schwechat. Dieser Ort scheint aber schon Anno dazumal von den Wienern, denen die Hochgebirge von Grinzing und Sievering und die diversen Schutzhütten, wie Knödel-, Rohrer- und Bieglerhütte, entschieden lieber waren als eine Ebene, wo „Platz für eine schöne Gegend ist", mit Grazie und Anmut gemieden worden zu sein. Corti zog es mit tausend Fäden nach der Residenz; er erwarb 1818 das Wiener Bürgerrecht und kaufte das Milanosche Kaffeehaus samt der stark besuchten Limonadehütte auf der Burgbastei. Dort hatte 1782 Kaiser Josef II. zur Belebung des Platzes Bäume pflanzen lassen, und der Kaffeesieder Milano vom Kohlmarkt hatte hier 1784 eine Filiale errichten dürfen und die Erlaubnis zur Abhaltung einer „Harmoniemusik" erhalten. Aber der Platz war eben Bastei und deshalb sehr beengt. Da die Promenierenden sich stets einförmig im Kreise bewegen mußten, hieß der Ort bei den maulfixen Wienern alsbald die „Ochsenmühle". Sie befand sich also auf der alten Burgbastei, vor dem „Spanier" genannten starken Bollwerk, etwa in der Gegend, wo heute der Rittersaal steht, der einst als vorspringender Teil der Burg die Nase geheißen wurde. Am 4. November 1809, bei der zweiten französischen Invasion, ließ Kaiser Napoleon den Burgravelin durch seine Artillerie in Trümmer schießen. Dies gab den Anlaß zu einer völligen Neugestaltung des äußeren Burgplatzes (damals auch der Paradeplatz genannt). Nun wurden bald auch die alten Basteimauern abgetragen, und damit verschwand auch die den Wienern lieb gewordene „Ochsenmühle", die solange den täglichen Erholungsort des eleganten Wien gebildet hatte.

Im Jahre 1817 wurde die „Limonadihütt'n" auf der Burgbastei abgerissen. Corti hatte unterdessen verschiedene Lokale innegehabt; so während der Kongreßzeit ein außerordentlich gut gehendes Geschäft im rechtsliegenden Erdgeschoß des Palais Fries, heute Pallavicini; links befand sich zur selben Zeit die Niederlage der kaiserlich königlichen Porzellanfabrik. Nach dem nicht immer ganz verläßlichen Kisch hätte Corti erst Ende der zwanziger Jahre im Palais Fries gehaust. Eine Zeitlang hatte er auch ein Lokal Ecke der Nagler- und Bognergasse. Das war zur Zeit der Kontinentalsperre. Während dieser schrecklichen, kaffeelosen Zeit sah man oft ganze Gruppen von kaffeelüsternen Menschen mit neidigen Augen und weit aufgerissenen Nasenlöchern vor diesem oder jenem Haus stehen, aus dem der starke, köstliche Duft des verbotenen, ach so schmerzlich vermißten Göttertrankes auf die Straße zog. Der findige Corti hatte allerhand Surrogate erfunden als Ersatz für den Kaffee, darunter einen famosen roten Würzwein. Die Frauen konnten sich aber an keines dieser „modernen" Getränke gewöhnen und wendeten sich lieber der gesunden Ziegenmilch mit „Holippen" zu.

Anno 1818 errichtete Corti auf der Löwelbastei an Stelle des bisher für die Zwecke des Hofes benützten, herrlich gelegenen Paradeisgärtchens, das sogenannte „obere" Kaffeehaus. 1819 wurde der äußere Burgplatz vollkommen geebnet, auf der einen Seite der Volksgarten, auf der anderen der Hofgarten vom Kanzleidirektor des Hofbauamtes Ludwig v. Remy angelegt. An Stelle des Volksgartens hatten sich bis dahin die starken Reste einiger alter Festungswerke und der alte, wüste Stadtgraben befunden. Und im Jahre 1822 baute nun der Hofbaurat Peter v. Nobile, dem durch kaiserliche Verordnung eine große Anzahl von Pionieren als Hilfsarbeiter beigegeben wurde, für Peter Corti das „untere" Kaffeehaus, einen „Salon" im schönsten Kolonnadenstil, einen halbkreisförmigen Rotundengang mit abgegrenztem Garten. Der neue Volksgarten wurde am 1. März 1823 um 4 Uhr nachmittags eröffnet, einige Monate vorher der Theseustempel vollendet und die herrliche Gruppe Canovas darinnen aufgestellt, die nach 67 Jahren dann aus dem wundervollsten Rahmen, den man sich denken kann — kein Mensch wußte eigentlich, warum —, entfernt wurde. Der den Minotaurus besiegende Theseus, für den der Vormärz einen eigenen Tempel erbaute, Theseus, der da die Hauptsache war, wurde durch seine Neuaufstellung als Treppenschmuck in einem ungeheuren Raum, der ihn erdrückt, zur Nebensache degradiert. Armer Theseus! Wenn wir an seine an Hindernissen und Schwierigkeiten reiche Ueberführung vom Volksgarten in das Kunsthistorische Museum denken, müssen wir konstatieren, daß sich der Heros wacker gegen den Abtransport gestemmt hat, den er, wenn wir nicht irren, sogar mit einem Arm- oder Beinbruch bezahlen mußte.

Das Cortische Kaffeehaus bildete einen auf drei Stufen stehenden, gedeckten Portikus, der an der der Burg zugekehrten Seite von 22 Säulen getragen wurde. In den sechziger Jahren wurde gegen die Ringstraße hin eine Wohnung für den Pächter angebaut. Es entstand dadurch ein kleines nettes Höfchen. Das Kaffeehaus hatte 1823 nur einen Eingang in der Mitte. Später wurden noch andere Eingänge geschaffen, wie denn auch im Laufe der Zeit eine zweite Musikerbühne, mit dem Hause durch einen ergänzenden Saalanbau verbunden, andere Zubauten, die letzten Veränderungen fallen in die Neuzeit, sowie die Dachumänderung dem lieblichen Kolonnadenbau ein anderes Profil verliehen. Aeltere Wiener werden sich mit Vergnügen an die sechs prächtigen großen Bilder, die die Wände des Saales schmückten, erinnern. Das waren die Bildnisse der Kaiser Franz I., Ferdinand I. und Franz Josef I., der Kaiserinnen Karolina, Maria Anna und Elisabeth.

Der neue Volksgarten wurde sofort nach seiner Eröffnung von den Wienern zum Vergnügungsort allerersten Ranges erhoben. Corti und seine Frau Franziska bemühten sich mit heißem Eifer, in ihrem „nett und adrett, wie aus einem Schachterl" gehaltenen Lokal durch aufmerksamste Bedienung und durch leckere kulinarische Darbietungen — dabei war alles nicht nur gut, sondern auch billig — das allerbeste Publikum anzuziehen. Die Cortis schauten sozusagen mit einem Auge auf das Geschäft, mit dem anderen sendeten sie ehrfurchtsvolle oder vertrauliche Grüße an ihre feudalen oder bürgerlichen Stammgäste. Besonders sie, „die schöne Corti", der sogar Kaiser Franz gern ein liebenswürdig-vertrauliches Scherzwort spendete, sie „verstand es besonders". Man munkelte, daß Cortis Pacht nur in einer Art Anerkennungszins (manche raunten sich mit hochgezogenen Augenbrauen und bedenklichen Blicken ein „Nur einen Dukaten!" zu) bestanden habe. Im Kataster der Stadt Wien von 1872 erscheint der Zins mit 600 Gulden, allerdings auch nur eine Bagatelle, angegeben. Der Hochadel gab sich tagtäglich im Volksgarten Rendezvous, die Künstler hatten ihre Stammplätze in der Nähe des „Musikhüttls"; der reiche Bürgerstand rückte besonders gern an Sonntagen mit den Frauen und mit den erwachsenen Kindern an; und an den Grenzen des Kaffeehausgartens sah man die bescheidene, niemals ordinär oder vordringlich wirkende Grazie der schönsten Vertreterinnen des galanten Wien. Das Geschäft blühte, und der junge Volksgarten auch. Und die Wiener waren vergnügt und skandalisierten sich über politische Vorfälle; der Stadt- und Theaterklatsch bildeten einen unentbehrlichen Teil des täglichen Gespräches. Es wurde unglaublich viel und gut Französisch gesprochen in dem Volksgarten-Prado; dazu herrschte ein riesiger Putz. In dem zierlichen Kiosk vor dem Salon spielten Strauß oder Lanner; alle Montag und Donnerstag besorgte Lanner die Musik im „Paradeisgartl" und im Volksgarten, Strauß' Vater alle Dienstag und Freitag. Lanner soll derjenige gewesen sein, der die sogenannten Promenadekonzerte im Volksgarten, und zwar im Sommer 1832, eingeführt hat. Es waren Nachmittagskonzerte, die aber von 5 bis 10 Uhr dauerten. Der Eintritt kostete sechs Kreuzer, wenn Lanner abwechselnd mit einer Militärkapelle spielte, „sogar" zwölf Kreuzer. Ohne Strauß und Lanner kann man sich die alte Volksgartenzeit gar nicht denken. Ihre Musik war das Entzücken unserer Großeltern, und jeder ihrer ungezählten Triumphe war eine Art Familienfest für die Wiener. „Na, der Flachskopf (Lanner) und der Mohrenschädl (Strauß), das waren ein paar Zauberer." Raimund besingt am 28. Oktober 1830 seinen Freund Strauß in der „Harfenistenszene" also:

„Der Strauß is gar ein g'schickter Mann,
Der alles unterhalt,
Und der in Wien hier jedermann
Mit seinen Tänzen g'fallt.
Der Strauß hat geigent wir a Gott!"

Johann Strauß hat im Volksgarten im Sommer 1848 bei mehreren großen Wohltätigkeitsfesten abwechselnd mit einer Studentenkapelle konzertiert. Bei einem dieser Konzerte sang Hofopernsänger Gustav Hölzel ein Soldatenlied mit einem nichts weniger als harmlosen Text von Adolf Buchheim. Nach ihm trat der Tenorist Alois Ander auf, auch ein Liebling der Wiener, und zwar in der Uniform eines Nationalgardekavalleristen, und sang ein prächtiges Lied von dem Kantor der israelitischen Gemeinde, Sulzer. Es hieß „Der Tiroler Adler" und atmete den reinsten Patriotismus. Strauß hat noch vierzehn Tage vor seinem Tode (25. September 1849) seine letzten Neuheiten im Volksgarten dirigiert, die von seiner Reise nach Spanien mitgebrachten zwei „Spanische Nobelgardenmärsche" und die Walzerpartie „Soldatenlieder". In den ersten Oktobertagen desselben Jahres dirigierte schon Johann Strauß' Sohn das verwaiste Orchester seines Vaters im Volksgartenkaffeehaus. Er begann mit dem von Karl Haslinger komponierten „Nachruf an Strauß' Vater". Hunderte Menschen fanden keinen Einlaß mehr, und des jungen Meisters Erfolg war ein beispielloser. Er dirigierte nun an denselben Tagen wie sein verstorbener Vater im Volksgarten.

Der gefährdete Barbier.

Eine Ankündigung jagte vor einigen Tagen unsern Damen und Herren den Schreck in die Glieder: die Barbiere wollten ihre Laden schließen. Während des Krieges hatten sie manche Schwierigkeiten zu überwinden. Aber es wäre Undank gewesen, diese alten Meister eines im Range hochstehenden Handwerkes um eines Stückchens Seife willen, das man ihnen vorenthielt, zugrunde gehen zu lassen. Ihre Wünsche wurden denn auch erfüllt, und die Wogen der Erregung haben sich wieder geglättet. Aber man konnte ihre Sorge und ihren Unmut verstehen: denn es sind alte Kulturträger, von denen die Chroniken aller Völker erzählen, Meister einer Handwerkskunst, die Graduierte unter sich zählte, die mit Stolz ihre Bedeutung fühlten.

Beim Morgenempfang Ludwigs XIV. erschien eines Tages eine Abordnung, um Seiner Majestät untertänigst dafür zu danken, daß der „Selbstherrlichste" ihre hohe künstlerische Bedeutung erkannt und sie zur Körperschaft erhoben hatte. Es war eine Abordnung von Haarkünstlern, die gleichzeitig entschieden erklärten, daß sie sich mit den Bartscherern und Perückenmachern nicht in einen Topf werfen ließen und daß sie als „Barbiers coiffeurs" die „Köpfe" der Damen ausschließlich für sich allein in Anspruch nähmen. Und das Parlament mußte ihnen auch wirklich einen besonderen Schutzbrief gewähren. Die stolze Sprache der damaligen Haarkünstler läßt die Helfer ahnen, die sie am Hofe des Sonnenkönigs hatten. Und heute? Sie gebärden sich weniger umstürzlerisch, aber die Größe ihrer Kunst ist nicht geringer. In ihren Händen liegt noch allzu oft unser Schicksal. Denn wir können auf diese Maske des Alltags, in der sie uns in die Welt hinaussenden, nicht verzichten, solange das Wort noch Wahrheit hat: „Kleider machen Leute." Aufgabe der „hair-dresser" wäre es, die Haare in einen gewissen Einklang mit den Gesichtszügen des einzelnen zu bringen. Aber die Barbiere, diese feinen Seelenkundigen, gehen weiter. Sie wissen, daß fast jeder etwas andres vorstellen will, als er ist, und so entstehen durch ihre schöpferische Kunst mephistophelische Engel, gewinnende Teufel, „feudale" Hochstapler — kurz alle wahren Eigenschaften und Gefühle sind durcheinander geworfen. Die alten Aegypter haben da vorsichtigerweise eine reinliche Scheidung vorgenommen: die Sklaven und das gemeine Volk trugen die Schädel glatt geschoren, nur die Krieger und der Adel durften in prächtigen Perücken prangen.

Die Barbiere hatten lange Zeit nicht allein mit jenem Teil der äußeren Bekleidung zu tun, der das Haupt verhüllt und ziert, „Qui couvre ou orne la tête", wie sich ein feingeistiger Franzose ausdrückt — sie übten auch die Chirurgie aus, übrigens gar nicht so laienmäßig, wie man sich's allgemein vorstellt. Im Jahre 1581 fordert zum Beispiel ein Erlaß Heinrichs III. einen Befähigungsnachweis von ihnen, den sie sich nur durch eine Prüfung vor zwei Aerzten und sechs Meistern ihres Berufes erwerben konnten, und es sind der leidenden Menschheit zum Vorteil auch alle Vorsichtsmaßnahmen beschrieben, um ein vollkommen sachliches Urteil des Prüfungsausschusses zu erhalten. Schon vorher hatten sie auch das Recht erwirkt, Bäder zu leiten, was in den Geschichtsbüchern damit begründet wird, daß die Berührung mit dem Osten durch die Kreuzfahrer eine geordnete Hautpflege notwendig machte. In Wien hatte eine große Badelust um sich gegriffen, und eine ganze Anzahl von hölzernen Badestuben war entstanden, die eine gute Einnahmsquelle für die höfischen Barbiere bildeten. Wenn die Badeknechte die „beken" aneinander schlugen, um anzukündigen, daß endlich das Wasser warm sei, dann liefen Männlein und Weiblein aus allen Straßen und Höfen zusammen. Vor Gründung der Wiener Universität hatten diese Bader sozusagen die Sanitätsverwaltung der Stadt inne, denn man kannte sonst keine andern gesundheitlichen Vorsichtsmaßregeln. Neben Haar- und Bartschneiden, Schröpfen und Aderlassen gab es auch sonst in den Badestuben manches Vergnügen — auch das Weinschenken war erlaubt —, aber als es dann gar zu „römisch-sittlich" zuging, wurden von der überwachenden medizinischen Fakultät vielen Badern die Buden gesperrt. Die Wiener hatten übrigens auch sehr unter dem Wettbewerb der aus Frankreich und Italien eingewanderten „Peruquenmacher" zu leiden, die gleichfalls ihre „beken" bei ihren Laden herausshingen und Chirurgie und Heilkunde ausübten. Ihrem heilkünstlerischen Neben-

---

[illegible] Einverständnis herrscht

[illegible] Ukrainer operierenden [illegible] w und Murawjew, giment den Befehl, ge ken. Das Regimentsko fehl und lehnte desse gründung ab, daß das giments gegen die Ukra ischen Polen und Ukra e Generalversammlung tscheidung des Regimen pedition gegen die Ukra oldat. Das russische Kon lnische Regiment umzi oldaten und verhaftet giментskommandant Ja d unter Mißhandlungen näre Komitee geführt. D overwil legte Jackiewicz d d verlangte, er möge sof fehl erteilen, gegen die Ukr nte dies ab. Hierauf w errt, blutig geschlagen u f von den wütenden russi r Leichnam wurde ganz z ajonettstiche ausgestochen. ckicki wurde ebenfalls bei

Eine Abordnung de teilungen sprach infolge rotzkij vor. Trotzkij vers uzuleiten, und versicherte, ollend gesinnt ist. Beweis Brest-Litowsk.

Die Verhandlungen

Wien, 28. Jänner. Di stimmungen zum Wreste t 1. d. in Petersbur ngarische, deutsche und u elcher in der Folge die F

Neues Wiener Tagblatt 29.1.1918

Die Zeit
2. III. 1918

Der emanzipierte Mann.

Daß die Männeremanzipation durch den Krieg einen bedeutenden Schritt nach vorwärts getan hat, sieht ein Blinder. Gesprengt sind die Fesseln alter Vorurteile, die da sagten, der Mann gehöre ins Amt. Die törichte Engherzigkeit, die dem entrechteten Geschlecht den Federkiel, das Mikroskop und das Gesetzbuch in die Hand drückte, die es festketten wollte an den Schreibtisch — sie ist besiegt. Der Mann hat endlich, endlich nach der Knechtung von Jahrhunderten Frauenrechte erworben. Er fordert seinen Anteil an der Sonne: der Mann will kochen.

Zunächst nur theoretisch. Unter allen meinen gebildeten Bekannten ist nicht ein einziger, der nicht wundervolle, durchgeistigte Grießknödel herstellen würde. Das Fabrikat des Professors ist so locker, so saftig, es zerschmilzt so duftig auf der Zunge, daß man zum begeisterten Männerrechtler wird, wenn man es zu kosten bekommt. Das heißt: das Kosten ist natürlich ebenso theoretisch wie der Grieß. Von den notwendigen Ingredienzen ist überhaupt nur der Begriff, das Salz und die Begeisterung des Koches vorhanden. Aber die Menge dieser Begeisterung ersetzt alles. Der Professor erklärt uns den Grießknödel, er malt ihn, er dichtet ihn. Beim Feuermachen beginnend — wie herrlich brennt das „sorgsam klein geschnittene und zum Scheiterhaufen geschichtete Holz", wie flink fängt die bröckelige Kohle Feuer! — entwickelt der gebildete Koch die ganze Biologie und Paläontologie des Grießknödels. Sehr satt wird man nicht, aber man verläßt sittlich gehoben und seelisch gestärkt den Tisch. In der Geschichte der Menschheit hat sich eine weltbewegende Wandlung vollzogen. Die Ungunst der Zeiten verbietet es wohl dem emanzipierten Manne, Grießknödel zu kochen. Aber er darf über sie sprechen. Weiß Gott, er tut es.

Und er spricht auch zugleich sein Kredo und bekennt sich zum Glauben an das allein seligmachende Backpulver. Mit Backpulver kann man alles bereiten; es verbessert nicht nur den Geschmack, sondern es vermehrt vor allem die vorhandenen Mengen. Von Gulasch und Faschiertem, das mit diesem vortrefflichen Stoff bereitet wird, soll sogar immer zu viel auf dem Tisch sein. Es kann nie schaden — wenigstens versichern das sämtliche Literarhistoriker meines Bekanntenkreises. Nur der einzige Chemiker, der mit Rücksicht auf seine bessere Vergangenheit im erlauchten Zirkel seiner Gymnasialkollegen immer noch geduldet wird, nur der Chemiker lächelt schwermütig. Und er beginnt ein Gespräch über Explosionskatastrophen. Wir lehnen ihn einmütig ab. Mag er doch über Kant sprechen. Was versteht ein Banause von höheren Fragen?

Die männliche Hausfrau unterscheidet sich sehr vorteilhaft von der weiblichen durch ihren Idealismus. Verehrt sie in der Küche, wie schon erwähnt, das hohe Götterbild des Backpulvers, so schwärmt sie in der Wirtschaft für die fürsorgliche Anhäufung von Vorräten. Alles muß im vorhinein beschafft werden, ehe es verschwindet. Wäre nur bei Kriegsbeginn die Frauenherrschaft in der Küche nicht so fest gestanden, es ginge uns heute besser. Wir hätten sicher Würmer in den Bohnen und Milben im Mehl. Aber was ließ sich Freund Kilian dazumal von Einbrenn und Paradeis träumen? Eigentlich heißt Kilian natürlich gar nicht Kilian. Im bürgerlichen Alltag führt er den bescheidenen Namen Max, an besonders stolzen Tagen: Maximilian. Solch eine feierliche Gelegenheit ist auch der Einkaufsbummel, zu dem diese tüchtige „Hausfrau" meine Freundin Rosa und mich abholt. Wir sind voll gespannter Erwartung und nehmen die größten Taschen mit, die wir besitzen. Unter lehrreichen Gesprächen darüber, wie man jede Gelegenheit ausnützen müsse, gelangen wir in die Stadt. Dort befindet sich eine Parfümerie, die Röschen aufs wärmste empfiehlt. Nicht etwa, daß man dort Seife oder gar Parfüm bekommen würde — gewiß nicht. Aber, „so gut ist man dort gegen die Leute," sagt meine Freundin mit Tränen der Rührung im Auge. Wir gehen hin. Wir zwängen uns alle drei zwischen Wand und Ladentisch und verlangen irgend etwas Wahnwitziges, ein Veilchenpulver oder Waschsoda. Die Verkäuferin ist wirklich herzerfreuend milde und gütig: in ihrem „Das haben wir leider nicht mehr" liegt Gefühl und Wärme. Aber nicht nur dieser traumhaft-glückliche Eindruck bleibt zurück, auch greifbarere Erfolge können wir nachweisen. Wie ein Torpedo schießt Kilian auf eines der sauber geriebenen, scheinbar völlig leeren Fächer. Sein Falkenauge hat dort rückwärts ein Nadelchen entdeckt. Er steckt es in die Tasche: „Was kostet das?" Die milde Verkäuferin wundert sich. „Das ist Rosaviolar" sagt sie erstaunt „sucht das der Herr wirklich?" Kilian konnte das mit gutem Gewissen nicht behaupten. Er wundert sich selten und ist derzeit noch unbewegt. Also zahlt er schweigend und führt uns stolz ab. Gleich nebenan entdecken wir einen Perlenverkauf. Wie die Verhungernden auf das Brot, so stürzen wir darauf los. Unser strenger Freund besteht darauf, daß wir uns tüchtig Vorrat einkaufen. Die Perlen könnten ausgehen und dann „stünden wir da". Als sich herausstellt, daß von einem gewählten Muster augenblicklich nichts da ist, wird der Fürsorgliche sehr betreten. Es ist nur gut, daß wir sonst ausreichend versorgt sind. „Sie werden noch dankbar an mich zurückdenken," spricht er. Wir kaufen uns acht Dutzend Perlennadeln und vier Meter Stramin, dann ziehen wir befriedigt weiter.

Jetzt kommt der Ernst des Lebens. Die Welt ist schlecht, und Einbrecher gibt es genug. Ob man aber immer Vorhängschlösser bekommen wird, vermag niemand mit Sicherheit zu sagen. Wir erstehen je zwei Dutzend. „Die verderben nicht," spricht der Vorratsmeier mit Bedacht und Weisheit. Man kann dasselbe von Reißnägeln sagen. Wir handeln danach. Rosa beginnt leise unter der Last zu stöhnen, aber rücksichtslos jagt Kilian weiter, dem lockenden Zauber nach. Er kauft Tinte. Es ist ein entschiedener Mangel der deutschen Sprache, daß diese Ozeane auch nur einfach mit dem Gattungsnamen „Tinte" bezeichnet werden können. Bis zu seinem Lebensende, beim hundertfünfzigsten Jahre gerechnet, wird Max nie wieder rote Tinte brauchen, es sei denn, er verwendet sie zum Paprikarostbraten, was ich allerdings nicht für ganz ausgeschlossen halte. Dann schaffen wir uns Hafteln an. Kein Mensch verwendet jetzt zwar Hafteln, aber — sie könnten ausgehen. Den Gedanken ertrage ich nicht. Als unser Führer sich mit Kalendern vom Jahre 1918 auf ein Dezennium hinaus versorgt, wagen wir wohl einen kleinen Einwand. Aber wir werden niedergedonnert: „Nächstes Jahr, da können Sie sich die Füße wund laufen, und Sie bekommen das nicht mehr." Da er zweifellos recht hat, ducken wir uns erschreckt. Dann kaufen wir noch Schlittschuhe (für Sommer- und Wintersaison, auf ein Dutzend Jahre), Putzpulver für Kupfer (eine unabweisbare Notwendigkeit), achtzehn Schachteln Sicherheitsnadeln, elf Touristensalzbüchsen, neun besonders unpraktische Teenüsse (mehr wollte man uns leider nicht ablassen), und begnügen uns, da wir alle drei Schnürschuhe tragen, mit acht Knöpfelziehern und sieben Stiefelknechten. Jeden schüchternen Protest schlägt Maximilian stolz aus dem Feld: „Sie werden schon sehen, wie man sich noch darum reißen wird!" Wir fürchten uns vor der Reue, vor des Geschickes Mächten und vor der Möglichkeit, ohne violetten Glasschrot ein klägliches Dasein führen zu müssen. Vor allem aber davor, daß andere das Verschmähte kaufen könnten. Und wir gehorchen. Jeder Verkäufer verteidigt wohl seine Ware mit Löwenmut — aber wir siegen immer.

Als wir heimfuhren, waren unsere Vorräte sehr groß und wir sehr klein. Nur die vorsichtige „Hausfrau" strahlte. Der gute Mann entwickelte uns beredt die Grundzüge einer gesunden Haushaltspolitik, nach der alle Lebensmittel und Bedarfsartikel immer auf zwei Jahre im vorhinein zu beschaffen seien. Wir widersprachen nicht, denn er hatte zweifellos unrecht. Zu Hause wurde die Beute untergebracht. Die Tinte kam in den Champagnerkühler, der Glasschrot in die Honigdose, die Vorlegschlösser und Stahlfedern wurden anmutig in Kristallschalen geordnet. In meine Schmalzdose aber quartieren wir die Reißnägel ein. Hoffentlich halten sie sich da frisch.

Und stolz-befriedigt spricht Freund Kilian, die Anordnung mit einem Blick der Rührung betrachtend: „Gegen das Schlimmste sind wir geschützt."

Lm.

Neue Freie Presse
2./II. 1918
116

Der häusliche Mann.

Junggesellenwirtschaft.

Von Ludwig Hirschfeld.

Es ist ja noch zu früh, um diesem Jahr 1918 etwas Schlechtes nachzusagen, aber ich kann mir nicht helfen: es gefällt mir nicht, es fängt nicht gut an. Schon die ersten vier Wochen haben nichts als Schwierigkeiten und Unbehaglichkeiten gebracht: Streckungen, Kürzungen, Störungen, Entgleisungen, teils auf der Eisenbahn, teils an grünen Beratungstischen. Alles stockt, nur unsere liebe alte Gefährtin, die Teuerung, schreitet rüstig in das neue Jahr hinein, daß man mit ihr gar nicht Schritt halten kann. Sonst pflegte man um diese Zeit das vergangene Jahr rechnerisch abzuschließen und den Gebrauch für das kommende Jahr aufzustellen, in ungefähren runden Zahlen: Wohnung, Essen, Kleider, Wäsche, Vergnügungen, Rauchen, kleine Ausgaben. Das ist jetzt ganz unmöglich. Während man diese Zahlen niederschreibt, sind sie schon nicht mehr wahr. Man kann sich absolut keine Berechnung machen, wie hoch der Gebrauch sein wird, welche Tücken und Teuerungen die nächsten elf Monate bringen werden, und steht vor lauter Zahlenrätseln: was wird im März ein Hemdkragen kosten, im Mai eine Zahnbürste und im September ein Schuhbandel?

Immer, wenn ich derart am täglichen Leben verzweifle, wende ich mich an mein Orakel der Lebenskunst, meinen Freund Bobby Fries. Bis zum vorigen Herbst hat er bekanntlich als der letzte Wiener Lebemann den Krieg für seine Person völlig ignoriert und ein unbekümmertes Luxushotel- und Ringstraßendasein geführt. Da es ihm aber durch Verordnungen und Einschränkungen immer mehr verleidet wurde, hat er sich vor kurzem eine Junggesellenwirtschaft eingerichtet, menagiert vollständig zu Hause und ist deshalb auch in der von Schwarzenbergplatz und Kohlmarkt begrenzten Wiener Oeffentlichkeit kaum mehr zu sehen. Diese Wandlung hat uns einander menschlich näher gebracht. Während ich früher mit einem gewissen Respekt zu ihm, seinem Monokel und seiner erstklassigen Lebensweisheit aufgeblickt habe, befinden wir uns jetzt beide auf demselben Niveau der gleichen kleinen, tagtäglichen Sorgen. Denn man glaube ja nicht, daß Junggesellen heutzutage nur über Unterhaltungen, Kognakmarken und kleine Mäderln sprechen. Keine Spur. Wie alle Menschen, haben jetzt auch die Junggesellen in erster Linie Hausfrauensorgen, und ihr Gespräch dreht sich um Butter, Zucker, Bezugscheine, aber nur nicht um Liebe. Das ist doch eine gänzlich veraltete, unnütze Einrichtung. Wer braucht heutzutage noch Liebe? Sie ist weder ein Lebensmittel noch ein unentbehrlicher Bedarfsartikel, sie ist nicht an Karten gebunden und vorläufig auch nicht staatlich bewirtschaftet, folglich keine Sache, die man unbedingt haben muß.

Früher wäre es mir nie eingefallen, Bobby Fries einen Besuch zu machen. Man traf sich doch ohnehin fortwährend zwischen Demel und Chathambar und konnte sich, von Rakowanu auf dem Klavier feinsinnig begleitet, über alles gründlich aussprechen. Aber jetzt, wo das öffentliche Leben eine so dunkle Angelegenheit ist, kann man seine Bekannten wirklich nur mehr in ihren oder den eigenen vier Wänden treffen. Bobby Fries wohnt hinter dem Stadtpark, in einer stillen distinguierten Seitengasse des dritten Bezirks, im Hochparterre. Auf mein Läuten öffnet er nach einer Weile eigenhändig. Er trägt einen seidenen Hausanzug, und statt des gewohnten Monokels eine altväterische Hornbrille, wie sie jetzt auch die meisten Wiener Schriftsteller, die etwas auf persönliche Note halten, zu tragen pflegen. Bobby Fries sagt nach der Begrüßung erläuternd: „Frau Wotruba, meine Wirtschafterin, und die Bedienerin sind in der Waschküche, deshalb muß ich selbst öffnen. Wir haben nämlich heute Waschtag." Daran knüpft sich gleich ein Gespräch über die Schwierigkeiten und Bitternisse des Wäscheputzens, über den Mangel an Stärke und die Zukunft der weichen Kragen, und Bobby Fries sagt mit einem tiefen Seufzer: „Wenn es so weiter geht, wird man zum Smoking noch weiche Hemden tragen müssen, wie ein Nachtkaffeehauskellner. Ja, wir gehen schrecklichen Zeiten entgegen..."

Dann treten wir in das Studio des Hausherrn ein. Der Raum führt mit Recht diesen anspruchsvollen Namen, denn hier studiert Bobby Fries jetzt mit heißem Bemühen nicht etwa Kunstgeschichte oder Psychoanalyse, sondern die Ernährungsvorschriften, die Karten, Scheine, Abänderungen und Neuregelungen. Eben liegt auf seinem Schreibtisch die himbeerfarbene Kundmachung über die Neuregelung des Marmeladenbezuges: „Bis ich das begriffen haben werde, gibt's bestimmt keine Marmelade mehr. Uebrigens, bleiben Ihnen auch immer so viele Karten übrig? Früher, solange ich im Restaurant gespeist habe, ist es mir nie ausgegangen, und jetzt brauch' ich ja gar keine Karten mehr. . . . Ich weiß nicht, was das ist. Allerdings, Frau Wotruba, meine Wirtschafterin, ist eine Perle." Und nun singt Bobby das Lob der Frau Wotruba mit einer Begeisterung und mit Adjektiven, die er früher nur auf Nackttänzerinnen und unerhörte Bardamen angewendet hätte. Frau Wotruba hat allerdings ungewöhnliche Vorzüge: sie ist eine Perle aus Mähren, ihr Bruder schoppt Gänse, ihr Schwager ist Hausmeister in einer Sauerkrautfabrik. „Und denken Sie sich, sogar Milch krieg' ich zum Frühstück. Ich hab' keine Ahnung, woher. Frau Wotruba schreibt nur ins Wirtschaftsbuch: zwei Orchestersitze — das bedeutet: ein Vierterliter Milch. Milch sieht kein Kaffeehaus mehr. Wenn ich nur wüßte, was ich mit den vielen übrigen Karten anfangen soll. . . . Ich werd' sie vielleicht der Altpapiersammelstelle schicken, damit sie nicht ganz verloren gehen. . . ."

Der stattliche Bücherkasten lockt mich: „Was Sie für eine reichhaltige Bibliothek haben. Lauter schöne, seltene Ausgaben." Bobby blickte argwöhnisch hin: „Sie sind doch diskret und verraten nichts?" — „Kein Wort. Höchstens, daß ich darüber schreibe." — „Der Bücherkasten ist nämlich meine geheime Speis. Das sind lauter Attrapen. Hinter Schopenhauer, dem bitteren Philosophen, ist ein kleiner Vorrat Bohnenkaffee versteckt, hinter Nietzsche, dem Lebensbejaher, die Kondenzmilch und so weiter." — Ich gratuliere Bobby zu dieser gehaltvollen Bibliothek: „Recht haben Sie, Bildung macht frei und unabhängig."

In diesem Augenblick hört Bobby draußen in der Küche rumoren, eilt zur Tür und ruft zärtlich besorgt hinaus: „Frau Wotruba, haben wir genug Erdäpfel? . . . Und auch Zwiebel?" Dann wendet er sich wieder zu mir: „Heute ist nämlich unser Einkaufstag im Konsumverein. Und morgen, Freitag abend, sehe ich Gäste bei mir. Ein kleines Symposion: Gulascherdäpfel und Tee. Kommen Sie doch auch. Aber Brot, Zucker, Rum und Zündhölzchen müssen Sie sich selbst mitbringen. . . . Sie staunen, wie ich mich verändert hab'? Jawohl, lieber Freund, ich habe meinen früheren Lebenswandel vollständig abgeschworen und mich aus der immer ungemütlicheren, schlecht beheizten und beleuchteten unterernährten Oeffentlichkeit in meine Häuslichkeit zurückgezogen. Hier zückt niemand eine Kartenschere gegen mich, hier löscht man mir nicht das Licht vor der Nase aus, hier kann ich satt und schläfrig werden, wie und wann ich will. Ich gehe prinzipiell nicht mehr aus. Dabei fühle ich mich sehr wohl, und meine Kleider werden auch geschont. Und was schließlich die Mäderln und die Liebe betrifft. . . . In diesem Moment unterbricht Bobby leider seine Ausführungen und ruft in die Küche hinaus: „Frau Wotruba . . ., kaufen Sie jedenfalls Zwiebel. . . ."

Ja, das ist aus Bobby Fries, dem stolzen Korso- und Barcharakter geworden: ein häuslicher Mann, direkt ein Hausvater, dem nur die Gattin und die Kinderschar fehlen, sehr traurig. Ich kann mich auch nicht enthalten, ihm beim Fortgehen zu sagen: „Das ist alles sehr schön, und ich frette mich ja auf ähnliche Weise durch die große Zeit. Aber seien wir ganz aufrichtig: Wäre es nicht doch klüger gewesen, gleich im ersten Kriegsjahr die Waffen zu strecken und zu heiraten? So viele junge Mädchen sehnen sich nach einer Häuslichkeit. . . ." Aber er winkt mir ab: „Ich habe Erdäpfel, ich habe Zwiebeln, ich besitze ein Bügeleisen — wozu brauche ich da noch eine Frau? . . . Wirklich häuslich sind heutzutage nur die Männer und vor allem die Junggesellen, die die Schrecken und Strapazen des Gasthauslebens durchgemacht haben. Aber zu den Mädchen, die in dieser unberechenbaren Zeit heiratsfähig geworden sind, habe ich kein Vertrauen. Weiß Gott, wie die sich in der Ehe erst entwickeln, wie sie sich ausleben und entschädigen wollen. Man heiratet ja immer eine andere, als die, mit der man sich verlobt." Und mit einem tiefsinnigen Blick durch die Hornbrille fügt Bobby Fries hinzu: „Merken Sie sich, lieber Freund: Mit dem Heiraten ist es so wie beim Photographen. Während der Verlobungs- und Verstellungszeit heißt es immer: Recht freundlich. Und wenn man dann das fertige Bild sieht, sagt man enttäuscht: Gar keine Aehnlichkeit. . . ."

Die Zeit
10./II. 1918

Alte Volksgartenerinnerungen.

Von Anny v. Newald-Grosse.

II.

Der Kaffeesieder Peter Corti hatte die Leitung seiner Geschäfte seinem Sohne Augustin im Jahre 1830 übergeben. Es ist dies aus alten Akten des Obersthofmeisteramtes ersichtlich, die sich gegenwärtig im k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv befinden. „Der Kaffeesieder im Volksgarten und Paradeisgärtl" taucht in diesen Akten häufig auf, und sie erzählen uns von dem Revers, den Corti hatte ausstellen müssen; von der Erklärung seines Gewerbes als eines „bürgerlichen"; von der ihm erteilten Befugnis, dieses Gewerbe vereren zu dürfen, usw. Grund und Haus blieben selbstverständlich immer Eigentum des kaiserlichen Hofes.

Peter Corti, nun schon der „alte" Corti, hatte es zehn Jahre nach Eröffnung des Volksgartens für gut befunden, sein letztes Lokal auf Erden zu beziehen. Er starb am 4. August 1833. Unter seines Sohnes Augustin Leitung gingen die Cortischen Etablissements ganz famos; sie zogen stets das beste Publikum an, vor allem die Künstler. So spielte zum Beispiel der große Staudigl täglich seine berühmte „Besetzpartie" bei Corti und produzierte sich gern in fabelhaft schwierigen Kunststößen, auch in diesem Fach ein Künstler. Nach Augustin Cortis Tod, der seine Lokale in schönster Ordnung zurückließ, kam sein Bruder Baptist ans Regiment. Das war der lebenslustige Wiener, wie er im Buche steht, dem die „wampete Brieftasch'n", von dem obligaten liebenswürdig-leichtsinnigen „Mir ham's ja!" begleitet, fabelhaft leicht aus der Brusttasche in die stets freigebige Hand floa. Nach Ausspruch der stets kritikfreudigen Wiener „fing er mit Silber an und hörte mit Vakfong auf". Nach des flotten Junggesellen Tod übernahm seine Schwester Luise Corti verehelichte v. Szabo die Kaffeehäuser. Eine resolute Geschäftsfrau. Sie lebte nur für ihre Familie, für den Volksgarten und für das Paradeisgartel und dirigierte alle und alles, was in ihrem Bannkreis erschien. Als ihr Sohn August heiratete, übergab sie ihm 1864 die Leitung des Volksgartens und sie behielt die des geliebten Paradeisgartels. Sie war dort wie daheim und liebte es, verehrt und geschätzt von ihren Angehörigen, den Vorsitz bei der Familientafel zu führen. Bezeichnend für die liebenswürdig-resche Art der stattlichen Matrone, Haus und Familie zu regieren, wie auch für ihr wienerisch-gutmütiges, zugleich etwas gedankenloses Wesen, war ein von ihr oft gebrauchter, von den Zuhörern heimlich viel belachter Ausspruch. Täglich eiferte sie nämlich den Hofmeister ihrer Enkel, der natürlich nach guter Alt-Wiener Sitte an der Familientafel speiste, zum Zulangen mit folgenden Worten an: „Aber so essen S' doch, Herr v. R.; 's ißt ja so niemand mehr was. Schauen S', das müßt' man ja rein dem Hund nausgeben!" Luise v. Szabo starb 1866 an der Cholera.

Eine Glanzzeit des Volksgartens fällt in die fünfziger und sechziger Jahre, da die Brüder Johann, Josef und Eduard Strauß dort dirigierten. Das Kaffeehaus hatten, wie schon erwähnt, August und Emma v. Szabo in Pacht. Er, von sehr elegantem Exterieur, das den ehemaligen Offizier nicht verleugnen konnte, sie eine sonnige Künstlernatur (die Tochter des Roßauer Billardfabrikanten Knill). Das war eine goldene Zeit. Das Geld hat's „nur so g'schneibt". In schönen Sommern waren Kaffeehaus und Garten von der besten Gesellschaft stets überfüllt. Es war ritterliche Sitte, daß die Kavaliere für ihre Damen besondere Delikatessen bei der „Kredenz" selbst auswählten und eigenhändig zu ihrem Tische brachten. Man trank nachmittags „seinen" Kaffee, Limonade, Mandelmilch oder man nahm Gefrornes („Eis" sagte man damals noch nicht). Nach der Jause kamen die „kompakteren" Genüsse. Die alte Frau Knill (Mutter der Frau v. Szabo) hatte Mitte der sechziger Jahre als Neuheit neben dem „Aufschnitt" die „gebratenen Hendeln" eingeführt. In kolossalen Waschkörben wurden die niedlichen, knusperigen, goldbraun gebratenen, jetzt ach so seltenen Vögelchen nebst gekochtem Schinken, Zunge, Kalbs- und Schweinsbraten aus dem Knillschen Familienhaus in der Roten Löwengasse Nr. 5 und 7 („zum weißen Wolf" genannt) tagtäglich in die Vorratskammern des Volksgarten-Kaffeehauses geschleppt, um dann von flinken Händen für den Nachmittag auf zierlichen Platten hergerichtet zu werden. Unter den Kavalieren, die sich gern selbst etwas bei der „Kredenz" aussuchten, war der alte Graf Clam-Gallas der größte Verehrer, zugleich aber auch der strengste Kritiker der im Volksgarten geübten Koch- und Servierkunst.

Und aus jener Zeit, da das Ehepaar v. Szabo sein wienerisch-heiteres Zepter in dem immer schöner „verwachsenen" Volksgarten schwang, seien einige Geschichtchen berichtet, die der Schreiberin dieses seinerzeit von Emma v. Szabo, die mit wahrhafter Freude in den alten schönen Erinnerungen schwelgte, mitgeteilt wurden.

Mit den „drei Sträußen" stand das Ehepaar in freundschaftlichem Verkehr. In warmen Worten sprach meine liebe Gewährsfrau von den Brüdern; von Jeans unwiderstehlichem Charme, von dem Zauber seiner entzückenden Liebenswürdigkeit; von Pepi, dem Träumer, der ein herzensguter Mensch, zuzeiten aber launenhaft und jähzornig, sogar unangenehm gewesen ist; und vom „schönen Edi", dem Harmlosen, dem immer koketten Poseur, dem man aber trotzdem gut sein mußte. Das brillante Gedächtnis der Frau v. Szabo weilte gern bei jener Zeit, da sie Jean und Pepi kennen lernte. Es war dies bei kleinen, geschlossenen Kränzchen im Hotel Victoria, die der alte Rabensteiner leitete, Johann Klavierspielend und manchmal von Josef sekundiert oder abgelöst, die Tanzmusik besorgend. Dies geschah da möglicherweise für einen Bekanntenkreis.

Johann Strauß, der, nebstbei bemerkt, in den fünfziger und sechziger Jahren zu den schönsten Männern Wiens gezählt wurde und im Zenit seiner Beliebtheit stand, kam in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre regelmäßig mit seinem Bruder Josef und einem Freund der Familie Szabo, namens Marschall, in die Wohnung der Szabos zum Kartenspiel. Johann Strauß war entzückt von dem großen, prachtvollen Jagdhund des Herrn v. Szabo, dem „Nero", der äußerst gutmütig, aber auch ein tüchtiger Wachhund war. Nero hatte eine besondere Anhänglichkeit für den Feuerburschen Fritz, der ihn liebevoll betreute und auf jeden förmlich eifersüchtig war, der „seinen" Nero auch nur streicheln wollte. Fritz wurde wegen seiner Liebe zu dem schönen Tier von den anderen Bediensteten arg ausgespottet und man sagte ihm nach, daß Nero in seinem Bett des Nachts schlafe und er selbst auf einer Matratze davor, was Fritz stets entrüstet als Lüge bezeichnete. Johann Strauß hatte ein Auge auf den Prachthund geworfen, und obwohl sich August v. Szabo, der ein großer Jäger vor dem Herrn war, nur sehr ungern von dem guten Jagdhund trennte, fuhr er doch eines Tages mit Nero in Johann Strauß' Wohnung in der Praterstraße Nr. 54 und überbrachte dem Hocherfreuten den Hund als Angebinde. Strauß liebkoste das Tier, das ihn, als guten Bekannten, mit freundlichem Wedeln begrüßte. Szabo fuhr ohne Nero heim. Am anderen Morgen, sehr zeitig, stürzte Strauß in das Wohnzimmer des Ehepaares, ganz verstört. „Ich bitt' euch, um Gottes willen, laßt's doch sofort das schreckliche Vieh abholen!" schrie er. „Ja, warum denn? Was hat er denn getan," fragte das bestürzte Ehepaar den schrecklich übernächtig aussehenden Jean. „Ja, gestern abends war er so brav, ich hab' ihn gefüttert und bin mit ihm noch bis zum Praterstern gegangen. Schön ist er am Leinel mitgegangen. Aber wie ich mich im Schlafzimmer ausgezogen hab', ist er mit einem Satz in mein Bett. Gutes Zureden hat nichts genützt, und wie ich ihn hab' woll'n heraus ziehn, hat er furchtbar bös geknurrt und die Zähne gefletscht. Ich bitt' euch, holt's den Nero, er liegt noch immer in meinem schönen Bett. Ich bin im Speisezimmer auf dem Ledersofa gelegen in der Nacht und bin ganz müd' davon!" So klagte der abgekühlte Nero-Freund. Der Hund wurde von Szabo, der ihn richtig noch behaglich in Straußens Bett fand, sofort geholt. Das Wiedersehen mit seinen früheren Besitzern und mit seinem geliebten Freund Fritz, dem heute ein jeder Inwohner der Volksgartenwirtschaft in die beschämt gesenkten, stets von der Herdhitze geröteten Ohren ein: „Sixt, der Nero schlaft do in dein' Bett und du auf der Erd', du Esel!" schrie, soll ein stürmisches gewesen sein.

Die alten Wiener waren gewohnt, daß Vater Strauß und auch sein ältester Sohn Johann „vorgeigneten". Und der Pepi, der mit dem „Staberl" in der Hand dirigierte, wurde von seinen stets boshaften Landsleuten so lange laut und geheim „der Staberl-Strauß" genannt, bis er, mit eisernem Fleiß übend, endlich die Violine meistern konnte. Als Pepi das erstemal öffentlich die Geige ans Kinn setzte und „vorgeignete", da rauschte ihm am Schluß des Stückes ein Beifallsorkan sondergleichen entgegen. Und Pepi, der in seinen guten Zeiten mit seinem brünetten Teint, den dunklen Augen und dem langen Haar wie ein Zigeunerprimas aussah, in den schlechten Tagen (und die gewannen die Mehrheit, je älter er wurde) aber stets „den Tod im Gesicht hatte", wie ein damaliger Kritiker schrieb, Pepi ließ die zufriedengestellten Wiener sein ihnen so liebes melancholisches Lächeln sehen.

Österr. Volkszeitung
10./II. 1918

126

Die neue Gasthausordnung. (Originalzeichnung von Theo Zasche.)

1. „Wird man sich hier auch mit Suppe, Fleisch und Mehlspeis' begnügen?" — 2. „Die Speisenfolge wär' ja ganz schön, aber wie viel Festangestellte können einer solchen Einladung zum Speisen folgen?!" — 3. „Jean, wo gibt's denn da in der Näh' ein ordentliches Gasthaus? Von einmal Essen bin i net satt." — 4. „Ka Fleisch, ka Mehl, ka Zuspeis'! Alte, heut' erspar'n m'r die Speisekarten für d' Auslag'." — 5. „Zu Hause ißt man doch am besten und lacht über die neue Gasthausordnung."

Fremdenblatt
12. II. 1918
134

Das Ende des Kriegszustandes im Osten.

Ueberwältigend schnell ist dem Abschlusse des Friedensvertrages mit der Ukraine das Ende des Kriegszustandes auf Seite Rußlands gefolgt. So schnell, daß der Vorsitzende der russischen Delegation, Herr Trotzki, die Gestaltung der wechselseitigen diplomatischen, konsularischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Beziehugen erst dem direkten Verkehr zwischen den beteiligten Regierungen und den in Petersburg befindlichen Vierbundskommissionen vorbehalten mußte. Damit ist im Verkehr mit Rußland noch alles den künftigen Verhandlungen vorbehalten, Verhandlungen, die allerdings hinsichtlich einer Reihe wichtiger Fragen, Post und Telegraph, Eisenbahnwesen 2c., schon vor einigen Wochen auf kommissionellem Wege eingeleitet worden sind. Im übrigen ist eine Gegenerklärung seitens Oesterreich-Ungarns, Deutschlands, Bulgariens und der Türkei auf die Erklärung Trotzkis nicht erfolgt und so ist den Vierbundsmächten völlig freie Hand bis zur endgiltigen Beschlußfassung gewahrt. Bei der argen Störung des russischen Bahnverkehrs dürfte übrigens auch kaum zu hoffen sein, daß der Bahnverkehr und damit der Warenaustausch Rußlands mit den Nachbarreichen sobald wieder in halbwegs normalen Gang kommen wird. Nach den Ausweisen des russischen Verkehrsministeriums haben die innerpolitischen Ereignisse der letzten Monate ja sehr ungünstig auf das Eisenbahnwesen Rußlands eingewirkt. Die Knotenpunkte sind völlig verstopft. Im Moskauer Direktionsbezirke standen gegen Jahresschluß 22.000 Wagen. Mangels der nötigen Geldzeichen können die Güter, wenn sie trotz aller Hindernisse im Bestimmungsorte eintreffen, häufig nicht bezahlt werden. Noch im Oktober v. J. wurden täglich 33½ Wagen mit Lebensmitteln nach Petersburg verladen, gegen Jahresschluß aber nur 9½ Wagen. Die gesamte Minderverladung hat im vorigen Jahre gegenüber dem Jahre 1916 mehr als 2 Milliarden Pud (1 Pud = ⅙ Meterzentner) betragen und im laufenden Jahre hat sich dies noch verschlimmert. Einige tausend Wagen sind laufunfähig und die Zahl der laufunfähigen Lokomotiven konnte man zum Jahresschlusse schon auf etwa 6000 veranschlagen. Inwieweit die von den jetzigen Machthabern Rußlands jetzt erklärte Beendigung des Kriegszustandes nicht bloß militärisch, sondern auch wirtschaftspolitisch schon in naher Zeit größere Bedeutung für uns gewinnen dürfte, also ob der Warenaustausch zwischen Rußland und dem Vierbund unter diesen Umständen schon so bald wieder in Gang zu bringen sein wird, das ist noch ganz ungewiß. Anderseits läßt sich für den Zeitpunkt des Schwindens dieser Verkehrshemmung auf ein überaus rasches Einsetzen des Warenverkehrs zwischen Rußland und den Vierbundsmächten und da wieder vor allem Deutschland und Oesterreich-Ungarn rechnen. Umso mehr, als Rußland während der Fortdauer des Weltkrieges von dem Weltmarkt und damit von den Industrie-Erzeugnissen der Entente, speziell Frankreichs, Englands und Nordamerikas abgeschlossen bleibt, also auf die deutsche und österreichisch-ungarische Industrie und die einiger Neutraler, vor allem der skandinavischen Staaten, angewiesen bleiben wird. In den letzten Jahren vor Kriegsausbruch entfielen von der Ausfuhr Rußlands etwa 27 Prozent auf den Absatz nach Deutschland, 22 Prozent nach England, 6 bis 7 Prozent auf Frankreich und 3 bis 4 Prozent auf die Bezüge Oesterreich-Ungarns. Ebenso von der Einfuhr Rußlands mehr als 40 Prozent auf die Lieferungen Deutschlands, 14 bis 15 Prozent auf die Sendungen Englands, 5 bis 6 Prozent auf Frankreich und 3 bis 4 Prozent auf Oesterreich-Ungarn. Für die Warenausfuhr Rußlands nach dem Westen wird die jetzige Entwertung seiner Geldzeichen gegenüber jenen der westlichen Nachbarreiche vielfach wie eine Exportprämie wirken, insoweit der Warenaustausch, wie ies hinsichtlich der Ukraine geplant ist, nicht etwa mittels staatlicher Kreditorganisation bewerkstelligt werden wird.

Der mit der Ukraine abgeschlossene Friedensvertrag unterscheidet sich auch schon in seinem vorläufigen, noch einer Reihe Detailabmachungen entbehren den Wortlaute durch die Fülle seiner wirtschaftspolitischen Abmachungen wohl von allen früheren Friedensverträgen der neuesten Zeit. Diese Vereinbarung eines Warenaustausches der beiderseitigen Ueberschüsse an landwirtschaftlichen und industriellen Erzeugnissen, der teilweise Vorbehalt der Bestimmung der Mengen und Preise für die staatlichen oder amtlich kontrollierten Zentralen setzt die bisher nationale Kriegswirtschaft in das Gebiet der internationalen Friedens- oder doch wenigstens der internationalen Uebergangs-Wirtschaft fort. Damit wird ebenso sehr der wechselseitigen Konkurrenz vorgebeugt, wie die Erfassung der abgebbaren Waren für den Bedarfsstaat dadurch erleichtert wird, daß sich der Erzeugungsstaat — für das Getreide und Vieh die Ukraine, für die Industrie-Erzeugnisse die Vierbundsländer — zu ihrer Einlieferung verpflichtet.

Das für die Ausfuhr verfügbare Getreide wird auf etwa eine Million Tonnen, also 100.000 Waggons geschätzt. Ein großer Teil dieser so beträchtlichen Menge Getreides wird aber aus dem Innern des Landes zur Bahn oder zur Gänze zuzuführen sein. Für die Abfuhr werden demnach nebst Bahn und Schiff auch Lastenautomobile und Fuhrwerk in Betracht kommen. Zur Beurteilung der landwirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Ukraine sei angeführt, daß in den acht Gouvernements der Ukraine im Jahre 1910 an Weizen 38 Prozent und 1911 sogar 53 Prozent der Gesamternte der 50 Gouvernements des europäischen Rußlands geliefert worden sind. Für Roggen betrug dieses Verhältnis in den beiden genannten Jahren 20 und 21 Prozent, für Gerste 46 und 49 Prozent, Hafer 16 und 24 Prozent. In der landwirtschaftlichen Erzeugung für gewerbliche Zwecke nimmt die Ukraine eine erste Stellung ein. So stammten in den Jahren 1910 und 1911 von der Zuckerrübenernte Rußlands 83, bezw. 82 Prozent aus der Ukraine. An Tabak wurden dort 28 Prozent im Jahre 1910 und 42 Prozent in 1911 erzeugt; dabei ist die Ernte in Taurien nicht einmal berücksichtigt. In bezug auf die Viehzucht weist die Ukraine den guten Durchschnitt für das ganze Reich auf, wobei allerdings gesagt werden muß, daß die Viehzucht in Rußland überhaupt, sowohl nach Menge wie nach Güte, sehr viel zu wünschen übrig läßt. Während des Krieges hat sich in allem dem aber manche Verschiebung zum Ungünstigen eingestellt.

Der Friedensschluß und die Eisenindustrie.

Im Zusammenhange mit den beglückenden Meldungen über den Abschluß des Friedens im Osten wirft sich selbstverständlich die Frage auf, welche Aussichten sich der Industrie eröffnen, sobald die Bestimmungen des Friedensvertrages mit der Ukraine ratifiziert sind und die Verhandlungen mit der russischen Regierung, die gestern angekündigt wurden, zu einem positiven Ergebnis geführt haben werden. Und da wieder wird in erster Linie eine Erörterung der Möglichkeiten, die sich für die heimische Eisenindustrie ergeben könnten, allgemeines Interesse erwecken.

Es herrscht nun wohl nur eine Stimme darüber, daß die Zukunft einen gewaltigen Aufschwung der Eisenindustrie bringen dürfte. Es gibt kein Wirtschaftsgebiet, auf welchem die Retablierung nicht einen Bedarf an Eisen verursachen wird. Abgesehen von der Nachfrage für Zwecke der Eisenbahnen und der Schiffahrt ist in Betracht zu ziehen, daß sich die dann für das Baugewerbe notwendigen Quantitäten nicht abschätzen lassen. Es kann vielleicht wieder eine Zeit kommen, in welcher, wie während des Krieges, die Werke dem Bestellungseinlauf nicht werden nachkommen können, zumal zweifellos noch für längere Zeit nach dem Kriege mit einem Mangel an Eisen gerechnet werden muß. Aus diesem Grunde dürfte auch die steigende Tendenz der Preise, die ja noch immer anhält, die Zeit des Friedensschlusses wohl überdauern.

Freilich läßt sich nicht mit Sicherheit vorhersagen, ob dieser stürmische Bedarf sofort einsetzen, ob nicht möglicherweise mit einer Durchgangsperiode der Desorientierung zu rechnen ist und auch die immer höher anschwellenden staatlichen Lasten müssen ins Kalkül gezogen werden.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die unmittelbare Rückwirkung des Friedensschlusses auf den Betrieb der industriellen Gesellschaften überhaupt vor allem davon abhängig sein wird, ob es gelingt, in der Kohlenversorgung eine Besserung herbeizuführen. Wird die Besserung der Ernährungsverhältnisse durchgreifend genug sein, um die Leistungsfähigkeit unserer Bergarbeiter und damit die Produktion wieder zu heben? Und weiters: Wird eine solche Entlastung der Transportanstalten möglich sein, um eine klaglosere Abwicklung des Kohlenverkehres im Interesse der Industrie zu ermöglichen? Auch für jene Eisenindustriegesellschaften, die nicht über Kohle verfügen und deren ganzer Betrieb sich jetzt im Zeichen von Betriebsstörungen schwerster Art vollzieht, ist naturgemäß die Beantwortung dieser Frage von der größten Wichtigkeit.

Vossische Zeitung
12./III. 1918.
12
137

Donau—Trapezunt.

Von

Dr. A. Walther, Konstantinopel.

Das Schlagwort „Berlin—Bagdad" hat in irreführender Ausschließlichkeit den Blick der öffentlichen Meinung auf einen einzelnen unserer Wege nach Südosten gelenkt. In Wahrheit will die Bagdadbahn in erster Linie die Türkei stärken, ihr einen inneren Austausch der Landesprodukte erleichtern und vor allem ihr ein festes Rückgrat geben, das ihr ermöglicht, aus einem noch recht lose verbundenen Aggregat von Landschaften einen festgeschlossenen Staat zu machen, dessen Außenglieder künftig strategisch haltbar sein werden und in dessen Provinzen nicht fernen unkontrollierte Beamte eigensüchtig alles Reformstreben der Zentrale versanden lassen können. Für den deutschen Warenaustausch kann der Riesenlandweg Berlin—Bagdad nicht in Frage kommen. Vielmehr wird die Bagdadbahn, wie ja auch bisher ihre Baumaterialien über den viel billigeren Seeweg geleitet wurden, stets nur in ihren einzelnen Strecken als Zubringer unseres wie des fremden Handels dienen.

Die Aussicht auf eine umfassende Verständigung mit Rußland und Rumänien lenkt den Blick auf einen zweiten deutschen Weg tief ins innere Asien hinein: den Weg nach Nordost-Anatolien, den unsere Seefahrt schon lange vor dem Krieg gefunden hatte, ohne daß doch deutscher wirtschaftlicher Unternehmungsgeist ein Eindringen in diese zukunftsreichen Lande ins Auge faßte, weil das imperialistische Rußland sie als sein Einflußgebiet betrachtete.

Es ist bekannt, daß die ursprünglich in Aussicht genommenen nord- und zentralanatolischen Fortsetzungen der deutschen Bahn von Angora aus nach Osten über Siwas oder Caesarea vor dem Widerstand des alten Rußland, das seine Hand nach Armenien ausgestreckt hielt, aufgegeben wurden, daß deshalb die bis Angora fertige Strecke als Stumpf stehen blieb und die Fortsetzung vielmehr schon von Eskischehir aus, in einem breit nach Süden ausholenden Bogen über Konia und Adana, in Angriff genommen wurde. Jetzt wird die Verständigung mit einem neuen Rußland es der Türkei ermöglichen, die seit Jahrzehnten geplanten Bahnen zur Erschließung Nord- und Nordost-Anatoliens, deren Konzessionierung an die Franzosen kurz vor dem Kriege nahezu perfekt war, selbst durchzuführen.

Dies Bahnsystem (dessen Plan die Kartenskizze zeigt) sollte das Meer erreichen in Samsun mit seinem blühenden Hinterland und in Trapezunt mit seinen weit ins Innere, nach Karput, Erzingian, Erzerum, Bitlis, Wan, Täbris reichenden alten Handelsverbindungen und seinem beträchtlichen, schon vor dem Kriege rund 1000 Dampfer jährlich betragenden Seeverkehr. Dem wirtschaftsgeographischen Typus nach ist Trapezunt eine Parallele zu Alexandrette im Winkel der cyprischen Bucht, das seine Bedeutung dem Durchgangshandel über Nordsyrien nach Mesopotamien verdankt. Mit dem Bagdad der großen Ueberlandstrecke kann Trapezunt verglichen werden, weil es auf weite Wege ins innere Asien hinein vorausweist und auf eine Völkergruppe, die für die neue Türkei, falls sie sich weiter zum „turanischen" Nationalismus hin entwickeln sollte, von größter Bedeutung werden kann. Von alters her ist Trapezunt der Endpunkt der großen Karawanenstraße von Täbris in Nordpersien über Erzerum ans Meer und hat auch durch die Konkurrenz der russischen Kaukasusbahn seine Bedeutung nicht verloren. Während des Krieges haben viele Deutsche gesehen, daß ein Karawanenzug von Hunderten von bepackten Kamelen in seiner ruhig weiterflutenden Grandezza es

Erst die gegenwärtige Lage, die uns eine baldige Einigung mit Rußland und Rumänien hoffen läßt, aber die Möglichkeit einer langen Fortsetzung voraussichtlich eines Handelskrieges mit England und Amerika und eines weitgehenden Boykotts gegen deutsche Erzeugnisse in Aussicht stellt, mag unseren Blick von neuem entschieden auf die Donau lenken. Der Krieg hat uns gelehrt, was es bedeutet, nicht für alle Möglichkeiten von langer Hand vorbereitet zu sein. Auch wenn das rein wirtschaftliche Interesse vor all den Schwierigkeiten und Problemen der Orientfrage, der Technik, der Kapitalbeschaffung, kurzsichtigen sollte, so könnte doch in naher Zukunft die Möglichkeit kein Opfer hoch genug erscheinen lassen für das Ziel, über Donau und Schwarzes Meer einen von England nie zu fürchtenden Großhandelsweg bis ins innere Asien hinein mit allen Mitteln auszubauen. Und jede Verbreiterung unserer freien Bahn nach Südosten wird den weltlichen Gegnern ihre Hoffnung nehmen, durch Sperrung der Meere uns doch noch wirtschaftlich vernichten zu können. So klopfe uns doch noch wirtschaftlich vernichten zu können. So klopfe dankt schließlich der Erfolg des Ausbaues der Donaulinie von der fernsten Hoffnung unserer weltlichen Gegner ab.

Österr. Volkszeitung
17.10.1918
147

Im Stammbeisl.

„Meine Herren," sagte Schwasser, „wann ma uns heut' net an Hektaliter Wein kommen lassen und mit an Trumm Rausch hamgehngan, dann waß i überhaupt net, wann dös g'schehg'n soll."

„Du meinst weg'n den Frieden?" bemerkte Stichler; „no, i man', a Liter wird 's a tuan."

„Dös sagst so g'wiß quasi," tadelte Schwasser, „grad so, als ob 's D' sag'n wollt'st, es stünd' si net dafür? Zmstand' wärst es, Du Quadratranzer, Du!"

„Hab' i was g'sagt? Ka Wörterl hab' i g'sagt," verteidigte sich Stichler, „aber dös is scho wahr: i hab' ma den Friedensschluß anderst vorg'stellt. Dös is so a halberte G'schicht', der russische Frieden; auf der an Seiten is 's a Frieden, auf der anderen net; ka Mensch kennt si aus."

„Jetzt gibst aber a Ruah'!" sagte Oberberger. „Dös muaß ma Dir lassen: Du bist scho der echte, rechte, ewi' raunzerte, ewi' unz'friedene, ewi' grantige Weana, wie er in Büachel steht. Freilli' kan ma no net sirti, dös is ja wahr, aber dös is do' ka Anlaß, a sauer's G'sicht z'machen so wie Du? I für mei Person g'freu' mi über dös, was bis jetzt'n erreicht is, wart' 's Weitere ab und denk' ma: Hab'n ma die dreiahalb Jahr' übertaucht, werd'n ma 's End' a no dermachen."

„Uebertaucht, ja," knurrte Stichler, „aber wie!"

„I gib' dem Stichler recht," äußerte sich Spannagl, „so wie ma si den Frieden vorg'stellt hat, so is er net."

„Wie hast Dir 'n denn vorg'stellt?" fragte Oberberger.

„Dös kann ma net so sag'n," erwiderte Spannagl, „i hab' halt g'mant . . . kurz und gut . . ."

„. . . Kurz und gut, Du waßt es sölber net," unterbrach ihn Schwasser.

„Aber i waß 's," sagte Oberberger: „Du hast Dir vorg'stellt, daß Du Di auf d' Nacht ins Bett leg'n wirst und der Kriag is no im vollen Gang, und in der Früh, wannst aufwachst, is auf amol all's gar und der Frieden für und firti; morgen kommen d' Soldaten aus 'n Feld z'ruck und übermorg'n d' Gefangenen aus der G'fangenschaft und überübermorg'n is wieder all's so als wie 's im Vierzehnerjahr war, und 's Leben geht weiter, als ob nix g'west war. Hab' i recht oder net?"

Diese Frage galt Spannagl, der etwas zaghaft erwiderte:

„Alsdann, dös grad net, so hab' i 's net g'mant, i hab' ma nur denkt . . ."

„Daß der Frieden von heut auf morg'n kommt," unterbrach ihn Oberberger; „und dös hast net Du allani g'mant, sondern no gar mancher außer Dir. Na, mei lieber Spannagl, so anfach is die G'schicht net und was i scho vor a paar Monat g'sagt hab, dös sag i wieder: Der Frieden kommt z'erlweis. Nix überstürzen, schön langsam voran, denkt er si!"

„D' Hauptsach is, daß er si amal in Bewegung g'setzt hat," meinte Schwasser, „dös is scho a paar Liter Wein und a erstes Friedensräuscherl wert."

„B'stöll eahm do endli, statt daß D' so viel red'st," schlug Stichler vor, „i hab nix dagegen — wannst eahm zahlst, haßt dös."

Schwasser rief daraufhin den Leopold herbei, mit dem er Verhandlungen pflog; ihr Ergebnis war, daß der Ober sich entfernte und alsbald mit zwei Literflaschen und vier Gläsern wieder kam, die er auf den Tisch stellte.

„I bin nur neugieri," sagte Stichler, „wie viel Räuscherln daß notwendi sein werd'n, bis ma den allgemeinen Frieden hab'n."

„Dös kann ka Mensch sag'n," bemerkte Schwasser, „stoßen ma alsdann vorläufi amal auf die zwa ersten Raten an!"

„Es san nur anderthalbe," berichtigte Stichler, „a ganzer mit dem neuchen Landel, das no auf koner Landkarten steht und das s' der Ukraine lassen und a halberter mit Rußland."

„Daß d' Zweite net lang auf si warten laßt," sagte Spannagel, „der Wunsch, man' i, wär' sei Glaserl wert."

„Und daß 's ukrainische Mehl mit Extrapost expreß übrikommt, da drauf 's zweite Glas!" rief Schwasser; „i hab' schon Hearneraugen in der Gurgel vom Kukuruzbrot und g'freu' mi auf d' marben Baunzerln und auf d' Kaisersemmeln."

„Auf die wirst no hübsch a Zeit warten müssen," lachte Oberberger, „so in Handumdreh'n geht das net. Uebrigens was mi anlangt — meiner Söl, an das marbe Bacht denk' i gar nimmer. Daß i d' letzte Semmel 'gessen hab', is scho so lang' her, daß i nimmer weiß wie s' schmeckt. Es geht mit 'n Brot a; freili, a bisserl besser als jetzt'n derfet 's scho sein, und mehr derfet 's a sein; daß ma si ewi nur a Fuzerl abischneiden derf und allaweil in a'r Angst lebt, 's Brot geht vor der Zeit aus, dös macht mi scho ganz nervios. Ordentli obaschneiden will i ma können vom Laberl, reankenweis', wie früher amal, damit 's was ausgibt. Auf die Art, wie jetzt, kommt man ja ans 'n Hunger nie außa."

„Was manst," fragte Schwasser, „hab'n ma zum nächsten Neuchen Jahr scho 'n ganzen Frieden?"

„Mi fragst?" erwiderte Oberberger, „wie soll denn i dös wissen? Wann ma die Narrentatteln von Biervertandlern reden hört, nachdem könnt' ma glaub'n, daß der Kriag überhaupt nie net gar wird; die tuan so, als gangerten sie 's erst jetzt'n recht an und als wär' alles bis jetzt'n nur a G'spaß g'west. Auf was s' no warten, die da drüb'n. I waß net; g'nug an dem, sie woll'n von an Aufhör'n nix wissen. Habt 's ja g'lesen, wie der Lloyd Schorschel vor a paar Tag' wieder 'n Mund voll g'nommen hat, und der gar, sei Kollega bei die Katz'lmacher! Na, lieber Schwasser, mi derfst nach 'n Kriagsend' net frag'n, do muaßt Di schon an an'n wenden, der si besser auf 's Prophezei'n versteht. I kenn' mi nimmer aus."

„Alsdann, jetzt bist ja selber so weit —" bemerkte Stichler, „hab' i recht, wann i sag', daß ma von den halberten Frieden nix hab'n?"

„Na, da hast net recht!" erwiderte Oberberger; „a halberter Frieden is net das, was a ganzer is, aber er is um d' Hälften mehr als gar kaner. 's Geld für die zwa Liter Wein wird er D'r alsdann do wert sein, lieber Stichler? Dös um so mehr, als der Schwasser, nobel wie immer — wie a ich siech, die Zech' zahlt."

So war es auch; Schwasser hatte gezahlt, was die zwei Liter kosteten, und nachdem auch die übrigen ihre Zeche beglichen hatten, erfolgte der gemeinsame Aufbruch.

Thomas Berger.

Neues Wiener Tagblatt
14. Juli 1918

letzten Teil halbwe
was e
Obwol
zeichnu
valleich

Von den andern Kriegsschauplätzen nichts Neues.

schließung

Duzbrüder.

Das bescheidene, volkstümliche Kaffeehaus in einem der westlichsten unsrer westlichen Bezirke hatte ich lange nicht besucht. Neulich aber, ermüdet und hungrig von einem nachmittägigen Spaziergang, trat ich wieder dort ein.

Um zu einem freien Tischchen zu gelangen, mußte ich am größeren der beiden altmodischen Billards vorbei, das jedoch von einer Ansammlung teils unbewaffneter, teils queuebewaffneter und, wie ich merkte, recht aufgeregter Herren umdrängt war. Die Kegelpartie war unterbrochen worden, weil sich der „Aufschreiber" bei seinen wichtigen Kreideaufzeichnungen einer sträflichen und verhängnisvollen, alle Gewinn- und Verlustberechnungen über den Haufen werfenden Unachtsamkeit schuldig gemacht hatte.

„Jetzt, da hört si aber do der Gurkenhandel auf!" rief ein dicker Herr mit roten Backen und Händen, einer intensiv blauen Krawatte und einer dauerhaften silbernen Uhrkette, an der zwei gekreuzte Hacken als Anhängsel baumelten. „I plag mi wia a Narr, i man, i bin wenigstens um a hundertfufz'g voraus, und du — du schreibst mir in aner Tour Schlechte anstatts Guate auf! Mei liaber Direkter, da dank' i schön dafür, oder vielmehr, da dank' i dir net, aber scho gar net."

Der also Getadelte, dessen Persönlichkeit, da er der einzige Sitzende unter so viel Stehenden war, ich vorläufig unmöglich feststellen konnte, suchte sich zu verteidigen:

„Aber geh', ich hab' doch ganz gewissenhaft . . ."

„Ja, g'wissenhaft!" unterbrach ihn ein zweiter Entrüsteter, indem er mit seiner langen Stoßstange so energisch herumfuchtelte, daß sowohl die Auerlampen wie die Nasen und Augen der teilnahmsvollen Zuhörer wiederholt in beträchtliche Gefahr gerieten. „G'wissenhaft nennst du dös? Wo steht denn nacher der Hunderter, den i glei am Anfang g'macht hab'? Wo steht er denn? Ha? Wo steht er denn?"

Der Unsichtbare, der sich dem selbstlosen und menschenfreundlichen, aber, wie sich hier wieder einmal zeigte, wenig dankbaren Geschäfte des Aufschreibens unterzogen hatte, war offenbar nicht in der Lage, die so dringend gewünschte Auskunft zu geben, das bewies sein verlegenes Stottern.

Die Korona wollte auch keine Milderungsgründe gelten lassen, und am allerletzten jene in ihr, die die ganze Geschichte nur entfernt anging, weil sie sich ja an der aufregenden Billardkegelpartie nicht als Mitspieler, sondern bloß als Kiebitze beteiligt hatten.

„Mei liaber Direkter," sagte jetzt der Rot-Blau-Silberne, und die plötzliche überlegene Milde seines Tones klang noch vernichtender als seine frühere Empörung, „wanns d' es du in dein' Büroh alsdann ah a so machst, wia in Kaffeehaus, dann kann's uns freili umadum net stimmen, dann begreif' i's. . . . Wanns d' mit der Federn und der Tinten ah so guat umgeh'n kannst wia mit der Kreiden, nacher is's a Malör, nacher is's g'fehlt."

Mehrere lachten verständnisvoll zustimmend. Und das grausame Wort „Patzer!" zitterte vernehmlich durch die dicke Kaffeehausluft.

„So soll sich halt ein andrer da hersetzen!" wehrte sich der Gerügte und Verspottete. „Du — oder du — oder du!"

Allein auf diesen gewiß vernünftigen Antrag ging merkwürdigerweise keiner der Herren ein, man bedeutete dem Aufschreiber, da er einmal dies verantwortungsreiche Amt übernommen habe, so müsse er es auch getreulich bis zum Ende des Spiels versehen.

„Aber jetzten paßt a bißl auf, was?"

„Und machst net wieder an' Plutzer um 'n andern, gelt?"

„Zeig' uns alsdann, daß d' net umasunst auf die Universität gangen bist, Direkter!"

Und damit löste sich die Versammlung auf, die einen ließen wieder die Elfenbeinbälle kunstvoll übers elastische grüne Tuch rollen, die andern begleiteten als Chorus Stoß um Stoß mit verständigen kritischen Anmerkungen.

Der Herr Direktor am Marmortischchen aber spannte Aug' und Ohr an, krampfhaft bemüht, seine wichtige Zifferchronik vor schweren Irrtümern zu bewahren.

Und nun sah ich ihn endlich und — erkannte ihn. Und maßloses Staunen, endlose Verwunderung überkam mich: Auf so vertrautem Fuße stand an diesem Orte dieser so peinliche, korrekte und elegante Herr Direktor, auf so vertrautem Fuße also stand der Herr Direktor mit jenen sicherlich höchst ehrenwerten, aber doch immerhin ein bißchen einfachen, urwüchsigen und ungenierten Bürgern vom Grund? Die formlosesten Zurechtweisungen ließ er sich von ihnen gefallen, und duzen tat er sich mit ihnen? Er, gerade er, dem seine Untergebenen nachsagten, daß er zwar ein gerechter Vorgesetzter und auch im Grunde ein ganz guter Mensch sei, aber von einer Zurückhaltung und Kühle im persönlichen Verkehr, die schon über das gewöhnliche Maß hinausging? . . .

Die Billardkegelpartie war rascher zu Ende, als ich erwartet hatte. Dem Herrn Direktor schien es mit Aufgebot aller seiner geistigen Kräfte gelungen zu sein, in ihrem

Westungarischer-Grenzbote. 159

17.II.1918

Wiener Uebertreibungen.

Wien, 15. Feber 1918.

Rosenrote Luftschlösser werden von den Wiener Friedensfanatikern in die Wolken gebaut, sie können sich nicht fassen vor Glückseligkeit über den Friedensschluß mit der „Ukraina" und namentlich über den „Frieden" mit Rußland. Denn so nennen sie das Kriegsende, das ihr Freund Trotzki verkündet hat. Und die Wiener Gemeinderäte unter Führung ihres Bürgermeisters Dr. Weiskirchner haben den Grafen Czernin auf dem Nordbahnhof wie einen Triumphator empfangen bei seiner Heimkehr aus Brest-Litowsk oder Litauisch Brest, wie man die Stadt wohl künftig nennen wird. Reden sind gehalten worden und trotz der Zurückhaltung des Ministers, der nur von einem kleinen Teilfrieden sprechen konnte, ist die Sache immer weiter aufgeblasen worden. Man tut, als ob nun alles in Ordnung wäre und die alten Zustände nicht mehr fern seien. Die jüdische Presse namentlich ist voll Bewunderung für den schlauen Trotzki-Braunstein, der dem Kriege mit einem Ruck ein Ende gemacht hätte, was die anderen Herren nicht zustande brachten. So muß man's machen, sagen sie.

Auch offiziell wird alles übertrieben. Man kann sich vor Freude nicht genug tun, daß an unseren Grenzen, die sich mit der neuen Ukraine berühren, kein Feind mehr steht, daß wir das liebliche Judennest Brody wieder haben und „ganz Galizien" wieder heimgekehrt ist in den alten Rahmen der Monarchie. Es gab Tage, an denen man so etwas kaum noch erwartete. Hat denn nicht der Zar in Lemberg von einem Balkon herab erklärt, daß er „für ewige Zeiten Besitz ergreife von Rotrußland?" Nun ja, man kann den jetzigen Freudenrausch ja zum Teil verstehen. Anderseits ist ja gerade in Oesterreich der Friedensschluß mit der Ukraine sogleich heftig angegriffen, ja verworfen worden. Die edlen Polen verweigern der österreichischen Regierung das Budget, weil bei diesem Friedensschluß nicht alle Wünsche der Polen des Königreichs, die uns doch gar nichts angehen, erfüllt worden sind. Sie haben zwar einen Staat von beiläufig 30.000 Quadratkilometer von den Mittelmächten erhalten, aber von dem Bezirk Cholm sind 150 Quadratkilometer an die Ukraine abgetreten worden, weil dort hauptsächlich Ruthenen wohnen. Dies bestreiten jetzt die Polen, obgleich es in den statistischen Tabellen steht. Polen und Ruthenen sind eben Todfeinde, die Polen gönnen diesem Volke seinen neuen Staat nicht. Das wird jetzt wieder in die innere österreichische Politik übertragen, denn die Polen fühlen sich schon als Macht und sie lauern darauf, wie sie Oesterreich und auch Preußen ihre einst polnischen Provinzen entreissen und die darin seßhaften Ruthenen wieder unterdrücken könnten.

Die schwersten Sorgen drohen von dieser Seite beständig, aber Wien steckt den Kopf in den Sand und beflaggt für den Frieden mit der Ukraine und auch für den mit Rußland.

Was ist's aber mit diesem? Er besteht nur in der Einbildung naiver Gemüter. Lenin, Braunstein und Comp. haben da einen echt jüdischen „Dreh" vollführt, um aus einer großen Schwierigkeit herauszukommen. Trotzki-Braunstein hat im Einvernehmen mit seinen Hintermännern das Kriegsende erklärt und die Demobilisierung der russischen Armee, die Erwiderung des Grafen Czernin und des Herrn von Kühlmann aber gar nicht mehr abgewartet. Kein Friedensschluß, kein Austausch von Höflichkeiten, kein Vertrag, nichts von alledem. Wir bleiben Feinde, aber der Krieg ist vorläufig zu Ende. Tue jeder was ihm beliebt.

Diese proletarische Formlosigkeit hat aber tiefe Hintergründe und man ist im Deutschen Reich mit Recht voll Mißtrauen gegen sie. Niemand in Deutschland hält den Krieg mit Rußland für beendet, selbst der „Vorwärts", das führende Blatt der Sozialisten, erblickt in der geschaffenen Lage nur Gefahren. Kein dortiges Blatt verherrlicht Trotzki, wie es in Wien geschehen ist.

Denn was tun die Bolschewiken? Sie demobilisieren angeblich die Armee, aber sie fordern die Soldaten auf, freiwillig in die „Rote Garde" einzutreten zum Schutze der Revolution.

Dieser Vorgang verdient unsere besondere Aufmerksamkeit. Die russische Armee ist zerfallen, in sich selbst zusammengebrochen. Und sie ist in viele Teile aufgelöst, von denen jeder ein anderes Ziel hat, die meisten aber gegen die Herrschaft der Bolschewiken eingenommen sind. Da und dort wird gegeneinander Krieg geführt. Diese verlotterte Gesamtarmee wollen die Bolschewiken los sein. Ihr Ende wäre ihnen höchst willkommen. Aber ihre rote Revolutionsarmee, die sie schon seit Wochen und Monaten zu bilden bemüht sind, die wollen sie jetzt aus den ihnen ergebenen Soldaten verstärken und ausbauen so weit dies nur möglich ist. Wer heimkehren will mag heimkehren, aber die Hunderttausende, die vielleicht kein Daheim haben und an die Revolution glauben, die sich weiß Gott welche Vorteile versprechen von der Teilnahme an der Revolution, die nehmen sie alle freudig auf. Und so bildet sich eine neue, eine bolschewikische Revolutionsarmee, die sie deutlich genug eine rote nennen. Kein Mensch kann heute voraussehen, was daraus wird und zu welchen Unternehmungen diese „Rote Armee" noch benützt werden wird. Solche Dinge brauchen Zeit, um zu reifen. Zunächst will man die Ukraine zerschlagen, mit der wir Frieden geschlossen haben. Und wie es scheint, besitzen die Bolschewiken die Hauptstadt Kiew, denn das ukrainische Zentrum ist nach Schitomir verlegt worden. Die bolschewikischen Grundsätze sollen auch auf die reiche, fruchtbare Ukraine angewendet werden. Und in Finnland rast ja auch ihre Rote Garde, auch dieser großen Provinz, die selbst unter dem Zaren eine Art Selbstbestimmung besaß, soll das bolschewikische Joch auferlegt werden. Wenn es Lenin, Braunstein und Comp. gelingt, durch die schlaue Losung zur Demobilisierung die noch bestehenden Armeegruppen in ganz Rußland zur Auflösung zu bringen, wird ihre Rote Armee zuletzt der stärkste Faktor sein.

Dies ist zweifellos der Plan nach innen. Was sie mit ihrer neuen Armee, da ein Friedensschluß nicht stattfand, noch nach Außen werden unternehmen können, das liegt im Schoße der völlig ungeklärten Zukunft. Jedenfalls sind die Bolschewiken nach wie vor mit den Westmächten in Verbindung. Und sie haben jetzt Zeit gewonnen, um abzuwarten, was dort geschieht. Man ist in Deutschland durchaus darauf gefaßt, daß die Rote Armee zu jeder Tat fähig wäre, falls die Dinge sich im Westen nicht so entwickeln sollten, wie es die Deutschen hoffen. Von einer völligen Entblößung ihrer Ostfront kann gar keine Rede sein.

Die gemütliche Wiener Auffassung entbehrt nicht der Naivität und Kindlichkeit. Mit Recht belächelt man sie überall. Aber wer die Verhältnisse in Wien kennt, der weiß, daß diese Auffassung künstlich hervorgerufen wurde durch emsige Wühlarbeit die seit Monaten am Werke ist und die in gewissen Blättern ziemlich kühn betrieben wird. Zweifellos ist da Geld aus dunklen Quellen im Spiele. Die Krallen gegen Deutschland kommen zu oft zum Vorschein. Der „Morgen" und der „Abend" vornehmlich sind jene bolschewikischen Judenblätter, die alles Deutsche besudeln, die Trotzki-Braunstein verherrlichen und zu den Westmächten in Demut aufblicken.

Wien hätte alle Ursache, über diese systematische Volksvergiftung zu wachen und mit seinem Friedensjubel zurückzuhalten. Mag der militärische Krieg im Osten vorläufig zu Ende sein, Friede ist das keiner. Die bolschewikische Seuche bedroht uns nach wie vor und wir werden der Ukraine am Ende noch helfen müssen, damit sie sich behaupte.

Im Innern aber hat dieser Friedensschluß mit der noch unfertigen Ukraine die Wut der eitlen und übermütigen Polen entfesselt. Die Lage ist wieder einmal gespannt. Und mit den Lebensmitteln geht es reißend bergab in Wien. Jetzt wird schon ein Achtel Kleie anstatt Mehl ausgeteilt an die Bevölkerung. Ein Kilo Kraut aber kostet 4½ Kronen! Die ausgesteckten Fah-

---

nen wirken wie eine Verhöhnung des Volkes.

Die Wahrheit ist: die Diplomaten der Mittelmächte sind in Brest-Litowsk genarrt worden und sie kehrten mit langen Gesichtern heim, zu dem Tam-Tam auf dem Nordbahnhof lag nicht die geringste Veranlassung vor.

Vossische Zeitung
19./II. 1918

19
153

Der Großstadtproporz.

Die Wirkungen der Reform.

Die „kleine" Reichstagswahl-Reform, die von der Regierung entsprechend einem Parlamentsbeschluß in diesen Tagen vorgelegt worden ist, bedeutet eine völlige Umgestaltung des Wahlbetriebs in den Großstädten und Industriezentren. In 26 Wahlkreisen, die bisher gegenüber dem flachen Land am stärksten benachteiligt waren, erfolgt eine Vermehrung der Mandatsziffer um 44. Gleichzeitig wird für diese Wahlkreise das Proportional-Wahlrecht eingeführt und damit einem Vorschlag entsprochen, der auch in der „Vossischen Zeitung" entschieden verfochten worden ist. Die Form, in der das geschieht, entspricht freilich nicht den berechtigten Forderungen. Einmal ist die Zahl der neuen Mandate allzu sparsam bemessen, und dann ist zu wenig Rücksicht darauf genommen, daß der Hauptvorzug des Proporzes — die gerechte Verteilung — um so weniger zur Geltung gelangt, je kleiner die Wahlkreise sind. Deshalb wurde seinerzeit an dieser Stelle vorgeschlagen, die Großstadt-Wahlkreise mit ihrer Umgebung gruppenweise zusammenzufassen. Die Regierungsvorlage begnügt sich damit, die im Laufe der Jahre erfolgten Eingemeindungen zu berücksichtigen, wie das bei den preußischen Landtagswahlen bereits der Fall war.

Die Zusammenfassung der Vororte mit den ursprünglichen städtischen Wahlkreisen bedeutet für die Parteien und die Wähler zweifellos eine nicht geringe Verbesserung. Um so erstaunlicher ist, daß man bei Berlin zwar die bisherigen sechs städtischen Wahlkreise zusammengefaßt hat, aber die Nachbarwahlkreise Teltow-Beeskow und Niederbarnim abgesondert hielt. Auch in dem engen Rahmen der jetzigen Vorlage würde es einen großen Fortschritt bedeuten, wenn Groß-Berlin zu einem einheitlichen Wahlkörper vereinigt würde, zu dem zweckmäßigerweise auch Potsdam-Spandau hinzukommen sollte. Einen Vorzug der Vorlage bildet ferner der Umstand, daß für die besonders volkreichen Wahlkreise in Zukunft der ganze kostspielige Stichwahl-Apparat wegfällt und daß auch Nachwahlen überflüssig werden, weil beim Ausscheiden eines Abgeordneten der nächste Bewerber der Proporzliste ohne weiteres an seine Stelle tritt.

Ueber die Wirkung des neuen Wahlverfahrens auf die Zusammensetzung des Reichstags kann man natürlich unter den heutigen Verhältnissen nichts annähernd Sicheres sagen. Es läßt sich in keiner Weise abschätzen, wie die Spaltung der Sozialdemokratie wirkt, falls sie von Dauer ist — auch eine weitere Abspaltung von der unabhängigen Sozialdemokratie nach links ist nicht ganz ausgeschlossen — und auch die wirtschaftlichen Wirkungen des Krieges, die unter Umständen zu einer starken Wanderbewegung innerhalb des Reiches führen, lassen sich heute nicht übersehen. Viel hängt auch von der parteipolitischen Konstellation ab, weil die Möglichkeit, mehrere Listen als verbunden zu erklären, unter Umständen auf die Mandatsverteilung in einer Reihe von Wahlkreisen entscheidend wirkt. Dabei ist es von größter Wichtigkeit, daß der Liberalismus als eine geschlossene Einheit auftritt. Wenn das geschieht, kann man damit rechnen, daß der Proporz den Bevölkerungsschichten der Großstädte, die bisher infolge des Ueberwiegens der Sozialdemokratie kaum zur Geltung kamen, die Möglichkeit geben wird, aus eigener Kraft zu einer Vertretung im Parlament zu gelangen. In nachfolgender Zusammenstellung ist der Versuch gemacht, auf Grund der Ziffern der letzten Reichstagswahl eine ungefähre Uebersicht der Proporzwirkungen zu geben. Dabei konnten natürlich weder die durch das Proportionalverfahren möglicherweise eintretenden Verschiebungen der Stimmziffern in Betracht gezogen werden, noch die erwähnten gewaltigen Veränderungen in Zusammensetzung und Gesinnung der Wählermassen. Mit diesem Vorbehalt muß die umstehende Aufstellung betrachtet werden.

Am befriedigendsten ist danach die Proporzwirkung in Rheinland-Westfalen, wo bisher Sozialdemokraten, Zentrum und Nationalliberale sich vielfach in gleicher Stärke gegenüberstanden und die Vertreter der Wahlkreise in den meisten Fällen nur Minderheiten hinter sich hatten.

Wie es in Petersburg aussieht.

Von unserm nach Petersburg entsandten Sonderberichterstatter.

Petersburg, 30. Januar.

Im Namen des arbeitenden Volkes haben Lenin, Trotzki und Genossen Kerenski gestürzt und die Macht an sich gerissen. Im Namen des arbeitenden Volkes geben sie auch ihre Gesetze zugunsten der Proletarier und zuungunsten der Kapitalisten heraus. Man sollte nach allem dem annehmen, daß die Kapitalisten zurzeit in Rußland und seiner Hauptstadt ein recht klägliches Dasein führten, während die frühern Proletarier und gegenwärtigen Machthaber in Überfluß schwelgten. Gerade das Gegenteil ist jedoch der Fall.

Allerdings haben die diensttuenden Roten Gardisten 60 Rubel pro Tag, ein Einkommen, das sie durch gelegentliche Plünderungen erheblich verbessern können. Gewiß enteignen die Bolschewiken nach allen Kräften die Banken und großen Finanzinstitute ebenso wie die industriellen Unternehmungen, wodurch natürlich die Aktienbesitzer und Kunden große Werte verlieren. Doch ist es den meisten „Kapitalisten" gelungen, erhebliche Teile ihres Vermögens zu verstecken, und die verhaßte Bourgeoisie hat es somit noch immer besser als die Arbeiter, vorausgesetzt, daß sie am Leben bleibt. Nie und nirgend ist wohl der Unterschied zwischen reich und arm so groß gewesen wie im maximalistischen Petersburg der letzten Tage. Während die Regierung eine allgemeine Rationierung eingeführt hat, während die wichtigsten Lebens- und Genußmittel wie Butter, Zucker, teilweise auch Tee, für die Armen fast gar nicht zu haben sind, während das Brot furchtbar knapp und nur mit 100 Gramm pro Tag und Person verteilt wird, kann man für Geld so viel Butter, Zucker, Tee, Brot und anderes haben, wie man wünscht, wenn man die märchenhaften Preise zu zahlen gewillt ist. In den erstklassigen Restaurants, wo die internationale Finanz- und auch Damenwelt (!), die fremden Offiziere, die wohlhabenden Ausländer und Provinzler noch immer zahlreich vertreten sind, hat man noch alles. Man kann noch immer eine richtige russische Sakuska, (Vorspeise) bekommen, und auch an Wodka fehlt es nicht; nur muß man für die halbe Flasche etwa 100 Rubel zahlen. Ebensoviel kostet eine halbe Flasche Kognak, während eine ganze Flasche trinkbaren Rotweins für 50 Rubel zu haben ist. Echter französischer Champagner kostet 125 bis 150 Rubel. Man sollte glauben, daß das schon länger als drei Jahre bestehende Alkoholverbot den Ausschank der Alkoholgetränke eingeschränkt habe. Durchaus nicht! Natürlich bekommt man keinen Wein oder Schnaps in den Geschäften, auch nicht in den einfachern Restaurants und Cafés. Im Hotel Europa, Medwjed (Bär) und andern Lokalen ersten Ranges bekommt man aber, wie gesagt, alles, wenn man entsprechend zahlt, und man braucht sich nur sehr wenig Mühe zu geben, dies zu vertuschen. Man trinkt eben die Alkoholgetränke in Kaffeetassen oder Teegläsern und legt ein Tischtuch über die Flasche. Das ist alles. Jeder Gast und jeder Kellner weiß Bescheid, keiner nimmt daran Anstoß, und Denunziationen kommen sehr selten vor. Während die maximalistische Regierung die Alleinherrschaft der proletarischen Arbeiter verkündet, leben diese selben Arbeiter oder wenigstens ihre große Masse unter täglich schlechtern Verhältnissen. Weder in den Geschäften noch in den von den Arbeitern besuchten Wirtschaften können sie Butter und Zucker bekommen, und ihre Brotrationen werden täglich verringert. Kein Wunder, daß man auch in Arbeiter- und Soldatenkreisen allmählich das Bolschewikentum zum Teufel wünscht und sich fragt, ob es unter dem Zaren nicht mindestens ebensogut war.

Man soll auch nicht denken, daß alle ausgeplünderten Gutsbesitzer und Bürger sich einfach flüchten oder verstecken, um in Angst um ihr Leben und in Demut vor ihren Tyrannen weiter zu leben. Nein, viele, besonders von den Edelleuten und Fürsten, die im Namen des Bolschewikentums ausgeplündert wurden, haben beschlossen, sich an der Allgemeinheit zu rächen und betreiben nun selbst mehr oder minder erfolgreich das edle Räuberhandwerk. Ein paar Beispiele sind typisch. Sie haben sich eben dieser Tage hier in Petersburg ereignet und waren wenigstens während 24 Stunden das Tagesgespräch. Eine finnländische, aus Damen und Herren bestehende Gesellschaft, die im Hotel Medwjed abgestiegen war und sich einige Tage in der russischen Hauptstadt aufgehalten hatte, fuhr abends im Auto nach dem finnländischen Bahnhof auf der Wiborgschen Seite, um nach Helsingfors zurückzukehren. Unterwegs vom Hotel wurden sie von einem andern Auto verfolgt, das sie überholte und ihnen an einer Straßenecke den Weg versperrte. Aus dem Wagen stiegen vier Leute, die mit dem Revolver in der Hand die Finnländer bis aufs Hemd ausraubten. Die Beute war wertvoll genug: etwa eine halbe Million, davon mehr als 300 000 in Bargeld. Die Finnländer hatten keine andre Wahl, als nach dem Hotel zurückzukehren, da die Räuber ihnen nicht mal so viel Geld gelassen hatten, daß sie die Fahrkarte nach Helsingfors bezahlen konnten. Man meldete sofort den Vorfall den Behörden, natürlich ohne irgendeinen Erfolg. Ein Privatdetektivbureau bot sich aber an, die Sache in die Hand zu nehmen, und es gelang ihm wirklich ziemlich schnell, die Täter verhaften zu lassen. Bei der Vernehmung stellte es sich heraus, daß der Führer der Räuberbande — ein richtiggehender russischer Fürst war! Er gab dem erstaunten Untersuchungsrichter folgende interessante Erklärung ab: „Die Bolschewiken haben mein Gut enteignet und unter die Bauern verteilt, sie haben mein Vermögen bei der Bank beschlagnahmt und mir überhaupt nichts gelassen, wovon ich leben kann. Irgendeinen Beruf habe ich nicht gelernt. Unter diesen Umständen, und da ich noch mein Auto, meinen treuen Diener und ein paar gute Revolver hatte, entschloß ich mich dazu, von Raub und Plünderung zu leben, was ich auch seit etwa vier Wochen mit Erfolg tat. Die Finnländer habe ich in einem mondänen Restaurant entdeckt und ausgehorcht, und so kam mir der Gedanke, auch sie zu berauben. Wenn man mich jetzt verurteilen will, so sollte man wenigstens auch die Leute verurteilen, die mich ausgeplündert und zu meinen Verbrechen getrieben haben!" Auch die Räuberbande, die am 20. Januar das Hotel Dagmar ausplünderte und sämtliche Hotelgäste außer drei schwedischen Linkssozialisten, die einen Ausweis vom Smolni-Institut vorzeigen konnten, ausraubten, wurde von einem er und seine Leute nicht die Frechheit gehabt, sich nach der Plünderung im Hotel niederzulassen, so wären sie wohl noch heute auf freiem Fuße . . .

Nicht nur die Gleichheit und Freiheit, auch die Abschaffung der Bestechung und der Trinkgelder sollte das Bolschewikentum bringen. Inwieweit ihm dies gelungen ist, zeigen folgende Beispiele: Ein Rentner, der die Inventur und Beschlagnahme seiner bei einer großen Bank hinterlegten Mittel vermeiden wollte, versuchte den Distriktskommissar dadurch zu bestechen, daß er ihm 10 v. H. seines Vermögens anbot. Die Antwort war die sofortige Verhaftung des Rentners und Beschlagnahme seines ganzen Vermögens. „Wir Bolschewiken lassen uns nicht bestechen", sagte der Kommissar stolz. Noch am selben Abend wurde er aber von einem andern Kapitalisten aufgesucht, der ihm 50 v. H. seines eine Million betragenden Vermögens anbot, wenn er es nur vor der Beschlagnahme rettete. Dieses Angebot wurde nicht abgewiesen. In diesem Moment ist der Kapitalist mit seiner halben Million glücklich über die Grenze gekommen, während der Kommissar wohl seinen Teil versteckt hält und andere Zeiten abwartet. Die Trinkgelder sind, wie gesagt abgeschafft, d. h. amtlich. Kein klassenbewußter Towarischtsch (Genosse) läßt sich mit Trinkgeldern lohnen. Ohne Trinkgelder auszukommen ist aber im heutigen Rußland noch unmöglicher als im alten. Im großen Restaurant Medwjed beispielsweise, wo die Kellner selbst das Geschäft übernommen haben, um es kooperativ zu betreiben, und Trinkgelder besonders streng verboten sind, haben sie ein besonderes System ausgedacht, um die Gäste zum Zahlen von anständigen Trinkgeldern zu zwingen. Wer nicht Trinkgelder zahlt, wird nicht nur sehr schlecht bedient, das werden heute alle Gäste, sondern muß auch alles teurer zahlen. Zu diesem Zweck hat man zweierlei Speisekarten eingeführt. Wer einmal gegessen hat, ohne Trinkgelder zu zahlen, kriegt das nächste Mal beim Zahlen eine Rechnung, die wenigstens 20 v. H. höher ist, als sie nach den Preisen der Speisekarte sein sollte. Der Gast erhebt natürlich Einspruch und verlangt die Speisekarte. Dann wird ihm eine solche auch übergeben, sie stimmt aber genau mit den Preisen der Rechnung. Es gibt nur ein Mittel, diesem angenehmen System zu entgehen: reichliche Trinkgelder zu zahlen. Und zwar muß man den Kellner dazu mit vielen Worten überreden, ihn geradezu dringend darum bitten. Sonst ist er beleidigt und nimmt keine Trinkgelder, sondern rächt sich in andrer Weise. . . .

Zuletzt einige Worte über Geld und Geldverhältnisse im heutigen Rußland. Die Petersburger Banken sind selten, sehr selten offen, und auf ausländische Schecks werden überhaupt keine Gelder ausgezahlt. Trotzdem gibt es reichlich Gelder — natürlich nur Papier — im allgemeinen Verkehr, und wenn die Lebensmittel ebenso reichlich vorhanden wären wie das Geld, würde in Petersburg keine Not herrschen. Durch die Plünderung der Banken und die Ausnutzung der Notenpresse, die täglich für 60 Millionen Rubel Papiergeld druckt, bekommt die Regierung reichliche Mittel in ihre Hand. Die Roten Gardisten werden mit 60 Rubel täglich gelöhnt, während man nicht einmal für 30 Rubel den Tag genug Schneeschaufler und Straßenreiniger erhalten kann. Und doch gehen Tausende und Abertausende von Soldaten und Arbeitern ohne irgendeine Beschäftigung täglich umher. Es gibt verschiedene Rubelnoten, die alten, die kerenskischen und die bolschewikischen. Von der alten Sorte sieht man heute nur wenig, und auch die meisten kerenskischen — mit Ausnahme von gewissen Serien 250-Rubelscheinen, die als wertlos betrachtet werden — werden nach Möglichkeit versteckt und für spätere Zeiten aufbewahrt. Die kleinen bolschewikischen Noten dagegen, die kaum größer als ein Straßenbahnfahrschein sind und einen Nennwert von 50 Kopeken, einem Rubel, 5, 10, 20 oder 40 Rubel haben, werden nur zwangsweise in Zahlung empfangen und haben außerhalb des russischen Gebietes überhaupt keinen Wert. Es ist komisch zu sehen, wie sich jeder, vom Kellner und Iswostschik (Fuhrmann) bis zum Fürsten und Großbankier hinauf beim Zahlen oder Wechseln um diese kleinen Noten herumzudrücken sucht. Der Überfluß an Geld — mag es auch nur Bolschewikengeld sein — vergrößert jeden Tag die Teurung, die alles, was man in andern Ländern im Laufe des Krieges erlebt hat, weit übertrifft. Ein Iswostschik nimmt heute 15 bis 25 Rubel für eine Fahrtstrecke, die früher 1 bis 2 Rubel kostete. Brot, Fleisch, Butter, Zucker, Tee, Fisch und alle Lebensmittel sind um ein- bis zweitausend v. H. gestiegen, die andern Waren im Verhältnis. Ein guter Pelz kostet beispielsweise tausend bis zweitausend Rubel, ein paar Gummischuhe kosten 60 bis 75 Rubel usw. (Früher 3 Rubel.) Holz, Kohlen und andres Brennmaterial sind so knapp, daß man nur zeitweise und mangelhaft heizen kann, und Häuser und Straßen liegen fast immer im Dunkeln. Wie lange soll das noch dauern? fragen sich alle täglich. Es geht zum Teufel, sagen alle, auch die Soldaten, aber trotzdem fügen sie sich, und Trotzki und Lenin sitzen noch im Smolni-Institut.

Kölnische Zeitung
21. IV. 1918
21
158

Petersburger Bilder.

Ein Teilnehmer an der Kommission nach Petersburg schrieb in die Heimat:

Heute will ich versuchen, etwas von meiner Reise und dem hiesigen Leben und Treiben zu berichten. Am 17. Januar fuhr ich von Berlin über Warschau nach Brest-Litowsk und hatte den Auftrag, mich bei dem Nachrichtenoffizier zu melden. Dort am 18., mittags angekommen, wurde mir innerhalb der Festung ein tadelloses Zimmer angewiesen, auch wurde ich dort sehr anständig verpflegt. Daß ich gewöhnlicher Soldat war, wußte ja niemand, stand doch auf meinem Ausweis vom Auswärtigen Amt nur Herr X. Auch für unterwegs bekam ich vier (!!) hochfeine Zervelatwürste mit, ein Brot und einige andre Kleinigkeiten gab es besonders. Hier wurde ich richtig gewahr, was es für Unterschiede gibt im Reisen, in Kommißrock und Zivil. Am 19. morgens fuhr ich mit einem andern Herrn (einem Offizier in Zivil als Kurier) über Wilna zur Front nach Berkhof. Dort kamen wir gegen 2 Uhr nachts an, durch den R. O. waren wir bereits gemeldet, und so fanden wir gut geheizte Zimmer und ein anständiges Abendbrot vor. Bald legten wir uns in die Klappe und ließen uns gegen 9 Uhr wecken. Die Reisevorbereitungen waren durch den Ortskommandanten getroffen. Frühstück und Mittagessen wurden zur selben Zeit eingenommen. Dann stiegen wir in die bereitstehenden Schlitten, und im Galopp ging es der Front zu. Auf dem Wege der Front konnte man Vorbereitungen sehen, z. B. Bau der Eisenbahn des Telegraphennetzes usw.: alles arbeitete fieberhaft, um die Verbindung mit Rußland wiederherzustellen. Bereits sitzen wir rund zwei Stunden im Schlitten und erreichen eine Straße, wo der Schlitten beim besten Willen nicht weiter geht, diese Straße war glattgemacht, und die neue Bahnlinie wurde darauf angelegt.

Hier standen bereits 30 Soldaten und erwarteten uns, sie hatten den Auftrag, unser Gepäck bis zur russischen Stellung zu tragen. Es war allerdings keine leichte Arbeit, hatten wir doch ziemlich schwere Gepäckstücke bei uns. Mein Koffer wog 70kg! Schnell wurden die einzelnen Soldaten für die Gepäckstücke bestimmt, und der Gänsemarsch ging los. Ich bedaure wirklich, daß ich hiervon keine Photographie haben kann. Alle „Hindernisse" wurden genommen, und die feindliche Linie wurde ohne Blutvergießen erreicht. Ein schallendes Hurra und Hallo wurden uns von den anwesenden russischen Soldaten entgegengerufen. Die zurückbleibenden Deutschen hingegen riefen, wir sollten bald den Frieden bringen. Russischerseits standen uns zwei Schlitten zur Verfügung, welche uns 3km weiter bis zu einem bereitstehenden Salonwagen bringen sollten. Auch hier wurde unser Gepäck schnell verstaut, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Auffällig war, daß viele Soldaten dabei waren. Auf den Trittbrettern und dem Dach des Wagens, überall sitzen Rußkis. Wohin die wollen, weiß ich nicht, unsre Begleiter, drei Herren Kommissare (jeder nicht älter als 22 Jahre) will ich aber auch nicht fragen. Zwei Stunden fahren wir bereits und erreichen nun Dünaburg. Unser Gepäck wird nach einem Erster-Klasse-Wagen umgeladen, und wir werden nach dem Wartesaal begleitet, wo ein tadelloses Mittagessen gereicht wird. Es gab: Suppe, Kalbsschnitzel (fast ein Pfund groß) mit Bratkartoffeln; Kaffee und Pfannkuchen! Was ruft so ein Mittagessen für Erinnerungen wach! Im Speisesaal beobachte ich, daß alles bunt durcheinander sitzt. Ob Offizier oder Gemeiner oder Arbeiter, alles sitzt zusammen. Am Ausschank wird noch ziemlich verschenkt, gute Limonade, Tee und Kaffee, auch zu essen gibt es noch genug, aber Bier und Wein oder sonst etwas Alkoholhaltiges kann man nicht sehen. Der Ausschank von Wein und Schnaps, soweit er überhaupt noch zu haben ist, ist strengstens verboten.

Abends 7 Uhr fuhr unser Zug von Dünaburg ab, der Erste-Klasse-Wagen war nur von uns beiden Deutschen und den uns beigegebenen Kommissaren besetzt. Nach 18stündiger Fahrt kamen wir in Petersburg an, und auch da schon standen die „Herren Kommissare" da, um uns in Empfang zu nehmen. Wir glaubten erst, wir würden unter ständiger Aufsicht eines Rabbiners, ach was, ich wollte schreiben, eines „Kommissars", stehen. Auffällig ist, daß die Herren „Kommissare" alle Israeliten sind. Auch die Führer der russischen Regierung, fast alles Juden. Die hiesigen jüdischen Geschäftsleute haben deshalb auch schon Angst vor einer eventuellen andern Regierung und dem russischen Volk, denn sie meinen selbst, daß die jetzige nicht ewig am Ruder bleiben kann und mit ihren kommunistischen Ideen sehr viel Wirrwarr, ja geradezu ein Chaos angerichtet hat. Doch darüber später. Von den neun Herren Kommissaren zu den bereitstehenden Autos begleitet, geht die Fahrt durch die Stadt und wir gelangen zum Grand Hotel. Dort werden uns tadellose Zimmer zugewiesen und wir werden bald auch zum Abendessen aufgefordert. Es gab eine hochfeine Suppe, Rindfleisch mit Gunke, eine Riesenportion Gans und zwei Kartoffeln. Später Tee. Mit den Fleischportionen kann man hier sehr gut auskommen, Gemüse und Brot gibt es fast nicht. Uns wird morgens ein klein wenig (100gr) Brot gegeben, damit müssen wir den ganzen Tag auskommen. Aus was das Brot eigentlich zubereitet wird, weiß ich nicht, jedenfalls merkt und sieht man richtige Sägespäne und auch Stroh, in Größe von Häckel, dazwischen. So unglaublich es klingt, so wahr ist es auch. Ich werde nicht unterlassen, bei meiner Rückkehr eine derartige Probe mitzubringen. Überhaupt die Verhältnisse auf dem Lebensmittelmarkt sind wahnsinnig. Die Preise steigen tagtäglich. Polonäsen nach Brot, Fleisch, Petroleum (Elektrisch brennt nur von 6 bis 11 Uhr abends), Gemüse, Zucker usw. sind größer als in Berlin. Die Preise für russische Pfunde (400gr) sind heute in Rubeln gerechnet, Fleisch etwa 10 bis 15, Provenceröl 12 bis 15, Kaffee 10 bis 15, Zucker 10 bis 12½, Seife (gewöhnliche, die noch vor kurzer Zeit ¾ Rubel kostete) kostet heute schon 3 Rubel! Pfeffer vor noch kurzer Zeit 2 Rubel, heute 10 bis 13 Rubel usw. Brot kostet das Pfund 1½ Rubel. Für unsre Unterbringung im Hotel, allerdings mit guter Verpflegung werden den Tag 70 Rubel bezahlt, 15 Rubel bekommen wir in bar als Auslösung. Daß man bei diesen Preisen nicht mit Trinkgeldern von einem Rubel auftreten kann, versteht sich ganz von selbst, das Wenigste sind drei Rubel!

Nun, die politischen Verhältnisse hier sind noch sehr trüb., Gott möge Deutschland vor solchen Zuständen bewahren! Gleich am ersten Tag meins Hierseins sah ich Straßenumzüge, die setzten ganz glatt verlaufen. In den hiesigen großen Fabriken wird fast nicht gearbeitet, die Banken sind sämtlich geschlossen, und die Vermögen über 25 000 Rubel sind konfisziert. Jeder Bürger bekommt für den Monat eine gewisse Summe ausbezahlt. Die Geschäftsleute verkaufen ihre noch vorhandenen Warenvorräte, um den Ertrag hieraus sicher unterzubringen. Zufuhr gibt es fast nicht. Den Handel und alles will der Staat monopolisieren, die Herren Kommissare, alles noch junge Leute von etwa 22 bis 35 Jahren, sind nicht imstande, die Lage zu bessern, da fast alle zu wenig Lebenserfahrung besitzen. Die Beamten der zaristischen Regierung sehen sich das Treiben nur mit an und rühren keinen Finger, ob sie arbeiten oder nicht, ihre Unterstützung bekommen sie doch. Es gibt doch auch keine Klassenunterschiede mehr, alles ist nur noch „Genosse". Dadurch wird ja jedem Streben das Ziel entzogen. Haarsträubend sind die Zustände bei unsern Gefangenen. Trotzdem wir in Deutschland selbst sehr knapp bemessen sind, bekommt doch jeder Gefangene soviel wie wir auch. Hier ist es aber unbeschreiblich, wie die Zustände liegen. Aus verschiedenen Lagern waren bei unserm Delegationsführer Abordnungen deutscher, österreichisch-ungarischer und bulgarischer Soldaten sowie Offiziere und schilderten die ungeheuerlichen Zustände in den einzelnen Orten. Es werden nun allerdings Hilfsversuche unternommen, was die Kriegsgefangenen aber schon gelitten haben und wieviel schon zugrunde gegangen sind, läßt sich doch nicht mehr ändern. Eine geregelte Zufuhr von Lebensmitteln gibt es nicht, jeder ist auf sich selbst angewiesen. Von hier aus wird es nun ermöglicht werden, daß sich die Gefangenenlager sogenannte Lebensmittelmagazine mit eisernen Beständen zulegen können. Auch wird von Deutschland die erforderliche Arznei abgesandt werden. Sobald hier eine Epidemie ausbricht, die Russen sind rettungslos verloren. Arzneimittel und sonstige Medikamente sind absolut nicht mehr vorhanden. Nun tritt noch dazu das allgemeine Sichgehenlassen. Ob einer Arzt oder Arbeiter oder Beamter ist, verdienen soll er dasselbe! Diese Auffassung ruiniert das ganze Land und alle Moral. Heute morgen sprach ich z. B. einen ehemaligen Kurier des Zaren, derselbe spricht fünf Sprachen und macht bei unsrer Delegation sogenannte Ordonnanzgänge! Auf solchen untergeordneten Posten kann man sehr häufig Leute treffen, die früher eine große Rolle spielten. Könnten solche Leute, die sehr oft mit kolossalen Fachkenntnissen versehen sind, nicht an andrer Stelle nutzbringender verwandt werden?

Wie lange wir noch hier bleiben werden, ist ganz unbestimmt, schreiten doch die Verhandlungen mit den unwissenden Beamten der russischen Regierung sehr langsam vorwärts. Ferner ist schließlich auch mit unsre vornehmste Aufgabe Besserung der Lage unsrer Gefangenen. Daß sich bei der jetzigen Wertlosigkeit des russischen Rubels und bei der Ungewißheit, ob der Handel in privaten Händen bleibt, baldige Geschäftsverbindungen zwischen Rußland und Deutschland wieder herstellen lassen, ist noch sehr zweifelhaft. Ich habe das gesehen bei der Besprechung wegen einer evtl. Sendung Arzneimittel, keiner der Interessenten aus der pharmazeutischen Branche will das Risiko übernehmen, sein verstecktes Geld für Waren herzugeben, die später etwa mit Beschlag belegt oder „nakonalisiert" werden, wie der schöne russische Ausdruck ist. Daß in diesen Wirrwarr nicht leicht wieder Ordnung zu bringen ist, konnte ich oft während der Fahrt von Dünaburg nach hier beobachten. So sah ich auf mehrern Bahnhöfen, nicht etwa da, wo eine Wagen- oder Lokomotiven-Reparaturanstalt sein könnte, ausrangierte, teilweise schadhaft an allen Ecken und Kanten, Wagen und Lokomotiven verschneit stehen. Auch in von uns durchfahrenen Ortschaften sah ich auf Plätzen Artillerie-Munitionskolonnen und Trains stehen, oder besser gesagt, liegen. Die Wagen und alles andre stand und lag nur so ohne Ordnung herum. Keinen dazugehörigen Soldaten konnte man sehen; ich glaube, daß alles schon lange Zeit so dalag, war doch schon alles halb verschneit. Nach fast zwölfstündiger Fahrt, also schon weit im Innern des Landes. Nun als Letztes will ich noch schnell das hier umlaufende Geld beschreiben. Daß es noch Gold oder Silber geben könnte, habe ich nie geglaubt, aber daß es so vielerlei Stückchen Papiere nur mit einem einfachen Stempel versehen gibt, hätte ich nicht erwartet. Hier laufen Noten ohne Unterschrift, ohne Nummer oder sonstige gegen Fälschung geschützte Zeichen in Höhe von 1000, 500, 100, 30 usw. Mit dem Kleingeld ist es fast genau so, da gibt es Briefmarken ähnliche Marken, nur die Rückseite nicht gummiert. Geld in irgendeinem Metall habe ich bis heute noch nicht gesehen. Alle bis jetzt am Ruder gewesenen Machthaber haben trotz der kurzen Zeit ihrer Gewalt nicht vergessen, der Nachwelt eine nach ihnen benannte neue Sorte Geld zu hinterlassen. Jedermann schmeißt nur so mit Rubelscheinen um sich, — Geld spielt hier gar keine Rolle. Über andre Zustände werde ich später berichten, doch für heute verbleibe ich an alle mit vielen herzlichen Grüßen

Ihr X.

Hier ist sehr viel zu tun, die letzten drei Tage haben wir bis 2 Uhr gearbeitet. Die Lichtverhältnisse sind sehr mißlich. Doch immerhin bin ich ganz gern hier. Nochmals Gruß an alle

h. O.

24./II. 1918

Alte Volksgartenerinnerungen.

Von Anny v. Newald-Grosse.

Anknüpfend an das historisch gewordene Wort des leutseligen Kaisers Franz, der eines Tages dem Kaffeesieder Peter Corti verhieß: „Corti, i' bau' dir a Kaffeehütt'l!", ist hier in zwei vorhergegangenen Skizzen die Geschichte des Volksgartens und die Entwicklung seiner eigentlichen Popularität skizziert worden, die ihren Höhepunkt freilich erst viel später, in den fünfziger und sechziger Jahren erreichte, da die Brüder Johann, Josef und Eduard Strauß dort dirigierten. In der heutigen abschließenden Betrachtung soll nun noch gezeigt werden, welch guter Geschäftsmann Josef Strauß war.

Dies ist zu entnehmen aus folgendem Geschichtchen. Sein Charakterbild wird dadurch nicht getrübt; er ist eben auch erst durch Schaden klug geworden, aber er hat jenen Grad der Klugheit gewiß nicht erreicht, der eine gesicherte Existenz für sich und die Seinen gezeitigt hätte. Sein Benefizkonzert im Volksgarten hatte er in einem regenreichen Sommer schon dreimal verschieben müssen. Zum viertenmal angesagt, waren schon zirka 40 Karten im Vorverkauf weg. Und wieder verfinsterte sich der Himmel. Josef kam aufgeregt zu Frau v. Szabo gelaufen und rief: „Nessas, das Pech! Jetzt wird's das Benefiz verregnen. I' sag' ab. I fang' gar net an!" Frau v. Szabo redete dem Aufgeregten zu und vertröstete ihn auf eine doch noch mögliche Aufheiterung des Wetters. Aber Josef wollte trotz alles Zuredens absolut nichts vom Benefiz wissen. Schließlich sagte er: „Wissen S' was, gnä' Frau? Halten Sie 's Konzert ab; i' spiel' ja gern und mein Benefiz gib i' a ander's Mal!" Frau v. Szabo wollte in Abwesenheit ihres Gatten, der irgendwo auf der Jagd war, auch nicht riskieren, bei später einfallendem Regen die Strauß-Kapelle mit den damals üblichen 120 Gulden zu honorieren, ohne vielleicht auch nur zehn Melangen anzubringen. Nach einem zähen Duett zwischen den beiden einigten sie sich dahin, daß Frau v. Szabo wegen des entfallenden Benefizes an ihren Gatten telegraphieren und Josef Strauß sofort mit dem Konzert beginnen solle. Es regnete noch nicht, aber es waren nur etwa 50 Personen unterdessen gekommen.

Frau v. Szabo machte sich schon darauf gefaßt, falls ihr Gatte telegraphisch auf Einhaltung des Benefizes beharre und der Regen käme, das Honorar für den widerspenstigen Josef aus eigener Tasche stillschweigend zu bezahlen. Doch siehe: der Himmel wurde heiter, der Volksgarten füllte sich bis zur Ueberfüllung, und Josef, der sich freiwillig seines Benefizes begeben hatte, dirigierte mit stark gemischten Gefühlen die feurigen Straußschen Weisen. Der Kaffeesalon machte ein Bombengeschäft. Fieberhaft arbeitete man in der Küche. Die Wiener „flogen nur so" auf die Pausengenüsse und den „Aufschnitt". Kaffee, Wein und Bier flossen in Strömen. Dazu die Stimmung, die Blumen, die rieselnden und rauschenden Springbrunnen, die Musik, die hunderte „Gratisblitzer" vor dem (bis in die achtziger Jahre mit starken, hohen Netzen abgegrenzten) Konzertraum. Nach Schluß des Konzertes aber, als der Kassier mit der Einnahme zur Pächterin (die, wie er wußte, das Konzert auf eigene Gefahr hin veranstaltet hatte) kam, schlängelt sich auch Josef heran und meinte mit treuherzigem Lächeln: „Net wahr, meine Gnädigste, jetzt teilen wir." „O, nein!" erwiderte die Grausame. „Herr v. Strauß! Wenn es geregnet und ich den ganzen Schaden hätte tragen müssen, hätten Sie ihn gewiß auch nicht mit mir zur Hälfte geteilt. Ihr Benefiz findet ein anderes Mal, hoffentlich bei ebenso schönem Wetter statt." Und dabei blieb es. Josef Strauß, der sonst so Höfliche, packte zornig seinen Zylinder und rannte, eine Efeuwand mitreißend, ohne Gruß davon. Am anderen Tag aber kam er versöhnt wieder und sagte: „Verzeihen S', ich hab' Unrecht g'habt."

Josef hatte sein Stammplatzerl in den Dirigierpausen bei der „Kredenz", wo in einem traulichen Winkel ein kleiner Diwan, ein Tischchen und ein Sessel standen. In seinen letzten Lebensjahren, da er schon recht kränklich und oft todmüde war, schlief er dort manchmal ein und mußte dann zum Weiterdirigieren oder zum Heimgehen aufgeweckt werden. Sein Zylinder stand gewöhnlich im Diwaneck. Nun hatte einmal die Hauskatze dort Junge geboren und sie sauber gewaschen. (Der Vater war jener weithin bekannte Volksgartenkater „Peter Viellieb", den man den Vornamen des alten Corti gegeben hatte; den Zunamen verlieh ihm tarifrei die „Französin" der Szaboschen Kinder, die den tüchtigen Mausfänger stets mit den Worten: „Peter, viel lieb! — Peter, viel lieb!" lobte.) Frau v. Szabo hatte erst die kleinen Kätzlein in ein Körbchen, dann aber in den großen Zylinder Josefs gelegt, wo sie ruhig ihren Katzenkinderschlaf weiterschliefen. Die übermütige Szabo stülpte noch das leere Körbchen über den Hut und weckte den seit Schluß des Konzertes wohlig am Diwan schlummernden Josef. Er erwachte und griff mechanisch nach seinem Zylinder. Er erwischte zuerst das Körbchen und stellte es mit einem vorwurfsvollen Lächeln auf den Tisch. Dann nahm er den Hut, merkte aber sofort am Gewicht, daß da noch was drinnen sein müsse. Der Anblick der kleinen, schlafenden Katzengesellschaft wandelte sein Lächeln in ein unendlich zärtliches. Er war ja ein großer Tierfreund. Aeußerst behutsam hob er ein Tierchen nach dem anderen in das Weidenkörbchen und sagte: „Nur gut, daß 's die neue und nicht die alte Angströhr'n ist, denn da wär' ma die Kremp'n in der Hand 'blieben."

Zwischen den Szabos und den „Sträußen" bestand immer ein freundschaftlich-lustiger Krieg. Sie neckten sich besonders gern mit dem „schönen Edi", dem Unwiderstehlichen. Es war dies zu einer Zeit schon, da der jüngste der drei Brüder noch in den Kinderschuhen des Dirigenten, Violinisten und Komponisten steckte. Aber sein temperamentvolles, schon damals eigenartiges Dirigieren gefiel den Wienern außerordentlich, und der Moment, dem von vielen Seiten ein halblautes „Aufpassen! Gleich wird er zum Hupfen anfangen!", oder „Gleich wird's ihn reißen!" entgegenflüsterte, wurde regelmäßig mit Spannung erwartet. Oft setzte er mitten im höchsten Affekt des Dirigierens die Geige ans Kinn und „riß" ein paar Take mit. „Gelt, Frau von Szabo! Heut' hat er wieder was z'samm'krallt, der Edi!" pflegte ein älteres Orchestermitglied gern und ziemlich respektlos zu sagen. Eduard warf sich mit Leidenschaft auf das Komponieren. Ein guter, beiderseitiger Freund sagte einmal zu der gerade den „schönen Edi" neckenden Emma v. Szabo: „Sie werden ihn so lange sekkieren, bis er Ihnen eine Polka widmet. Dann werden Sie's haben!" Auch mit den Schwestern der „Sträuße" waren die Szabos befreundet. Die Netti war immer so ein bißchen das Aschenbrödel der Familie. Resi die etwas „dekorativere". Und später trat auch Jeans erste Frau, Netti Treffz, in den gemütlichen Volksgarten-Freundeskreis ein. Im Jahre 1901 verließ August v. Szabo den Volksgarten. Und schon damals fingen die alten und ältesten Besucher des herrlichen Gartens an, sich nach der Cortischen Zeit zurückzusehnen.

Und wir Aelteren von heute (es gibt noch viele Wiener, die nicht zu den Aeltesten gehören und sich doch noch gut des 1872 demolierten Paradeisgartels erinnern), wir denken gern an den Volksgarten unserer Tage. O selige Volksgartenzeit! Liest man in den ausführlichen Tagebüchern der Großmutter, so überkommt einem Wehmut. Und denkt man der eigenen, dreißig Jahre darauffolgenden Kinderzeit, die man zu Füßen des von einem großbärtigen Riesen behüteten Theseustempels verspielte, dann der Backfischzeit, in der man den Spielplatz eilig überschritt, um in die Seufzerallee zu gelangen und dort auf einem der eisernen, gelb angestrichenen Sessel von halb 5 bis 7 Uhr so zu tun, als ob man häckle oder lese, was zwei Kreuzer bar und eine mehr oder minder große Geschicklichkeit im Schwindeln der Gardedame gegenüber kostete — dann wollen die Tränen kommen. „Blickchen hin und Blickchen her!" Ich will hoffen, daß die Kinder und die Jungen von heute ebenso auf ihre, ach! so harmlose Rechnung kommen, wie die von Anno dazumal.

Und die ältere und älteste Generation soll sich freuen, daß der Volksgarten, von seinem neuen Teil — und vom sich gut in den Rahmen fügenden Grillparzer-Denkmal abgesehen, noch ein Stück Altwien repräsentiert, das nicht „eingerissen" werden kann. Und wir möchten, wenn wir an die Stadtschinderei denken, die in Wien seit Jahrzehnten an der Tagesordnung ist, die Hände schützend über ihn und über einen anderen Prachtbau Nobiles in der allernächsten Nachbarschaft des Volksgartens, über das traute äußere Burgtor, halten: „Betend, daß Gott euch erhalte!"

Wünsche, die an die Ernährungsorganisation [illegible]. Wir brauchen eine rasche Zunahme der geschwächten Vorräte an Getreide, Mehl, Brot, Fett und Fleisch. Die amtlichen Mitteilungen rechtfertigen den Glauben, daß diese Die Ukraine weiß jedoch, daß sie auf uns rechnen kann.

Feuilleton.

Die erste Lebensbeschreibung des Kaiserpaares.

(„Donauland"-Bücherei. Herausgegeben von Oberst Beltzé. Band 1.)

Die erste Schilderung des Werdeganges Kaiser Karls und seiner Gemahlin wird der großen Oeffentlichkeit zugänglich gemacht. Ihre Autoren erzählen in anziehender und geschmackvoller Weise von den Kindheitstagen des Kaiserpaares, von einer sonnigen, sorglosen Jugend und von dem Maienglücke einer jungen Ehe, das noch nicht der Gedanke an die schweren Pflichten des Herrscherberufes überschattete. Plötzlich zerreißt diese liebenswürdige Idylle. In Sarajevo entscheidet sich das Schicksal einer Welt, und Erzherzog Karl wird Thronfolger. Es ist eine kluge und feine Anmerkung Sil Varas, der die Aufsätze über die Kindheit, Jugend und Erziehung des Kaisers beigesteuert hat, wenn er es als einen Glücksfall preist, daß der Kindheit des Kaisers die Fesseln erspart geblieben sind, die einer von vornherein fixierten höchsten Lebensstellung anhaften. Die moderne Erziehungskunst verzichtet im allgemeinen darauf, aus der pädagogischen Retorte Mustermenschen hervorgehen zu lassen, und die Methode im besonderen, Musterkönige zu erziehen, ist gleichfalls bereits als verfehlt erkannt und deshalb fallen gelassen worden. Keine Treibhauspädagogik, keine Thermometerdurchgeistigung! Freuen wir uns dessen, daß der Kaiser, nach der Schilderung unseres Buches, eine Jugend genossen hat, wie jedes gesunde, gut veranlagte und gut behütete Kind einer schlichten bürgerlichen Familie. Es sind ungemein anziehende Porträts der Jugenderzieher des Kaisers, die das Buch entwirft. Da haben wir den Dr. Josef Holzlechner, einen jungen Juristen, eben erst promoviert, der ohne besondere Zuversicht sein Gesuch eingereicht hat, als er davon hörte, daß im Hause des Erzherzogs Otto ein Erzieher gesucht werde. Er hat keinen einflußreichen Protektor und keine vielvermögenden Beziehungen, nichts, was ihn empfehlen könnte, es sei denn seine Tüchtigkeit und seine Vielseitigkeit, seine ideale Veranlagung und seine Lehrfreudigkeit. Aber die Wahl des Feldmarschalleutnants Grafen Wallis, der den Erziehungsplan des kleinen Erzherzogs zu leiten hat, fällt auf den jungen Juristen, und dieser übernimmt den späteren Kaiser aus den Händen der ersten Gouvernante, einer Irländerin, bei der er im täglichen Beisammensein spielend die englische Sprache erlernt hat. Dr. Holzlechner scheint in der Tat weit mehr und besseres gewesen zu sein als ein Durchschnittshofmeister. Lehrer und Schutzbefohlener waren nun Tag und Nacht beisammen. Sie schliefen in angrenzenden Zimmern, deren Türen offen standen, sie frühstückten zusammen, sie lernten zusammen, nicht nur in der Stube, sondern im Walde und unter freiem Himmel, sie nahmen die Mahlzeiten gemeinsam, teilten Spiel und Erholungszeit und gingen zu gleicher Zeit zu Bett. Dr. Holzlechner glückte es, die angeborne Naturfreudigkeit seines Schülers zu erhalten und zu steigern. Botanik, Zoologie und verwandte Fächer wurden auf Spaziergängen im Walde, an den Ufern der Seen und am Meere gelehrt. Jeder Baum, jeder Strauch, jeder Grashalm erzählte in seiner eigenen Sprache, jeder Käfer am Weg war Lehrobjekt. Die Vögel erkannte der Prinz bald an ihrem Lockruf, an ihrem Gesang, und mit der Zuneigung zur

Munitionskolonnen, zurückfahrende leere Protzen und dergleichen zum Ziele erkoren. So krepierten unweit des Stabes Schrapnells und zischten nach dem Einschlagen von Granaten Erde und Rauch empor.

Kritischer war es am 4. Februar 1915, als der Erzherzog in Sulejow an der Pilica Truppenteile des vierten Korps besichtigte. Das Buch erzählt von einer interessanten Kontroverse zwischen dem Armeekommandanten v. Böhm-Ermolli, der den Thronfolger eingeladen hatte, die Unterkünfte und einen Schützengraben des betreffenden Regiments zu besuchen, und dessen Generalstabschef, dem damaligen Obersten Dr. Bardolff. Oberst Dr. Bardolff, wohl noch unter dem Eindruck des Attentats in Sarajevo, dessen Zeuge er gewesen war, erhob Einsprache gegen eine jede Exponierung des Erzherzogs durch einen Besuch in Schützengraben. G. d. K. v. Böhm-Ermolli wies hingegen auf die bei Beachtung der nötigen Vorsichtsmaßregeln nicht so bedeutende Gefahr hin und blieb bei seinem Vorschlag. Nun wandte sich Oberst Dr. Bardolff an den Kammervorsteher: „Ich habe mein Möglichstes getan, jetzt muß das Gefolge sprechen." Prinz Lobkowitz trat daraufhin vor und meldete: „Eure kaiserliche Hoheit, ich halte es für meine Pflicht, untertänigst zu melden, daß Se. Majestät den ausdrücklichen Wunsch geäußert haben, daß sich Eure kaiserliche Hoheit absolut nicht exponieren." Nach einer kleinen Pause sagte der Erzherzog bestimmt: „Ich glaube, wir gehen doch." Ein feldgrauer Mantel wurde herbeigeschafft, mit dem der Erzherzog seinen braunen Husarenmantel vertauschte. G. d. K. v. Böhm-Ermolli wurde, daß nur ein Herr den Erzherzog begleite. Oberstabsarzt Doktor Biehl bestand aber darauf, mitzugehen, indem er sich auf den strikten Befehl des Oberkommandanten berief, er dürfe den Thronfolger unter keinen Umständen verlassen. Durch einen Laufgraben gelangte man in den eigentlichen Schützengraben. An einem Punkte betrug die Entfernung vom Feinde etwa 250 Meter. Man sah deutlich die Linie der feindlichen Gräben, die sich vom Schnee abhob. In einiger Entfernung knallte es in gewissen Pausen ohne Unterlaß. Nach längerem Verweilen im Schützengraben kamen die einzelnen Gruppen endlich wieder am Ausgange der Laufgräben zusammen und die Rückfahrt wurde so still als es möglich war angetreten. Die Automobile waren aus Vorsicht, um unnützen Lärm zu vermeiden, einige hundert Schritt weiter rückwärts stehen gelassen worden. Man legte diese Strecke zu Fuß zurück, bestieg die Fahrzeuge und nun ging es durch den Wald über den Fluß Czarna, durch Rozenek zu dem unmittelbar südwestlich gelegenen Gehöft Wiatka, wo noch eine kurze Besichtigung stattfand. Knapp, nachdem der Thronfolger Wiatka verlassen hatte, schlugen die Schrapnells des Gegners in und um Rozenek ein, und das dort kämpfende Regiment hatte Verluste an Toten und Verwundeten zu beklagen. Seinen Höhepunkt erreicht aber der militärische Teil des Buches in der Schilderung unserer südtirolischen Offensive im Frühjahre 1916. Der Siegeszug des Edelweißkorps, das Erzherzog Karl befehligte, wird stets zu den schönsten Erinnerungen unserer Armee im Weltkriege zählen. Am 19. Mai konnte der Erzherzog die Meldung erstatten: „Sämtliche Truppen des zwanzigsten Korps stehen auf italienischem Boden," und wenige Tage später traf in dem bescheidenen Blockhaus in dem Hochwald an den Hängen des Plaut, in dem der Thronfolger kampierte, ein Telegramm des greisen Kaisers ein des Inhalts, daß dem Erzherzog, dem Thronerben, ein Sohn geboren worden sei. Seinen letzten Geburtstag als Thronfolger hat Erzherzog Karl in Galizien auf Schloß Chodorow begangen, als Führer einer Heeresgruppe auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz.

Der übrige Teil des Buches gilt dem bisherigen Wirken des Kaisers auf dem Thron. Mit viel Geschick und ausgesprochener Objektivität wird dem Leser der Entwicklungsgang der inneren und der äußeren Politik während des ersten Regierungsjahres Kaiser Karls vor Augen geführt. Das Verdienst unseres jungen Herrschers an dem allmählichen Erstarken der Friedensbewegung findet entsprechende Würdigung. Kaum drei Wochen nach dem Antritt der Regierung Kaiser Karls wurde die Note über den Frieden abgesendet. Die Jugend unseres Monarchen hat sich nicht an dem Glanz der Waffen berauscht, sich nicht durch die Möglichkeit des Eroberns betören und hinreißen lassen. Der Name und die Persönlichkeit Kaiser Karls bedeutet die Idee des Friedens, des Friedens ohne Zerschmetterung und Vernichtung. Ohne übel angebrachte Aufdringlichkeit, ohne taktlose Uebertreibung werden die starken menschlichen Impulse hervorgehoben, die von der Persönlichkeit des jungen Kaisers ausgehen, sein warmherziges Bemühen um das Wohlergehen der wirtschaftlich Schwächeren auseinandergesetzt, seine Anteilnahme an den schweren Sorgen der Dulder im Hinterlande geschildert und sein tatkräftiges Bestreben, die Ernährungs-, die Verkehrs-, die Beheizungs-, die Unterrichtsnot zu lindern. Die ausgesprochen soziale Auffassung ihres hohen Berufes, die ihr eigen ist, hebt auch Hauptmann Paul Siebertz, der Biograph der Kaiserin Zita, in erster Linie hervor. Er rühmt ihr Interesse für Kinderschutz, für Kriegerwitwen und -waisen, ihre Fürsorge für erwerbslose Frauen und Mädchen, ihre Hilfsbereitschaft für Invalide und Kriegsblinde. Die Kriegsfürsorgeaktion, die den bedürftigen Volkskreisen die Beschaffung billiger Lebensmittel, vor allem Fleischernährung ermöglichen soll, ist der Initiative der Kaiserin entsprossen. Es hat einen tiefen und schönen Sinn, daß die Devise, welche sich die Kaiserin schon in ihren Mädchenjahren als Prinzessin Zita erwählt hat, an josefinische Vorbilder anklingt. Sie lautet: „Mehr für Euch als für Mich!" und steht im harmonischen Einklang mit dem Wahlspruch des jungen Kaisers: „In Krieg und Frieden mit dem Volk fürs Vaterland!"

St—g.

Mittwoch, 27. Februar 1918

Zeitung

1704

nd gelehrten Sachen

der Morgen-Ausgabe aufgeführt

2-26 ★ Fernsprech-Zentrale: Ullstein & Co, Moritzplatz 11 800, 11 801, 11 802 bis 11 850, sowie 15 280, 15 281, 15 282 bis 15 291.

der Ukraine.

- Erfolgreiche Luftkämpfe im Westen.

Der bedrohte Vatikan.

Von

Rudolf Rotheit.

Wie ein halb verhaltener Hilferuf klang im jüngsten Hirtenschreiben des Papstes an die bayrischen Bischöfe die Klage, seine Friedensmahnungen seien von ruchlosen Leuten zur vollen Aufstachelung des Hasses gegen ihn benutzt worden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Papst, ohne daß er es geradenwegs auszusprechen wagte, bei dieser Beschwerde das feindselige Verhalten der Italiener gegen ihn im Auge hatte. Denn nur in Italien, nirgends sonst, ist ein starkes Anschwellen papstfeindlicher Strömungen zu bemerken, nur dort haben die kirchenfeindlichen Umtriebe allgemach die Formen leidenschaftlicher Hetze angenommen.

Frankreich, wo die Kämpfe zwischen Staat und Kirche schließlich zuungunsten des heiligen Stuhles ausfielen, hat zwar die damals abgebrochenen diplomatischen Beziehungen mit dem Vatikan noch nicht wieder angeknüpft, aber kirchenfeindlich weht der Wind vom Elysee trotzdem nicht, und Aristide Briand, der Vollender des von Combes begonnenen Werkes der Kirchentrennung, hätte sich während seiner jüngsten Ministerpräsidentschaft wohl gehütet, sich öffentlich vom Kardinal-Erzbischof Mercier von Mecheln anbiedern zu lassen, wenn nicht gemeinsamer Deutschenhaß ein neues Band zwischen Staatslenkern und Kirchenfürsten des Romanentums geschaffen hätte. Und die breite Masse Frankreichs rückt unter den Prüfungen des Krieges gewiß nicht noch weiter vom Vatikan ab, sondern ist eher geneigt, sich unter seine Seelenobhut zurück zu begeben.

Wenden wir uns dem protestantischen England zu, das gegen das Papsttum jederzeit offene Abneigung zur Schau trug, so finden wir, daß der alte Ruf „No Popery!" so sehr an Wirkungskraft eingebüßt hat, daß es fast den Anschein erweckt, als sei er — für die jetzige Zeit wenigstens — völlig verhallt. Die Errichtung einer englischen Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl wäre vor dem Kriege schier undenkbar gewesen — und doch ist dies geschehen, als es galt, die Kriegslust des damals noch neutralen Italiens von allen Seiten mit Hochdruck zu schüren. Und als Herr Asquith, damals Ministerpräsident, Anfang April 1908 in Rom weilte, unterließ er es nicht, dem Papste durch einen Besuch seine Ehrerbietung zu erweisen. Um so weniger hat England Anlaß, feindselig gegen den Papst aufzutreten, als er durch den guten Willen, besänftigend auf die Iren einzuwirken, sich erkenntlich für die gute Behandlung gezeigt und in der letzten Weihnachtsansprache durch den süßsauren Ausdruck der Genugtuung, daß die heiligen Stätten wieder in die Hand einer „christlichen" Macht gelangt sind, eine Verbeugung vor den Engländern gemacht hat.

Von den katholischen Teilen Deutschlands oder gar von Oesterreich-Ungarn, deren Papsttreue über jeden Zweifel erhaben ist, braucht in diesem Zusammenhange nicht erst gesprochen zu werden. Und wenn man auch im protestantischen Norddeutschland vielfach Ursache zur Unzufriedenheit mit dem Verhalten des Vatikans zu haben glaubt, so ist es doch ganz ausgeschlossen, daß die Klage des Papstes über die ruchlosen Leute, die wegen seiner Friedensmahnungen zum Haß gegen ihn aufstacheln, auf norddeutsche Kreise, mögen sie sonst noch so grundsätzlich dem Papsttum abgeneigt sein, gemünzt sein kann.

Unter dem Titel „Papst, Kurie und Weltkrieg. Historisch-kritische Studie von einem Deutschen".*) ist dieser Tage eine Schrift erschienen, die vom deutschen politischen Standpunkte Beschwerdematerial gegen die Haltung des Vatikans zusammenträgt und jede seiner Kundgebungen und Taten während des Weltkrieges unter die kritische Lupe nimmt. Ausgehend von der bekannten und beklagenswerten Tatsache der numerischen und moralischen Zurückdrängung des Deutschtums im Vatikan schon zu Friedenszeiten und von der völligen Ausschaltung der Deutschen jetzt während des Krieges, weist der Verfasser auch auf die dogmatische Gebundenheit des Papstes hin, um zu dem Schluß zu gelangen, daß das deutsche Volk in seinem schweren Daseinskampfe irgendwelche Hilfe vom Vatikan nicht zu erhoffen habe. Nach allen bisherigen Erfahrungen wird sich kaum bestreiten lassen, daß die Schlußfolgerung richtig ist, auch wird man gegen das in der Schrift niedergelegte Material im allgemeinen Einwände nicht erheben können, nur ist der Vorwurf der dogmatischen Gebundenheit trotz der gegen den Protestantismus gerichteten Rede Benedikts XV. vom 21. November 1915 im vorliegenden Falle abzulehnen. Es gibt kein katholisches Dogma, das den Papst verpflichten würde, das protestantische England freundlicher zu behandeln, als das katholische Oesterreich. Hier liegen aber keine dogmatischen Ursachen, sondern italienisch-nationale Rücksichten und Stimmungen vor. Richtunggebend für den Vatikan ist sein Romanismus, dem er sich seelisch untertan fühlt.

schen Kirche auf dem Deákplatz findet morgen, Sonntag, vormittag ein Gottesdienst in deutscher Sprache statt. Die Predigt hält der Feldgeistliche Johann Baron.

* **Anacot-Pastillen** schützen vor Erkältung, vor der infektiösen Erkrankung des Rachens und der Kehle. Erfrischend.

* **Grubenexplosion.** Aus Herne telegraphiert man: Vorgestern früh ereignete sich in der Schachtanlage der Zeche „Friedrich der Große" eine Explosion schlagender Wetter. Bis 4 Uhr nachmittag waren 26 Tote geborgen. Der Betrieb war nur vorübergehend gestört.

* **Eröffnung der Personenfahrten auf der Donau.** Die Direktion der königlich ungarischen Fluß- und Seeschiffahrts-A.-G. gibt bekannt, daß die Personenfahrten zwischen Budapest und Dömös im laufenden Jahre derart eröffnet werden, daß die erste Fahrt von Budapest nach Dömös am 5. März, 2 Uhr 20 Minuten nachmittags und von Dömös nach Budapest am 6. März, 5 Uhr früh stattfindet. Die von Budapest ab 8 Uhr 30 Minuten früh und von Dömös ab 5 Uhr nachmittags

Budapester Spaziergänge.

— Toilettenkrise. —

Heiter und mit ihrem warmen Strahlenlächeln lugt die Märzensonne über ihr geliebtes Budapest herab und hält Umschau in der holden Schar ihrer alljährlich wiederkehrenden Herolddinnen. Ueber die reizvollen Budapester Mädchen und Frauen, die von vorzeitiger Frühlingssehnsucht erfaßt, sich beim ersten bischen Sonnenschein schon festlich zur Begrüßung zu schmücken und Pelzwerk, Boa und Muff als Attribute eines grimmen Winters zum erstenmale daheim zu lassen pflegen. Allein diese ersten Tonangebenden der leichteren Bekleidungsmode, sie sind heuer auf dem Schauplatz der promenierenden Sehenswürdigkeiten noch nicht aufgetaucht. Am Donaukorso, wo unsere elegante Damenwelt um die Mittagsstunde ihre zu allen Jahreszeiten immer wiederkehrende Modeschau zu veranstalten pflegt, ist immer noch nichts Neues unter der Sonne, wie Rabbi Akiba sagte, zu sehen. Die „Nouveautés" fehlen fast gänzlich und die holde Weiblichkeit weist statt Sensationen, wie man solche alljährlich zu erleben gewohnt ist, den alten, oftbemerkten „Toilettenstandard" von 1917 auf. Man macht die wehmütige Entdeckung, daß auch die anziehendsten Gestalten unserer schönen Frauenwelt sozusagen noch nichts anzuziehen haben. Schon sind die harten „Buchwald-Sessel" zu dichter Reihenfolge zusammengerückt, aber das große Publikum, das sich hier mittäglich niederläßt, um wohlfeile Sonnenbäder zu nehmen, den herrlichen Donauausblick zu genießen und hauptsächlich Kritik an der vorüberziehenden „Modematinee" zu üben, es kommt, trotz milder Frühlingslüfte und heiterem Sonnenschein einstweilen nicht auf seine Kosten. Still und mißvergnügt sitzt man da und wartet vergebens auf irgend eine neue Façon, über welche man außer Façon geraten könnte, aber es kommt nichts. Ebenso wie den Konfektionären der Ankleide-, ist dem kritischen Publikum auch der Gesprächsstoff ausgegangen.

Ja, meine Damen, wir sehen einer höchst besorgniserregenden Bekleidungsepoche entgegen, einer Zeit, wo man auch denen, die schon gar nichts mehr anhaben, nichts wird anhaben dürfen! Eine paradiesische Stimmung erfaßt mich und ich höre schon in phantasievollen Fernen statt des vielbegehrten Modeblattes das längst aus der Mode gekommene Feigenblatt wieder rascheln. Vergeblich werden alle listigen Einflüsterungen der Schlange „Mode" auf Eva bleiben, denn der brave Adam Riese, der einmal schon in den sauren Apfel gebissen und seither rechnen gelernt hat, wird für ein weiteres Aufkommen horrender Schneiderrechnungen nicht mehr zu haben sein. Es ist eine große Not im Anzug und sehr bald wird es einen Anzug überhaupt nicht mehr geben. Der Vorrat an Textilstoffen, heißt es, wird von Tag zu Tag geringer und die Arbeiterlöhne dagegen werden mit jedem Tage höhere, ja, sie haben angeblich schon den Klimax erreicht. Was heute schon für ein einfaches Kostüm und gar für eine fashionable Toilette verlangt wird, übersteigt bereits alle Schneidermaße und bringt den Zwirnfaden der Geduld und Opferwilligkeit zum Reißen. Die Zeiten sind vorüber, wo Kleider Leute machten, denn die Leute machen keine Kleider mehr. Der Zwang, zu sparen, beginnt aus natürlichen Erscheinungen sich zu ergeben und unsere klugen, raffinierten Frauen zerbrechen sich auch schon allesamt die reizenden Köpfchen, wie man den Forderungen der Eleganz etwa auch an der Hand des noch Vorhandenen gerecht werden könnte. Man denkt jetzt auch in den besten Häusern schon an — horribile dictu — Auffrischung, Umarbeitung und Modernisierung alter Roben und Kleidungsstücke, nicht ohne dabei der kühnen Phantasie freiesten Spielraum zu gewähren. So gestand mir jüngst eine Dame von unleugbarem Modegeschmack, daß sie in Ermangelung eines passenden Stoffes sich einen effektvollen Theatermantel aus ihrer kostbaren, buntgestickten — Klavierdecke umarbeiten ließ und mit dieser neuen, aparten Travestie mehr Sensation machte, als die Première, zu welcher sie angezogen war.

So hat denn die bedrohliche, mit jedem Tage sich verschärfende Toilettenkrise allmählich auch bei uns den längstentschwundenen weiblichen Kastengeist wiederbelebt, das heißt, die Frauen gelehrt, mit Geist den Kasten zu durchstöbern und nachzuschauen, ob es da nicht noch Stücke gibt, mit denen sich bei neuer Inszenierung etwa wieder Erfolge erzielen ließen. Unsere schönen Künste, unsere moderne Literatur, sie stehen vorwiegend im Zeichen der Eklektik, sie fußen auf Auswahl und Bearbeitung des schon Vorhandenen. Nun beginnen, der Not gehorchend, auch unsere eleganten Frauen Eklektiker der Bekleidungspoesie zu werden, und so manch eine hat das Glück, durch geschickte Bearbeitung eines veralteten Stoffes wieder zu neuem Ansehen zu gelangen. Mir mindestens schien es heute mittags, als ich auf besagtem, dichtfrequentiertem Donaukorso die apartesten Straßenroben Revue passieren ließ, als zöge so manches ältere Dichterwerk edelster Schneiderkunst in neuer, verbesserter, mit Spitzen- und Besatzkommentar versehener Auflage an mir vorüber, und ich will gerne gestehen, daß ich beim Durchblick des mir bereits bekannten, neuverwendeten Stoffes nichts Wesentliches einzubüßen hatte. Namentlich, wo es sich um ungebundene und auf-

Besetzung der Alandsinseln durch Deutschland.

Mitteilung des Unterstaatssekretärs von dem Bussche.

Berlin, 4. März.

Im Laufe der Besprechungen des Hauptausschusses über den Etat des Auswärtigen Amtes erwiderte Unterstaatssekretär Freiherr von dem Bussche auf die Ausführungen des Abgeordneten Ledebour, die Vorgänge, betreffend die Alandsinseln, seien auf die finnischen Hilferufe zurückzuführen. Finnland wolle mit deutscher Hilfe Herr über die Revolution und das Bandenunwesen werden. Mit Schweden sei über die Besetzung der Alandsinseln verhandelt worden. Die schwedische Regierung habe sich trotz anfänglicher Bedenken mit der Besetzung der Alandsinseln abgefunden. In die deutsche Presse seien über die Besetzung der Inseln keine Nachrichten gelangt, weil es sich um eine militärische Angelegenheit handle.

Die achte deutsche Kriegsanleihe.

Die Bedingungen für die Zeichner.

Wien, 4. März.

Die achte deutsche Kriegsanleihe wird in der nächsten Zeit stattfinden.

Heute werden bereits die Bedingungen für die Zeichner veröffentlicht. Ausgegeben werden fünfprozentige Schuldverschreibungen und 4½prozentige Schatzanweisungen, beide zu 98 Prozent.

Die Zeichnungen werden zwischen dem 18. März und dem 18. April stattfinden.

Bericht des deutschen Generalstabes.

„Großes Hauptquartier, 4. März 1918.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Infolge Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Rußland wurden gestern die militärischen Bewegungen in Groß-Rußland eingestellt.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.“

stoß, und in Bayern [illegible]

vorschlagen. Der Widerstand scheint heftig gewesen zu sein. Denn am Samstag ist der Waffenstillstand gekündigt worden und Rumänien hatte zu fürchten, daß der Krieg mit allen seinen Schrecken wieder beginne und daß die Truppen der Mittelmächte sich auch die Moldau unterwerfen, auch die zweite Hauptstadt Jassy, wo sich jetzt der König aufhält, erobern. Die Rumänen hatten erfahren, wie es den Russen nach der Kündigung des Waffenstillstandes gegangen ist. Deutschland hat unterjochte Völker befreit und seine Truppen sind bis in die Gegend von Narwa vorgerückt und waren von Petersburg nicht weiter entfernt als etwa Linz von Wien. Fast dreitausend Geschütze, fünftausend Maschinengewehre, fünfhundert Kraftwagen, viele tausend Fahrzeuge, achthundert Lokomotiven und achttausend Eisenbahnwagen

Beschränkungen und durch die Anziehung des [illegible] die Gesinnungen sich ändern und Wohlwollen sich ausbreite an den Ufern des Flußlaufs vom Ursprung bis zum Ende. Wir können Rumänien dauernd gewinnen, indem das Land sein von selbst gegebenes Absatzgebiet bei uns findet und gleichzeitig die Preise für Lebensmittel in Oesterreich durch die Sendung an Getreide und Fleisch aus den fruchtbaren Nachbarländern sinken. Der Friede mit Rumänien wäre die Hoffnung, daß sich das Volk besser nähre und daß der Fluch der schweren Lebensverhältnisse, die uns schon vor dem Kriege bedrückt haben, von uns genommen werde. Der Eindruck der Meldungen in London, Paris und Rom wird nachdrücklich sein. Noch ernster muß der Beschluß werden, den Krieg angesichts des Friedens im Osten zu führen.

Feuilleton.

Wiener Leben vor achtzig Jahren.

Damals regierte Ferdinand I., den man den Gütigen nannte. Wer so hoch steht, sieht von allem, was in der Niederung vorgeht, natürlich bloß die Hauptströmungen. Die Menschen erscheinen ihm als winzige Punkte, die scheinbar planlos durcheinanderwimmeln, und wenn er auch weiß, daß die Punkte lebende Wesen sind, daß sie lieben und leiden, so kann er doch nicht immer erraten, was sie lieben und worunter sie leiden. Er braucht Boten, die zu ihm hinaufsehen und ihm vermelden, was dort unten geschieht. Unter Ferdinand I. fiel der Polizei die Aufgabe zu, dem Kaiser in regelmäßigen Monatsberichten mitzuteilen, was die Wiener dachten und trieben, sprachen und schrieben, wie ihre Geschäfte gingen, wie sie sich die Zeit verkürzten, wie sie über sich selbst, über In- und Ausland urteilten, kurz, dem hohen Herrn in gedrängter Darstellung das ganze bunte Leben zu schildern, wie es Tag für Tag um den alten Stephansturm zu kreisen pflegte. Fraglich bleibt, ob sich der Kaiser besonders gut unterhielt, wenn er im Amtsstile seiner Polizeihofstelle las, wie sich die Wiener unterhielten. Jedenfalls war das Mittel der Erkundigung und Aufklärung, das sich ihm hier darbot, anständiger als beispielsweise das von Ludwig XV. beliebte, der sich täglich die vom Schwarzen Kabinett geöffneten Briefe vorlegen ließ und mit den Skandalgeschichten, die sich zwischen Höflingen abspielten, jeden Morgen sein Frühstück würzte.

Da liegt nun ein Band dieser Wiener Polizeiberichte vor uns, die Jahre 1840 bis 1844, und ein zweiter Band, bis 1848 reichend, soll demnächst folgen. Fast noch inhaltreicher als die Berichte selbst sind die historischen Randglossen, womit sie der Herausgeber begleitet, und so entstand wieder einmal eines jener anregenden, geistig nahrhaften Wiener Bücher, wie wir sie von dieser Seite zu empfangen längst gewohnt sind. Denn daß der Herausgeber Karl Glossy heißt, braucht man ausdrücklich gar nicht zu sagen, weil es sich fast von selbst versteht. Nur er, der das Quellengebiet der Heimatsgeschichte mit seiner Wünschelrute unermüdlich durchforscht, vermag so gediegene Arbeit zu leisten, und auch die Arbeitslust scheint ihm nimmer erlöschen zu wollen, obschon, wie man hört, sein siebzigster Geburtstag im Geschwindschritt heranrückt. Mit Recht nennt er das vom Wiener Literarischen Verein verlegte Werk „Eine amtliche Chronik“. Polizeifedern haben es geschrieben, immerhin jedoch, und das ist das Merkwürdige, in einem leidlich freisinnigen Geiste. 1840 und Freisinn, das will zwar nicht zusammenstimmen, allein man lese Glossys Vorwort, und wer es nicht schon wußte, wird erfahren, daß die Wiener jener Zeit durchaus nicht so rückständig dachten, als man gewöhnlich glaubt und Metternichs Polizeizensur es haben wollte. Die erlösenden Ideen hatten schon tiefe Wurzel ge-

rum greift Lansdowne auf
ugust 1917 zurück, auf die
, und sagt, die wichtigste
ien unter Garantie seiner
und wirtschaftlichen Unab-
geräumt werden müsse.
glich, daß Graf Hertling
chlich nur deshalb Sicher-
ein Aufmarschterrain für
fft, daß Graf Hertling im
hne Zweifel fort-
ob diese Auffassung seiner
t ein anderer Gesichtspunkt
klärung, weil, falls Hert-
es zweifellos zum größten
ist, die man seinen Worten
er internationale Gerichts-
ahrscheinlich, daß mit der
ch getrieben werden würde,

e nicht einsehen, warum
gesetzt werden könne, und
aß sie in eine vertrauliche
ine Basis für die Ueber-
Wilsons und bezüglich des
hrscheinlich auch bezüglich
er den letzten Punkt sagt
fertigen lassen. Die Rück-
ach der Auseinandersetzung
Teilung führen muß, aber
ern, daß eine gleichmäßige
3 und der anderen von den
wendet werden soll. Ein
t hat die Annexionspolitik
et. Die Schwierigkeiten
fordert, daß Gebiete von
bertragen werden. Diese
Elsaß-Lothringens
rungen nach einigen
i den britischen An-
ürkischen Reiches.
streitfragen dieser Art dem
tig mit der Frage der
one stellt schließlich die
daß dieses Programm in
rieg noch wütet, geregelt

eines lebendigen Körpers, der geschaffen wurde, um dem Volke zu dienen, ist eine Sünde, die niemals verziehen werden kann, wie auch der Verrat keine Nachsicht findet. Das Mandat benützen, um den mit den Feinden kämpfenden Staat in Verlegenheit zu bringen, und sich nicht darum kümmern, was sie in Paris und London von dieser erbärmlichen Politik denken und ob nicht gerade dieser Eindruck den Krieg verlängere, ist ein Verbrechen am Volke, das nach dem Frieden bangt. Warum bereitet sich die Entente auf die große Angriffsschlacht im Westen vor? Sie kann nicht hoffen, Deutschland militärisch zu besiegen oder durch wirtschaftliche Bedrängnisse zur Waffenstreckung zu nötigen. Aber mit der gespanntesten Aufmerksamkeit begleitet sie die Vorfälle im Abgeordnetenhause, das peinliche Suchen nach einer Mehrheit für die Kriegsanleihe. Niemand kann sich

Stütze ihrer natürlichen Vertreter, der Abgeordneten, sein. Wenn die Kriegsanleihe nicht bewilligt werden sollte, wird die Krise wieder im Anzuge sein, wie unter dem Grafen Stürgkh, als derselbe Abgeordnete Stanek das Parlament lähmte. Die Bevölkerung wird dieselbe Verlassenheit empfinden, während die Not das Bedürfnis nach der Hilfe und nach dem Troste durch die Abgeordneten noch vermehrt. Weckt den toten Grafen Stürgkh nicht auf! Es gibt eine politische Seelenwanderung. In veränderter Gestalt und mit anderem Namen könnte er wieder zum Paragraph Vierzehn, zur Verordnung greifen und die kärgliche Freiheit in Oesterreich durch die Zensur noch mehr beschränken. Gespenster aus der Vergangenheit haben unser Land schon oft heimgesucht. Budget und Kriegsanleihe müssen bewilligt werden.

Feuilleton.

Der arme Student.

Es mag als ein gutes Zeichen gelten, daß man seit ein paar Tagen in Wien wieder von Studenten spricht, nachdem man die längste Zeit nur von Fähnrichen, Kadetten und Leutnants gesprochen hatte. Allerdings sind das die jungen Leute noch immer; aber es soll ihnen doch die Möglichkeit geboten werden, vorübergehend den vormals bunt genannten Soldatenrock abzustreifen und mit dem bürgerlichen Gewand des Studenten wenigstens für ein paar Wochen zu vertauschen. Im deutschen Heere hat man zu diesem Zwecke Hochschulkurse an der Front eingerichtet, die in den größeren Etappenorten abgehalten werden und den in dem entsprechenden Frontteile dienenden Jüngern aller vier Fakultäten Gelegenheit bieten, ihre durch den Krieg unterbrochene Beziehung zu den Wissenschaften wieder aufzunehmen. Bei uns begegnet man dem drohenden Uebel einer chronischen Unterernährung junger, im Wachstum begriffener Intelligenzen noch radikaler. Während in Deutschland die Professoren reisen, die Studenten aber an der Front bleiben, macht man es ihnen hierzulande bequemer und schickt sie selbst nach Hause. Eine in jüngster Zeit erflossene Verordnung des Kriegsministeriums bewilligt die Urlaubserteilung an Hochschüler zwecks Fortsetzung ihrer Studien. Junge Leute, die im Augenblicke ihrer Einrückung bereits inskribiert waren, gleichgültig, ob sie noch vor der ersten Vorlesung oder vor der letzten Prüfung standen, sollen die Möglichkeit haben, das Feld der von ihnen erwählten wissenschaftlichen Tätigkeit wenigstens ein paar Wochen lang neuerdings durchzuackern und zu bestellen. Es ist so etwas wie ein geistiger Anbauurlaub, der ihnen gewährt wird.

Freilich, zum Anbauen gehört allerhand, auch Geld, und nicht nur im Sinne des wienerischen Sprachgebrauches, der, wenn er vom „Geld anbauen" spricht, damit alles eher als die Anschaffung von Skripten und die Bezahlung von Kollegiengeldern meint. Dies aber ist der Punkt, von wo aus gesehen die Frage des Studienurlaubes interessant wird, und um den sich denn auch das Interesse, das die Oeffentlichkeit an dieser Sache nimmt, vorzüglich herumbewegt. Der Staat nämlich, der es sich in den letzten Jahren angewöhnt hat, nur zu nehmen, nicht zu geben, und mit beiden Händen zugleich zu nehmen, tut dies schließlich auch, wenn er, wie im gegebenen Falle, ausnahmsweise einmal gibt: er nimmt dann einfach mit der anderen Hand, und seine Linke weiß nicht, was die Rechte tut. Mit anderen Worten: Den jungen Leuten, die, zum Teil nun schon seit Jahren, im Felde stehen und die infolgedessen ihre Studien notgedrungen für längere Zeit unterbrechen mußten, wird

mit dem gütigen Frühling Oesterreichs auch unseren Kunst-

Raoul Auernheimer.

Denn wenn es ein
wird, so ist es einer
en Köpfen reift, ihnen
t der Zukunft: einer

beutel geschwungen und
erden. Zwar handelt es
ich kürzlich im Herren-
n anderen Häusern be-
lnzahl Mahlzeiten, von
t unmöglich sein müßte,
al in seiner witzigen
ht immer wieder reiche
den täten, so wär' allen
et, den man einschlagen
in einer Zeit, in der so
estellt werden und
ter Erlagscheine zu einer
der reiche Mann einige
an das Gefühl, daß es
delt, die nicht auf eine
Die paar Millionen, die
sozusagen hinter dem
bracht werden, für den
des haben dürfte. Und
sein, nicht von den
Es gibt in Oesterreich
die in diesem Kriege ein
aben. Sollte sich unter
den, der die Verpflegs-
chen Krieg und Frieden
t Universität einen ent-
llt, den diese dann ihrer-
gsten zu verteilen hätte?
igen Wohlstand Oester-
t erwerben und mit der
verbindung treten. Denn
e dankbarere Kapitals-
icher Anlagen. Der arme
n morgen.

6. Juli 1918

Tägliche Rundschau
24./III. 1918
196 24

Modenplauderei.

Von Emma Stropp.

Und die Mode schreitet weiter — trotz Krieg und Rohstoffknappheit, Teuerung und Sorgen mancher Art. Es gibt Leute, die darüber schelten — andere, die sich dessen erfreuen, nicht immer aus oberflächlicher Putzsucht, sondern aus dem Gedanken heraus, daß auch hier sich die zähe Kraft unseres Volkes beweist. Sie läßt auch unter stark erschwerten Verhältnissen einen wichtigen Zweig unserer Volkswirtschaft, der Tausenden Erwerb schafft, nicht verkümmern, sondern Blüten treiben, die in kommender Zeit jener Bestrebungen, die man zu Anfang des Krieges als „Deutsche Mode" bezeichnete, und unter der wir die äußere und innere Unabhängigkeit vom Auslande verstehen, allmählich verwirklichen werden.

Die Mode schreitet weiter. Ihr bedingungslos zu folgen wird aber recht vielen von uns Frauen schwer. Nur eine Minderzahl verfügt über die großen Geldmittel, die jetzt notwendig sind, um die hohen Preise zahlen zu können, die zurzeit für, in den Stoffen meist recht minderwertige, Kleider und Kostüme gefordert werden.

Wieweit diese Phantasiepreise berechtigt sind, wollen wir hier nicht untersuchen — es wäre eine heikle Aufgabe. Tatsache aber ist, daß die großen Seidenfirmen zum Beispiel in diesen Kriegsjahren „Bombengeschäfte" machten, die es ihnen erlauben, auch einem Preissturz, den die Oeffnung der Grenzen mit sich bringen wird, mit aller Gemütsruhe entgegenzusehen. Augenblicklich zwar herrscht eine gewisse „Flaute". Die Leute, die es sich leisten konnten, zu hamstern, haben ihren Bedarf für geraume Zeit hinaus „gedeckt", und die anderen, die es nicht konnten und nicht wollten, scheuen sich mit Recht davor, die Schwindel hervorrufenden Preise auf den Tisch des Hauses zu legen, mit denen man ihre Notlage besteuert. Und sie tun recht daran, „passive Resistenz" zu üben. Die gähnende Leere, die jetzt in vielen großen Stoffgeschäften herrscht, dürfte doch — vielleicht — eine gewisse Herabsetzung der Preise herbeiführen.

Die kluge und die — glückliche Frau, die also noch, trotz Wollsammlung und anderer vaterländischen Opfer, allerlei Brauchbares in den Schränken hängen hat — kostbare Dinge jetzt, die die jungen Töchter allerdings noch vor kurzem mit der schnöden Bezeichnung „olle Klamotten" abtaten — werden daher gut tun, diese „stillen Reserven" hervorzuholen und aus ihnen sich Dinge zu schaffen, die den „neuesten Moden" gleich stehen.

Das ist zurzeit nicht allzu schwierig, denn die Grundform des Kleides ist noch immer einfach und ihre Zusammensetzung gibt vielfache Gelegenheit, „Werte aus Wertlosem" zu schaffen, wie die Losung des Tages lautet. Ein Blick in unsere guten, die derzeitigen Verhältnisse in dankenswerter Weise berücksichtigenden, einfacheren Frauen- und Modenzeitungen lehrt es uns.

Es soll daher in diesem Zusammenhange auch nicht von den Einzelheiten gesprochen werden, mit denen diese weise und vaterländisch wertvolle Sparsamkeit geübt werden kann, sondern, wie in glücklicher Friedenszeit, mehr die Richtung gewiesen werden, in der die Mode sich bewegt. Das ist die gerade Linie. Gerade vom Kopf bis zum Fuß. Das Lineal ist zum Ideal geworden. Wohl sieht man noch Hüftverbreiterungen in Gestalt von aufgesetzten abstehenden Taschen — sie sind Nachklänge — und schon sieht man eingefügte Seitenteile mit querlaufenden Falbelchen, sieht rückwärts sich bauschende, kokett sich spreizende, breite, gebundene Schärpen — das ist die Zukunftsmusik. Die Gegenart ist schlank und rank — Lineal.

Das ist nicht für alle angenehm. Man muß schon tadellos gewachsen sein, um in diesen sehr schmalen Kleidchen „gute Figur" zu machen. Die Kurven und Wellen der „Stoffverschwendung" hatten doch auch Gutes; sie verdeckten schonend manche kleine oder größere Unebenheit des Wuchses. Diese gute Zeit wäre jetzt vorbei, wenn nicht Frau Mode, verständnisvoll und nachsichtig wie immer, auch für „Schönheitsberichtigungen" gesorgt hätte. Sie sind in den langen Ueberkleidern zu finden, die, bis zum Knie reichend, über den engen Futteralen getragen werden. Das hatten wir doch schon einmal? Sehr richtig. Es ist noch gar nicht lange her, erst in den Jahren 1914 bis 1915 bildeten diese Ueberkleider den Uebergang von der allzu engen Mode zu der allzu weiten.

Bei der rückläufigen Bewegung tun sie den gleichen Dienst, und aus ihrer Abwandlung dürfte wiederum die kommende Modenrichtung hervorgehen.

Wer hat noch Ueberkleider im Schrank? Sie lassen sich jetzt gut verwenden.

Außer ihnen gibt es aber noch den guten Mittelweg, der hier schon so manches Mal empfohlen wurde, den leicht angekrausten Rock, der, der Mode entsprechend, etwas höher als im Taillenschluß angesetzt wird. Etwas kurztaillig müssen wir jetzt schon erscheinen, um „modern" zu sein. Empfehlen möchte ich aber doch, das Leibchen in der richtigen Länge schneiden zu lassen, damit man später den Rock etwas herabsetzen kann, wenn diese nur für große Gestalten annehmbare Modenform vorüber ist oder man sie für die eigene Person als unvorteilhaft erkannt hat.

An den Modellen des Winters, die von der Allgemeinheit ja erst in den Frühjahrsmoden angenommen werden, sah man auch an ziemlich umfangreichen Röcken die ganze Hauptweite nach vorn geschoben. Das mag unter Umständen zweckmäßig sein, schön war und ist es nicht. Obgleich wir diese Kleider noch in den Schaufenstern sehen, sie müssen doch an die Frau gebracht werden, ist diese Form aber doch bereits vollkommen überholt — erfreulicherweise.

Also die gerade Linie ist Trumpf — aber sie wirkt manchmal etwas langweilig. Sie muß daher „belebt" werden. Zu diesem Zwecke erfand man die Kragen. Das Wort „erfinden" stimmt schon, denn das Erdenken dieser unzähligen Variationen des einen Themas verdient in der Tat diese ehrende Bezeichnung. Breit über die Schulter fallend, in spitz zu laufenden Aufschlägen sich fortsetzend, geknüpft und geknöpft, gebunden und gewurstelt, durchlaufen sie alle Abarten der Kompositionslehre, um im musikalischen Bilde zu bleiben. Die Harmonie geht dabei allerdings manchmal in die Brüche. In der Mode können sich aber nur Auserwählte Dissonanzen leisten.

Immer mehr aber treten die Kragen auf, die offen und geschlossen getragen werden können, und sogar der „richtig gehende" Stehkragen droht die Halsfreiheit zu beschränken. Das hat seine guten Gründe. Die unfreiwillige Entfettungskur, die wir, dank Englands Sorge, wir könnten in mehr als einem Sinne zu stark werden, in den letzten Jahren auf uns nahmen, hat bei etlichen, nicht ganz wenigen Frauen und Mädchen doch etwas zu sehr gewirkt. Viele sind etwas übertrainiert, Muskel, Sehnen und — auch Knochen treten hervor, die anmutige deutsche Rundlichkeit ist zuweilen sehr sportsmäßig englisch geworden. Wir verzichten lieber darauf, gleich den Ladies im evening dress, zeigen zu wollen, was wir nicht haben. Diejenigen, die es angeht greifen daher zu dem geschlossenen hohen Kragen. Er ist in vielen neuen Formen vorhanden — gebunden und gewurstelt, geknüpft und geknöpft man braucht nur zu wählen.

Der Gürtel zeigt den gleichen Reichtum von Möglichkeiten. Geschlungen und geknotet, schmal oder breit, in zwei gleichlaufenden Linien angeordnet oder nur halb, entweder das Vorderteil oder die hinteren Bahnen, zusammenfassend, begegnen wir ihm. Er wandelt sich jetzt in die üppigere Schwester, die Schärpe, die flatternd den Schritt der Trägerin begleitet, oder bauscht sich, zum vorerst noch schüchternen Versuch, sich wie ein „Cul de Paris" zu gebärden.

Zu diesen zwei Belebungsmitteln gesellt sich als drittes die Weste und in ihrem Gefolge das Jabot. Man ist sehr stolz auf diesen Gedanken und bringt ihn bei allen möglichen Gelegenheiten zur Geltung. Wir sind ganz damit einverstanden, denn Westenteile wirken in den meisten Fällen günstig, außerdem erlauben sie sparsamen Frauen eine weitere Verwirklichung des Stichwortes „Werte aus Wertlosem". Aber bitte, meine Damen, vergessen Sie nicht, auf das Wie kommt es an.

Was nun die Hüte anbetrifft, so stehen sie selbstverständlich gleichfalls unter dem Zeichen der geraden Linie. Besonders die Laufhüte. Sie sind oft nur ganz Kopf — was man von ihren Trägerinnen nicht immer behaupten könnte. Sie sind auch sehr einfach — einen Vergleich mit den unter ihnen Schreitenden möchte ich in diesem Falle nicht ziehen — um die Gunst der Leserinnen nicht ganz zu verscherzen. Was nicht einfach ist, nennt man ja wohl „kompliziert", und komplizierte Charaktere sind doch — — so interessant. Also der Hutputz — ist sehr einfach, ein geschickt umgelegtes Band, einige Federchen oder Blümchen genügen. Solch ein kleiner Laufhut ist trotzdem teuer genug. Was kosten dann erst die großen Hüte — die eleganten für Besuch und „große Toilette"?

O jerum, jerum, jerum!

Dafür sind sie auch vorn aufgeschlagen, eine Neuerung, an die man sehr vorsichtig herangehen muß, und man findet auf ihnen Straußenfedern in allerlei hübschen Verarbeitungen. Auch die Stangenreiher sind wieder in Gnaden zugelassen; ihre herbe Schlankheit paßt gut zur Vervollständigung der nun schon so oft erwähnten geraden Linie.

Endlich spielt auch Tüll eine große Rolle. Er gibt allerdings den Nachmittagshüten leicht eine gewisse Feierlichkeit und trotz der flüchtigen Vergänglichkeit seines Stoffes betont er etwas unbehaglich den „Ewigkeitswert" gesellschaftlicher Formen.

Der Tüllhut ist eben nun einmal der typische „Visitenhut" mit allen seinen unbestreitbaren Vorzügen und Nachteilen. Er muß schon sehr geschickt gearbeitet sein, um diesen Charakter nicht allzusehr hervortreten zu lassen. Man gibt sich denn auch alle Mühe, ihn so leicht und duftig wie nur irgend möglich herzustellen. Ein gut zum Kleide abgetöntes Blumengebinde, schwarz glänzende Jettagraffen oder -nadeln sind meist dem kühn geschlungenen und gepufften Aufbau eingefügt.

Neuartig ist die Verwendung von handgemalten, gebatikten oder gestickten Bändern. Man sieht unter ihnen Farbenzusammenstellungen und willkürliche Musterungen von überraschender Kühnheit. Sie sind für sehr elegante, fesche Damen und Dämchen bestimmt, weniger für die Allgemeinheit. Aber auch in ruhigerer Ausführung wirken sie sehr gut und sind von geschickten Händen selbst zu arbeiten. Uebrigens leisten auch unsere Kunstgewerblerinnen jetzt außerordentlich Wertvolles in der Entwicklung der Kleinkunst der Mode, die bei den einfachen Formen der Kleider jetzt besondere Aufmerksamkeit verlangt und findet.

Zum Schluß noch ein Wort über die Jackenkleider, die sich gleichfalls von der unförmigen Weite entfernen. Neben die halblangen, lose gegürteten Jacken tritt der bis zum Knie reichende Paletot, dem eine kürzere Weste in abstechender Farbe eingefügt ist, aus deren Stoff gleichfalls der Kragen und die Aufschläge gearbeitet sind. Bei Luxusmodellen findet man auch an den Paletots die rückseitige große Schärpe, die anscheinend aus der mittleren Rückenbahn heraustritt, mitunter auch die ganze Taillenlinie umspannt.

Dies in großen Zügen ein Bild von der Modenentwicklung der letzten Zeit. Es ist, im ganzen genommen, befriedigend, wenn auch Einzelheiten, wie immer, abzulehnen sind. In welchem Umfange dies zu geschehen hat, werden die Leserinnen aus eigenem Urteil entscheiden. Körperliche Eigenart, Lebensauffassung und Lebensumstände sind die Gradmesser, in welcher Weise man der Mode auf ihren Wegen folgen kann und will.

Osterwünsche.

Vom **Reichsrats-Abgeordneten Josef Mayer,**
Obmannstellvertreter der Deutschen Agrarpartei.

Das diesjährige Osterfest steht unter dem Eindrucke zweier gewaltiger Erscheinungen. Im Osten ist der Friede geschlossen, die Aufgaben einer nächsten Zeit beruhen darauf, diesen Frieden bei den östlichen Nachbarn zu vertiefen und mitzuwirken, daß die gewaltigen Umwälzungen, die eine harte Zeit dort mit sich gebracht haben, auch den dortigen Völkern bald wieder die Muse einer ruhigen Entwicklung bringen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird wohl auch der dort angrenzende Süden immer mehr und mehr der Friedenssehnsucht sich anschließen und durch Vergleiche gutzumachen suchen, was er in stürmendem Drange und begehrlichem Streben nicht erreichen konnte und was ihm viel Unheil und viel Sorgen brachte. Die zweite große Bewegung, die uns alle mächtig erregt, zeigt sich in den großen und auch in diesem Völkerringen noch nicht dagewesenen Kämpfen im Westen, deren turmhohe Stärke getragen werden vom Willen zum Frieden, den die westlichen Nachbarn noch nicht zu geben bereit sind, den aber die Mittelmächte wollen, und den sie sich, weil er nicht in Güte zu erreichen ist, erkämpfen müssen, wenn's sein muß um hohen Preis.

In dieser Bewegung vom Osten zum Westen drückt sich ein alter Weg der Weltgeschichte wieder mit erneuter Gewalt aus, eine Völkerwanderung vollzieht sich dem Wege der Sonne nach, Beispiele der Vergangenheit wiederholen sich, man braucht sich ja nur an die Einfälle der Perser, die Zeit der Hunnenkriege und die Tage türkischer Eroberungen zu erinnern. Der russischen Dampfwalze war entsprechend der größeren Abwehrmittel die gewaltigere Aufgabe einer neuen Zeit zugedacht, sie mußte zerschellen, weil das Germanentum noch nicht zum Absterben reif war, weil seine Entwicklung sich noch in der aufsteigenden Linie bewegt, und weil es selbst noch Raum für seine Entfaltung braucht und weil es deshalb auch wohl noch auf den westlichen Nachbarn drückt, der ihm die Grundlagen seiner Lebensbedingungen, seine Kolonien vorenthalten will. Wenn wir nun noch einen Blick nach dem fernsten Osten werfen und die gelbe Rasse in begehrlichem Verlangen in Sibirien sich holen sehen, was ihnen das südliche Indien dermalen noch zu verweigern vermag, so können wir sagen, daß wir eine der gewaltigsten Epochen in der Entwicklung der Völker miterlebten, eine Epoche, die durch fast unnatürliche Friedensbemühungen aufgehalten war, und die sich durchrang, weil sie sich durchringen mußte, und die ihren Weg nahm, obwohl es nicht an ernsten Stimmen und ehrlichen Bemühungen gefehlt hat, sie aufzuhalten oder doch wenigstens einzudämmen.

Die Tatsache, daß wir sie erlebt haben, empfinden wir mit Schmerzen. Wer hätte der Opfer gedacht, als im Jahre Vierzehn die ersten Truppen in jubelnder Begeisterung ausmarschierten? Heute trägt nicht nur der Frontsoldat, auch der Hinterländer die Lasten und Sorgen des Krieges, und jeder muß heute mithelfen, in ehrlichem Willen die bisherigen Erfolge der siegreichen Waffen auszubauen. Daß diese Zeit unser ganzes Wirtschaftsleben erschüttert hat, kann niemand verneinen und deshalb sollen uns die heutigen Ostergedanken auch zur Sammlung veranlassen, um nach Mitteln auszusehen, die uns die Sorge um die Zukunft erleichtern helfen.

Beginnen wir bei der Landwirtschaft, die heute so viel beneidet wird ob der günstigen Preise, die ihre Produkte bei dem herrschenden Mangel zu erzielen vermögen. Wenn die Produkte, die angeboten werden, nur die der alljährlichen Erzeugung wären, wäre der Neid berechtigt, wenn wir aber die Wunden betrachten, die der Landwirtschaft in diesem Kriege geschlagen wurden dadurch, daß ihre grundlegenden Werte mit angegriffen wurden, so läßt sich auch da nicht die Sorge um die Zukunft mit wegwerfender Bewegung bannen. Am schwersten wiegt wohl der Verlust an menschlicher Kraft. Der Bauer mußte auch als Soldat einen starken Tribut zollen, und einige Generationen haben mehr gelitten, als ihnen für die Zukunft der Landwirtschaft zuträglich war, und wenn die Landflucht sich nach dem Kriege noch in gleicher Weise äußern sollte wie vor dieser Zeit, so besteht die ernsteste Gefahr, daß an dem Mangel der physischen Kraft die erfolgreiche Entwicklung der Landwirtschaft am meisten zu leiden hat. Der Ersatz an mangelndem Zug- und Melkvieh wird einer jahrelangen Erholung bedürfen, und die aufgebrauchten Hilfsmittel werden erst allmählich wieder durch die Tätigkeit von Gewerbe und Industrie ersetzt werden können, weil ja auch hier selbst einen Teil der nötigen Rohstoffe die Landwirtschaft selbst zu liefern hat, und da waren die Eingriffe der Kriegsjahre zu gewaltig, als daß sie gleich und mit Leichtigkeit mit einem Schlage wieder gutmachen könnten, was der Krieg in gierigem Bedarfe, im raschen Verbrauche wahllos verschlang. Eines allerdings würde der Landwirtschaft den raschen Ersatz ermöglichen, und das ist ihre wiedererlangte Kaufkraft, um die man sie heute beneidet, die aber vielleicht die sicherste Grundlage sein wird für eine verhältnismäßig rasche Gesundung unserer Verhältnisse nach dieser ernsten Zeit. Dabei muß man freudig anerkennen, daß eigentlich der Krieg ein Problem zur Lösung brachte, um das man sich schon lange Jahre vorher die Köpfe zerbrach, nämlich die Bodenentschuldung. Sie ist heute fast durchgeführt und deshalb wäre wohl heute auch die Zeit, durch die Schaffung eines bäuerlichen Anerbenrechtes Vorsorge zu treffen, um das Eintreten von Zuständen zu verhüten, die gerade vor dem Kriege so störend der Entwicklung unserer Landwirtschaft entgegenstanden. Die Landwirtschaft steht vor einer ihrer gewaltigsten Aufgaben, sie muß ihre Produktionskraft fördern, wenn sie nur einigermaßen unseren Ansprüchen genügen soll. Die Grundlagen sind gegeben. Durch vernünftige Gesetzgebung nachzuhelfen, soll Sache der kommenden Regierungen und der Volksvertretung sein. Damit gibt sich aber auch die Grundlage für die Entwicklung von Industrie und Gewerbe. Eine kaufkräftige Landwirtschaft! Kann es eine sicherere ständige Kundschaft geben? Hier steht der Grundpfeiler, er darf nicht erschüttert werden. Daneben ein Nachbar, der nach den Absatzprodukten unserer Industrie geradezu schreit. Nicht nur der Balkan, der ganze Osten braucht die Erzeugnisse unserer Industrie, und diese reichen Länder, dieser unverbrauchte Boden wird mehr aufnehmen, als unsere Industrie zu erzeugen vermag, und da wird es nötig sein, rechtzeitig eine Einteilung zu treffen, um neben dem noch nach Jahren nicht gedeckten Inlandsbedarf den Industrieprodukten den Weg ins Ausland zu ebnen. Jede Engherzigkeit wäre ein Verbrechen an der Zukunft, der Krieg hat für uns in diesen Ländern die Verbindungen anknüpfen lassen, wir müssen sie auswerten und den Markt uns dienstbar machen und erhalten, denn hier liegen die Grundlagen für die Zukunft unserer Entwicklung, für die Industrie und die Gestaltung unseres Geldmarktes. Aber gut muß geliefert werden; vor dem Kriege war es leider nicht immer so, und das ließ den Ländern des Westens den Wettbewerb gar leicht zu, und trotz größeren Weges und schlechterer Verbindung waren sie uns doch vielfach über. Hoffentlich hat unsere Industrie auch von diesen Gegnern gelernt, wenn sie sich wie diese spezialisiert, auf die eigene Kraft vertraut und nicht mehr nur fortgesetzt erst die Hilfe von irgend jemand anderen Mächtigen erwartet, dann bleibt ihr neben dem erhöhten Verbrauche im eigenen Lande auch die Zukunft im Osten gesichert. Aber kein Tag darf verloren gehen, um die nunmehr erlangten Vorteile auch vollauf auszunützen.

Es bleibt uns noch der Blick auf unsere innere Entwicklung offen. Eine kaufkräftige Landwirtschaft, eine vollbeschäftigte Industrie mit gutem Absatze im In- und Auslande, wenn sich da auch noch in der gesamten Verwaltung ein fester Wille zur Zusammenarbeit zeigen würde, wo sollte es da noch fehlen? Aber auf diesem Gebiete dürften sich der Zukunft die meisten Schwierigkeiten entgegenstellen. Wir waren zu lange den Gemütlichkeitsstandpunkt gewöhnt, und das „Wenn ich heute nicht komme, komme ich morgen" ist leider nur allzu sehr in Fleisch und Blut des Staatsganzen eingetrieben, als daß da eine Aenderung rasch zu erwarten wäre, und gerade von dieser Aenderung hängt soviel ab. Landwirtschaft und Industrie, Handel und Gewerbe werden nur dann vollauf gesunden und werden nur dann ihren Aufgaben gewachsen sein, wenn ihnen nicht eine veraltete, vergopfte und in einer neuen Zeit ganz unmögliche Verwaltung bei ihrem Drange nach Entwicklung hindernd in die Arme fällt. Haben wir aber da in dieser großen Zeit schon umgelernt? Es zeigen sich so wenig Spuren, daß auch da eine neue Zeit anbrechen soll, so wenig Sinn nach Neuerung kommt da zum Durchbruche, und die ganze Kriegswirtschaft will uns fast lehren, daß wir uns auf diesem Gebiete in absteigender Linie bewegen.

Es zeigen sich leider so wenig Spuren, die auf den Anbruch einer neuen Zeit hindeuten, es zeigt sich ein so geringer Sinn für eine gesunde Neuerung, die ganze Kriegswirtschaft hat in uns fast die Erkenntnis gereift, daß wir uns auf diesem Gebiete nicht in aufsteigender, sondern absteigender Linie bewegen. Hier muß — soll eine Wendung zum Bessern eintreten, soll uns das Leben in der Zukunft lebenswert erscheinen — ein energisches Halt geboten werden. Denn alle unsere Aussichten könnten wir auch zerstiebeln, wenn nicht Volk und Verwaltung sich den Anforderungen der neuen Zeit anpassen und wenn nicht eine Vereinfachung der Verwaltung, eine volle Ausnützung des ganzen Apparates, einen neuen frischen Zug in unserem staatlichen Leben gewährleistet. Es wird Sache der Volksvertretung sein, diesen Fragen gegenüber Stellung zu nehmen und aus den Sorgen der Gegenwart heraus neue Grundlagen für das Leben des Staates zu schaffen. Diese zeitgemäße Umgestaltung der inneren Verwaltung bedarf des festen und guten Willens aller in Betracht kommenden Kreise. Hoffen wir, daß dem Wunsche der Erfolg nicht allzu sehr nachstehen wird.

Neue Freie Presse
31./III. 1918
209

Aus den Erfahrungen meines „Pensionslebens".

Vom Geheimen Rate Grafen Erich Kielmansegg.
Mitglied des Herrenhauses.

Wien, 30. März.

Geehrter Herr Redakteur!

„Aus den Erfahrungen meines Amtslebens" lauteten e Ueberschriften zweier Aufsätze aus meiner Feder, elche Sie in den Nummern 19165 und 19218 Ihres chätzten Blattes veröffentlicht haben. Sie wünschen eine rtsetzung. Ich fürchte, Ihre Leser zu langweilen, daher reibe ich Ihnen heute etwas „aus den Erfahrungen meines nsionslebens", welche frischer in meiner Erinnerung haften s jene vergangener Zeiten. Das bietet für mich auch noch n Vorteil, daß ich nicht als laudator temporis acti verschrien erde, der sich modernen Auffassungen über die Notwendigit, die einfachsten Dinge im Staate durch hohe und höchste eamte erledigen zu lassen, nicht anzupassen vermöge.

Kurz nach meinem Uebertritte in den dauernden Ruhend wurde ich 1912 in die damals schon bestehende Kaiserhe Kommission zur Förderung der Verwaltungsreform rufen. Einer der ersten Plenarversammlungen, an der ich lzunehmen die Ehre hatte, lag ein Bericht zweier ihrer verigten Ausschüsse „über die Steigerung der osten der staatlichen inneren Verwaltung n der Periode von 1890 bis 1911" samt reichem atistischen und Ziffernmaterial vor. Dieser Bericht gipfelte zwölf eingehend gegründeten Vorschlägen, „wie sie hne legislative Aktion in Angriff genomen werden können, um ein weiteres Fortchreiten von Zuständen zu verhindern, elche auf die Verwaltung des Staates benso wie auf die Staatsfinanzen nachteilig zurückwirken".

Diese Vorschläge wurden in der erwähnten Plenarsitzung einhellig angenommen. Mich erfüllte das auf rund der Erfahrungen meines Amtslebens, in dem ich so t nach Vereinfachungen des Geschäftsganges gerufen hatte, it froher Hoffnung: vielleicht werde ich als alter Pensionist ch erleben, was dem Aktiven von oben her verwehrt wurde. ber Roß und Reiter sah man niemals wieder. Dieser chwichtige Bericht der Verwaltungsreformkommission samt llen Materialien und Anträgen wurde nämlich von der egierung des Grafen Stürgkh förmlich unterdrückt und im egensatze zu anderen Berichten und Anträgen der Komission auch niemals veröffentlicht. Ob er wie andere Beichte an die allerhöchste Stelle vorgelegt wurde, weiß ich icht, möchte es aber bezweifeln, denn soweit mir in meinem mtsleben die Ehre zuteil geworden ist, die Anschauungen eiland Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef über behördhe Amtsgebarung kennen zu lernen, würde Allerhöchstselbe nach Kenntnisnahme dieses die Verhältnisse so klar elcuchtenden Berichtes wahrscheinlich eine allerhöchste Entschließung gefaßt haben, ähnlich jenem Befehlsschreiben an ie militärischen Stellen vom 13. September 1916, welches h Ihnen, geehrter Herr Redakteur, neulich in der ummer 19218 vom 24. Februar zitierte.

Ich erwähnte in meiner Rede im Herrenhause anläßlich er Errichtung des neuen Ministeriums für soziale Fürsorge iesen Bericht und würde auch gern auf denselben zurückekommen sein, aber dazu fehlt in unserem Parlament, elches sich stets mit Budgetprovisorien behilft, die Gelegenit. Betreffen doch alle diesem Berichte angeschlossenen iffern und Daten die verschiedensten Ministerien und udgetposten. Anträge auf Ersparungen im Staatshausalte zu stellen, wird dem österreichischen Parlamentarier ahrlich recht schwer gemacht. Dafür steht er aber fast in eder Sitzung vor der Notwendigkeit, neue nach Milliarden ählende Ausgaben zu bewilligen. Ihm bleibt bei diesem ruckweisen Arbeiten der parlamentarischen Maschine nur der schwache Trost, daß verlangte Ersparungen doch höchstens einige wenige „lumpige Millionen" hätten betragen können, die bei der Milliardengebarung gar nicht in das Gewicht fallen.

Denkt die Gesamtheit der Steuerträger auch bereits so? Ich meinesteils, der ich mit Leuten aus den verschiedensten Bevölkerungskreisen zusammentreffe, möchte es bezweifeln. Und dennoch hört man in den öffentlichen Organen so selten Stimmen aus der breiten Wählerschaft, die verlangen, daß die einzelnen Posten des Staatsvoranschlages gehörig durchleuchtet und, wenn tunlich, zusammengestrichen werden mögen. Unser „provisorischer" Budgetzustand beschränkt sich darauf, der Regierung die Einhebung der Steuern und die Leistung der Staatsausgaben im bisherigen Ausmaße zu bewilligen.

Kam es aber jemals, wie in früheren Jahren, zu einer förmlichen Budgetberatung, so wird bei dieser, außer hauptsächlich vom deutsch-czechischen Sprachenstreite, de rebus omnibus et de quibusdam aliis, geredet, dabei aber niemals oder höchst selten von den Ziffern der einzelnen Budgetposten und ihrer gehörigen Begründung.

Der von mir oben erwähnte Bericht in der Verwaltungsreform-Kommission hat sich an einer Stelle auch kritisch mit den bei einigen Zentral- und Landesstellen herrschenden eigentümlichen Verhältnissen der Präsidialbureaux beschäftigt. Ein Mehr hierüber zu sagen, verbietet mir die Amtsverschwiegenheit. Aber aus eigener Erfahrung und ganz im allgemeinen möchte ich hervorheben, daß ein Amtschef in der Regel nur ganz vorzüglich befähigte Beamte nach sorgfältiger Auswahl in sein Präsidialbureau zu berufen pflegt und zum Vorstande desselben gar nur einen erprobten Mann bestellt.

Wenn nun aber ein solcher Präsidialist oder der Vorstand eines Präsidialbureaus gar zu lange diesem doch immerhin etwas einseitigen Dienste gewidmet bleibt, erleidet er naturgemäß eine gewisse Einbuße an seinen Beamtenfähigkeiten. Die Handhabung der neuen Gesetze und Vorschriften, zu der nur der exekutive Dienst in der ersten und zweiten Instanz Gelegenheit bietet, bleibt ihm fremd. Der Verkehr mit Leuten aus den verschiedensten Bevölkerungsschichten, der notwendig ist, damit ein guter Verwaltungsbeamter wisse, wo der Schuh drückt, fehlt ihm. Und gerade das sollte er, der in steter Nähe seines Amtschefs wirkt und diesen mehr und öfter als so mancher Fachreferent zu beraten hat, wissen.

Darum ist es auch ein so richtiger Grundsatz beim Militär, daß ein jeder Generalstabsoffizier, bevor er in diesem Korps eine neue höhere Charge erreicht, eine Zeit lang wieder zum Truppendienste einzurücken hat. Ein von mir besonders verehrter früherer Amtskollege sagte mir einstmals, bei ihm sei Grundsatz, keinen Beamten länger als zwei Jahre im Präsidialdienste zu verwenden, sonst werde er einseitig oder übermütig. Darin ging er vielleicht etwas zu weit. Aber auch ich habe es so gehalten, daß die meinem Statthalterpräsidialbureau zugeteilten Beamten nach einigen Jahren in den exekutiven Dienst zurückversetzt wurden. Im Verlaufe meiner mehr als zwanzigjährigen Statthalterschaft habe ich unter fünf verschiedenen Präsidialvorständen gedient, das heißt, ein jeder dieser hervorragenden Beamten hat nach vier oder fünf Jahren die Leitung eines einfachen administrativen Departements übernehmen und einem Nachfolger Platz machen müssen.

Ich habe mich nicht verschrieben, wenn ich eben anführte, daß ich „unter" Präsidialvorständen diente. Ein jeder Amtschef ist mehr oder weniger von diesen abhängig. Der Präsidialist ist so recht eigentlich derjenige, der seinem Minister oder Statthalter die tägliche Arbeitsleistung vorschreibt. Er bezeichnet die dringlichen Geschäftsstücke mit „heute!", die sein Chef unbedingt sofort zu lesen und zu unterschreiben hat, er führt die Deputationen oder ungeduldigen Querulanten ein, mahnt, welcher Leichenfeier beizuwohnen, welcher hohe Besuch persönlich zu erwidern, um welche Audienz unverzüglich anzusuchen sei und dergleichen mehr. Ist ein Präsidialist eine mehr apathische Natur, können leicht Versäumnisse vorkommen, ist er jedoch nervös veranlagt, so überträgt sich eine gewisse Unruhe gar leicht auch auf den Amtschef.

Es entspricht einem gesellschaftlichen Herkommen, daß man sich bei einem guten Bekannten, dem man nach einiger Zeit wieder begegnet, um sein Befinden erkundige. Dies pflege ich bei Ministern und Chefs hoher Aemter mit den Worten zu tun: „Wie dienen sich Euer Exzellenz unter Ihrem Präsidialvorstand?"

Es ist nicht zu leugnen, daß ein Präsidialbeamter oder gar ein Vorstand des Präsidialbureaus alle seine geistigen und bei dem häufigen Permanenzdienste auch die physischen Kräfte anstrengen muß, um seinen oft heiklen Aufgaben gerecht zu werden. Dabei sollte man meinen, daß er nach Verlauf einiger Jahre wünschen müßte, wieder in das doch etwas ruhigere Fahrwasser des Dienstes bei einer ersten Instanz oder in einem administrativen Departement zurückzukehren. Daß dies nur selten der Fall ist, hat zweierlei Gründe, einen altruistischen und einen egoistischen.

Ein Amtschef, der das Glück hat, „unter" einem tüchtigen und besonnenen Präsidialisten zu dienen, wird gern alles daransetzen, sich diesen Vertrauensmann zu erhalten. Sogenannte außertourliche Beförderungen, Orden oder andere Auszeichnungen sind das Mittel dazu. Und kommt nun ein neuer Mann als Nachfolger an die Spitze des Amtes, sagen wir zum Beispiel ein Minister, der nicht aus dem Beamtenstande hervorgegangen ist, so kann der schon gar nicht ohne den schon alterfahrenen Präsidialisten auskommen. Dieser muß ihn förmlich erst „abrichten". „Dies Kind, kein Engel ist so rein, muß präsidialer Huld empfohlen sein!" Der neue Mann muß, so weit notwendig, in alle bureaukratischen Geheimnisse der Hilfsämter, in die Kurialien der Audienzen und Aufwartungen, in die Regeln, wie, wo und wann Orden, Zilinderhut, schwarze, weiße Krawatte, Frack oder Uniform zu tragen seien, eingeweiht werden. War der Präsidialist in allen diesen „Belangen" „jederzeit dienstbeflissen und bereit, aus dem Halse ihm zum Lohn, hängt die zweite Klasse schon!" Je mehr Ministerwechsel, desto besser für perennierende Präsidialisten!

Man darf sich wahrlich nicht wundern, wenn ein rapid beförderter und oftmals ausgezeichneter Präsidialist an seiner einflußreichen Stellung hängt und in dieser schließlich noch haften bleibt, wenn er in seiner Rangklasse längst über den eigentlichen Vorzimmer- und Sekretärdienst hinausgewachsen ist.

Ich habe in vergangenen Zeiten bereits einen solchen Herrn gekannt, der nicht weniger als dreißig Jahre dieselbe Vorzimmerluft eingeatmet hatte. Ein Spaßvogel travestierte damals den „Erlkönig" mit den Versen:

Wer ist der Herr, so öd' und leer?
Mein Sohn, das ist ein Sekretär!

Aber, Scherz beiseite, es muß anerkannt werden, daß die Präsidialisten in unseren hohen Staatsämtern zumeist die allertüchtigsten und gewissenhaftesten Beamten sind. Wenn sie dennoch von ihren Amtskollegen oft angefeindet werden, so spielt dabei der Neid ob ihrer schnelleren Beförderung und ihrer häufigeren Auszeichnungen, die sie sich aber oft durch angestrengteren Dienst verdient haben, eine gewisse Rolle.

Führt nun aber ein solcher Präsidialist, wie das in einzelnen Aemtern vorkommt, ausschließlich und allein das Personalreferat, und hängen sonach Beförderungen und Versetzungen in erster Linie von ihm ab, dann wird er von allen jenen, die sich zurückgesetzt erachten, für vermeintliches Unrecht verantwortlich gemacht und verliert mehr und mehr an Beliebtheit bei seinen Amtsgenossen.

So mancher Präsidialist fungiert auch als sogenannter Kanzleidirektor, das heißt, seinem Referat gehört das gesamte Kanzleiwesen des Amtes zu. Das ist nun abermals

Fremdenblatt
31./III. 1918
210

Die Rache des Rauchers.

Wiener Skizze von
Fritz Stüber-Gunther.

„Alsdann wiederum nichts zum rauchen?“ fragte täglich der Bankbeamte Emmerich Höflich. „Wirklich gar nichts, Fräul'n Fini?“

Das Fräulein verneinte kalt:

„Wann ich's Ihnen eh' schon zehnmal sag'.“

„Zehnmal g'längt ja gar nicht, Sie hab'n mich jetzten schon mindestens zwanzigmal umsonst kommen lassen. Ja, warum denn, Fräul'n Fini?“

Ein Achselzucken war der Trafikantin stumme, aber vielsagende Antwort.

Noch zögerte Herr Emmerich Höflich, ein letztes Fünkchen Hoffnung im blondschnurrbärtigen Antlitz. Allein auch dieses Fünkchen mußte vor der gänzlich ablehnenden Haltung der — angeblichen — Nikotinverschleißerin erlöschen. Also wendete sich der elegante, junge Mann schleppenden Schrittes zum Gehen und verließ die Trafik.

Ein schreckliches Gewühl von Gefühlen war in seiner Brust. Wie Faust fluchte er allem, was die Seele mit Lock- und Gaukelwerk umspannt; er fluchte der Fettkarte, er fluchte dem Maisbrot, er fluchte der Regie — er fluchte vor allem der grausamen Jungfrau, zu der er früher einmal in ganz angenehmen und ersprießlichen Beziehungen gestanden hatte und die nun seit einiger Zeit, weiß der Teufel, warum, nicht die wohlfeilste, noch die kostspieligste Zigarette für ihn übrig hielt. Zum letztenmal, schwur er, hatte sie ihn heute gedemütigt. Das mußte anders werden. Anders ... ja freilich! Aber wie?

Einen entsetzlichen Tag und eine entsetzliche Nacht verbrachte er. Dann aber faßte Herr Emmerich Höflich allgemach wieder Mut, schmiedete neue Pläne, suchte neue Wege. Und siehe, er fand sie.

Es gab ja außer dem Fräulein Fini noch eine ziemliche Zahl von Tabaktrafikantinnen nicht nur in Wien, sondern sogar in den Gassen, die er täglich von seiner Wohnung bis zu seinem Comptoir zu durchmessen hatte. Eine davon hörte auf den Namen Tini. Und diese Tini, die obendrein, wenigstens nach seiner nicht unvoreingenommenen Meinung, jünger und sauberer war als jene Fini, gewährte ihm, wonach er heiß begehrte: Ein bescheidenes, doch zur Not hinreichendes Quantum Rauchkraut zweimal die Woche.

Welcherlei Ueberredungskünste Herr Emmerich Höflich bei ihr spielen ließ, das wäre keineswegs uninteressant, gehört aber nicht notwendig zu dieser Geschichte. Genug, er hatte nun wieder „seine“ Tabaktrafikantin und konnte der anderen hohnlachen. Das tat er auch. Allein es befriedigte ihn nicht restlos. Er schnob — ja, was schnob er wohl? — er schnob Rache. Zu tief war sein Ehrgefühl durch vergebliche Bittgänge gekränkt ...

Fräulein Fini ahnte nicht, was ihr drohte.

Mittwoch, Donnerstag, Freitag war der „zudringliche“ Herr Höflich ausgeblieben, und schon glaubte sie, ihn endgiltig los zu haben. Am Samstag früh jedoch trat er wieder zur Tür der Trafik herein.

„Nichts is da!“ rief ihm das Fräulein von weitem entgegen.

Herr Emmerich Höflich erwiderte lächelnd:

„Nicht einmal zwei Korrespondenzkarten?“

„Die können S' haben ...“

Herr Höflich nahm die zwei Postkarten in Empfang und erlegte sechzehn Heller. Hierauf aber ging er nicht fort, sondern griff nochmals in die Tasche und zog eine „Dames“-Zigarette hervor, die er behaglich, umständlich und langsam in Brand setzte.

Im selben Augenblick kam ein Herr mit vielen Falten im Gesicht, einer pechschwarzen Perücke und einem nicht mehr ganz so schwarzen Zylinderhute darauf zur Türe herein, warf einen erstaunten und zugleich erfreuten Blick auf den Raucher und sagte:

„Ein paar Zigaretten kann ich haben?“

„Bedaure,“ sagte das Fräulein Fini.

„Nein?“

„Nein!“

Der Herr mit dem alten Gesicht und dem jugendlichen Kopfschmucke ließ seine Blicke von Herrn Höflich, der mit herausforderndem Vergnügen graublaue Rauchwölkchen durch die Nase stieß, zu dem Fräulein Fini, das jenen mit den Augen erdolchen wollte, und wieder zurück wandern. Dann zuckte er ungeheuer verächtlich die Achseln und verließ wortlos das Lokal.

Herr Emmerich Höflich tat bedächtig desgleichen, nachdem er sich von dem Fräulein Fini mit ausnehmender, doch unerwiderter Liebenswürdigkeit verabschiedet hatte.

Aber unmittelbar vor der Glastür verweilte er, die ausgehängten Zeitungen und Ansichtskarten gespannt besichtigend und dabei unentwegt rauchend.

Dies tückische Gebaren blieb nicht ohne Folgen. Ein hageres Weib aus dem Volke und knapp hinter ihr ein bleichsüchtiger Jüngling drängten Herrn Höflich unhöflich beiseite und polterten herein.

„I möcht' mein' G'schwistrakind a paar Drama ins Feld schicken,“ sagte jene kurz angebunden.

„I kriag' zwa Spurt,“ erklärte dieser ebenso bestimmt.

„Ich hab' keine Drama und keine Sport,“ entgegnete Fräulein Fini ärgerlich.

„Was denn?“ fragten Frau und Bursch wie aus einem Munde.

„Zum Rauchen gar nichts.“

„Aha!“ spottete die Frau mit dem Geschwisterkind im Felde. „Aber das Gigerl, was g'rad von Ihner außerkommen is, hat was 'kriagt, gelt'n S'?“

„Aber nicht von mir.“

„Gengan S'! Was S' net sag'n! Von wem denn?“

„Das weiß ich nicht.“

Der blasse Jüngling versetzte prompt:

„Derzähl'n S' dös der Frau Blaschke!“

Das Weib aber schlug eine mißtönige Lache auf, die ihren Unglauben kräftiger ausdrückte als noch so viele Worte.

Es kostete dem Fräulein Fini keine geringe Mühe, die beiden Erbosten wieder aus dem Laden hinauszubringen. Herr Emmerich Höflich war mittlerweile verschwunden.

Aber am Abend desselben Tages, eben als die Trafikantin Kassa zu machen sich anschickte, erschien er wieder im Türrahmen.

„Ich habe die Ehre!“ rief er fröhlich. „Haben S' Zündhölzchen?“

„O nein!“ lautete die ungeheuer scharfe Erwiderung.

„Schad'!“ sagte Herr Höflich und trat, die Tür aus Vergeßlichkeit halb offen lassend, völlig ein. „Ich hab', scheint mir, keine bei mir — oder ja, warten S', da hab' ich doch ein Schachterl eing'steckt.“

Und er holte eine Schachtel Schwedische hervor, zugleich aber auch eine prachtvolle Virginierzigarre, die er behutsam und liebevoll vor sich auf den Ladentisch legte.

„Ich bitt' Sie, geh'n S', ich hab' keine Zeit!“ drängte ihn Fräulein Fini zornig und ängstlich. „Machen S' die Tür zu. Und nehmen S' das weg. Wann's wer sieht —“

„Ach Gott, wer soll's denn sehen!“ meinte Herr Fröhlich harmlos. Aber seine Vertrauensseligkeit war unberechtigt. Schon zeigte sich, zuerst außen an der Glasscheibe, dann im Türspalt, ein neugieriges Gesicht. Es gehörte einem stämmigen, vierschrötigem Gentleman, der nun schwankend näher kam, und einen deutlichen Geruch nach jungem Wein mit sich brachte.

„Ah, das is g'scheit, da kriegt ma' Wetschina!“ äußerte er sich, indem er wie hypnotisiert auf die „Budel“ starrte, wo noch immer Herrn Höflichs Zigarre lag. „Geb'n S' mir a zwa — oder drei — oder viere!“

„Nicht eine einzige hab' ich!“ wehrte Fräulein Fini entrüstet ab.

„Mhm ... Das war alsdann wahrscheinli' Ihner' letzte, dö S' dem Herrn da 'geb'n hab'n?“ Und er wies, nicht besonders hochachtungsvoll, mit dem Daumen auf Herrn Höflich, der sich rasch die Virginierzigarre ins Gesicht steckte.

„Ich hab' ihm s' ja nicht geben! So reden S' doch, Herr von Höflich! Haben Sie s' bei mir 'kauft?“

„Aber nein,“ versicherte Herr Höflich voll heuchlerischer Bereitwilligkeit. „Gar keine Spur!“

„Naa, gar ka Spur!“ gröhlte der Weinduftende. „Der wird's natürli' net zuageb'n. Ihner G'schwuf, der is mit Ihner in' Bandel, selbstverständli'. Aber auf dö Tanz' fliag' i net, daß S' es wissen. Da müassen S' Ihner an' Dümmern suachen. Alsdann entweder fahr'n S' führa mit a paar Wetschina — oder — oder ...“

„Aber bester Herr!“ legte sich Herr Höflich sanft ins Mittel, die glimmende Virginierzigarre zwischen Zeigefinger und Mittelfinger der erhobenen Linken balancierend.

„I bin net Ihner bester Herr, verstanden? Dersticken S' weg'n meiner an Ihnerer derschwindelten Wetschina, aber mischen S' Ihner net in dös, was i mit derer — derer Fräul'n da z' reden hab', sunsten könnten S' in a G'würgst kommen ... Alsdann so feine Haar hab' i ah als wia Sö, mei' liabe Fräul'n Zizibeh, Sö san mir no' lang net a'draht g'nua. Und so was haßt ma' an' Söl'nauffschwung? A Korupfzion is dös bei mir, a ganz a nackerte Korupfzion! Alsdann was z' rauken wüll i! Stantapeh! Auf der Stöll'! Safurt!“ — — —

„Einfach schrecklich war es,“ erzählte mir das Fräulein Fini, als ich am Montag zu einem gemütlichen rauchlosen Plausch bei ihr vorsprach, mit hellen Tränen in den Augen. „Ein förmlicher Auflauf war, und alles hat sich auf die Seite von dem rabiaten Kerl g'schlag'n. Schließlich — mein letztes Packel Ordinären, mein aller-, aller-, allerletztes Packel Ordinären, was ich“ — sie stockte eine Sekunde — „für unsern Kohl'nmann aufg'hoben hab', hab' ich ihm schließlich geb'n müssen, sonsten hätt' er mir am End' noch das Geschäft demoliert ... Nein, wie ein sogenannter besserer Mensch, ein gebildeter, so boshaft und hinterlistig handeln kann wie dieser Herr von Höflich! Leiden hab' ich ihn längst nicht mehr mögen, aber das hätt' ich nicht von ihm 'glaubt! Und ich kann nichts dageg'n tun, ich fahr' z'samm', so oft die Tür aufgeht ... Wissen denn Sie mir keinen Rat?“

Ich riet dem Fräulein Fini, sie möge doch den Beleidigten bei seinem erwarteten nächsten Besuche durch eine recht liebe Bitte um Verzeihung zu versöhnen trachten.

Jedoch dieser wohlgemeinte Ratschlag wurde offensichtlich mit so gemischten Gefühlen aufgenommen, daß ich an seiner Befolgung ernstlich zweifle.

Also bleibt mir nichts übrig, als diese traurige Begebenheit wahrheitsgetreu zu veröffentlichen und zwei eindringliche Mahnungen daran zu knüpfen: Erstens an Herrn Emmerich Fröhlich, seinen — ich gebe zu, nicht ganz unbegreiflichen — Rachedurst, da er nun ein armes Mädchen schon genugsam ins Malheur gebracht hat, als gestillt zu betrachten. Zweitens an meine übrigen verehrten Leser und Leserinnen: Wenn Sie einen Mitbürger und Zeitgenossen in oder unmittelbar vor einer Tabaktrafik ganz kaltblütig, ungescheut und öffentlich mit Rauchzeug hantieren sehen, so verrennen Sie sich, bitte, ja nicht blindlings in die Meinung, daß er es ebendort erhalten habe! Sondern schließen Sie eher, es ist viel wahrscheinlicher, aufs Gegenteil!

„Die hat eine chronische Nierenentzündung. Sie ist immer zu Hause und näht."

„Und der Vater?"

„Der ist seit Oktober auf dem Steinhof."

Sie sagt auch den genauen Tag dazu. Alles in gutem Deutsch mit schöner Aussprache, alles bestimmt und ohne überflüssige Worte.

„Was fehlt dem Vater?"

„Er ist geisteskrank."

„Wie ist es so gekommen?"

„Er ist so vom Kriege heimgekehrt."

„Was war er von Beruf?"

„Kellner."

„Und bist du die einzige?"

„Ja."

Noch rasch Name und Adresse aufgeschrieben und dann ist der Wagen da, der mich weiter führt.

*

Oft genügt auch ein Blick statt der Aussage. Auf der Plattform stehend, fliegt das Leben während der Fahrt an einem vorbei. Man braucht nur zu schauen. In der kurzen Viertelstunde, die der Zehnerwagen zur Reise nach Ottakring braucht, kann man viel beobachten. Gleich am Beginn der Linzerstraße eine Siebenjährige mit koketten weißen Bändchen an den Ohrpuffern der Haare — aber die dünnen Stelzen stecken s t r u m p f l o s in den Schuhen. Eben verschwindet sie im Laden eines Kohlenhändlers.

In der Reinlgasse ein Geschwisterpaar. Vier- bis sechsjährig. In traulichem Nebeneinander unbekümmert dahinwandelnd. Beide in Elendszeug vermummelt. Der Bub trägt ein kleines Häferl. Anstellen um Milch oder der Gang zur Kriegsküche. Gleich darauf ein Sechsjähriger b a r f u ß. Er hat eine blaue Schürze vorgebunden und traut sich nicht, mit vollem Fuß auf den kalten Stein aufzutreten. Er tanzt mehr als er geht auf dem Vorfuß.

Breitenseerstraße. Kein Kind, dem man nicht die Kriegsnot ansähe. Ein Elendsmädel in altem Gelump, viel zu groß und zu weit, zerschlissen die Hüllen, ist die erste Erscheinung. Ihr folgt ein Bub, der in einem Kinderwagen einen Sack Koks führt, ihm ein Mädl mit gleicher Last.

Im Rasengrün vor der Breitenseer Kirche prangt schon im Blütengelb die Forsythia — den Kindern aber ist das Straßenbahngeleise Spielplatz. Hart an dem Wagen, der heranrollt, um scharf um die Ecke zu biegen, vergnügt sich so ein kleines Elendsweiberl mit Schnurspringen und einige Jungen treiben Faßreifen vor sich her.

In der Huttengasse erreicht der Wagen Ottakringer Gebiet. Zwei Soldaten kommen mit einem Kriegsfuhrwerk daher, mit einer meterlangen niederen Kiste, die als Truhe auf einem Rädergestell befestigt ist. Wenn es hoch geht, ist damit eine Zentnerlast zu befördern. Ein Pony ist vorgespannt. Die Truhe ist leer. Sie fahren um Kohlen, Kartoffeln oder sonst etwas für eine Soldatenunterkunft. In derselben Minute im Fluge ein anderes Bild: Eine Mutter, die sich mit ihrem zehnjährigen Knirps plagt, die Zentnerlast Kohlen, die auf einem kleinen Handwagen in drei Säcken ruht, samt dem Wagen auf den erhöhten Bürgersteig bei der Spetterbrücke zu heben. Dort Arbeitskraftverschwendung, hier Ueberausnützung.

*

Die Fahrt ist zu Ende. Planlos geht es nun durch das Kreuz und Quer der Straßen im Ottakringer Spitalviertel. In der Wiesberggasse ein eigentümliches Erlebnis. Zwei Mädchen nehmen Reißaus und laufen, was sie laufen können, da ich quer über die Straße mit einem „No, Kinder!" auf sie zusteuere. Anders die Rest und die Toni in der Roseggergasse — zwei aus dem langen Kinderzug, der, mit Taschen belastet, von der Kriegsküche heimwärts strebt. Sie haben gerade ihre Taschen abgestellt und der Augenblick zum Häferlgucken ist günstig.

„Was gibt's denn heut Gutes?"

„A Suppen, a Fleisch und a Sauerkraut."

„I mag ka Sauerkraut," mault der Pepi.

„Aber a Fleisch hab'n mir heut." So darauf im Vorgenuß die Toni. Dann nehmen sie ihre Handtaschen mit den vollen Häferln wieder auf und ziehen weiter des Weges.

Gleich darauf zwei Buben mit gleicher Last. Im Vorbeigehen schwelgt der eine: „Ah, a Fleisch!"

*

An der nächsten Ecke bin ich im Zweifel, wo die Kriegsküche ist, und frage den kleinen Josef um Bescheid.

„Wo ist denn die Kriegskuchel?"

„Da ums Eck."

Damit sind wir auch schon im Gespräch. Die zerrissene Landsturmmannbluse, die seinen Oberkörper umhüllt, könnte zweien solcher Knirpse dienen.

„Was treibst du immer?"

„In d' Arbeit geh i."

„Wohin?

„In d' Brigittenau in d' Maillierwerke."

„In die Emaillierwerke?"

„Ja, in die Emaillierwerke."

„Was verdienst denn da?"

„Vierundzwanzig Kronen in der Wochen."

„Ja bist d' denn schon vierzehn Jahr'?"

„In November war i vierzehn!"

„Warum gehst denn net in a Lehr'?"

„Weil i verdienen muß."

„Is denn net der Vater da?"

„Jetzt schon, auf Urlaub, aber sonst is er im Krieg."

„Wo denn?

„Jetzt in Italien."

„Von wem hast denn die Blusen?"

„Vom Vattern. Der hat s' mir mit'bracht."

„Seid ihr so viel Kinder, daß auch du schon verdienen mußt?"

„Fünfe. Mei großer Bruder is im Krieg. Meine zwa Schwestern san aa schon in der Arbeit. Nur der Klane is no daham."

„Was machst denn mit dein' Lohn?"

„Der Mutter gib i ihn."

Damit schlürft er mit seinen zweimal zu großen und alten und ausgetretenen Damenschuhen davon.

*

Um die Ecke zeigt schon die Ansammlung an, daß hier eine Kriegsküche ist. Eigentlich nur eine Speiseausgabestelle. Ein Kellerladen. Zwei Stiegen führen in die Tiefe. Ein- und Ausgang. Im Vorraum ist die Kasse, im zweiten Raum die Speisenausgabe. Ein Magistratsdiener unterstützt die beiden Frauen, deren eine das Fleisch und das Gemüse, deren andere die Suppe ausgibt. An der Wand eine Tafel:

Ordnung, Höflichkeit, Ruhe erleichtern uns
gegenseitig die Arbeit.

Sie ist der einzige Schmuck des Raumes, aber auch das einzige geschriebene Gesetz, nach dem hier gewaltet wird. Alle halten sich daran.

„Heute gibt's Fleisch?"

Der Magistratsdiener, dem diese Frage gilt, antwortet dienstbereit: „Ja, ausnahmsweise haben wir eins zugewiesen erhalten, ein Rindfleisch!" Dann beugt er sich über den Anrichttisch herüber und ergänzt mit leiserer Stimme: „Eigentlich ein Roßfleisch."

„Was kostet die Portion?"

„Sechzig Heller."

Die handtellergroßen Schnitten liegen in Pfannen zur Ausgabe bereit. Etwas sperr sieht das Fleisch her, aber kommt es nur ins Kraut, dann saugt es sich schon wieder an. Die Frauen und Kinder, die hier ihren Mittagstisch decken, haben es verlernen müssen, heikel zu sein. Allen sieht man die Freude an, daß es heute Fleisch gibt.

Das Kraut kostet 20 Heller, die Suppe 10 Heller, und gibt es Mehlspeise — jetzt nur Polenta —, so kostet diese 30 Heller.

Rasch wickelt sich das Geschäft ab. Da eine Störung. Eine Frau verlangt acht Suppen, hat aber nur für vier die Anweisungen. Der Magistratsdiener muß ihr die vier restlichen Suppen verweigern. Die Frau kramt in ihrem Sacke und findet die Zettel nicht.

„Grad hab' i s' g'habt. Muß i s' rein verloren hab'n am Weg."

Sie dreht den Sack um. Er ist zerrissen. Sie geht zur Kasse. Die Kassierin bestätigt ihr, daß sie voll bezahlt habe; aber die Zettel sind nicht da, gibt es auch keine Suppe. Die Verrechnung muß stimmen.

Der Aufenthalt macht einige andere Frauen etwas ungeduldig und sie lassen den zerrissenen Sack nicht gelten.

„Das kann aa a Ausred' sein. Wann m'r aa z'samm'g'hadert san alle mitsamm', z'rissen braucht m'r net sein."

„Wann S' aber kan' Zwirn hab'n!"

„Da trennt m'r alte Strümpf' auf, dann hat ma a Woll'" ... so die eine.

„Da schaun S' her, i hab' m'r mein' Schal abg'schnitten und die Endl auftrennt, daß i was zum Nah'n hab'" ... so ihr Nachbarin. „Wo kommet ich hin, i bin a Mutter von dreizehn Kinder."

Zwischendurch immer wieder Kinder. Kleine, die kaum auf den Anrichttisch reichen, und größere. Beim Versorgen der Häferln, Waschkrüge, Milchkannen in den Taschen wird immer wieder etwas Suppe verschüttet oder auch etwas von dem Kraut. Auf der Straße die wartenden Geschwister. Unter ihnen auch die kleine bucklige Rest, die sich indes um die Milch angestellt hat. Auch ihr halbvolles Milchhäferl kommt noch in die Tasche und dann biegen die beiden Schwestern um die Ecke. Die kleine Bucklige mit ihrem weißen Seidenhäubchen auf den Kopf, das so gar nicht zu dem viel zu großen und zerrissenen Mantel stimmt, und ihre Schwester.

Auch die Mutter von dreizehn Kindern kommt herauf. Sie hat nur zwei ganz kleine Häferln in der Tasche.

„Damit werd'n Ihre dreizehn Kinder aber nicht satt werden."

„Es g'hört auch nicht für sie."

„Für wen denn?"

„I stell' mi für a Blinde an. A blind's Madl vor der Tür nebenan."

„Aus G'fälligkeit? Oder zahlt's Ihnen was für's Gang?"

„Na, aus G'fälligkeit. Sie hat niemanden und so muß ma ihr helfen."

*

Bei der Kohlenrutsche an der Vorortelinie und beim Holzverkauf — Scheiter, Späne und Prügel — wieder Kinder. Ein solcher langer Holzspan gilt einer „Schildwache" als Gewehr. Drei Buben vergnügen sich an der Ecke der Hasnerstraße bei dem Schildwachhäuschen, das dort steht. Einer verteidigt es — der mit dem Holzspan —, die anderen beiden greifen es an. Der Straßenstaub ist ihr Pulver. Immer wieder schleudern sie eine Faustvoll gegen das Schildwachhäuschen, bis sich der Verteidiger durch die Staubwolken Bahn bricht und einen Ausfall macht. Lungenübungen unterernährter Kinder!

Einige Schritte weiter unten der „Gfrornes-Salon" aus der Friedenszeit. Heute dient er dem städtischen Marmeladenverkauf und in der Auslage ist eine vielverheißende Ankündigung: „Heute von 3 Uhr an Zuckerlverkauf." Man wundert sich nur, daß jetzt um 12 Uhr noch niemand darum angestellt ist.

*

An der nächsten Ecke eine Auskocherei. Nach dem Brauch der Wirtschaften für die vornehme Welt ist auch hier ein „Stilleben" in der Auslage. Dunkelrotbraune Blutwürste, wenig malerisch und einladend, umrankt von papierenem Weinlaub. Dazu die Speisetafel des Tages. Neben Suppe und Gemüse drei „Fleischspeisen":

Beuschel . . .	2	Kronen
Blutwurst. . . .	1·40	„
Zwiebelfleisch . .	4	„

Man traut seinen Augen nicht. Aber es ist so. Zwiebelfleisch v i e r K r o n e n! Um wie viel besser ist doch ein vermögender Mann daran. Er tritt durch einen weißgekachelten Flur in das „Restaurant der vornehmen Welt". Im Flur steht eine gläserne Vitrine. Im obersten Fach, nur zum Hineinbeißen gerichtet, feinstes Meraner Tafelobst, daneben ein Porzellanfigürchen, eine Tänzerin im Reifrock als Wächterin; im unteren Fach auf goldumrandeter Schüssel ein Kapaun. Und sitzt er dann in der gemütlichen Stube unter der matten Glasbirne der elektrischen Beleuchtung am weißgedeckten Tisch, so trägt

Rundfrage auf der Straße.

Von Max Winter.

Kinderelend zu schauen ist der Zweck der kleinen Rundreise. Wiener Kinderelend! Da braucht man wahrlich nicht zu suchen. Es drängt sich dem Beobachter auf Schritt und Tritt auf. Es ist bitterkalt am Morgen des grünen Donnerstag. Der Kälterückschlag läßt das Elend schärfer hervortreten. Kalendermäßig ist der Frühling wohl da. Die wärmeren Tage vorher haben auch knospendes Grün hervorgezaubert, aber der Wärmemesser zeigt nur einen Wärmegrad. Dazu ein schneidend kalter Wind, der schwere Staubwolken durch die Straßen fegt. So erscheint das erste Häuflein Unglück, das mir begegnet, noch elender, als es ist. An der Unter-St. Veiter Haltestelle steht es und wartet auf den Anschluß. Ein etwa zehnjähriges Mädel. Durch das Geklapper der Sandalen lenkt es die Aufmerksamkeit auf sich. Es strampelt, um sich warm zu machen. Dann geht es zu einem Geschäftsladen und besieht die Auslage. Die altersschwachen Sandalen sind mit einem Leinenfetzenband über die Knöchel gebunden. Unruhig macht sie wieder kehrt, um zur Haltestelle zurückzustreben.

„Na, Kleine, was ist's mit dir? Wohin?"

„In die Hilfsaktion."

„Nach Hietzing hinunter?"

„Ja. Wir sollen etwas bekommen."

„Was denn?"

„Das weiß ich nicht. Zu Weihnachten haben wir Mehl bekommen."

„Warum geht denn nicht deine Mutter?"

Neues Wiener Tagblatt
31./III. 1918

215

„Ich bin a Kagraner" und andres.

Kleinigkeiten aus großer Zeit.

Daß wir in einer großen Zeit leben, ist unbestritten, und allmählich gelangen auch jene zu dieser Erkenntnis, die sie lange genug nicht erfaßten. Jetzt, im vierten Kriegsjahre, wissen es doch schon alle, daß die Welt nicht mehr so gemütlich ist wie ehedem und vieles sich gründlich geändert hat. Selbst das Allergeringfügigste ist heute ein Maß für diese Wertungen geworden, und während es sonst immer für lächerlich gegolten hätte, Großes mit Kleinem in einem Atem zu nennen, haftet heute das Auge selbst des Größten an jedem Ding, um so mehr, je unscheinbarer es vordem galt. Wenn man zum Beispiel früher einmal mit einem Kutscher wegen einer längeren Wagenfahrt in Unterhandlungen treten wollte, wurden diese mit der stereotypen Antwort abgelehnt: „Aber, Euer Gnaden, mir wer'n kein' Richter brauchen!", und beruhigt und vertrauensvoll setzte sich der Gast in den Wagen. Heute dagegen spielen sich die Dinge folgendermaßen ab: Man findet nach längerem Suchen einen Einspänner, der sich bereit zeigt, einen vom Stephansplatz zum Westbahnhof zu führen, wo man dringend noch einen bestimmten Zug erreichen muß. Der Taxameter ist verhängt oder fehlt überhaupt. Zaghaft fragt man den Kutscher, was die Taxe sei. „Dös gibt's nöt," erwidert er, „i fahr' nur nach'm Uebereinkommen!" — „Warum? Wieso?" — „Weil i a Kagraner bin und bei mir kost's fuzehn Kronen." Kagran hat also im Weltkrieg auch eine Art „Selbstbestimmungsrecht" errungen, und die Mehrzahl der Kutscher gravitiert daher nach Kagran. Aber nicht alle, denn es gibt welche, die andre Methoden anwenden, um sich der großen Zeit, in die sie das Schicksal hineingestellt, würdig zu erweisen. Unlängst mietet ein Herr in vorgerückter Abendstunde und bei schlechtem Wetter einen Wagen zur Fahrt nach Pötzleinsdorf. Man einigt sich auf 25 K., die sofort bezahlt werden. Nach zwanzig Minuten etwa verlangsamt sich das Tempo auffallend, und plötzlich dreht sich der Rosselenker nach rückwärts und fragt den Fahrgast: „Ham's vielleicht ein Habern?" Erstaunt schüttelt der Gefragte, dem Böses schwant, das Haupt. „Ja, wenn's kein Habern ham, is schwer, daß wir weiterfahren. Dös Roß is zu müd'!" Der Fahrgast erfaßt rasch die Situation und ruft dem Kutscher zu: „Also, wie viel wollen Sie noch?" „A fünf Kronen!" Er erhält sie und damit ist die Angelegenheit ritterlich ausgetragen. Noch eine dritte Kleinigkeit: Ein Herr steht neulich bei strömendem Regen unter den Arkaden der Hofoper, unmittelbar nach Schluß der Vorstellung. Er winkt einem eben vorüberfahrenden Einspänner. „Ich möchte in die Theodaldgasse fahren!" — „Das kost't 10 Kronen!" — „Für fünf Minuten zehn Kronen? Das ist doch Mauh!" Im selben Augenblick dreht der Kutscher den Peitschenstiel um und holt damit gegen den Herrn aus, dem natürlich nichts übrig bleibt, als rasche Flucht...

Das Eheversprechen.

Eine Szene vor Gericht. Ein junges Mädchen klagt einen jungen Mann auf Einhaltung des Eheversprechens. Der Geklagte erklärt dem Richter, daß er keineswegs beabsichtigt habe, das Mädchen zu hintergehen. „Ja, warum lösen Sie dann Ihr gegebenes Wort nicht ein?" fragt der Richter. — „Ich bin dazu bereit!" — „Nun also, dann wäre der Fall ja erledigt?" — „Ja, aber ich muß mir vorher eine Wohnung und die dazu gehörige Einrichtung verschaffen. Und das ist eine Sache der Unmöglichkeit!" Der Richter denkt eine Weile nach, dann urteilt er: „Gut, ich gebe Ihnen sechs Monate Bedenkzeit."

Die Schmugglerin.

Eine junge Dame besteigt in Preßburg den nach Wien abgehenden Zug. Ihr folgt unmittelbar ein Herr, der anscheinend nicht zu ihr gehört, aber doch ihr gegenüber Platz nimmt. Ein Träger legt zwei umfangreiche, der Dame gehörige Pakete in das Gepäcksnetz. Kurz nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt, erscheint der Gendarm, der die Untersuchung des Reisegepäcks vornimmt. Er geht mit großer Strenge vor, läßt jedes einzelne Stück öffnen, durchwühlt es von oben bis unten. Als er sich der Dame nähert, ruft der ihr gegenübersitzende Herr dem Gendarm sehr laut und lebhaft zu: „Sie, die Gnädige da hat Mehl und Fett in ihren Paketen!" Mit entsetzten Mienen und spannungsvoll betrachten die Mitreisenden zuerst die junge Dame, dann ihr Gegenüber und schließlich den Gendarmen. Der wird sich ja sofort auf das Opfer dieser Denunziation stürzen? Gefehlt. Der Gendarm wirft einen verächtlichen Blick auf den Anzeiger und sagt ihm entrüstet: „Sie, halten Sie jemand andern zum besten!" Und ohne die Gepäckstücke der jungen Dame berührt zu haben, verläßt er den Waggon. Bei der Ankunft in Wien steigen Herr und Dame einträchtig, so wie es sich für ein Ehepaar geziemt, aus und bringen das aus Preßburg so glücklich geschmuggelte Mehl und Fett zufrieden in ihre Wohnung.

Der eingerückte Chef.

Der Eigentümer eines Wiener Geschäftshauses, der zur militärischen Dienstleistung eingerückt ist und abgerichtet wird, verspätet sich beim Erscheinen in der Kaserne und wird zum Rapport befohlen. Der Offizier, dem er da gegenübersteht, gehört zu seiner angenehmen Ueberraschung seinem eigenen Personal an, er ist „außer Dienst" sein Untergebener. Und da sagt er sich natürlich: „Es kann dir nix g'schehn!" Aber es geschah ihm doch etwas, denn er erhält Kasernarrest. Bei der nächsten Begegnung waren beide, der Chef und der Angestellte, „außer Dienst" und der Erstere sagte dem Letzteren: „Es war doch nicht nett von Ihnen...." — „Entschuldigen Sie" — fiel ihm der Angestellte ins Wort — „ich bin als Chef gerechter wie Sie! Den Kasernarrest haben Sie redlich verdient!"

Lehrer und Schüler.

Daß man nicht immer soll witzig sein wollen, lehrt folgende Geschichte, in der der witzige Herr, ein Universitätsprofessor, sicherlich keinen Lacher auf seiner Seite haben wird.

Ein zum Zwecke der Ablegung einer rechtshistorischen Staatsprüfung beurlaubter Offizier kommt vor die Prüfungskommission in der feldgrauen Uniform, an der Brust eine Reihe militärischer Auszeichnungen. Am Schlusse richtet der Professor folgende Ansprache an ihn: „Ich beglückwünsche Sie zu den Auszeichnungen, die Sie für Ihren Mut vor dem Feinde erhielten. Leider bin ich nicht in der Lage, Sie für den Mut auszuzeichnen, daß Sie mit diesen Kenntnissen hier erschienen sind; ich muß Sie reprobieren!"

Diese geistreich sein sollende Bemerkung wurde mit unverhohlenem Erstaunen aufgenommen. Ein Professor hat das Recht zu reprobieren, nicht aber das Recht, an dem aus dem Felde Heimgekehrten seinen „Esprit" funkeln zu lassen.

So heiter ist das Reisen!

Jetzt reisen zu müssen — denn wer täte es freiwillig — gehört zu den jüngsten Weltplagen. Man hat in dringenden Geschäften in Berlin zu tun. Unerläßliche Vorbereitungen hiezu: Anschaffung von vier Photographien, von denen eine auf dem Paßamt bleibt, die zweite für das Grenzamt bestimmt ist, die dritte für die Berliner Polizei; die vierte wird in den Reisepaß eingeklebt. Nun hatte jemand den unglücklichen Einfall, sich mit einer Kopfbedeckung photographieren zu lassen. Diese Bilder werden nicht angenommen, und er muß nochmals zum Photographen, um sich solche ohne Hut anfertigen zu lassen. Dann hat der „Reiselustige", falls er militärpflichtig ist, die Grenzüberschreitungsbewilligung der Statthalterei einzuholen. Und nun folgen erst die üblichen Schwierigkeiten. Sie beginnen mit dem Kampf um die Fahrkarte und mit dem Kutscher, der Passagier und Gepäck zur Bahn bringen soll, und finden ihre Fortsetzung in der Jagd nach einem Gepäckträger und um einen Platz im Coupé. In Berlin zweite verbesserte Auflage davon. Droschke, Gepäckträger, Hotelzimmer, das alles muß erkämpft werden. Am späten Abend endlich an Ort und Stelle angelangt, will man seinen Hunger stillen und erfährt, daß dies nur nach Abgabe der vorgeschriebenen Karten möglich sei. Diese Karten könnten aber erst am folgenden Morgen nach Meldung beim Polizeirevieramt in Empfang genommen werden. Und die wichtigste Frage, kaum daß man den Fuß ins Hotelfoyer gesetzt, lautet: „Bitte, wann reisen Sie wieder zurück?" Der Tag der Rückfahrt muß genau angegeben und präzis eingehalten werden. Dann verläßt man Berlin, es spielt sich alles wieder genau so ab, wie man befürchtet: abermals die Jagd nach Droschke, Gepäckträger usw. Endlich glückliche Ankunft in Wien, abermalige Jagd usw. So heiter ist das Reisen jetzt. Und die Moral: Bleibe im Lande und nähre dich. Aber wie?

J. K.

Die Zeit
31./III. 1918

216

Fahrgäste.

Von F. St. Gunther.

I. Die Gewissenlosen.

Der Führer des „L"-Straßenbahnzuges ist derart zwischen den die vordere Plattform füllenden Fahrgästen eingeklemmt, daß er bei jeder Umdrehung der Bremskurbel irgend jemanden in die Brust, in den Bauch oder auf sonst einen „hervorragenden" Körperteil stößt — was ihm die einzige moralische Erleichterung seiner bedrängten Lage zu gewähren scheint. Im Innern des Wagens hocken, kauern, stehen, hängen, schweben ungefähr fünfmal so viel Passagiere, wie die amtlichen, zwecks Aufheiterung in trüber Zeit noch nicht entfernten Anschläge als zulässig erklären; gegen die „Besetzung" der hinteren Plattform des Motor- und der beiden Plattformen des Beiwagens ist eine Heringstonne das absolute Vakuum; und die im Beiwagen eingeschlossenen Unglücklichen können sich bloß dadurch vor dem Erstickungstode retten, daß sie in gewissen, fast regelmäßigen Pausen je eine Fensterscheibe einstoßen, die dann mit Geklirr in Scherben aufs Pflaster fällt. Darüber sollte sich eigentlich die Schaffnerin pflichtgemäß aufregen, aber sie tut es nicht, denn erstens haben solche Ereignisse längst den Reiz der Neuheit für sie verloren, und zweitens ist sie zu mächtig von ihrer obersten Aufgabe in Anspruch genommen, nämlich gewissenhaft festzustellen, ob „jemand ohne Fahrschein" ist.

Eben richtet sie, hochrot im Gesicht, das Haar zerzaust, die Kappe verschoben, diese allgemein gehaltene Frage zum siebentenmal im besonderen an einen Herrn mit bleichem Antlitz, glänzend schwarzem Haar und Bart, glänzend schwarzem Plüschhut und glänzend schwarzem langen Ueberrock, der jedoch so angestrengt bemüht ist, trotz aller ihn umgebenden Hindernisse seine sehr exotisch aussehende Zeitung zu lesen, daß er jene dringende Frage überhören mußte.

Nun aber scheint sie doch endlich durchs Ohr über die Schwelle seines Bewußtseins zu treten. Wie aus tiefem Traum erwacht, faltet, besser gesagt, knüllt er das Blatt zusammen und beginnt in den Taschen seines Rockes herumzuangeln. Geraume Zeit ist das Ergebnis Null, schließlich aber bringt er einen etwas antiquiert aussehenden Fahrschein ans Tageslicht. Die Schaffnerin studiert ausmerksam seinen reichen Text, seine kaum minder reichen Durchlochungen, unterbricht dieses Studium bei der nächsten Haltestelle, nimmt es wieder auf, schüttelt den Kopf, dreht den Zettel um, streckt den Arm von sich, um ihn von weitem zu betrachten, hält ihn dicht vors Auge, kopfschüttelt abermals und erklärt mit dumpfer Stimme:

„Mit dem sind S' ja schon einmal g'fahr'n ..."

Ein in unmittelbarer Nähe eingequetschter Fahrgast, der durch eine intensiv, aber nicht gerade nach Ambra und Moschus duftende Maurerpfeife unangenehm auffällt, nimmt diese aus dem Munde und sagt ungemein sarkastisch:

„Usel Der alte Trambawg'spaß!"

Die Schaffnerin verrenkt sich den Hals, um ihn anzuherrschen:

„Wie meinen S' das? Ich muß meine Pflicht tun. Der Fahrschein is ungültig."

„Aber Tschapperl," beruhigt sie der Pfeifenraucher gemütlich, „i will do' nix geg'n Ihner sag'n!"

Und dabei blinzelt er ausdrucksvoll nach dem schwarzen, schweigsamen Herrn hinüber.

„Ah so!" Die Schaffnerin ist versöhnt und gestärkt. Und wendet sich abermals an den Schwarzbärtigen:

„Hab'n S' kein' andern Fahrschein?" Tummeln S' Ihnen, i hab' keine Zeit."

Der also Aufgeforderte aber tut nicht das geringste, um dem schaffnerischen Zeitmangel abzuhelfen. Langsam beginnt er sein Gewand von neuem zu durchsuchen und zieht schließlich einen zweiten Fahrschein hervor.

Auch der wird peinlichster Musterung unterzogen. Das Resultat faßt die Schaffnerin in den unwilligen Ausruf zusammen:

„Der is von der vorigen Wochen!"

„Aha!" sagt der Mann mit der starkriechenden Pfeife. „Vielleicht zagt er Ihner no' an' vom vorigen Summer ... Jetzten kenn' i mi' schon aus!"

„Wie lang' soll i denn noch bei Ihnen steh'n?" ärgert sich die Schaffnerin und stampft mit dem Fuße. „Alsdann — zweiundzwanzig umsteig'n?"

Der Herr im langen Rock gibt einige vollkommen unverständliche Kehllaute zur Antwort und beginnt gelassen von neuem in seinen Säcken zu suchen.

„Lassen S' Ihner do' net länger für an' Narr'n halten, Fräul'n," sagt sittlich entrüstet der Pfeifenraucher. „Der will do' nix onder's als wia schwarz fahr'n." Dann aber mit einem plötzlichen Blick zum Fenster hinaus: „Bellaria? San m'r schon da? Richti'!"

Und rasch noch die Schaffnerin mit Mitleid und Verständnis, den zahlungsabgeneigten Herrn voll Verachtung ansehend, drängt er ungestüm zum Ausgang.

Während er hinten aussteigt, springt ein Soldat mit einem Rucksack vom Trittbrett der vorderen Plattform.

„Ah, da schau' her!" begrüßt ihn dieser. „Du warst alsdann a' in dem Schinderkarr'n, Ferdl? Das is d'r jetzten a Tour auf derer Tramway! Dreimal bin i scho' umg'stieg'n, aber Schaffnerin hat si' no' kane a'meld't bei mir."

„Da hast am End' net amal 'n Fahrpreis 'zahlt?" tadelte der andere mit absichtsvoller, humoristischer Strenge.

„Naa, nachrennen wer' i etwa derer G'sellschaft mit'n Geld! Zahl'n soll ma' ah no' für so an' Unterhaltung?... Hast du heunt' was 'zahlt?"

„Es war net mögli'," erklärte ernst der Mann mit der Pfeife, indem er diese auseinanderschraubt und oberflächlich ihrer Säfte entleert. „I hab' leider beim besten Willen net zahl'n können. I hab' der Schaffnerin beisteh'n müassen geg'n an' Betrüger, geg'n an' Schwarzfahrer ..."

II. Ein Gewissenhafter.

„Seck—zession! Seck—zession!"

„Bitte, ich steig' aus."

„Ich steig' auch aus."

„Aussteig'n lassen!"

„Mir steig'n alle aus."

„Bitte, aussteig'n lassen!"

„Der Herr dort vorn steht ja wia ang'nagelt."

„Der geht net doni, der Krug."

„Himmelsakrament, so rühr'n S' Ihner do'!"

„Kruzifix, drucken S' Ihner schö' endli' auf d' Seiten!"

Ein kleiner, schmächtiger Mann, der einen Havelock, einen „Claque" und eine Stahlbrille trägt, verstellt just den Ausgang und wird dadurch Ursache und Gegenstand des allgemeinen Unwillens.

„Ich muß ja selber schon hier aussteigen," entschuldigt er sich.

„No, so steig'n S' halt aus!"

„Ja, ich möcht' eh', aber —"

„Was aber? Auf was warten S' denn?"

„Auf —"

Ein energischer Ruck der hinter ihm drängenden Menge schneidet ihm das Wort ab und befördert ihn auf die Straße hinaus. Fast wird er hinweggeschwemmt, aber er stemmt sich so energisch gegen den Strom, daß es ihm doch gelingt, wieder an den Wagen heranzukommen und jetzt den Eingang zu blockieren.

„Woll'n S' einsteig'n oder net?" plärrt ihn ein Ungeduldiger von hinten her an.

„Ja — das heißt, eigentlich nein —"

„Gengan S', mir scheint, Sö g'hör'n nach Stanhof!"

„Aufg'schaut! Wegga da!"

Der Wagen ist wieder komplett und abfahrtsbereit, der Motorführer reißt fragend am Glockenzug — das bebrillte Männlein aber klammert sich verzweiflungsvoll an die Griffstange der hinteren Plattform:

„Schaffnerin! Schaffnerin!"

Die Schaffnerin kann seinem Ruf nicht folgen, sie steckt fest in der Wagenmitte.

Da eilt der kleine Mann in höchster Erregung nach vorn, reckt sich empor, so hoch er kann, und klopft mit dem Knöchel heftig ans Fenster. Alles im Wagen beugt sich vor, streckt spähend die Hälse.

„Schaffnerin!" tönt abermals sein Schrei.

Die Schaffnerin bahnt sich den Weg zum Fenster und läßt es nieder:

„Was is's denn? Wo brennt's denn? Was hab'n S' denn?"

„Zahlt hab' ich nicht," sagt der Mann mit Claque und Havelock und atmet auf, wie von einer Zentnerlast befreit. „Zweiundzwanzig gradaus!"

Und er reicht der maßlos verblüfften Schaffnerin das Geld durchs offene Fenster hinein und nimmt von ihr den Fahrschein in Empfang.

Brausendes Gelächter erschüttert den Wagen, der sich nun endlich wieder ungehindert in Bewegung setzen kann. Den kleinen Mann im Havelock erschüttert es nicht.

Verklärt von einem schier überirdischen Lächeln seliger Befriedigung, wendet er sich zum Gehen. Nachdem er seinen mit so schwerer Mühe erkämpften Fahrschein liebevoll besichtigt hat, läßt er ihn endlich aufs Pflaster flattern ... Doch da durchzuckt es ihn, er bückt sich, hebt den Zettel wieder auf und zerreißt ihn dann, damit nicht etwa ein Unfug durch schlechte Menschen mit ihm geschehe, zerreißt ihn aufs sorgfältigste in kleine, kleinere und allerkleinste Stücke — „Spartas Gesetzen getreu".

Kölnische Zeitung
5./IV. 1918
222 5

Österreichische Stimmungen und Verstimmungen.

✕ **Wien**, im März.

In der Presse nehmen die mit dem Krieg verbundenen Erscheinungen von Mißbehagen und Reibungen im innern Leben der Staaten leicht eine schreckhaftere Gestalt an, als den Tatsachen entspricht, und bureaukratische Ängstlichkeit der Zensurbehörden verstärkt nicht selten noch die Vorstellung von ungeheuerlichen Geschehnissen, wenn sie eine Nachrichtensperre verhängt, wo eine ruhige, sachliche Darstellung der Wirklichkeit angemessener und nützlicher wäre. So hat man sich in Deutschland vielfach ein übertriebenes Bild von der sozialistischen Ausstandsbewegung gemacht, die im vorigen Monat Wien und einige andre Städte Österreichs heimgesucht hat; man hat, da gleichzeitig die Bolschewiken ihre Völkerbefreiung mit blutiger Gewalt und Verbrechen ins Werk setzten, an allerlei unheimliche Ereignisse gedacht, die sich an der schönen blauen Donau abgespielt hätten oder noch drohend bevorstünden. Hier an Ort und Stelle ist es leicht, solche düstern Vorstellungen zu berichtigen. Gewiß ist auch in Österreich wie in allen kriegführenden Staaten die Not nicht gering, für manche Lebensbedürfnisse sind die Schwierigkeiten größer als in Deutschland, die Teurung empfindlicher, und die Unbemittelten sind übler daran. Aber von einsichtigen und wohlmeinenden Politikern kann man nur Worte der Anerkennung hören für die Geduld und Selbstverleugnung, womit im allgemeinen das Volk die Lasten und Entbehrungen des Krieges erträgt, sowie die Versicherung, daß die jüngste Ausstandsbewegung geringen Anklang beim Arbeiterstand gefunden hat, daß die meisten nur aus Furcht vor dem Korpsgeist mitgemacht haben und sich freuten, zu ihrem Verdienst zurückkehren zu können, den ihnen der Befehl verschrobener Revolutionäre zum Zweck einer ganz nutzlosen Kundgebung vorenthalten hat. Wenn man öfter mit angesehen hat, mit welcher Ruhe und Langmut sich gewöhnlich das Anstehen von Hunderten vor den Verkaufsstellen trotz Regen und Kälte vollzieht, wie selten Störungen und Mißhelligkeiten dabei unterlaufen, so begreift man, wie töricht die Hoffnung der Feinde war, die gerade in der italienischen Kriegspresse unermüdlich gepflegt wurde, die Lebensnot werde den sonst unbesiegbaren Gegner mürbe machen und zu Boden strecken. Jetzt, da im Osten die Morgenröte des Friedens aufgegangen ist, müssen solche Hoffnungen als endgültig gescheitert angesehen werden.

Allerdings haben gar viele noch nicht gelernt, mit schweigender Würde die unvermeidlichen Entbehrungen zu ertragen, und Schelten und Murren kann man jeden Tag hören, gerade an den Stellen, wo man sich noch anständig satt essen und täglich gar zweimal Fleisch haben kann, in den Speisehäusern ersten und mittlern Ranges. Über diese Äußerungen des Unwillens mehr oder minder verwöhnter Menschen hat mir ein österreichischer Bundesgenosse, der Wien seit seiner Studienzeit gründlich kennt und jetzt gleich mir als Flüchtling aus Rom hier lebt, seinen scharfen Tadel nicht verhehlt. Der Durchschnittswiener, meinte er, sei ein begehrlicher Genußmensch, der auf Leckerbissen und lustiges Leben erpicht sei, dem man keinen größern Schmerz antun könne, als wenn man ihm die Befriedigung seiner Epikuräerneigungen erschwere oder unmöglich mache, und der alles, die Politik inbegriffen, nur aus diesem Gesichtswinkel betrachte. Ich weiß nicht, ob das Urteil in dieser Verallgemeinerung zutrifft, glaube aber aus eigner Erfahrung hinzufügen zu können, daß es auch bei uns in Deutschland nur allzu viele gibt, die mit dem Magen statt mit dem Kopf denken, die eigne reichliche Sättigung über alle staatlichen und sozialen Pflichten stellen und den Frieden hauptsächlich deshalb herbeisehnen, damit sie wieder zu den schmerzlich entbehrten Tafelgenüssen zurückgelangen.

Wie im innern nationalen Leben Deutschlands die Drangsale des Krieges manche Reibung, Verärgerung und nutzlosen Hader hervorgerufen haben, die besser unterblieben wären, so konnte es auch nicht ausbleiben, daß zwischen unserm österreichischen Verbündeten und uns ab und zu ein gereizter Wortwechsel entstanden ist, der sachlich grundlos und nur durch den Seelenzustand der Kriegsnot zu entschuldigen war. Auch in der besten Ehe, deren Glieder sonst treulich zusammenhalten, kommt es vor, daß das gute Einvernehmen vorübergehend durch erregte Auseinandersetzungen und Verärgerungen getrübt wird. Wenn aus gelegentlichen scharfen Worten, die hüben und drüben in der Tagespresse oder in Parteikundgebungen laut wurden, unsre Feinde die Hoffnung auf ein Versagen oder Erlahmen der Kräfte unsers Bündnisses ableiten zu dürfen wähnten, so haben sie sich zu ihrem eignen Schaden schwer getäuscht, und die Schläge, die Deutschland und Österreich vereint ihnen zugefügt haben, konnten sie eines andern belehren. Man täte auch in Deutschland gut, wenn man nicht alle Unstimmigkeiten, die im öffentlichen Leben dieses national gemischten Staates zutage treten, so gar schwer nähme und nicht auf jede unwillkommene Äußerung eine gereizte Antwort gäbe. Denn man sollte im Deutschen Reich nicht vergessen, daß erschwerend in der österreichischen Monarchie zu der politischen Parteizersplitterung, die wir selber bei uns nur allzu reichlich haben, noch die völkischen Unterschiede und Eifersüchteleien hinzukommen. Hier stehen ja nicht nur Konservative, Klerikale, Liberale, Sozialisten, sondern auch Deutsche, Polen, Tschechen, Slowenen, Ukrainer usw. im fortdauernden Ringen miteinander, und hervorragende deutsche Politiker Wiens machen kein Hehl daraus, daß sie zwar freudig überrascht, aber doch überrascht waren durch die von ihnen kaum erwartete Widerstandskraft des unter der habsburgischen Krone staatlich vereinten Völkergemischs in dem langen schweren Kriege.

Wenn die Vereinigung so vieler fremdartiger Bestandteile in der Monarchie die furchtbar harte Probe des seinem Ende zuneigenden Völkerkampfes bestanden hat, allem innern Hader und Gezeter zum Trotz, so erscheint die Zuversicht berechtigt, daß sie auch weiterhin nicht gefährdet ist, und daß sich das seit Jahrhunderten bestehende staatliche Band stärker erweist als die auseinanderstrebenden völkischen Neigungen. Wenn aber dies staatliche Gefüge die vollkommene innere Übereinstimmung seiner Teile nicht erzwingen und ihre immer wiederkehrenden eifersüchtigen Zwistigkeiten nicht verhindern kann, dürfen wir uns da wundern, daß das losere Band des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn eine freundliche Annäherung der deutschen und slawischen Stämme nicht erreicht, die Ausgleichung der völkischen Gegensätze nicht ermöglicht hat? Wir wissen und haben es im Laufe des Krieges eindringlich bestätigt gesehen, daß das österreichische Deutschtum nicht allein den politischen Wert des Bündnisses hoch einschätzt, sondern auch mit ganzem Herzen daran festhält; wir brauchen uns aber nicht zu beunruhigen, wenn stammfremde Völker der Monarchie nur aus der Not eine Tugend machen, das Bundesverhältnis ohne Begeisterung hinnehmen, weil es nun einmal als eine Bürgschaft für den Bestand des Staates erwiesen ist, aber sich daneben gelegentlich in unfreundlichen Kundgebungen gegen den deutschen Bundesgenossen gefallen. Der tatsächliche Schade, den sie damit anrichten, beschränkt sich im wesentlichen auf den übeln Eindruck im Ausland, der jedesmal von neuem trügerische Siegeshoffnungen im feindlichen Mächteverband erweckt. Das Bündnis an sich und die Übereinstimmung der beiderseitigen Regierungen werden nicht erschüttert, wenn Polen, Tschechen oder Sozialrevolutionäre, denen durch ihre Träume von internationaler Weltbeglückung die gesunde vaterländische Gesinnung abhanden gekommen ist, gegen die Reichsdeutschen, die ihnen in höchster Gefahr mit Gut und Blut erfolgreichen Beistand geleistet haben, mit Murren und Schmähungen losgehen. Gewiß verdienen derartige häßlichen Äußerungen eines grundlosen Hasses entschiedene Zurückweisung, aber man darf ihre Bedeutung nicht überschätzen; sie richten sich von selbst und zerfallen in Staub und Moder vor der Macht der Tatsachen.

Wir haben es gerade in den letzten Wochen erlebt, wie hinfällig die giftigen Auslassungen waren, die aus Anlaß des Friedensschlusses mit der Ukraine und des Scheiterns der ersten Verhandlungen mit der revolutionären Regierung Rußlands gegen die Politik des Deutschen Reiches gerichtet wurden. Ein jämmerliches Geschrei erscholl da gegen die angebliche deutsche Eroberungssucht, die über das arme „wehrlose" Rußland herfalle, um Beute zu machen, die den Frieden verhindere, nach dem die Menschheit sich sehne, und das Elend des Krieges verlängere. Die armselige Verlogenheit solcher Ausführungen lag ja klar zutage, da ohne Deutschlands entschlossenes, rasches Einschreiten gegen die Schreckensherrschaft der Bolschewiken die Ukraine und die Verwirklichung ihres Friedensvertrags mit der Monarchie in die größte Gefahr geraten und die von den notleidenden Massen der österreichischen Städte ersehnte Versorgung mit Lebensmitteln aus Südrußland unmöglich gemacht worden wäre. Die Ereignisse weniger Tage haben das betrügerische Geschwätz zuschanden gemacht und erwiesen, daß Deutschlands Vormarsch genau das Gegenteil bewirkt hat, nämlich den sofortigen Frieden im Osten, die Rettung der Ukraine und damit die Sicherung der Volksernährung in der Monarchie, die bald vielleicht am Hungertuch nagen könnte, wenn die Dinge nach den verschrobenen Wünschen der vermeintlichen Freunde des Arbeiterstandes gegangen wären. Was konnte der von der Sozialdemokratie stürmisch begehrte und von einem gutherzigen Kaiser gewährte Friede im Osten dem Volke helfen, wenn das Korn und sonstige Nahrungsmittel der Ukraine von den Banden der Bolschewiken geraubt oder vernichtet wurden? Mit treffendem Spott auf die Geistesverwirrung der diesseitigen Sozialrevolutionäre hat daher ein Wiener Blatt, das bei aller Not des Krieges doch sich den gesunden Menschenverstand und den Humor bewahrt hat, den Vorschlag gemacht, von dem Genuß des aus Südrußland zu erwartenden Brotes jene leichtfertigen und betrügerischen Volksverführer auszuschließen, die über die Vergewaltigung des „wehrlosen" Rußlands durch die Deutschen gejammert haben.

Die sozialistische Arbeiterzeitung hat übrigens mit ihrem heuchlerischen Gefasel und ihren Krokodilstränen um das Los der armen Bolschewiken ganz allein dagestanden. In den andern deutschen Blättern der österreichischen Hauptstadt kamen doch recht abweichende Urteile über die Wendung im Osten zum Ausdruck. In der Reichspost konnte man lesen, daß in militärischen Kreisen die Abwesenheit der österreichisch-ungarischen Truppen bei dem deutschen Vorgehen zur Befreiung der Randvölker von revolutionärer Schreckensherrschaft bedauert wurde; gar mancher kernhafte Soldat wäre gerne Schulter an Schulter mit den reichsdeutschen Heeren zum Schutze der Ukraine vorgerückt. Es ist begreiflich, daß in diesen Kreisen eine etwas niedergeschlagene Stimmung Platz griff, als die Nachrichten von dem blitzschnellen Vormarsch der Heeresgruppen Eichhorn und Linsingen und ihrem glänzenden Erfolg eintrafen. In der Neuen Freien Presse wurde auch ganz treuherzig bedauert, daß die von den deutschen Truppen erbeuteten Vorräte, die man in der Monarchie gerade eben sehr gut hätte gebrauchen können, nun jenen allein zugute kämen. Denn man lebt jetzt hier von der Hand in den Mund, und die Tagespresse ist gegenwärtig ziemlich einmütig in der scharfen Beurteilung der staatlichen Versorgungsmethoden; es wird der Bureaukratie der Vorwurf gemacht, den erfahrenen und ehrlichen Handelsstand völlig ausgeschaltet, bei ihrem Mangel an Umsicht und Erfahrung die Notlage nur vermehrt und den Beweis erbracht zu haben, daß der Staat der Aufgabe, die Volksernährung zu regeln, nicht gewachsen sei. [Inzwischen hat sich bekanntlich das Blatt gewandt; auch österreichisch-ungarische Truppen sind in die Ukraine zum Schutz genen die Untaten der Bolschewiken einmarschiert, und die dort sichergestellten Vorräte kommen in reichlichem Maße auch Österreich-Ungarn zugute.]

Einer wohltuenden Stimme in dem mannigfaltigen Chor von Verstimmungen und Ärger muß zum Schluß gedacht werden. Das Neue Wiener Tagblatt, das sich demokratisches Organ nennt, ohne einer bestimmten Partei zu dienen, hat sich am vergangenen Sonntag mit kernhaften Worten in seinem Leitartikel gegen „Deutschlands Neider" gewandt und beklagt, daß in Österreich „die Bewunderung Deutschlands und die innigen Gefühle der Freundschaft zeitweise getrübt wurden durch die Stimmungen des kleinlichen Neides und boshafter Ranküne". Man müsse „erröten vor dem Mangel jenes einfachen Gefühls des Dankes, das sonst in der Brust auch des schlechtesten Mannes lebt", erschrecken vor „dem Hang zur Entstellung, womit die unbezwingbare Größe unsers Bundesgenossen verkleinert, sein Tun verdächtigt, sein Wollen mißdeutet wurde". Der Aufsatz des Tagblatts wendet sich dann an die, welche den Wert des Bündnisses niemals in seinem ganzen Umfang begriffen haben, denen an Deutschland manches mißfällt, die ein Mißbehagen vor Ordnung und sachlicher Arbeit empfinden und soziale Rückständigkeit sowie politische Unordnung als ästhetische Werte preisen. „Ja," fährt der Aufsatz fort, „Deutschland ist ein treuer, aber nicht immer ein bequemer Freund; er ist arbeitsam und schon darum allem Schlendrian zuwider." Alle, die darum Deutschland nicht leiden mögen, fühlen den Kantischen Pflichtbegriff als eine stete Bedrohung des eignen Behagens und Sichgehenlassens. Aber diesen Landsleuten ruft das Tagblatt zu: „Österreich-Ungarns Zukunft ist an der Seite Deutschlands — diese Gewißheit kann kein Haß, kein Neid mehr mindern, ebensowenig aber jene Kurzsichtigkeit, die meint, mit ein wenig Nörgelei gegen Deutschland ihren österreichischen Patriotismus um so heller erstrahlen zu lassen."

Frankfurter Zeitung
6./IV. 1918

nimmt in seiner Eigenschaft als Vorsteher des schweizerischen Internierungsdienstes ebenfalls an den Arbeiten der Konferenz teil.

Wiener Chronik.

G Wien, im März.

Wir sind alle unverbesserliche Optimisten und suchen auch in den furchtbarsten Geschehnissen noch, wofür sie gut sein können. Als der Krieg ausbrach, sahen wir darin „den Blitz, der flammend niederschlug, die Atmosphäre zu verbessern, die Gift und Dunst im Busen trug". Wir waren in materialistischer Gewinn- und Genußsucht erstickt und verkommen und lernten nur endlich wieder opfern, dem Gemeingeist opfern. Als aber die Prüfung zu lange dauerte, um in einer Anspannung der Nerven überdauert zu werden, als die Rückschläge kamen und den Siegespreis in Frage stellten, da legten wir uns eine andere Hypothese zurecht: Der Krieg muß dauern, bis er sich selbst widerlegt, bis er zu jener Entbestialisierung der Menschheit führt, die ihn als letztes Auskunftsmittel nicht mehr duldet. Die Voraussetzung natürlich war ein Abschwören des Kommerzialismus, jeglicher Sucht nach Bereicherung und Rückkehr zum naturgemäßen Leben, möglichst nahe an der Scholle. Und was ist aus diesem Trost geworden? Es wird sinnlos weiter gemordet, bis endlich ein Teil oder alle zusammenbrechen. Den Verzicht auf Gewinn, die Rückkehr zum naturgemäßen, einfachen Leben, das keinen Konkurrenten mehr herausfordert, schiebt jede Gruppe der andern zu. Gebessert will keine werden durch den Krieg, nur es besser haben nach ihm. Und damit wird man sich wohl abfinden müssen. Die Menschen wollen sich nicht bessern, können es auch vielleicht nicht. Im Unrecht sind wir, die Optimisten, die sich selber Idealisten zu nennen lieben, weil sie mit der Realität geistig nicht fertig werden können. Und doch ist die Realität das einzig Sichere, an dem sich das Denken immer wieder orientieren muß. Vielleicht findet ein Späterer, Erleuchteter, einmal den Punkt, von dem aus sich das ganze Chaos scheinbar sinnwidriger Erscheinungen als harmonisches Ganzes darstellt. Wir können heute nur kopfschüttelnd die Einzelerscheinungen verzeichnen, so wie sie uns als denkwürdig auffallen. Vielleicht fällt jedem, der sich als bescheidener Chronist betätigt, etwas anderes auf, und so überliefern wir doch der hoffentlich klügeren Nachwelt ein möglichst vollständiges Bild unserer seltsamen, unverständlichen Zeit.

Heute möchte ich wieder eine ihrer Sonderbarkeiten verzeichnen, an der mancher andere achtlos vorübergehen mag. Da wird im „Landesamtsblatt" von Niederösterreich Nr. 8 das Weinleseergebnis vom Jahre 1917 aus einigen Normalbezirken festgestellt. Es beträgt nach einer einleuchtenden Berechnung der „Arbeiterzeitung" für das gesamte Land Niederösterreich die Kleinigkeit von 560 Millionen Kronen gegen das Normale von — 25 Millionen! Also mehr als das Zweiundzwanzigfache! Wie das zugegangen ist, wie der Staat erst zu Ausfuhr- und Valutazwecken den „Richtpreis" für die Weinbauern selbst erhöhte, wie diese dann, ohne Widerstand zu finden, aus Eigenem noch 100 Prozent auf den Preis draufschlugen und dennoch gegen eine Erhöhung der Weinsteuer protestierten, mag nur beiläufig erwähnt werden. Was uns hier interessiert, ist die beispiellose Konjunktur, die dieser Krieg nicht wie frühere für einzelne glückliche Armeelieferanten, sondern für ganze Berufsstände bedeutet. Es ist so wahr, es kostet heute auch die Butter 40 Kronen gegen 2 Kronen in Friedenszeiten und das Paar Schuhe, die auch der Bauer kaufen muß, 150 gegen 15; aber da kann man sich auf den Mangel an Ware berufen und feststellen, daß die Vieh- oder Buttererzeuger trotz erhöhter Einzelpreise Summa Summarum vom Nationalvermögen doch nicht erheblich mehr für ihren ehrenwerten Stand in Anspruch nehmen als in früheren Zeiten. Für die Weinbauern aber gilt das nicht. Sie haben früher in ganz Niederösterreich 25 Millionen bezogen (und dabei ihr Auskommen gefunden); sie beziehen jetzt 560 Millionen, die ihnen wahrscheinlich stärker zu Kopfe steigen werden, als uns der beträchtlich gewässerte Wein, den sie uns jetzt zu zehn Kronen den Liter liefern. Und ebenso die Getreidebauern, die Viehhalter usw. von deren einem, recht Hochgestellten, der Sozialdemokrat Reger jüngst im Abgeordnetenhause (6. Febr.) die Behauptung aufgestellt hat, daß sein Vermögen während der Kriegsjahre auf 900 Millionen gestiegen sei! Es ist also die richtige Auspowerung des Städter, soweit sie nicht aus Kriegslieferanten, Schleichhändlern und qualifizierten Handarbeitern bestehen, zu Gunsten des Landbesitzer oder „Selbstversorger."

Einen noch drastischeren Beleg für diese Behauptung haben wir jüngst erlebt. Kam da ein „Flüchtling", ein liebenswürdiger polnischer Kavalier, und erzählte freudestrahlend, daß er eben von seinem in den allerletzten Tagen erst befreiten Gute an der russischen Grenze zurückkomme. Es stehe dort kein Stein mehr auf dem andern. Und doch freudestrahlend? Der Mann hatte drei Jahre lang von seinem Gute keinen Heller bezogen, im teuren Wien sein Geld verzehrt, jetzt sein Gut und Haus vollkommen verwüstet angetroffen, und jetzt strahlte er? . . . Er aber klärte uns lächelnd auf. Sein Gut hat etwa 3000 Joch. Etwas über eine Million Kronen hat es ihn gekostet. Er wird jetzt von den 3000 Joch nur ca. 300 anbauen — mehr kann man ja nicht; hat man ja keine Leute und keine Pferde! Die 300 aber mit Kraut, Zwiebeln usw., und sie werden ihm in einem Jahr bei den jetzigen Preisen selbst eine schwache Ernte vorausgesetzt, gegen zwei Millionen tragen, also fast das Doppelte von dem, was ihn das ganze Gut gekostet hat! Daß er selbstverständlich als „ruinierter Gutsbesitzer" noch Anspruch auf eine Staatsentschädigung hat — nicht zu knapp — und von einer Vermögensabgabe frei bleiben muß, erwähnen wir gar nicht. Dafür muß auch das Cholmer Leid getragen werden . . .

Aber ob Edelmann oder Bauer, sie nehmen alle, nehmen mit vollen Händen. Der Raubkrieg der Entente hat das „enrichissez vous" zur Weltparole gemacht, auch in den Ländern, die sich nur selbst verteidigen. Es sagt sich Niemand, daß

Berliner Lokalanzeiger
7./IV. 1918

225

der Kurzschrift findet Mittwoch, 10. April abends 8 Uhr im Herrenhause statt. Gedruckte Lehrpläne sind bei den Pförtnern oder auf Wunsch auch portofrei durch das Stenographische Bureau des Herrenhauses erhältlich.

Berliner Beobachter.

Die Tage nach Ostern gehörten der Berliner Jugend. Das kann man natürlich in mehrfachem Sinne auslegen. Ferientage sind ja immer Jugendtage ersten Ranges. Wer die Beweglichkeit unserer frisch-fröhlichen Jungens und Mädels, von des Krieges Leiden — sichtbar wenigstens — kaum angekränkelt, im Frühlingssonnenschein wahrgenommen hat, der wird das gewiß in recht erfrischender, ich möchte sagen tröstlicher Weise empfunden haben. Tröstlich darum schon, weil wir ja in letzter Zeit, wenn von den „Jugendlichen" die Rede war, damit so oft Erlebnisse und Eindrücke in Verbindung bringen mußten, die zu des Lebens dunkelsten, traurigsten Schattenseiten gehören.

Aber wenn ich davon rede, daß diese Tage „der Jugend gehörten", so denke ich augenblicklich nicht an die Frühlingslust der Osterferien. Mir schwebt vielmehr die ernste Arbeit vor, die in der vergangenen Woche die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge mit ihrer Tagung in den Räumen des Herrenhauses verrichtete. Uns in diesem Rahmen wiederum steht wohl die Frage der Jugendämter zur Zeit, da wir doch sehr ernst und sehr bald eine systematische Seelen- und Körperpflege unserer Jugend, im Hinblick auf die Zukunft unseres Vaterlandes, in Angriff nehmen müssen, im Vordergrund des uns alle berührenden Interesses.

Was bis jetzt über die Absichten der preußischen Regierung und aus der erwähnten Versammlung der erfahrenen Arbeiter am wertvollen Werke der Jugendfürsorge über die Stellungnahme dazu zu ersehen ist, liegt schon ziemlich klar vor Augen. Es handelt sich bei den Jugendämtern, die nun auch in Berlin, ja in allen Städten mit über 10 000 Einwohnern errichtet werden sollen, nicht lediglich um eine „Bureaukratisierung" der gesamten Jugendpflege. Das wäre auch vom Uebel! Es gibt wohl kaum einen Gegenstand, der weniger als gerade die Beschäftigung mit der rechten seelischen und körperlichen Entwicklung der Jugend das verträgt, was man als „Schema F" und „grünen Tisch" mit Recht fürchtet.

Offenbar liegt die Absicht vor, zwar die Bestrebungen der Jugendfürsorge und -pflege zu zentralisieren und auf Grund eines allgemein gültigen Jugendgesetzes scharf organisch auszugestalten, nicht aber die Tätigkeit der privaten Organisationen dieser Art schlechtweg lahmzulegen. Das ist schon ein großer Gewinn.

Wenn dann ferner von „selbständigen Abteilungen" der Jugendämter, die doch wohl besonderen Zweigen ihrer Tätigkeit dienen sollen, die Rede ist, so liegt der Vorschlag nahe, gerade solchen, gewisse bewährte und auch vielleicht manche neue Schöpfung der privaten Liebestätigkeit anzugliedern. In diesem Zusammenhange kommt mir ein Vorschlag in Erinnerung, der an eben dieser Stelle unseres Blattes einige Jahre vor dem Kriege, zu einer Zeit, da hier die Selbstmordmanie unter der Großstadtjugend in erschreckender Weise ausgebrochen war, gemacht wurde. Es geschah dies auf Grund einer sehr schätzenswerten Anregung des Herrn Dr. Sauer, Archivars bei der Dresdner Bank in Berlin. Der Vorschlag befaßte sich mit der Einrichtung von Jugendberatungsstellen — einer Einrichtung, die allerdings ganz abseits vom abgetretenen Wege der Jugendpflege liegt.

*

Auch die Jugend — jene Zeit bewies das ja in recht erschreckender Weise — hat ihre seelischen Nöte! Die Großstadtverhältnisse an sich bewirken erfahrungsgemäß, daß die Eltern als Berater aus mannigfachen Gründen, deren Erörterung hier ja zu weit führen würde, versagen. Da sollte also — man könnte es eben auf die Großstadt beschränken — eine Vertrauensstelle, eine zuverlässige, diskrete, ehrenamtlich geführte Organisation von erfahrenen Männern und Frauen geschaffen werden, eine „Seelenarzt-Stelle" für die Jugend, wo mit Taktgefühl und Milde, mit Ernst und interessevollem Verständnis für alles Menschliche, für die Unselbständigkeit und den „gärenden Most" des Jugendlichen Zuspruch und Rat erteilt wird. Die darauf hinzielenden Ausführungen fanden damals ein reiches Echo. Das veranlaßt mich heute, in Gedanken, daß diese Idee vielleicht recht gut dem Rahmen des Jugendamts sich einfügen ließe, einige Ergänzungen dieses Vorschlages, die Dr. Sauer der Erwägung der beteiligten Kreise gern unterbreiten möchte, dem damals Gesagten hinzuzufügen.

Die Gegenwart vermittelt ja eine Reihe ganz neuer Gesichtspunkte. Es liegt nahe, vor allem an die durch den Krieg geschaffenen Zustände zu erinnern, die unbedingt den Wert einer Jugendberatungsstelle unterstreichen, nämlich die vielfache Ausschaltung der väterlichen Erziehung und die zunehmende Kriminalität der Jugend. Die Zahl der jugendlichen Bestraften ist von 51 000 im Jahre 1914 auf 116 000 im Jahre 1916 gestiegen und dürfte sich nach der im Kultusministerium für die erste Hälfte des Jahres 1917 angestellten Berechnung für das ganze Jahr auf etwa 140 000 belaufen. Zahlen sprechen! Mit Recht meint nun Dr. Sauer, daß nach dem Kriege, wo sich gar vieles an den gegenwärtigen Lohnverhältnissen ändern wird, eine erhöhte Straffälligkeit der Jugend zu befürchten ist. Man wird dem zustimmen müssen, wenn man in Betracht zieht, daß hinter der zunehmenden Neigung der erwerbenden Jugend zu Vergehen und Verbrechen ganz vornehmlich der heutige vermehrte Geldgewinn und die damit erhöhte Sucht, „sich

Die nächste Nummer des „Fremden-Blatt“ wird Montag nachmittags ausgegeben.

Unserer heutigen Nummer ist die illustrierte Sonntagsbeilage

Das „Welt-Bild“

beigegeben, die wöchentlich erscheint.

Feuilleton.

Bahnhöfe und die Zeit.

Von Kasimir Edschmid (Darmstadt).

Die Bahnhöfe sind die großen Stauungen des Lebens, das über die Schienen verströmt. Sie sind die breiten Pausen im ungeheuren Rhythmus der Zeit, der Millionen nach den Fronten des Ostens und Westens wirft und Zug um Zug über die Landschaft hämmert. Gäbe es einen Pol in der Luft, weit genug zur völligen Uebersicht, und gäbe es die Möglichkeit vollkommenen Ueberschauens, dem Sehenden schiene es in manchen Zeiten, die maßlosen Schienenstränge seien die Adern der Erde geworden und das unaufhörliche Rasen der Bahnen sei der hohe Pulsschlag ihres Blutes.

All das ist aber das Geschehen riesiger Kreise. Es läßt sich manchmal nur ahnen in der Größe und der Gewalt und es übersteigt unser Denken öfter ins Ungeheure. Uns bleibt nur die Erkenntnis des Einzelnen und das Erlebnis kleinster Segmente. Das Erleben einzelner Bahnhöfe bleibt unsere einzige Möglichkeit — und auch hier: buntestes Geschehen, Erschütterung und unerhört zusammengezogenes Schicksal.

Da sind die Wirkungen vor allem der großen Masse. In anderen Zeiten waren das Menschen, die mit Freude beladen aus der Landschaft zurücktauchten an Sonntagen und Feiertags mit hellen Kleidern im Sommer, wenige winters. Nun aber werfen an den Abenden des Sonntags die Züge Tausende in die Hallen, füllen sie berstend mit Farbe des Militärs, drängende Welle von Grau und bunten Uniformen, daß der Bahnhof erzittert vor Geräusch und die Uebergänge beben und das große Kuppeldach den dröhnenden Lärm der unzähligen hohen Stiefel zurückwirft, wie Gebrüll. Züge und Züge stoßen nach, Welle beurlaubten Militärs wirft sich auf Welle. Haufen pressen bedrückt von folgenden durch die vier Ausgänge des Portals und hinter ihnen hebt sich wieder der Pfiff hereinschießender Maschinen. Die Gesichter der Leute sind müd vom Erleben des Tages, der Heimat, der nächsten Stadt, den Sensationen des Sonntags, der ihnen Altes brachte und Neues versprach, der Fröhlichkeit hingab, Liebe und Enttäuschung. Doch in dem wandelnden Strom versinken die Gesichter, es bleibt nur die Masse, das große Bild des Drängens, der verhundertfachten Individualität, des tausendfach Animalischen, der gesteigerten Geräusche — und in einem letzten Begriff vereinigt: die ungeheure Ansammlung von Kraft, die schweigt, die gedankenlos und müde hinirrt, aber latentes Leben von unermeßlichen Maßstäben birgt, das ein Wort, ein Vorfall unermeßlich entzünden kann.

So waren die ersten Regimenter ausgezogen, Gesang in allen Kehlen, Massen, die noch nicht wußten, was das sei: Krieg!, aber denen Zorn und Abenteuer und Begeisterung von den Stirnen schien und über denen ein Ziel (Paris) und eine Freudigkeit (Vaterland) flaggte.

Und noch mehr sahen wir Massen von einem Geist erfüllt, wie wir alle schon wußten, was das sei: Krieg! — als die Regimenter der Freiwilligen ausrückten, Bataillone um Bataillone einen Zug bestiegen und die Lokomotiven, noch haltend, schon aufstöhnten vor verhaltener Kraft. Da hatte jede Familie der Stadt ein Mitglied unter ihnen. Der Bahnhof liegt frei eine Strecke vor der Stadt. Er ist einer der neuesten und größten in Deutschland. Die Züge mußten ein Stück tief unten über freies Feld fahren, hundert, zweihundert Meter, dann kam eine große Brücke. Da waren die hohen Dämme über den Schienen, die Seiten, die Brücke, die Perrons bedrängt von Zehntausenden und als der schrille Pfiff der ersten Lokomotive anhob und der aufbrechende Gesang der Regimenter — nur Begeisterung, Wissen und Seligkeit — aufschwoll . . ., da geschah es, daß Tausende die weißen Tücher schwangen, die vor dem Herbsthimmel hin und her zuckten wie riesige Schwärme von wilden Tauben, Frauen sich umarmten und Männer die Stöcke tief in die Erde stießen und manche weinten, Zähne verbissen. Da trank die Erde des Bahnhofes wie nie seit angesammelten Jahrzehnten die Atmosphäre grenzenlos gesteigerten Herzschlages, zerrissene Freude, verzehrenden Schmerz und den Gesang der Truppen: Jugend, lauter Jugend und Begeisterung. — Später kam es dann: . . . brachte die Tapferkeit hessischer und westpreußischer Regimenter die Entscheidung! — Ja es ist wahr. Kein Herz hat damals umsonst geschlagen . . .

Die Bahnhöfe wurden gesperrt und bewacht. Große, riesige Kolosse standen sie, die die Türen waren zu der großen Welt, die durch sie rollte, standen sie dunkel und fremd für das nichtreisende Volk. Man fing viele Spione. Man fürchtete Attentate. Dumpfe Gerüchte schwälten: Russische Studenten hätten . . . . Freiwillige Bürger patrouillierten die Strecken entlang.

Die ersten Verwundetentransporte kamen. Sie kamen aus dem Bahnhof, aus einem seitlichen Flügel, niemand wußte wie. Volk drängte sich ängstlich zusammen. Wagen auf Wagen rollte ab. Dann spie ein anderer Flügel in zwei Pausen gegen Abend Ströme aus von Gefangenen, regimenterlang, Belgier, Franzosen, die kleinen schrägen Artilleriemützen, die Käppi der Infanteristen, Matrosen, große blonde Menschen aus der Bretagne. En langer, lautloser Zug, der dumpf hinglitt durch das Schweigen der Menge.

Dann wurde der Bahnhof freier. Wohl patrouillierten noch Posten, aber er war nicht mehr das schwere, drückende Geheimnis der Stadt, hinter dessen Kulissen alles Erleben vorbeiging und aus dessen vielen Pforten alles kam, das Gute und das Böse, wie es jeden traf.

Und nun nach dem Abbranden des Ueberwältigenden folgten die Tage, die Wochen und die langen Nächte mit

Fremdenblatt 21. Okt. 1918 227

Wir halten durch! (Originalzeichnung von Theo Zasche.)

Österr. Volkszeitung
Z. 232 1918

Tagesbericht.

H. P.

Eine preisgeprüfte Einkaufsreise.

„Es kann dir nix g'scheh'n!" sagte ich mir ein um das anderemal, und ein Gefühl unerschütterlicher Sicherheit machte mich ruhig, stark und vertrauensvoll. Das macht: ich war im Besitz der Tabelle über die „amtlich festgesetzten Preise der wichtigsten Bedarfsartikel im Kleinhandel in Wien, zusammengestellt von der k. k. Zentralpreisprüfungskommission". Wie ein zweiter „Steinklopferhans" kam ich mir vor: „Es kann dir absolut nix g'scheh'n!" Irgendeine gütige Fee hatte mir dieses Palladium zugesteckt; es verschlug nichts, daß die Fee im gegenständlichen Falle die Zeitungsausträgerin war. Sie brachte mir nämlich diesen schönen, engbedruckten Preistabellenzettel eingewickelt in das Morgenblatt. So, sagte ich, nun werde ich euch zeigen, wie man einkauft, ihr ewig raunzenden und jammernden Hausfrauen, jetzt gehe ich mit der k. k. zentralpreisgeprüften Tabelle einkaufen; wie eine Gasmaske werde ich sie gegen den Schwindeldunst des Preiswuchers gebrauchen, alle Not hat ein Ende, von heute an wird nur mehr zum H. P. oder zum N. P., das heißt auf gut deutsch zum Höchstpreis oder zum Richtpreis gekauft, und morgen bin ich Millionär. Zuerst memorierte ich die Preisansätze. Es war nicht leicht, aber durchaus belehrend, denn ich frischte Erinnerungen an Dinge auf, die mir während des Krieges völlig entfallen waren. Wer in aller Welt hätte zum Beispiel im Gedächtnis behalten, was Spiritus ist. Aber da stand es: Brennspiritus, pro Liter 2 K. H. P. Also muß es Spiritus geben. Ueberhaupt dieses ganze Approvisionierungsgezeter unserer lieben Hausfrauen ist nichts als Kriegspsychose. Laut meiner Preistabelle gibt es alles nur Erdenkliche zu durchaus erschwinglichen Preisen. Nach dieser Erkenntnis ging ich einkaufen. Ich hatte mir fest vorgenommen, mich streng nach der amtlichen Liste zu halten, zuerst in den Geschäften mit der unschuldigsten Miene die vielen schönen Dinge zu verlangen und nur im Notfall von meiner Liste Gebrauch zu machen.

Irgend jemand weiblichen Geschlechtes in meiner Familie möchte sich gern die Haare brennen. Dem Weibe kann geholfen werden: ich kaufe zunächst Brennspiritus, natürlich zu Höchstpreisen. „Bitte schön," sagte ich in dem zuständigen Geschäft, „ich will einen Liter Brennspiritus." Die Verkäuferin sieht mich sehr mitleidig an. Ach so, ich vergaß die Flasche. „Hier, bitte, eine Flasche!" Aha, sie lächelt bereits. Ja, aber warum gibt sie mir denn nicht meinen Brennspiritus? „Brennspiritus möchte ich, gnädige Frau!" (Gnädige Frau macht sich heutzutage immer gut.) Sie lächelt stärker. Ich werde ungeduldig. Sie zögert noch immer. Also, sie will nicht; auch gut. Ich suche den Zettel; meine Stimme rollt wie ein hungriger Harzer: „Ich ersuche laut der amtlichen Bedarfsartikelliste um einen Liter Brennspiritus." Die Verkäuferin sieht das Papier sehr erfreut an und belehrt mich, daß der Zweck dieses Dokuments eigentlich richtiger ein ganz anderer wäre. Na, es war ein sehr ungehöriger Vergleich, den sie da zog; ich wurde auch energisch und sagte: „Entweder Sie geben mir sofort Brennspiritus oder ich gehe zur Polizei; ich habe Ihnen doch eine Flasche gegeben!" — „Geb'n S' acht, daß Sie ka' Flaschen kriegen!" antwortete die gnädige Frau, und schon war ich auf der Straße.

Hm — ich kann nur annehmen, daß sich die preisgeprüfte Liste in puncto Spiritus geirrt hat. Das kann ja vorkommen; also ließ ich mich nicht entmutigen. Aus einem Schaufenster winkten Aepfel. Ein Blick auf die Tabelle: H. P. Wirtschaftsäpfel 1 Krone 21 Heller. Sind das aber auch Wirtschaftsäpfel? Es wird schon stimmen. „Ein Kilo Aepfel, bitte." „Gib dem Herrn Maschantzker." „Aha, es klappt schon. Kostet?" „Fünf Kronen achtzig." „Pardon," sage ich und zwinkere pfiffig, „das ist ein Irrtum. Laut amtlich festgesetzter ..." Weiter kam ich nicht, die Aepfelfrau nahm mir meine Aepfel und damit ein Stück Vertrauen zu amtlichen Verlautbarungen. „Ihner werd' i a Kilo Aepfel um a Krone maßen." Also, mit den Aepfeln war es auch Essig. Apropos, Essig. Natürlich, Essig! „Bitte, Speiseessig," verlangte ich gleich im nächsten Geschäft. Man gab mir „Salatfix". Ein Liter eine Krone. „Ja," aber der Richtpreis ist doch 45 Heller?" „Für Essig," weist mich mit Augenaufschlag der Kommis zurecht, „das ist aber Salatfix!" „Zum Dreiteufel, ich will aber kein Salatfix, ich will Speiseessig." „Bedaure, ausverkauft."

Mein Gesicht wurde länger und länger. Noch, freilich, verhieß das Preisdokument ungeahnte Genüsse, etwa: dänische Butter, paketiert pro 1 Kilogramm zu K. 13.59. Doch ich lief mir die Füße wund, niemand wollte dänische Butter haben, obwohl in meiner Liste neben dem Artikel dänische Butter das so schöne kabbalistische Zeichen OeZEG steht. Ich glaube, das heißt: „Oesterreichische Zentral-Einbildungs-Gesellschaft." Mit dem Himbeersaft, den das jetzt schon arg zerknitterte und in meiner Achtung sehr gesunkene Zettelchen zu 6 Kronen 20 Heller pro Kilogramm netto anpries, ging es mir nicht besser. Die Konditorgeschäfte führten ihn nicht, weil er H. P. war, und die Apotheken, an die mich ein süßes Zuckerbäckerfräulein verwies, führten ihn zwar, doch kostete dort das Kilogramm 15 Kronen, denn hier hieß er nicht mehr Himbeersaft, sondern Medizinalhimbeersaft, war also eine höchst aristokratische Flüssigkeit, die sich einen Teufel um Höchstpreise schert. Weil ich schon in der Apotheke war, wollte ich nicht unverrichteter Dinge fortgehen. Auf das gute Recht meiner immer mehr versagenden Preistabelle pochend, verlangte ich Saccharin (Monopolgegenstand, derzeit in den Apotheken, in Glas-

Westungarischer - Grenzbote

14./IV. 1918

245 9/14

Wiener Brief.

— 12. April 1918.

(Der Großstadtjammer im Kriege. — Clemenceau und Wien!)

Die Ereignisse im Leben der Millionenstadt und die Nöte, an denen die breitesten Kreise leiden, erscheinen klein im Verhältnis zu den weltgeschichtlichen Vorgängen, die sich auf einem größeren Schauplatz abspielen, aber auch sie fordern ihre Rechte. Ob uns der Schuh drückt, das ist immer wichtiger für den einzelnen Menschen, als alle Politisiererei. Und er druckt uns ganz gewaltig. Unser Brot ist kaum noch zu essen, das Fleisch wurde auf 20 Deka pro Kopf und Woche gekürzt, der frechste Schleichhandel aber blüht und während man darüber nachdenkt, ob man denn 16 Kronen für ein Kilo Mehl, 40 für Butter und Schmalz zu zahlen imstande sei, steigen die Preise; bis man zum Entschluß kommt, ja zu sagen, kostet das Mehl schon 18, die Butter 45, das Schmalz 50 Kronen, ein Ei 1 K. 15. Und so steigt die ganze Kette unablässig. Nicht jener eherne Ring, den der Feind um unsere Länder zu legen wußte, dieser innere Ring von Staatsverbrechern ist es, der uns langsam erdrosselt. Wir kämpfen an zwei Fronten, an der äußeren, wo wir siegreich sind, und an der inneren, wo wir von den eigenen lieben Mitbürgern meuchlerisch umgebracht werden. Alles, was wirtschaftlich schwach ist, wird niedergemacht in diesem erbitterten Händlerkrieg. Geld ist wertlos geworden, nur Ware gilt; der Tauschhandel ist wieder in seine Urrechte eingesetzt und die Besoldeten fühlen ihre Ohnmacht wie nie. Daß Geld nur ein Symbol ist, nur ein den Verkehr erleichterndes Ersatzmittel wirklicher Güter, das hat man nie so drastisch empfunden wie in diesem Kriege. Wehe dem, der nur Geld besitzt und sonst nichts. Jede Erschütterung des Staates kann es ihm aus der Hand blasen und er ist ein Bettler. Die Ware bleibt und Grund und Boden bleiben. Nur wer in der Erde wurzelt, steht sicher.

Zu solchen Betrachtungen kommt man durch die jetzige Wucherperiode. Ganze Stände werden aufgerieben oder völlig proletarisiert aus diesem Hinterlandskrieg hervorgehen. Aber darüber nachzudenken hat niemand die Zeit, jeder denkt an sich und hofft, daß es nur die anderen trifft. Jeder rafft, was zu erraffen ist. Kleine Krawalle in den Markthallen wechseln ab mit Krawallen beim Anstellen oder auf den Bahnhöfen, wo man sich um die Karten rauft, um ausfahren zu können nach Gegenden, in denen es noch etwas zu hamstern gibt. Mit Petroleum, mit alten Kleidern, mit Tabak oder auch mit Zucker bewaffnet ziehen die Leute aus und mit Lebensmitteln aller Art kehren sie heim — wenn sie ihnen nicht von den Finanzern und Gendarmen abgenommen werden. Denn es ist verboten, das Hinterland auszusaugen, damit nicht auch dort Not entsteht. So verliert der Begriff Stadt oder Großstadt allmählich seinen Sinn. Wozu diese Ansammlung von Menschen auf einem Punkt, wenn Möglichkeiten eintreten können, daß man sie preisgeben muß?

Große Zukunftsfragen! Schwere Probleme der Volks- und Staatswirtschaft! Man wird ackerbautreibende Völker nach diesem Kriege anders als vorher bewerten.

Die jüngste weltpolitische Sensation überlärmt in Wien zur Zeit sogar die Fleischfrage und die Brotsorge. Hat der Kaiser einen solchen Brief geschrieben, wie Clemenceau behauptet? Und an wen? Oder ist der Brief eine nackte Fälschung? Und von wem? Man tippt auf einen jener tschechischen Führer, die Graf Czernin neulich so scharf gekennzeichnet hat und hält Clemenceau für das Opfer eines Betruges. Er spricht sogar von zwei oder mehreren Briefen unseres Monarchen. Der entscheidende aber, den er im März 1917 geschrieben und worin er gesagt haben soll, daß er die Forderung Frankreichs nach Rückgabe von Elsaß und Lothringen billige und den auch Czernin mitgefertigt haben soll, wird wohl nicht lange mehr ein Geheimnis bleiben, Clemenceau wird ihn endlich veröffentlichen müssen.

Dieser schlaueste und geriebenste aller Politiker Europas, dessen ganzes öffentliches Leben sich auf Sensationen aufgebaut hat, kann diese Briefe nicht aus den Fingern gesogen haben, sie existieren gewiß. **Aber ihre Fälschung ist heute nicht minder gewiß.** Und man ist in Wien ganz besonders gespannt auf die Lösung dieses kühnen Fechterstreiches, denn Clemenceau hat immer Beziehungen zu Wien gehabt, er war jahrelang ein ständiger Gast hier und in Karlsbad. Sein Bruder holte sich sogar eine Wiener Jüdin als Gattin heim. Aus journalistischen Kreisen überdies.

Der Clemenceau, der heute unseren jungen Monarchen in seine tollwütige Kriegspolitik hineinzuziehen sucht, war vor Jahren auch einmal als Dichter zu Gast im „Hause des Kaisers", im Burgtheater. Ein schwächliches Machwerk von Clemenceau, „Der Schleier des Glücks" betitelt, wurde dem damaligen Direktor des Burgtheaters von der hiesigen Preßclique eingeredet und er führte es mit einem höflichen Verachtungserfolg auf. Es verschwand spurlos. Und Clemenceau war auch mit unserem Hofoperndirektor Mahler befreundet. Und mit dem bekannten Witzbold Bela Haas, der aus Arad stammte. Dieser wieder war ein Freund des Majors Picquard, der im Dreyfusprozeß eine Rolle spielte, Pick geheißen hat und ein deutscher Jude aus dem Elsaß war. Der in Wien seßhafte ungarische Jude Bela Haas, der Jude Gustav Mahler, der Jude Picquard und der Clemenceau trafen sich überall, sie gingen auch gemeinsam nach Bayreuth. Und Clemenceaus Beziehungen zum Wiener Preßklüngel waren durch die Schwägerin, die aus dem Hause Szeps stammt, stets die innigsten. Clemenceau kennt Wien genau, er hat hier seine Spione und man begreift, daß diese Briefgeschichte einen Hintergrund haben muß. Aus der Luft gegriffen ist diese dreiste Sensation ganz gewiß nicht und man wird schon noch dahinter kommen. Irgend ein Falschmünzer, irgend ein Dieb, dessen lange Finger weit hinauf reichen, ist da sicherlich im Spiele. Noch stellt sich hier alle Welt dumm und tut, als wäre Clemenceau ein Märchenerzähler. Das ist er aber bestimmt nicht. Er kann ein Betrogener sein oder ein Mitwisser von intimsten Aeußerungen. Er kann aber auch das Opfer einer jener tschechischen Hochverräter sein, die nach Czernins kräftigem Wort ihr schurkisches Gewerbe im Ausland betreiben und den Glauben zu nähren suchen, daß das Bündnis mit dem Deutschen Reich in Wien keinen Boden mehr habe und nächstens zerfalle.

Wir werden es ja bald erfahren. Wer Clemenceau für einen Dummkopf hält, für einen leichtgläubigen Narren, der geht ganz irre. Ein so erfahrener Fuchs wie er müßte nur in seiner jetzigen Kriegstollwut in eine so plumpe Falle geraten sein. Wien ist höchlich gespannt auf den Ausgang dieser weltgeschichtlichen Affäre.

teilnahmen. Die Ministerkonferenz hat mit [illegible]icht darauf, daß die Regierung derzeit nicht über jenes Maß der Mittel verfügt, welches sie erforderlich hält, um die Wahlreform unter Dach zu bringen, vereinbart, daß in dieser Angelegenheit morgen ein Ministerrat abgehalten wird. In diesem Ministerrat wird die Regierung voraussichtlich beschließen, daß sie ihre Demission überreicht.

Ministerpräsident Dr. Wekerle wurde abends um 9 Uhr vom Kaiser in besonderer Audienz empfangen.

Tammerfors nach Widorg führende Bahn östlich von Lohti erreicht.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff."

Bailleul genommen.

K. Berlin, 16. April. (Amtlich.) „16. April, a[illegible]

Die Höhen von Wytschaete wurd[illegible] stürmt. Bailleul ist genommen."

Feuilleton.

Sparsamkeit.

Von Else Rubricius.

Frau Marie war schon vor dem Kriege sehr sparsam gewesen, aber jetzt war es schon gar nicht mehr auszuhalten. So wenigstens erklärte ihr Gatte, Herr Huber, und seine Freunde, mit denen er noch zuweilen — an den seltenen Festtagen, wo Bier ausgeschänkt wurde — am alten Stammtisch zusammenkam, bedauerten ihn einmütig. „Ach ja," seufzte Herr Huber, „immer ist ihr alles zu teuer und immer ist schad' um alles. Freilich, fündteuer ist ja jetzt alles, da hat sie schon recht, aber, du lieber Gott, der Mensch will doch auch leben. Um nichts ist schad', um uns ist schad'!" Das war Herrn Hubers Wahlspruch, und die Freunde stimmten ihm begeistert bei und sie stießen darauf an...

Indessen schnitt Frau Marie in der Küche Rüben und schüttelte den Kopf dabei. Dieses Kopfschütteln galt den Erinnerungen an ihren Einkauf — sie besorgte ja jetzt alles selbst, das Dienstmädchen hatte sie längst weggegeben — solch einen Mitesser konnte man jetzt gerade brauchen! — aber ein Vergnügen war es nicht, die Füße schmerzten sie vom langen Stehen, und was für Grobheiten man jetzt einstecken mußte von der früher so zuckersüßen Grünzeughändlerin. Solch ein Kampf um das bißchen Essen! Sie warf einen geringschätzigen Blick auf das armselige Stück Fleisch und einen besorgten nach dem rapid schwindenden Inhalt des Schmalztopfes. Die Rüben kochten sich auch noch zusammen, und davon sollten nun drei Menschen satt werden, wovon der eine, ihr Sohn Gustl, im letzten Jahr so hoch aufgeschossen war. Und wievtel Geld das Bißchen kostete! Das „gute, teure" Geld, das jetzt so wenig wert war. Immer schneller, immer heftiger schnitt die Frau darauf los, als hätte sie einen Haß auf die Rüben geworfen, hart, anklagend fiel das Messer auf das geduldige Brett.... Wenn man wenigstens nicht draufzahlen müßte! In den ersten Kriegsjahren war es ihnen gelungen, indem sie sich dies und jenes versagten, ihr Budget nicht zu überschreiten. Frau Marie war erfinderisch darin, immer wieder etwas Ueberflüssiges zu streichen, und in vielen Dingen hatte sie wirklich recht. Man hatte früher besser gelebt als nötig. Der Wein z. B. war entschieden überflüssig, Herrn Huber tat der viele Alkohol gar nicht gut. Sie zitterte ohnehin um ihn, seit er so stark und rot geworden war. Auch die schweren Zigarren schadeten ihm gewiß. Jetzt mußte er sich an Zigaretten gewöhnen, Frau Marie stopfte mit Feuereifer leichten Tabak in Papierhülsen. Ja sogar die Pfeife, die seit der Studentenzeit Herrn Hubers tief unten in einer Schublade geträumt hatte, feierte Auferstehung und wurde wortlos geduldet... Zwei Jahre war es so gegangen, und mehr. Die schiefe Ebene, in welche Herrn Hubers Brustkorb nach unten verlief, hatte sich in eine Senkrechte verwandelt, auch sein früher so pralles rotes Gesicht wirkte durchaus nicht mehr beunruhigend. Frau Marie vollends war nur noch ein Schatten ihrer selbst. Denn zu ihrer Ehre muß gesagt werden, daß ihr Sparsystem vor der eigenen Person nicht Halt machte. Wie glücklich war sie trotzdem noch immer, wenn am Ende des Monats die gewohnte Summe nicht überschritten war.

Aber eines Tages, als das Fleisch auf der Schüssel kaum mehr auszunehmen war (man konnte jetzt, nach Frau Mariens System, nur mehr ein Viertel der einst gewohnten Menge kaufen), da schlug Herr Huber auf den Tisch und erklärte unter beifälligem Grinsen seines Sohnes, so ginge das nicht weiter! Frau Marie rechnete ihm vor, was dieses magere Mittagessen kostete, das war nun freilich genug. Aber — „Was geht das mich an?" fragte Herr Huber. „Ich will einmal satt werden, koste es, was es kostet. Schließlich, wer gibt denn das Geld her, du oder ich?" Frau Marie erbleichte; jetzt ging es ihrem System an den Kragen. Von diesem Tag an war der Tisch wieder etwas besser bestellt, aber Frau Marie grübelte Tag und Nacht... Sie benützte nie mehr die Elektrische, machte die weitesten Wege zu Fuß. Aber wieviel ließ sich auf diese Weise ersparen? Und da begann ein neuer Schrecken: Ihr Schuhwerk wurde schlecht und sie erschrak bis ins Innerste, als sie hörte, was jetzt ein Paar Schuhe kostete. Aber da half nun nichts, es mußte sein. In der Kleidung war sie seit je mehr als bescheiden gewesen, jetzt versagte sich auch Herr Huber manchen Wunsch eines eleganten Mannes, doch es half alles nichts: sie zahlten drauf. Herrn Hubers Gehalt als Oberrechnungsrat reichte nicht mehr zur Bedeckung der Haushaltungskosten. Die Zinsen ihres kleinen Vermögens mußten dran glauben. Und es sollte noch schlimmer kommen: Mit zitternden Händen reichte eines Morgens Herr Huber seiner Gattin die Zeitung. „Einberufung der Achtzehnjährigen" las sie in fetter Aufschrift. Es flimmerte ihr vor den Augen. Der Gustl kam zur Assentierung! Daß er behalten werden wird, daran zweifelt sie keinen Augenblick. Und so geschah es auch. Herr Huber war fassungslos. Wenn dieser Einzige ihm verloren ging! Frau Marie hatte keine Zeit, sich ihrem Kummer hinzugeben. Sie machte rasch im Kopf einen Ueberschlag, was die notwendige Ausrüstung kosten würde. Nun war es ihr klar, auch das Vermögen mußte angegriffen werden! Aber spotten lassen durfte man sich nicht. Der Sohn eines Oberrechnungsrates mußte alles haben, wie sichs gehörte. Das sah selbst Frau Marie ein. Herr Huber hatte jetzt wieder magere Zeiten.

17. IV. 1918

Lenzleid der Frau.

Schon als ich ein ganz kleines Mädel war, hörte ich meine Mutter, sobald die Gartensträucher zu grünen begannen, seufzend sagen: „So schön wird es jetzt, und ich hab' nichts zum Anziehen!" Sie stand, als sie dies sagte, vor dem geöffneten alten Mahagonischrank, der ihre besten Kleider enthielt, und ließ ein Stück um das andre melancholisch durch ihre Finger gleiten.

Ich glaube, dieser typische Frühlingsseufzer aller Frauen stammt von Urmutter Eva her, die ja freilich mit unleugbarer Berechtigung das Wort prägte: „Ich habe nichts anzuziehen." Ihre weiblichen Nachkommen übertreiben natürlich, oder besser, sie haben bis vor ungefähr einem Jahre übertrieben, indessen wir Evastöchter der letzten Weltkriegsphase manchmal wirklich befürchten müssen, in den paradiesischen Urzustand zurückversetzt zu werden, wenn das mit den unwillig ausgestellten Bezugsscheinen und den lächerlich hohen Stoffpreisen nicht bald ein gerechtes Ende nimmt.

Ich bewundere oft die Geduld und engelhafte Sanftmut, mit welcher die Frauen den Herren vom Bekleidungsamt Rede stehen, weshalb drei neue Hemden gebraucht werden und wieviel Paar durchlöcherter und nicht mehr stopfbarer Strümpfe die Beschaffung von zwei Paar neuen Strümpfen gebieterisch fordern. Die intimsten Geheimnisse des Wäscheschranks werden schonungslos besprochen und bekrittelt, ja es wird sogar stirnrunzelnd bezweifelt, ob ein Unterrock wirklich schon so schlecht sei, daß ein frischer nötig sei, und vollends, wenn man so kühn ist, eine Bluse oder Stoff für ein Kleid zu wollen, wird hochnotpeinlich gezögert und gestrichen.

Für viele Frauen ist der Gang um Bezugsscheine ein wahrer Bußweg, denn nicht alle sind so kurz angebunden und von stoischer Gelassenheit wie die Resi aus Barsch, die auf die Frage, weshalb sie neue Schuhe brauche, kurz entschlossen einen ihrer verlatschten Treter abstreifte, dem Herrn Amtsleiter unter die Brille hielt und sagte: „Weil s' halt lukert sein und ka Schuster flickt s' mehr!"

Vielleicht sind die Herren vom Bekleidungsamt auch aus edelster Schonung so zurückhaltend mit Bezugsscheinen, sie wollen die armen Weiblichkeiten nicht erst in Versuchung führen, sich Dinge kaufen zu wollen, die vielen von ihnen — unerschwinglich sind. Denn was nützen mancher Frau die schönsten weißen und rosa Bezugsscheine, wenn die gewissen blauen Scheine ihr fehlen! Wer die blauen in großer Menge hat, der bedarf bekanntlich der rosa und weißen nicht, und auch die lieblichen Lebensmittelkarten und Kärtchen (ich nenne sie immer nur „Quälkarten") verlieren für ihn alle schreckliche Bedeutung, denn er findet auch ohne sie den schönen Weg zu erfreulicher Sättigung.

Im Frühling aber denkt selbst die bravste Kriegsfrau mit noch größerer Sorge ihrer Kleider als ihres Hausstandes.

Frauen sind eben wie Vögelchen um diese Zeit — sie wollen und müssen neue Federn kriegen, und das wird nun immer schwerer. Von den armen Spatzen unter den Frauen will ich gar nicht reden, die kreischen und keifen, aber sie tragen dennoch ihre rußgeschwärzten Federchen brav weiter. Aber da sind so viele Finken, Meisen, Bachstelzen, die möchten doch gar zu gern was Neues und Frisches an Kopf und Flügeln und Schwänzlein haben und werden grämlich, verlernen das letzte Restchen Jubel. Und beneiden mit rechtschaffenem Haß die auserlesenen stolzen Reiher und aufgeputzten Paradiesvögel, die sich auch jetzt allen Reichtum des Gefieders gönnen dürfen. Und singen wehmütig im Chor das alte Frühlingslied: „Wir haben nichts anzuziehen!"

Ja, wenn alle Frauen so lustig darüber dächten wie die rundliche Sattlerin in Salzburg! Die sagt einfach: „Wenn ma kein' Stoff mehr kaufen kann, no dann streuch' i mi halt ganz einfach an. Und wann i ka Farb dazu hab', nimm i an Lederlack!"

Es gibt ein wunderschönes Bibelwort, das heißt: „Der Herr, der die Lilien des Feldes kleidet . . ." Man sieht förmlich die leuchtende Gotteshand, die eine Blume um die andre berührt und zu köstlichstem duftendem Weiß erweckt. Ach, daß wir Lilien wären, auf daß er uns kleiden wollte! Er würde es in seiner Allmacht und Güte gewiß ohne Bezugschein tun, und das wäre himmlisch! Aber die kleinen Menschen verkleinern und entstellen alles, und so kommt es, daß oft gerade diejenigen am schönsten gekleidet sind, welche alles eher als — Lilien sind.

So glaube ich fast, daß nichts uns in diesem kritischen Kriegsfrühling 1918 retten kann als die vertrauende Hingabe an die praktischen Weisungen und Ratschläge, welche so oft in hausfraulichen Blättern zu finden sind und die ich von jeher mit einem Gefühl scheuer Bewunderung gelesen habe. Da steht zum Beispiel: „Man nehme ein Restchen Seide und etwas Tüll oder Spitze von einem alten Abendkleid und garniere damit einen alten Hut, dem man durch ein paar Kniffe eine neue Form gegeben hat — es wird ein wunderhübscher, kleidsamer Frühlingshut daraus."

[illegible]: „Aus einigen eingerissenen Taschen-
ie mein Mann aus dem Feld mit-
be ich mit Zuhilfenahme von etwas
r unser Jüngstes ein niedliches
gemacht."

in nicht so erfindungsreich wie all
n, sparsamen Frauchen aus Bielewitz
henbroda, weshalb ich niemals wagen
f diesem Gebiet Winke zu erteilen.
würde ich mich unbedingt den Wiß-
anschließen, die im „Fragekasten"
icktes Herz ausschütten. Da fragte
ne junge Mutter an, ob sich — auf
Grundlage, wie die dänischen Decken
auch dänische „Windeln" bereiten
b eine brave Großmutter vom Lande
ssen, ob man aus einer noch gut er-
Schürze und drei Zopfmaschen ein
Sofakissen herstellen könne.
würde sogar noch weiter gehen als
en. Ich würde kühn fragen: „Wie
ch mir aus nichts ein hübsches
Kostüm?" Oder: „Kann mir eine
e Leserin sagen, wie ich auch ohne
s Kleid mir einen frohen Frühling
nn?"
wenn die freundliche Leserin nicht
dlich, sondern auch weitblickend ist,
sie vielleicht antworten: „Geh' in die
d danke Gott, daß du ihre Wunder
nst mit heilen Augen. Und denk' an
n du auch im alten Kleid ein lieber
ist. Und sorge dich nicht um das
land . . ., wenn nur in dir noch alles
b reich ist von vollem Erfassen des
- dann wird auch dieser vierte Kriegs-
dir ein köstlicher Trost sein, und das
rzleid der Frau verschwindet wie ein
latt unter der deckenden Fülle neuer

Sophie v. Khnenberg.

17. IV. 1918

251

Neues Wiener Tagblatt
18. IV. 1918

252

(**Wie schone ich meine Wäsche?**) Eine vorgestern mitgeteilte Kundmachung des Volksbekleidungsamtes regelt den Stoffverbrauch bei Anfertigung von Bett-, Tischwäsche und Handtüchern. Die gestatteten Maße bewegen sich alle in bescheidenen Grenzen, an die sich die Verbraucher gewiß sehr gern halten würden, wenn sie nur auch die Leinenstoffe hätten oder wüßten, wo diese zu erschwinglichen Preisen zu bekommen sind. Das Kapitel von der Wäsche ist heute nicht minder traurig wie das von den Kleidern. Die Frage: „Wie schone ich meine Wäsche?", ist daher eine die Allgemeinheit in hohem Maße berührende Frage. Die Reichsbekleidungsstelle in Berlin hat in Erkenntnis der Bedeutung dieser Frage es für notwendig gehalten, in einem belehrenden Vortrag im Palasttheater Klarheit über diese Frage zu schaffen. Wort, Lichtbild und Film wirkten dabei zusammen. Frau Dr. Elly Heuß-Knapp entwickelte, was man über die Wäsche, ihre Behandlung und über Waschmittel wissen sollte und doch noch immer nicht weiß. Ihre Ausführungen lassen sich in einige Verse zusammenfassen, die folgende Ratschläge geben:

„Schont die Wäsche! Jederzeit
Eingedenk der Mahnung seid!
Wascht nicht nach gewohnter Frist,
Sondern nur, wenn 's nötig ist!
Sammelt Regen in dem Faß!
Seife spart durch Himmelsnaß!
Wascht und bleicht nicht scharf; denn wißt,
Chlor wie Aetzstoff Löcher frißt!
Weicht gut ein, spült gut zum Schluß:
Doppelt reinigts', spart Verdruß!
Löst das Pulver vorher auf:
Streuts nie trocken oben drauf!
Reibt und zerrt nicht wild drauf los.
Kocht so lang als nötig bloß!
Stets beim Kochen darauf seht,
Daß die Lauge übersteht!
Sengt den Stoff beim Bügeln nicht,
Meidet, daß die Falte bricht,
Da statt Stärke mancher Schalk
Gips euch liefert oder Kalk!
„Kriegsrein", das genüge heut,
„Schneeweiß" bleibt für Friedenszeit!
„Schont die Wäsche!" lautet schlicht,
Eines jeden Deutschen Pflicht!"

Die Versammlung nahm die Ratschläge, die gewiß auch bei unsern Hausfrauen Verständnis finden werden, dankbar auf.

Arbeiterzeitung

21./IV. 1918

Die verkehrte Welt.

Von Alois Ulreich.

Die Frau Bondy ist wütend. Sie wird sich den Krieg merken. Bei ihr hat er ausgespielt. Es ist einfach unerhört, was man sich von ihm gefallen lassen soll. Am Anfang war der Krieg ja eine ganz angenehme Einrichtung. Man hatte endlich einmal einen neuen Gesprächsstoff, die jungen Leute zogen ihre neuen, eleganten Uniformen an, die Kapellen spielten den Radetzkymarsch und die Ehegatten bekamen Kriegslieferungen. Aber jetzt wird der Krieg einfach ungemütlich. Ganz abgesehen davon, daß man schon vier Jahre nicht an die Riviera gehen kann, darf man kein eigenes Automobil halten, wirtschaftet sich wegen ein paar lumpiger elektrischer Lampen, die man angeblich zuviel brennen hat, allerlei Scherereien mit den Aemtern ein und weiß nicht, was man mit dem Sommer anfangen soll. Diese Hemmungen des gesellschaftlichen Lebens verbittern das Dasein einer jungen Frau aus der guten Gesellschaft sehr empfindlich.

Das Aergste, was aber Frau Bondy nur treffen konnte, war die Tatsache, daß ihre Köchin Resi kündigte. Die Resi ist die Stütze des Bondyschen Hauses gewesen. Und jetzt will diese dumme Person plötzlich heiraten. Mitten im Kriege heiraten — so ein Einfall. Die Dienstboten sollten überhaupt gar nicht heiraten dürfen. Es macht den Herrschaften immer nur Unannehmlichkeiten. Frau Bondy redete der Resi im guten zu, das Heiraten zu verschieben. Die Resi wurde verlegen, sagte, daß sie ja gern warten möchte, aber der Josef bestehe darauf, daß sie heiraten, weil es bald notwendig ist, daß sie verheiratet sein werden, und nächstens muß er mit der Marschkompagnie fort. Da kann natürlich auch die Frau Bondy mit allen ihren Versprechungen nichts machen. Sie fügte sich ins Unvermeidliche und ging ins Stellenvermittlungsbüro wegen einer neuen Köchin. Dort nahm man wohl die Einschreibgebühr entgegen, aber Köchinnen hatte man keine auf Lager. Frau Bondy wartete. Das Stellenvermittlungsbüro sollte eine Köchin schicken, sobald eine auftaucht. Aber es kam keine daher. Die jungen Frauenzimmer finden jetzt genug andere, angenehmere Stellungen und es fällt ihnen nicht ein, sich in die Gefangenschaft einer feinen Familie zu begeben, um den Leuten das Mittagessen zu bereiten und das Geschirr abzuwaschen.

So verging die Zeit. Die Resi mahnte endlich. Man werde schon bald merken, wie es bei ihr stehe.

Frau Bondy war schon in allen möglichen Stellenvermittlungsbüros eingeschrieben, aber ohne einen rechten Erfolg, denn entweder sendeten sie gar keine Bewerberinnen oder was sie an weiblichem Dienstpersonal anboten, war unter jenem Niveau, auf dem das Bondysche Haus stand und von dem nichts abgelassen werden konnte.

So studierten denn Herr und Frau Bondy jetzt täglich die Anzeigen, in denen Köchinnen ihre Dienste anboten. Man schrieb den Bewerberinnen, erhielt aber keine Antwort.

„Ich wette," sagte Herr Bondy eines Tages zu seiner Gattin, „die anderen Frauen laufen den Mädeln nach. Da können wir freilich nie eine Antwort bekommen."

„Ja glaubst du, ich soll auch so einer Person irgend wohin nach Hernals oder Favoriten nachrennen?" entgegnete Frau Bondy entrüstet über eine solche Zumutung.

„Es wird dir nichts übrig bleiben," sagte ihr Mann darauf in herzlosem Tone.

Nach einigen Tagen kam auch Frau Bondy zu der Ueberzeugung, daß dies der einzige Weg sein wird, zu einer Köchin zu kommen, und sie machte sich mit dem Kleinen Anzeiger in der Hand auf den Weg. Es war ein Schmerzensweg für eine elegante junge Frau, die wahrhaft andere Dinge zu tun hätte, als hinter Köchinnen herzulaufen. Sie fuhr nach Lerchenfeld hinaus, wo sich eine gute Köchin für ein feines Bürgerhaus empfahl. Frau Bondy landete schließlich bei einer großen Mietzinskaserne in einer Seitengasse, trat in einen arg mitgenommenen Hausflur und klomm ein ödes Stiegenhaus hinauf, in dem es nach Rüben schlimm duftete. Endlich hatte sie das dritte Stockwerk erreicht und klingelte an der Tür Nr. 34, wo das Mädchen wohnen soll.

Eine alte Frau öffnete.

„Kann ich das Fräulein sprechen?"

„Sie kommen wegen dem Inserat? Natürlich können S' die Fräul'n sprechen. Kommen S' nur herein, gnä' Frau. Sie müssen halt warten."

„Warten?" wiederholte Frau Bondy und rauschte in die ärmliche Küche.

„Natürlich . . . Was glauben S' denn, wie viel' Leut' schon da waren! Uje, um die Mali geht's diesmal zu . . . Da machen Sie sich keine Vorstellung. Bitt' schön . . . spazieren S' nur weiter . . ."

Frau Bondy durchschritt wie im Traume den Küchenraum und trat ins Zimmer. Dort warteten schon so sieben oder acht Personen. Es sah wie beim Zahnarzt aus. Jedes saß mit finsterem Gesicht da und sah feindselig nach der neu Angekommenen, in der man eine unangenehme Konkurrentin erblickte.

„Da muß man sich ja anstellen!" rief Frau Bondy entsetzt aus.

„Ja, es ist beinahe schon so . . ." erwiderte lächelnd die alte Frau, die hinter ihr herging. „Aber wo muß man sich heutigentags nicht anstellen? . . . Die Mali kann aber gar nichts dafür . . . Es kommen halt so schrecklich viel Leut' . . . Grad war der Briefträger da und hat zwei Telegramm bracht . . ."

Da war nichts anderes zu machen, als sich ins Schicksal zu ergeben. Frau Bondy nahm Platz und wartete. Die Mali saß in ihrem Kabinett drinnen und empfing die Bewerberinnen um ihre Arbeitskraft. Sie notierte die Adressen und die Bedingungen, die man stellte. Eine nach der anderen von den Gnädigen schwebte heraus. Jede machte ein gedrücktes und bitteres Gesicht. Immer näher kam die Reihe an Frau Bondy. Vor ihr war nur noch eine sehr stattliche, alte Dame, der man es ansah, daß sie von den irdischen Sorgen nicht sehr bedrückt wurde. Hinter ihr warteten schon wieder vier andere Damen.

Diesmal dauerte die Unterredung besonders lange. Die stattliche, alte Dame kam nicht heraus und als sie endlich kam, wurde sie von der Mali bis zur Tür begleitet. Mali sagte diesmal nicht, wie sie es zu den anderen Damen gesagt hatte: „Ich werd' mir's überlegen, gnä' Frau, und Ihnen schreiben . . .", sondern knickste höflich.

Frau Bondy war darüber sehr beunruhigt. Sie horchte ängstlich, was die abgehende Dame zu Mali sagte. Die alte Dame war nämlich so ungeheuer freundlich und glückstrahlend daß Frau Bondy dies nichts Gutes zu verheißen schien. Endlich kam Mali zurück, sah sich ängstlich um, war verwirrt und wendete sich dann mit den unsicher und stotternd hervorgebrachten Worten an die noch wartenden Damen: „Ich . . ich bin schon vergeben . . . Ich hab' den Platz bei der Frau Baronin angenommen . . . Es ist nicht mehr notwendig, daß die Damen warten."

Es waren gerade keine Freundlichkeiten, die nun von den enttäuschten und aufgeregten Damen an das Tageslicht eines verregneten Frühjahrsvormittags befördert wurden. Mali hielt allen Heftigkeiten achselzuckend stand, suchte beruhigend einzuwirken und die aufgeregten Herrschaften begütigend zum Abzug zu bringen.

Frau Bondy war riesig empört. Sie wurde nur noch von einer überaus umfangreichen, würdevollen Dame übertroffen, die wie eine Lokomotive pustend aus den Nöten ihrer gut genährten Kurzatmigkeit immer nur wieder die fassungslosen Worte hervorstieß: „Aber da hört sich doch alles auf! . . . So was hab ich erleben müssen . . . Ich, die Frau Hampelmeier, wo sich die Madeln alle fünf Finger abg'schleckt haben, wenn s' in mein Haus haben kommen können . . ."

An der Seite dieser Frau Hampelmeier rauschte auch Frau Bondy aus dem dürftigen Drittenstockzimmer, indem sie ihren Unmut gebührend zum Ausdruck brachte.

„Mir hätt' das einmal wer sagen sollen," erklärte die Frau Hampelmeier, mühsam ihre wohlgerundete Leiblichkeit die drei Stöcke hinabwälzend. „Mir hätt' das einmal wer sagen sollen, daß ich mich bei an' Dienstmadel anstellen muaß, daß ich bei einer Köchin antichambrieren soll und quasi quasi bitten soll, damit s' bei mir einsteht . . . Ausg'lacht hätt' ich ein' jeden, der mir das g'sagt hätt' . . . Und heut muß ich's erleben, wie wenn's gar nichts wär' als was ganz Selbstverständliches . . . Ich sag immer, die Welt steht auf kein' Fall mehr lang. So kann das nicht weiter gehen . . . Passen S' auf, der Himmel wird nicht mehr lang zuschauen, wie sich die Leut' an ihm versündigen . . . Auf ja und na wird was daher kommen. Ich waß zwar net was, aber sagen S', ich hab's g'sagt, wenn's so weit ist . . ."

Frau Bondy enteilte der murrenden und gestikulierenden Hampelmeier auf dem zweiten Stiegenabsatz und fuhr schnurstracks ins Comptoir ihres Mannes, bei dem sie ihren Neffen Arthur traf.

Aufgeregt schilderte sie ihr heutiges Erlebnis.

„Das ist ja die verkehrte Welt!" schloß sie ihre Ausführungen.

Herr Bondy erwiderte, daß er schon vom Krieg genug habe, da ja doch nichts mehr dabei zu verdienen sei und man nur Scherereien mit ihm habe. Er habe es wirklich satt und man könne nicht verlangen, daß er sich auch noch wegen der Köchinnen den Kopf zerbreche.

Der Neffe Arthur aber, den Frau Bondy nicht leiden mochte, weil er der schönen Frau stets zu widersprechen wagte, fand den Fall sehr interessant und meinte, daß man sich keine tollere und grimmigere Ironie denken könne, als wenn der Zerstörer und Vernichter „Krieg" es zuwege brächte, daß in irgend einem Belang eine gesellschaftlichr Ungerechtigkeit abgestellt werde und das natürliche Verhältnis in den Beziehungen der Menschen untereinander wiederhergestellt würde.

„Du mußt doch zugeben, daß es eine verkehrte Welt ist, wenn die Frauen den Dienstboten nachlaufen müssen," sagte Frau Bondy erregt.

„Keineswegs," erwiderte Arthur. „Diese verkehrte Welt ist gerade die richtige Welt. Sie scheint uns nur verkehrt, weil wir so lange Zeit ihr Gegenteil zu sehen gewohnt waren, so daß sich in vielen Leuten die irrige Meinung festsetzte, daß diese Verhältnisse die natürlichen seien. Nun ist es aber selbstverständlich, daß sich derjenige, der die Arbeitsleistung eines anderen benötigt, um diese bemühen, um sie werben muß. Die verhängnisvolle Ueberproduktion an Arbeitskräften hatte dieses natürliche Verhältnis bisher in sein Gegenteil verwandelt. Der Krieg mit seinem starken Konsum an Arbeitskräften stellt nun wieder das ursprüngliche, gesunde, natürliche Verhältnis her und die verschiedenen Malis, Fannys und Kathis rächen jetzt, indem sie die Gnädigen in ihren Vorzimmern sitzen und warten lassen, was in vielen Jahrzehnten an ihnen und ihren Schicksalsgenossinnen gesündigt worden ist . . ."

„Also mit dir kann man nicht reden," sagte Frau Bondy und wendete sich ab.

Herr Bondy aber erklärte, er lasse sich vom Krieg nicht weiter zum besten haben, ihm können alle Köchinnen der Erde auf den Buckel steigen. Er bedarf ihrer von heute an nicht mehr, denn für ihn sei die Köchinnenfrage gelöst: „Wir gehen von heute an ins Wirtshaus essen. Gott sei Dank, wir können es uns leisten . . ."

getan, angezogen von Begünstigungen, von Steuerfreiheit, unentgeltlichem Grund, Frachterleichterungen und besonders von öffentlichen Lieferungen. Er freute sich mit jeder Fabrik, die Ungarn von dem Bezuge der Waren aus anderen Ländern unabhängiger machte; er wollte, daß mindestens die Gegenstände des allgemeinen Verbrauches zu Hause verfertigt werden. Ein Beispiel ist, wie er keine Ruhe gab, bis Ungarn eine Bürstenfabrik hatte. Die Schwierigkeiten waren groß, die industrielle Arbeiterschaft hat gefehlt und mußte von österreichischen Werkmeistern erst mühselig geschult werden. Josef Szterenyi ist der Pionier dieses Fortschrittes gewesen; was daran schwächlich und verkünstelt war, ist durch den Krieg stark geworden. Der heutige Wohlstand

steht auf dem Boden des Ausgleiches. Das Bündnis mit Deutschland wollte er wirtschaftlich noch vertiefen und befestigen, wofür ein wichtiges Zeugnis in einer während des Krieges veröffentlichten Flugschrift über die Annäherung vorliegt. Ein Ministerium Szterenyi würde alle Kräfte des Staates, den Ehrgeiz, das Geld und die Gesetzgebung verwenden, um die ungarische Industrie zu kräftigen. Ein industrielles Zeitalter würde beginnen. Das sollten alle bedenken, die Oesterreich mit behördlicher Duldung zum wirtschaftlichen Kleinstaate herunterbringen wollen. Von harten Steuern bedrückt, ohne innere Zusammenfassung, droht Oesterreich die Gefahr, in diesem Wettbewerb zu unterliegen.

Feuilleton.

Sommerfrische.

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften . . . aber wir sagen das nicht, wie Johanna, inmitten einer ländlichen Gegend, die wir verlassen wollen, sagen es keineswegs, weil wir fortgehen, sondern eben, weil wir zu Hause bleiben müssen. Aus der verbrauchten Luft unserer Wiener Wohnstuben, aus der verbrauchten Kraft unserer jetzt doppelt und dreifach ermüdeten Nerven senden wir diese geflügelten Abschiedsworte nach dem einst so nahen Salzkammergut, zu dem uns jetzt die Statthalterei in Linz alle Wege verrammelt hat . . . ihr traulich stillen Täler, lebet wohl!

Selten sind Vorschriften und Verbote schroffer, selten mürrischer im Ton gewesen als dies Bündel von Verordnungen, mit dem die Linzer Statthalterei bestimmte, daß Sommergäste heuer in den oberösterreichischen Gemeinden keine Lebensmittel zugewiesen erhalten, daß Ortsfremde nichts einkaufen dürfen, daß so und so viele Dinge verboten sind (bei Strafe natürlich), die ein Mensch, der seinen und seiner Kinder Hunger stillen möchte, nur begehen kann. Das Salzkammergut, das sonst ein lieblicher und gesegneter Erdenfleck war, ist plötzlich ein heißer und gefährlicher Boden geworden, auf dem sich nur ein gewiegter Jurist oder ein pfiffiger Schieber freier bewegen könnte. Ein harmloser Mensch wird da sein bißchen Brot, wenn er überhaupt eines kriegt, sicherlich in Tränen essen, wird in kummervollen Nächten weinend auf seinem Bette sitzen, in der angenehmen Gewißheit, daß er schuldig werden mußte und daß ihn die Linzer Statthalterei dann jedenfalls der in den Verordnungen vorgesehenen Pein überlassen dürfte. Eine Erholung, eine Kräftigung der Gesundheit kann unter solchen Umständen nicht einmal der rosigste Optimismus von einem derartigen Sommeraufenthalt erhoffen. So werden denn die anmutigen Ortschaften Oberösterreichs, die vielen von uns eine zweite Heimat bedeuten, dieses Jahr leerstehen, und die Wiener Mittelstandsgesellschaft wird mit ihren Frauen und Kindern in Wien bleiben.

Wir haben jetzt eine so lange Uebung in freiwilligen und unfreiwilligen Entbehrungen hinter uns, haben so viele schwere Leiden mit so viel Geduld ertragen, weil sie notwendig waren, daß wir heute wohl einen Anspruch haben, neue Verbote ein wenig auf ihre unbedingte Notwendigkeit zu untersuchen und uns eine Zensur kaum denken können, die uns nicht die Frage erlaubt: Muß das Salzkammergut wirklich gesperrt werden? Hat doch der Bürgermeister von Wien neulich selbst erklärt, daß die Regierung von einer wahren Verordnungswut befallen sei. Nach dieser amtlichen Feststellung eines Zustandes ist dem gewöhnlichen Staatsbürger sicherlich ein ruhiges Wort verstattet, um so mehr, als wir uns ja gar nicht mit der Regierung, sondern bloß mit der Statthalterei in Linz befassen und höchstens gegen

alterei, und man darf es doch einen Augenblick bezn, ob irgendeine Verwaltungsstelle gut daran tut, jetzt das Oel neuer Verordnungen in das zehrende der alten zu schütten. Der Linzer Statthaltereierlaß ewiß zahlreiche Sympathien finden — in den oberchischen Amtsstuben. Doch die Amtsstuben sollen eben dienen und im Leben draußen wird man zu der neigen, daß man eine Schwierigkeit nicht behebt, inan ihr einfach den Rücken wendet, und eine öffentliche digkeit nicht beseitigt, indem man ihre Erfüllung g verbietet. Der Besuch des Salzkammergutes macht rwaltungsbehörde sicherlich enorme Scherereien. Das er gerne zu. Allein, daß der Besuch nur den Villen- gestattet, daß nur sie mit Lebensmitteln versorgt läßt gleichsam durch behördliches Eingreifen Gegenaffen, wo bisher keine waren, trägt von Amts wegen ung in Kreise, die sich bisher nicht aufreizen ließen. ß man sich aller Mühsal, die der Fremdenbesuch verentledigt, indem man den ganzen Zuzug sperrt, ist ur eine Schreibtischlösung. An Schreibtischlösungen wir schon eine ganze Menge. Es genügt jedoch, sich izverbotes zu erinnern, das für den Herbst wie für ühling sorglos und einfach an ein Datum, statt an nerhin meßbare Temperatur geknüpft wurde, und die hatte, daß wir im Oktober wie jetzt im April lich frieren mußten, während man im November, r und März des Ofens etliche Male hätte entbehren die weitere Folge, daß eine Unzahl Menschen krank . Deshalb eine bescheidene Mahnung: Der Krieg Verwaltung vor schwere Probleme gestellt. Allein robleme entwirrt man nicht, indem man es einfach ölkerung überläßt, mit ihnen fertig zu werden. Das ein Abwälzen großer Lasten, die dabei immer r werden. Vom grünen Tisch aus ist das lebendige aum zu regeln, und so dürfte es denn auch, hoffentlich, bei sein Bewenden haben, daß der Weg in die grüne von grünen Tischen verrammelt wird.

Felix Salten.

23. IV. 1918

Westungarischer - Grenzbote
24./IV. 1918

266 J 24

Wiener Bilderbogen.

—, 21. April 1918.

(Czernins Sturz. — Großes Sterben. — Popularität. — Maler Klimt, Architekt Otto Wagner, Alexander Girardi. — Girardis Bedeutung.)

Die Nachwirkungen des Ministersturzes Czernin verlaufen sich langsam, aber sie sind von einer höchst bemerkenswerten Stärke und werden nicht vergessen werden. Es war so ungewöhnlich, daß einmal eine starke, ausgesprochene Persönlichkeit in unserer Politik sich Geltung zu verschaffen wußte. Das übte eine Anziehungskraft aus, die weiter reichte als man ahnte. Czernin machte es den Polen nicht recht und er brüskierte die Tschechen, er nannte die einen Schmarotzer des Staates und die anderen Hochverräter, er führte auch mit guter Klinge einen Hieb gegen die größenwahnsinnigen Südslawen und verscherzte sich die Gunst all dieser Herrschaften, aber im Zentrum stand er fest und seine Art wäre vielleicht auf die Dauer sehr wohltätig gewesen, sie hätte manchen Irrwahn zerstört. Die verwaschenen Beamtennaturen, die bei uns regieren, indem sie sich beständig die Hände reiben und jedem, der bös ist, ein Zuckerl versprechen, waren freilich entsetzt über diesen Minister des Aeußern, aber auf das Volk wirkte er wie eine Erlösung. Man lechzte schon lange nach einem kernhaften Wort vom Regierungstisch, nach Taten. Nun, Graf Czernin brachte es nur bis zu Worten, die Taten mußte er uns schuldig bleiben. Aber er wird ja eines Tages wiederkommen, er ist ja erst fünfundvierzig Jahre alt.

Die deutschen Parteien des Reichsrates haben dem geschiedenen Minister ihre Sympathien zum Ausdruck gebracht und selbst die Frauenwelt überreichte ihm eine Adresse. Lauter Dinge, die in Oesterreich noch nicht da waren.

Aber muß man denn immer von der Politik reden, wenn man aus Wien schreibt? Es geht doch auch sonst wahrhaftig genug vor in dieser großen Stadt. Neuestens hat uns das große Sterben heimgesucht in den Kreisen der repräsentativen Persönlichkeiten. Solch eine Stadt hat nicht nur ihre besonderen Kirchtürme und Sehenswürdigkeiten, die über alle anderen hinausragen, sie hat stets auch ihre populären Figuren, die sich über das Chaos einer Zweimillionenbevölkerung erheben. Ueber den Durchschnitt wachsen ja viele hinaus, wenn man ernsthaft zu zählen anfängt, bringt man es ja auf fünfzig oder hundert Männer, die bekannt sind und von denen jeder meint, ganz Wien liege ihm zu Füßen; aber in Wahrheit gibt es in der Regel kaum ein halbes Dutzend Menschen, von denen man sagen kann, daß ganz Wien sie kennt und Anteil nimmt an ihrem Geschick. Ein solcher Mann war Johann Strauß, der Walzerkönig, war Hans Makart, der Maler und ein und der andere Burgschauspieler. Auch Raimund und Nestroy waren in früheren Zeiten solche Figuren, die Gallmeyer zählte zu ihnen und die Geistinger. In neuerer Zeit sind diese Gestalten immer rarer geworden. Nun aber sind nacheinander drei Männer gestorben, die diesem engsten Kreis der Populären ganz nahe standen, vom dritten kann man sogar sagen, daß er mitten drin stand: der Maler Klimt, der Architekt Otto Wagner und der Schauspieler Alexander Girardi. Wien ist ärmer, wenn man sich diese drei Namen plötzlich hinwegdenkt. Klimt war der eigentliche Repräsentant der Moderne in der Malerei, mit ihm fing die „Sezession" an, auf sein großes Talent stützte sie sich. Und alle Stümper ulkten in seinem Schatten die Welt ungestraft mit ihren Zerrbildern an. Bis er sie im Stiche ließ und einen engeren Kreis um sich bildete. Er stand im heißesten Streit der Parteien und das große Ereignis seines Lebens war, daß die Deckengemälde für die neue Universität, die man bei ihm bestellt hatte, abgelehnt wurden, als sie fertig waren. Weder die philosophische, noch die medizinische Fakultät wollte so sezionistisch dargestellt sein, wie er sie dargestellt hatte. Es war ein Riesenlärm und die Professoren entschieden in einer rein künstlerischen Sache. Die Gegenwirkung aber war so stark, daß Klimt seit damals zu den populärsten Künstlern Wiens zählte und Schule machte.

Otto Wagner war der große Baukünstler unserer Tage, dem Wien viel verdankt. Aber noch streitbarer als Klimt war er und noch radikaler. An Bildern kann man vorübergehen, man braucht sie überhaupt nicht zu sehen, aber an den steinernen Kolossen Otto Wagners in allen Straßen stieß sich jedermann. Er hatte keinen Respekt vor den überlieferten Bauformen der Barocke, er rang um einen ganz neuen Stil der Zweckmäßigkeit und stellte Bauten hin, die wir als ganz zeitlos empfanden, die an nichts anknüpften und „modern" sein wollten. Das setzte viel Zank und Streit, aber es bildete sich eine begeisterte Gemeinde um ihn, die immer größer wurde und ihn als den Einzigen ausrief. Ein wahres Pamphlet gegen alle Künstler, die je in Wien gebaut hatten ließ der Vielschreiber und ästhetische Schwätzer J. A. Lux zu Gunsten Otto Wagners vom Stapel, als dieser 70 Jahre alt wurde. Es hat dem Meister sehr geschadet. Daß er bei so manchem Wettbewerb nicht durchdrang, das wollten seine Trabanten nicht dulden. Aber er fiel immer wieder durch, Wien beugte seinen Nacken nicht gutwillig unter das Joch Otto Wagners, es hatte künstlerische Ueberlieferungen zu schätzen, die nicht niedergetreten werden durften. Der vielumstrittene Mann ist jetzt gestorben und man ist seinem Andenken gerecht geworden. Alle fühlten, daß da ein Großer von uns ging. Und man erinnerte sich nun all des Schönen, was er geschaffen. Die künftigen Geschlechter werden das Endurteil über ihn und seine Kunst zu sprechen haben.

Und jetzt ist uns auch Alexander Girardi entrissen worden, ein Künstler, der keinen Feind hatte, der nie zu Zank und Streit Anlaß bot. Wenn er Gegner besaß, so waren es solche, die nur den übertriebenen Girardi-Kultus abwehrten, die die Theaterpapppler bekämpften, die dem Künstler beständig den Staub von den Füßen leckten und sich in seinem Ruhm sonnten. Ihn persönlich bekämpfte niemand, er bezwang jeden durch seine schlichte große Kunst. Er war von unbegrenzter Volkstümlichkeit, niemand konnte sich darin mit ihm messen. Und er blieb immer bescheiden. Auch in seinen persönlichen Bedürfnissen, denn er war klug und sparte seine Kräfte. Sie in Genüssen und Gelagen zu vergeuden, wäre ihm sündhaft erschienen, eine Flasche Gieshübler war ihm immer lieber als der beste Champagner. Daß er einen heimlichen Feind im Körper hatte, daß er, der sich immer gesund fühlte, zuckerkrank war, das wußte er gar nicht. Und so erlag er einer Verletzung an einem Hühnerauge, denn es war kein Heiltrieb mehr in ihm, die kleine Wunde schloß sich nicht und artete aus.

Die künstlerische Bedeutung Girardis lag leider in der Operette und in vergänglichen Possen, er „kreierte" nicht in einem einzigen dichterischen Werk, das heute noch lebt, eine neue Rolle. Das mindert seine theatergeschichtliche Bedeutung ganz erheblich und seine wahren Freunde haben das immer bedauert. Sie haben es ihm vorausgesagt aber er hielt sich an die, die ihm gute Rollen für ihn schrieben, an die Handwerker. Denn er, der verwöhnte Liebling, wollte allein herrschen auf dem Theater, das erhöhte ihn und auch seine Honorare. Er ist denn auch als Millionär gestorben. Ein Glücksfall seltener Art war ihm noch beschert, der neue Burgtheaterdirektor, der Raimund auf der Hofbühne pflegen wollte, berief ihn, den Volksschauspieler, an die erste Bühne. Und hier spielte er den Wurzel im „Bauer als Millionär", dem noch andere Rollen folgen sollten. Es wäre ein schöner Abschluß seiner Laufbahn gewesen. Aber es hat nicht sollen sein. Mit dem schon verletzten Fuß fuhr Girardi in der Karwoche nach Pilsen, um dort zu gastieren! Hatte er das nötig? Mit einer Entzündung kam er zurück und ist nicht mehr in Wien aufgetreten. Die Stadt trauert um den seltenen Künstler, der sich die Liebe Aller erspielte. Ein Ehrengrab wird ihn, sowie Klimt und Wagner, aufnehmen. Und man wird immer daran denken, daß sein letztes Lied „An Asch'n!" „An Asch'n!" gewesen ist. Es mahnt an die Vergänglichkeit alles Glanzes dieser Erde.

Vossische Zeitung

26./4. 1918.

267 26

An der Grenze Italiens.

Von

Karl Federn,

Sonderberichterstatter der „Vossischen Zeitung".

Lugano, 20. April.

Die italienische Grenze ist strenger geschlossen als je; wenn man bei Chiasso das Städtchen verläßt, so sieht man jenseits des schmalen Grenzflusses die Straße einem kleinen Hügel entlang ziehen; die Straße hat zum Fluß hin eine brusthohe Mauer; an dieser sind in Abständen von schwerlich mehr als vier bis fünf Metern mächtige hohe Pflöcke befestigt, zwischen denen sich ein Stacheldrahtnetz von doppelter Mannshöhe hinzieht; hinter diesem Netz gehen die italienischen Wachen, das Gewehr im Arm, auf und ab. Man geht weiter, kommt wieder zwischen Häuser und sieht plötzlich neben einem Haus eine Gittertüre, hinter der eine Treppe bergauf führt; die Straße ist schweizerisch; hinter der Gittertüre stehen italienische Soldaten Wache; die Nichtwachhaben sind weiter oben mit dem Bocciaspiel beschäftigt. Schweizerische Posten warnen, nicht zu weit vorzugehen; selbst das Zeigen mit einem Stock oder mit der Hand ist untersagt: es könnte ja ein verabredetes Zeichen sein. So zieht sich die streng verwahrte Grenze gewunden an den Berghängen hin, um sich von beiden Seiten Lugano, das in dem südwärts gestreckten Zipfel des Tessin liegt, dicht zu nähern. Wer hier spazieren geht, muß sich in acht nehmen. Kürzlich verirrte sich, zur hohen Freude seiner Schüler, just der Geographieprofessor des Gymnasiums über die Grenze und kam erst nach zwei oder drei Wochen eines vermutlich nicht angenehmen Aufenthalts zurück.

Seit Wochen ist keine Post herüber gekommen und nur einmal zwei Zeitungsblätter, die so gut wie nichts enthielten. Und dennoch können wir uns ohne Furcht, zu sehr zu fehlen, sehr wohl ein Bild davon machen, wie es in Italien steht. Wir wissen, daß die Nachrichten von den Niederlagen im Westen, ob man sie zum Teil verschleiern und entstellen mag, wie ein schwerer Alpdruck auf dem Lande lasten, und daß die Sorge vor einer neuen österreichischen Offensive nicht geringer ist. Ob die Abberufung der englischen und französischen Truppen aus Oberitalien geheim gehalten wurde, wissen wir nicht; vielen muß sie jedenfalls bekannt sein; und man kann sich die dumpfe Verzweiflung der einsichtigeren unter den Interventionisten über den Gang des Krieges vorstellen. Es liegt in der Natur des Krieges und der furchtbaren Folgen einer Niederlage, daß die Politiker, die für einen Krieg eintreten, der dem Lande nicht aufgezwungen wurde, alles auf diese Karte setzen, und mit der Niederlage selbst untergehen. Man kann sich auch gut vorstellen, was die Leute sagen, die anders dachten und gegen diesen Krieg waren, — vorsichtig noch und im kleinen vertrauten Kreise, aber an unzähligen Orten in Italien wird jetzt das gleiche ausgesprochen. Denn es ist gefährlich, in Italien die Wahrheit zu sagen, die die noch herrschende Partei nicht hören will: daß der Krieg nach dem Wort Napoleons mehr als ein Frevel, daß er ein verhängnisvoller Fehler war. Wer jetzt in Italien das voraussagt, was unausweichlich kommen muß, der wird in dem freien Lande bestraft und eingesperrt wegen „disfattismo", weil „wer an die Niederlage glaubt und davon spricht, sie herbeiführe". In der Tat aber haben in Italien die Leichtsinnigen und Toren, die an den Sieg glaubten, die Niederlage herbeigeführt.

Wie fieberhaft die Stimmung im Lande ist, das beweisen die Prozesse, die Denunziationen, die beständigen Anklagen gegen Fremde und Einheimische, gegen Private, Gesellschaften und Parteien. Dabei muß man bedenken, daß nur der geringste Teil an die Oeffentlichkeit und in die Zeitungen kommt. Schon im Frieden spielen die anonymen Briefe in Italien eine ungeheure Rolle. Der Gedanke, daß ein anonymer Brief — sobald er etwas Ungünstiges gegen irgendjemand enthält — an sich ein Schurkenstreich ist, kommt den Leuten gar nicht. Man kann sich denken, wie sie seit dem Krieg zu Millionen von der Post durchs Land getragen werden, die Beamten je nach ihrem Verständnis. verzögern, öffnen aber einschlichtern und ihre Maßnahmen bestimmen. Cadorna mußte seinerzeit die untergeordneten Kommandostellen warnen, auf anonyme Briefe hin Schritte gegen Offiziere zu tun. Die Geistesstimmung, die in Italien herrscht, kommt der nahe, die in Frankreich zurzeit der Gesetze gegen die Verdächtigen herrschte. Wir wissen von einem Ingenieur, einem Neutralen, der durch eine anonyme Anzeige beschuldigt wurde, eine Eisenbahnbrücke, die er gebaut hatte, beschädigt zu haben. Daraufhin wurde er, als der nächste Zug über die Brücke fuhr, gezwungen, unter ihr stehen zu bleiben; dann, als nichts geschah, für einige Wochen festgehalten und zuletzt landesverwiesen. Wir wissen von einem andern Herrn, der durch einen anonymen Brief verdächtigt wurde, er „beabsichtige die Wasserleitung, an deren Bau er beteiligt gewesen, zu vergiften", und der die Stadt, die ihn ange-

die schwachen Widerstand leistet, heftigere Kritik der Sozialisten, und zum Schluß ein angstvolles Vertrauensvotum für die Regierung: auch hier die fortgesetzte Komödie, bis unter dem auf ganz anderen Feldern entscheidenden Schicksal die Bühne zusammenbricht.